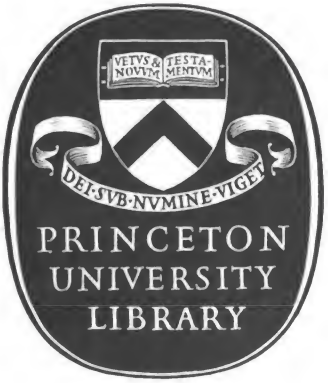
Johann Wilhelm Schaefer's Geschichte der deutschen ...

Johann Wilhelm Schaefer, Franz Muncker

Restored through a grant from

The Cartwright Foundation



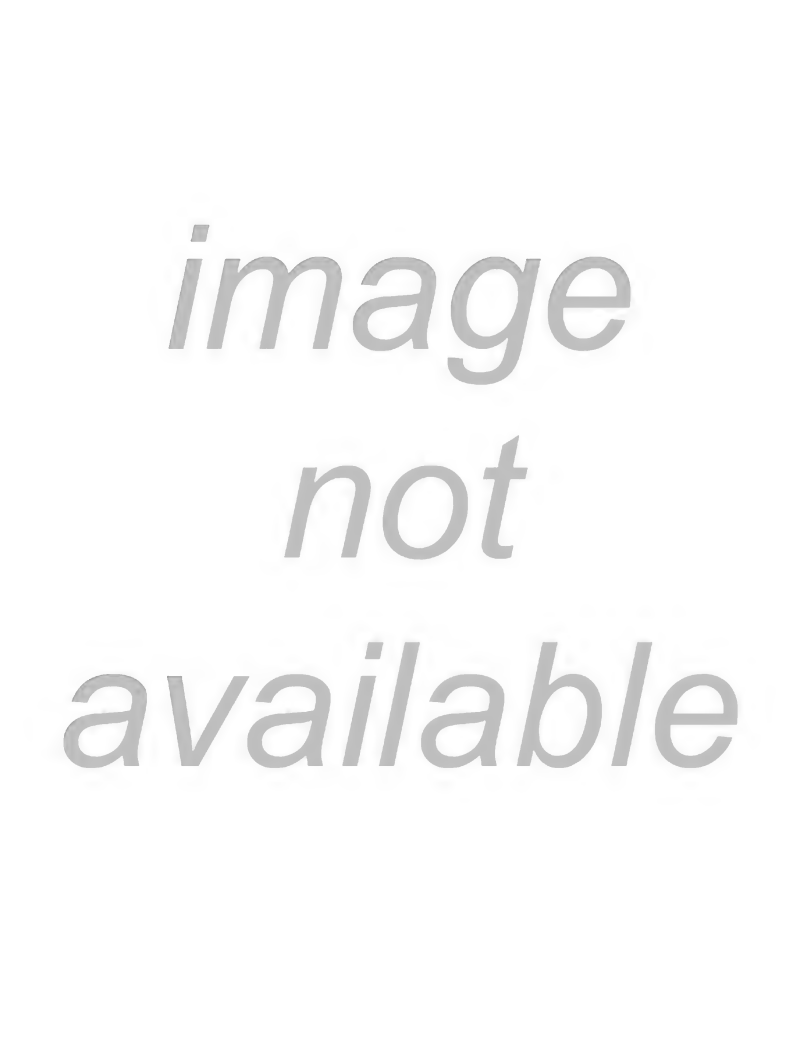


image
not
available

Johann Wilhelm Schaefer's

Geschichte der deutschen Literatur

des XVIII. Jahrhunderts

in übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen.

Zweite, vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage,

herausgegeben

von

Dr. Franz Muncker.

UNIVERSITY LIBRARY

Neue Ausgabe in zehn Heften.

Erstes Heft.

Des Gesammtwerkes erstes Buch, erstes und zweites Capitel.

Einleitung. Die deutsche Literatur bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts. — Innere Geschichte der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Herders und Goethes erstem Auftreten. — Hagedorn und Haller.

Leipzig.

T. O. Weigel.

Digitized by Google

Einleitung.

Die deutsche Literatur bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts.

Wenn wir unter Literatur nur die durch die Schrift aufgezeichneten Denkmäler der höheren geistigen Cultur unseres Volkes verstehen, so würde sie sich erst an der Grenze des Alterthums mit Vulfilas Bibelübersetzung eröffnen. Die deutsche Literatur würde sich demnach gleich in ihrem Beginne an eine fremde Cultur angelehnt haben und erst aus der christlich-römischen Bildung erwachsen sein. Allein viele Jahrhunderte vorher hatte ein anderer mächtiger Trieb der germanischen Dichtung in dem innersten Leben des Volkes Wurzel geschlagen und sich in frischer, selbständiger Kraft entfaltet. Nicht unterdrückt, nur manchmal verdeckt von der kirchlichen Literatur, erhielt und erweiterte er sich in den nachfolgenden Zeitaltern, bis sich auf der Höhe der nationalen Bildung beide Richtungen versöhnten und in der christlich-germanischen Poesie des Mittelalters die herrlichsten Früchte reiften.

Sind gleich die Nachrichten von der ältesten Cultur unseres Volkes sehr unbestimmt, so daß wir uns anstatt deutlicher Einsicht oft mit Ahnungen und Muthmaßungen begnügen müssen, so dienen sie doch zum hinlänglichen Beweis, daß die Germanen nicht als ein rohes Volk aus dem asiatischen Stammlande in die Landschaften des mittleren Europa eindrangen und sich hier neue

RECA... 1 S 1924 ... 90555

Wohnsitze gründeten. Von dort brachten sie eine überaus bildungsfähige Sprache mit, die an Kraft und Fülle, an Reichthum der Formationen keiner andern nachstand. Unfreundlich und unwirthbar war noch die mit Wäldern und Sümpfen bedeckte neue Heimath. Während ein rauhes Klima den Körper abhärtete, forderte der Kampf mit der widerstrebenden Natur zur Entbehrung und zur Anstrengung auf, um ihr das Nothdürftigste abzuzwingen. Der Krieg mit den Völkern, denen man die neuen Wohnsitze entriß, der Streit der eingewanderten Völkerschaften unter einander förderte den angestammten kriegerischen Muth, die Lust zu heldenmüthiger That und das stolze Bewußtsein der Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Allein diese Kraftfülle war nicht blos eine äußerliche; sie durchströmte vielmehr zugleich die Tiefe des Gemüths und trat in der einfachen Hoheit des altehrwürdigen Götterglaubens, in der keuschen häuslichen Sitte und der Ehrfurcht vor dem geheiligten Rechte hervor. Wie man sich vor der Herrlichkeit der Gottheit beugte und die Wunder der Schöpfung im Mythus zu Handlungen der Götter gestaltete, so ward auch die Erinnerung an die Begebenheiten des Stammes, an die Thaten der hervorragenden Helden des Volkes von Geschlecht zu Geschlecht gehegt und zur Sage ausgebildet. Die Dichtung war die Blüthe des Götterglaubens und des thatenvollen Volkslebens.

Aus den ersten Berichten römischer Schriftsteller über die Germanen vom Beginn unserer Zeitrechnung erfahren wir von alten Liedern, die vor der Schlacht oder beim festlichen Mahle sowie beim Grabe heldenmüthiger Führer gesungen wurden. Stammsagen waren der Inhalt dieses balladenartigen Volksgesanges; man fühlte sich gehoben durch das Andenken an die Thaten der Vorzeit. So pries man Tuisco und Mannus, die göttlichen Ahnherren des germanischen Volkes; so feierte man den Befreier Deutschlands vom Joche der Römer, Arminius.

Zauberſprüche und Räthſellieder, Wett- und Schmähgeſänge begleiteten die Vorgänge des alltäglichen Lebens; aus dem ſteten Verkehr mit den Thieren des Waldes entwickelte ſich eine naiv aufgefaßte Thierſage. In Deutſchland ſelbſt haben ſich von dieſer älteſten Poeſie faſt keine Ueberreſte erhalten. Dagegen wurden in Island, wo ſich die Mythen des germaniſchen Heidenthums am längſten und reinſten bewahrten, die alten Götter- und Heldenlieder zu Anfang des zwölften Jahrhunderts wahrſcheinlich durch Sämund Sigfuſſon in der „Edda“ geſammelt, während unter den angelſächſiſchen Stämmen, die ſich auf britiſchem Boden niedergelaſſen hatten, ſchon im ſiebenten oder achten Jahrhundert die Einzelüberlieferungen wunderbarer Thaten und Geſchichten zu umfaſſenden epiſchen Dichtungen wie im „Beovulf“ zuſammenrannen. Mehr noch als in dieſen Nachbarländern führten im eigentlichen Deutſchland neue Ereigniſſe ſtets neuen Stoff zu den urſprünglichen Sagen hinzu, verdrängten das Alte oder verſchmolzen es mit jüngeren Traditionen; die Sage ſteht nicht ſtill, ſondern wächſt lawinenartig im Laufe der Jahrhunderte. Vornehmlich rückte die Völkerwanderung alle früheren Verhältniſſe aus den Fugen, und die Fluth großartiger Ereigniſſe, welche die Thaten vergangener Zeiten in Vergeſſenheit begrub, ſchwemmte auch die älteren Sagen aus dem Gedächtniſſe des Volkes hinweg; was etwa übrig blieb, wurde mit den Heldennamen einer ſpäteren Zeit verknüpft. Ward auch Siegfried oder Sigurd noch in Liedern gefeiert, ſo hat er doch ſeine Verbindung mit dem Göttermythus aufgegeben und erſcheint als tapferer Streiter an den Ufern des Rheins, wo Franken und Burgunder ihre neuen Reiche gegründet hatten. Attila oder Etzel, Theodorich oder Dietrich von Bern wurden die Helden der gothiſchen Sage und laſſen auch in dieſer noch deutlich erkennen, welch einen Antheil ältere Ueberlieferungen an den auf ihre Namen übertragenen Sagen haben. Keine neue Cultur, ſelbſt nicht die

Verbreitung des Christenthums, konnte dem Volke diesen Schatz von Erinnerungen an eine verschwundene Heldenzeit wieder entreißen. Sie bildeten den Inhalt der Lieder, welche Karl der Große aus dem Munde des Volkes sammeln und aufschreiben ließ.

Die christliche Bildung, welche seit der engern Berührung mit den griechisch-römischen Völkerschaften zuerst bei den Gothen an der unteren Donau Wurzel faßte, stand zu jener Volksdichtung in entschiednem Gegensatz. In dieser waren, wenn auch nur verhüllt, die Ueberreste des alten Göttermythus enthalten. Sie pries die heroische Selbsthilfe, sie verherrlichte sogar die Leidenschaft der blutigen Rache. Das Christenthum dagegen forderte Demuth und Entsagung: es erhob nur die Hingebung des Glaubens und die Handlungen der Liebe; es wies das Gemüth von der Erde auf das Jenseits, und statt der Verehrung des vaterländischen Bodens heiligte es die Andacht zu dem im fernen Osten zum Heile der Menschheit errichteten Kreuze. Ein halbes Jahrtausend vergieng, bis die christliche Religion über sämmtliche germanische Völker den Sieg errungen hatte. Da sie diesen Kampf meistens mit den Waffen des Geistes führte und nur selten das Schwert zu Hilfe rief, so entstand mit der Verbreitung des Christenthums eine geistliche Literatur, der wir die erste Ausbildung der deutschen Mundarten zur Schriftsprache, die ältesten Sprachdenkmäler verdanken. Denn was bis dahin in Runen, den anfänglichen deutschen Schriftzügen, aufgezeichnet war, beschränkte sich auf dürftige Andeutungen und Formeln.

Die Bibelübersetzung des Vulfila, welcher von 348 bis 388 als Bischof der arianischen Westgothen in Mösien wirkte, veranschaulicht uns, obschon nur Bruchstücke des großen Werkes auf uns gekommen sind, welch eine hohe Stufe der Ausbildung die gothische Sprache bereits erreicht hatte. Wir finden eine Lautfülle, einen Reichthum der Formationen, wie sie die spätere Sprachentwicklung nicht mehr hat bewahren können. Mit der

Einwanderung der Gothen in die südlichen Provinzen des weströmischen Reiches gewann die lateinische Sprache die Oberhand, und mit dem Untergange der Staaten, die sie in Spanien und Italien gründeten, verloren sich auch die letzten Reste gothischer Sprache.

Eine lange Zeit vergieng, ehe die deutschen Völker des Frankenreichs ihre Mundarten zur Schriftsprache ausbildeten. In den nächstfolgenden Jahrhunderten der Barbarei bewahrten die Geistlichen einen kümmerlichen Rest gelehrter Bildung in lateinischer Sprache; erst spät entschlossen sie sich, die in Verachtung gesunkene Muttersprache anzuwenden. Die angelsächsische Kirche wählte früher als die fränkische dies Mittel, mit ihren Glaubenslehren die Herzen des Volkes zu ergreifen. Erst als die von ihr ausgegangenen Glaubensboten im Frankenlande die Verbreitung des Christenthums aufnahmen und zugleich eine Reform des verwahrlosten fränkischen Clerus herbeiführten, als endlich mit dem karolingischen Königthum die Verbindung mit Italien den geistlichen Studien einen Aufschwung gab, begann wieder eine deutsche Literatur, welche durch die von Karl dem Großen gestifteten Hof- und Klosterschulen befördert wurde, wenn auch nur mittelbar, indem die zunehmende Liebe zu den eleganten Formen des lateinischen Ausdrucks, der überdies durch die Kirche geheiligt war, die deutschen Sprachformen noch hart und ungefügig erscheinen ließ.

Obgleich Karls Nachfolger seine Liebe zur deutschen Heldendichtung nicht theilten, so wirkte die wiedererweckte Sage doch selbst auf die geistliche Poesie zurück. Dem christlichen Sänger, der die großartigen Darstellungen des Heroenthums lebendig in sich aufgenommen hatte, trat der Heiland der Welt in ähnlicher Weise als der mit Götterwürde ausgestattete königliche Held entgegen, welcher ein himmlisches Reich auf Erden gründet und darin die Seinen als getreue Dienstmannen versammelt, alle bestimmt, seinen

Ruhm und seine Macht unter die Völker zu verbreiten. Eine solche Darstellung des Lebens und Reiches Christi unter dem Bilde eines germanischen Lehensstaates gibt uns der altsächsische „Heliand", das Werk eines Geistlichen aus dem zweiten Viertel des neunten Jahrhunderts, welches die eben erst bekehrten Sachsen mit der Geschichte der Begründung des göttlichen Reiches bekannt machen und durch seine sagenartig gehaltene poetische Darstellung derselben die nationale Heldendichtung verdrängen sollte. Wie in der germanischen Poesie der Heidenzeit, giebt die Alliteration oder der Stabreim, der regelmäßig in der Verszeile sich wiederholende Gleichklang der Anfangsbuchstaben hochbetonter Stammsilben, der poetischen Sprache jene ausdrucksvolle Kürze und rasche Lebendigkeit, die uns auch an dem aus dem achten Jahrhundert zufällig erhaltenen Bruchstücke des Hildebrandsliedes, der ältesten Aufzeichnung der Dietrichssage, und an den Liedern der nordischen „Edda" entzückt.

Die erzählende Dichtung der Geistlichen wurde bald nachher durch die Einführung des aus der lateinischen Hymnenpoesie der Kirche stammenden Endreims und der Strophenform bedeutsam umgestaltet. Der fränkische Mönch Otfried zur Weißenburg im Elsaß verfaßte um 868 sein Evangelienbuch in der neuen Form, als deren Schöpfer er der Hauptsache nach anzusehen ist. Die natürliche Folge dieser dem lyrischen Wohlklange huldigenden Form war die Erweiterung des lyrisch-didaktischen Elements in der heiligen Geschichte. Otfried brach damit einer neuen Entwicklungsperiode der deutschen Poesie, die freilich erst weit später in ihrer ganzen Bedeutung hervortrat, die Bahn. Zunächst jedoch wurden die Früchte derselben der Nation in den bald darauf folgenden Zeiten der Verwüstung des Vaterlandes wieder entzogen. Normannen und Slaven, Magyaren vor allen, machten Deutschland auf mehr als ein Menschenalter zum Tummelplatz verheerender Horden. Abgeschnitten von dem lebendigen Verkehr

mit dem Volksleben, fristete sich die Bildung kümmerlich in den Zufluchtsstätten der Klöster.

Heinrich I. der Finkler stellte die Wehrfähigkeit und die Ordnung im Reiche wieder her; aber es vergieng noch eine geraume Zeit, bis die Bildungsanstalten sich wieder belebten und die Geistlichen sich der Literatur wieder annahmen. Auf's neue gieng von der Verbindung mit Italien der Antrieb zu regerer geistiger Thätigkeit aus. Das Lateinische bemächtigte sich daher einer fast ausschließlichen Herrschaft in der Literatur, dergestalt, daß von den Geistlichen selbst die Erzählungen der deutschen Heldensage und ihres komischen Gegenbildes, der Thiersage, in ein antikes Gewand gekleidet wurden. So wurde zu St. Gallen im Laufe des zehnten und elften Jahrhunderts der „Waltharius", ein Episode aus dem burgundischen Sagenkreis, in virgilischen Hexametern bearbeitet; ein Mönch zu Tegernsee stellte wahrscheinlich um das Jahr 1000 die novellistische Geschichte vom Ruodlieb in gereimten lateinischen Versen zusammen. Noch unter Heinrichs I. Regierung zeichnete ein lothringischer Mönch zu Toul Stücke des Thierepos lateinisch auf. Ja selbst von einem lateinischen Nibelungenlied wird uns berichtet, das Bischof Pilgrim von Passau (gestorben 991) durch einen gelehrten Geistlichen, Namens Konrad, habe aufschreiben lassen. Von der deutschen Sprache des zehnten Jahrhunderts würden wir kaum eine Kunde haben, wenn nicht die Klosterschule von St. Gallen, vor allem der fleißige Notker Labeo (gestorben 1022), uns eine Reihe von Uebertragungen biblischer Schriften, unter denen Notkers Uebersetzung und Erklärung der Psalmen hervorzuheben ist, sowie einige gelehrte Abhandlungen hinterlassen hätte. Unter der Herrschaft der fränkischen Kaiser machte im Laufe des elften Jahrhunderts die althochdeutsche Literatur noch größere Rückschritte. Willirams (gestorben 1085) Uebersetzung und Paraphrase des hohen Liedes steht tief unter Notkers ähnlichen Arbeiten.

Das zwölfte Jahrhundert war das Zeitalter der geistigen Umgestaltung des Abendlandes, wie es später das fünfzehnte ward. Durch feindliche wie durch friedliche Berührung mit den Arabern erwachte in Spanien und Südfrankreich, das an den Kämpfen seiner Nachbarn für den christlichen Glauben bedeutenden Antheil nahm, jenes ideale Ritterthum, das bald in den Kreuzzügen nach dem heiligen Grabe einen größeren Schauplatz seiner Thaten fand. Am Fuße der Pyrenäen und der Alpen, in den blühenden Landschaften Languedoc und Provence waltete daheim ein glücklicher Friede, und an den zahlreichen kleinen südfranzösischen Höfen und Burgen der Ritter umgab sich das gesellige Leben mit den Reizen der Poesie; um die Huld der Frauen warb man im Turnier wie im sehnsuchtsvollen Liede. Ritterliche Bildung und die mit ihr auf's innigste verwachsene Poesie verbreiteten sich von dort über das gesammte Abendland. Die Dichtung bemächtigte sich der bisher verachteten Volkssprachen und schuf mit mächtigem Triebe neue Formen. Die Welt der Sage stieg in ungeahnter Fülle aus der Verborgenheit der Volksüberlieferung empor, das Morgenland öffnete den Schatz seiner Mährchendichtung, das Alterthum schloß sich mit Sage und Geschichte den abenteuerlichen Ritterthaten an, und die schöpferische Dichterphantasie zog selbst die Symbole der christlichen Andacht in den Kreis ihres epischen Sagenreichthums.

Deutschland hatte mit der Regierung der hohenstaufischen Kaiser geordnete Zustände gewonnen, welche der Verbreitung ritterlicher Bildung günstig waren, während die Waffenthaten der Deutschen, die geachtete Stellung des deutschen Reichs, das als erste Macht der Christenheit den übrigen Staaten voranleuchtete, den Sinn für Volks- und Ritterſage rege erhielten. Anfänglich waren noch die Geistlichen die Träger der neuen Dichtung, seit dem Ausgang des elften Jahrhunderts vornehmlich bemüht, Theile der biblischen Geschichte und die an die Kirche sich anlehnende

Sage, die zugleich unterhaltende und erbauliche Legende in volksthümlichen Formen zu verbreiten, dann auch profanen Stoffen, den Mythen, die sich um den karolingischen Helden Roland, um Alexander den Großen gebildet hatten, zugewandt. Allein durch die freiere geistige Bewegung der weltlichen Dichter sahen sie sich bald überflügelt. Fahrende Spielleute erneuerten die im Volke lebendige Sage in gefälligeren Formen; so entstanden die mährchenhaften Dichtungen vom Herzog Ernst und König Rother. Mit der ritterlichen Bildung entstand eine neue Klasse von Sängern, die als Meister der Kunst gleich den Troubadours der Provence bis in die Reihen der Fürsten hinaufreichten. Zuerst in Süddeutschland und am Rhein, dann vornehmlich in Thüringen erhob sich unter der Regierung des Kaisers Friedrich I. Barbarossa (1152—1190) die höfische Lyrik oder der Minnesang und erreichte nach kurzer Zeit in wundervoller Entwicklung jene Höhe, auf welcher im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Walther von der Vogelweide steht, neben Wolfram der tiefste und umfassendste Dichter des deutschen Mittelalters.

Durch das Zusammenwirken von Volks- und Minnegesang erhielt zur gleichen Zeit das nationale Epos die höfisch vollendeten Formen, die wir im Nibelungenliede und in dem Gedichte von den Schicksalen der Gudrun bewundern. Das Rittergedicht, dessen formale Ausbildung Heinrich von Veldeke, einer der ältesten Minnesinger, mit seiner Aeneide begann, entfaltete den vollen Glanz anziehender epischer Darstellung in dem „Iwein" des schwäbischen Ritters Hartmann von Aue, des Meisters der heiteren, maßvollen Erzählung, in dem „Parzival" und „Willehalm" des fränkischen Herren Wolfram von Eschenbach, der sich tiefsinnig den höchsten sittlichen und philosophischen Problemen über Gott und Welt widmete, und in dem „Tristan" des bürgerlichen Meisters Gottfried von Straßburg, des größten Künstlers in deutscher Zunge, der ein zaubrisches Bild aller ver-

führenden Erdenpracht blendend entwarf. Alle diese Dichtungen folgten bald nach 1200 schnell auf einander; die Verfasser beschränkten sich meist darauf, den aus den britisch-französischen Sagenkreisen vom König Artus und vom heiligen Gral entnommenen Stoff zu erweitern und zu vertiefen.

Der lyrische Gesang gab der Sprache eine solche Biegsamkeit und Gewandtheit, daß sie selbst im Wohllaut sich mit den melodischen romanischen Sprachen messen konnte. Ueberdies war die deutsche Lyrik inniger und wahrer als die verwandte provençalische Dichtung. Frühlingslust und Liebessehnsucht, religiöse Andacht und besonnene Lebenserfahrung sprechen sich in unendlich wechselnden Gesangesweisen aus, und der Meister sucht sich im kunstvollsten Bau der Strophe und in der schwierigsten Verschlingung und Häufung der Reime zu bewähren. Von Heinrich von Veldeke bis auf Heinrich Frauenlob von Meißen — ein blüthenreiches Jahrhundert deutscher Lyrik, gegen die Mitte schon sinkend und langsam zerfallend, bis zuletzt nur die leere äußere Form übrig blieb, welche in den späteren Meistersingerschulen der Städte noch den geistlosesten Sprach- und Singübungen zu Grunde gelegt ward.

Die ritterliche Bildung und die aus ihr hervorgegangene Poesie waren das Erzeugnis einer hoch erregten Zeit, das in der Periode der Verwilderung, welche dem Sturz der Hohenstaufen folgte, untergehen mußte. Nach Rudolf von Habsburg waren Fehde und Waffenübung, nicht Poesie und Bildung der Stolz des Fürsten und Ritters. Zwar finden wir noch lange Zeit Sänger auf Wanderung; noch suchten sie die Gunst der großen Herren; allein sie übten nur noch eine verachtete Kunst, wenn sie bei Festen und Turnieren Wappenbeschreibungen oder gereimte „Ehrenreden" verfertigten. Sollte die Poesie sich noch fernerhin aus dem Nationalleben entwickeln, so konnte sie sich nur in dem Bürgerthum der Städte auf's neue einen Boden

bereiten; denn der Bürgerstand, seit Rudolfs Zeiten das gesundeste Glied des Reichskörpers, wuchs in der nächsten Periode durch Handel und Gewerbthätigkeit, welche er oft im muthigen Kampfe zu schützen genöthigt ward, an Bedeutung und Einfluß und lernte zugleich die geistige Bildung mehr schätzen. Seit dem vierzehnten Jahrhundert wurde die Kunst des Gesanges in den zunftmäßig geregelten Schulen der Meistersinger aus dem Handwerkerstande gelehrt und gelernt. Das Reich der Phantasie war freilich sehr beschränkt, wo der Sinn allenthalben auf die nächsten Verhältnisse und auf den Erwerb gerichtet war. Dessenungeachtet suchte das Gefühl von Freude und Leid des Lebens auch in diesen engen Kreisen einen entsprechenden Ausdruck. Durch die künstlichen Weisen der Minnesinger lange zurückgedrängt, brach nun das Volkslied wieder mächtig hervor, dessen einfache Laute durch die innige Wahrheit der Empfindung oft tiefer ergreifen als die kunstvollste Lyrik.

Wenn gleich das Interesse für Heldenthaten und Ritterabenteuer sich mehr verloren hatte, so liebte man doch die Erzählung von Vorfällen des Lebens, in denen man heimisch war. Für belehrende Geschichten oder Beispiele und lustige Schwänke floß im Volksleben eine ergiebige Quelle. Nicht minder hatte der einfache Sinn des Volkes stets das Treiben der Thierwelt als einen Spiegel menschlicher Sitten und Leidenschaften betrachtet und an der bildlichen Einkleidung der Fabelpoesie Freude gefunden. Die altdeutsche Thiersage, die sich früher neben den Ritterfagen nur bescheiden hatte hervorwagen dürfen, fand jetzt den günstigsten Zeitpunkt für ihre Erweiterung und allgemeinere Verbreitung. Bisher vornehmlich in Nordfrankreich und in den Niederlanden gepflegt, erhielt sie am Schluß des Mittelalters (1498) in dem niederdeutschen „Reineke Vos“ ihre vollendetste Gestalt, als das getreue Abbild des verworrenen Vasallenstaats, in welchem Gewalt und List über Recht und Gesetz siegten.

Selbst das Drama gelangte in den bürgerlichen Kreisen der Städte zu den ersten erheblichen Versuchen, nicht ohne Antheil der Geistlichkeit, welche die anfänglich lateinisch verfaßten Mysterien, die Spiele an hohen Kirchenfesten, vornehmlich zur Osterzeit, nach und nach für die Schaulust der Menge einrichteten, die Volkssprache anwandten und lustige Volksscenen mit der ernsten Passions- und Heiligengeschichte verbanden. Das Fastnachtsspiel gieng unmittelbar aus den Schwänken und Mummereien der Fastnachtslustbarkeiten hervor und gab die ersten rohen Striche zu einem volksmäßigen Lustspiel. In dieser Neigung zu dramatischer Darstellung zeichnete sich Nürnberg bis tief in das Reformationszeitalter hinein unter allen deutschen Reichsstädten aus.

Von der literarischen Thätigkeit der Geistlichen und der Gelehrten, die seit der Gründung der Universitäten sich mehr und mehr als ein besonderer Stand geltend machten, hatte die Poesie nur geringen Gewinn, obgleich Sittenpredigten, Allegorien und Legendensammlungen von ihnen häufig in Reime gebracht wurden. Desto größer ist ihr Verdienst um Ausbildung der deutschen Prosa. In den zahlreichen Landes- und Stadtchroniken, welche in verschiednen deutschen Mundarten in allen Theilen Deutschlands fleißig aufgezeichnet wurden, bildete sich eine schlichte Form der Erzählung aus, anziehend vornehmlich durch sinniges Ausmalen der Ereignisse und durch frische Lebendigkeit, mit welcher die Chronisten das Selbsterlebte vortrugen. Die Franziscanermönche, unter ihnen namentlich Bruder Berthold von Regensburg (gestorben 1272) mit seinen Predigten voll poetischen Reizes und warmer Empfindung, dann die Geistlichen, welche im vierzehnten Jahrhundert der dürren theologischen Scholastik entgegentraten und sich mit einer geheimnisvollen Gefühlsreligion inmitten des Volkes eine größere Wirksamkeit zu verschaffen suchten, die Mystiker, unter denen Meister Eckard, Johann Tauler und Heinrich Suso hervorleuchten, bil-

deten durch ihre Predigten und Erbauungsschriften die Lehrprosa aus. Ferner mehrten sich die Darstellungsformen der Prosa, als der Prosaroman und die Novelle nach französischen und italienischen Vorbildern hinzutraten, als mit der Zunahme der Sprachstudien eine reichhaltige Uebersetzungsliteratur aufblühte und damit die Werke der durch den Humanismus neu erschlossenen Antike ihren Einfluß auszuüben begannen. Endlich kam auch die Erfindung der Buchdruckerkunst der Literatur zu Hilfe und verschaffte ihr eine weitere Verbreitung in allen Theilen der Nation. Indeß, während dies Zeitalter durch die Begeisterung für das Alterthum das wissenschaftliche Streben frisch belebte, förderte es zugleich wieder die Vorliebe für die lateinische Rede; es entstand für die deutsche Sprache ein Kampf mit der bevorzugten Gelehrtensprache, der eben so sehr hemmend als fördernd auf die deutsche Literatur einwirkte.

In der Reformationszeit schloß die Wissenschaft einen innigen Bund mit der geistigen Cultur des gesammten Volkes, wodurch eine neue Periode der deutschen Geschichte und namentlich auch der Nationalliteratur herbeigeführt wurde. Die Poesie hatte zwar zunächst von der Erregung des religiösen Lebens, von der Vertiefung der theologischen Forschung nur geringen Nutzen, indem die Theologie alle geistigen Bestrebungen zu sich heranzog und in ihren Dienst nahm. Doch wenn auch die früheren Formen der Volksdichtung keine wesentliche Umgestaltung erfuhren, so trat doch der sittliche Ernst und die klarere Weltanschauung der Reformationszeit in Fabeln und Parabeln, Schwänken und Fastnachtsspielen hervor. Die Poesie des einfach-bescheidenen, liebenswürdigen und überaus fruchtbaren Hans Sachs wurzelt noch im Mittelalter; aber es weht in ihr der Geist einer neuen Zeit, die von der früheren Beschränktheit sich losmacht. Die wundergläubige Legendendichtung verschwand. An ihre Stelle trat, wahrhaft erhebend und erbauend durch Glaubenstiefe und Begeiste-

rung, das geiſtliche Lied, eine Frucht des Proteſtantismus; es ward ein Theil des Gottesdienſtes und ſeitdem ein bedeutendes Element in der Bildung des Volkes.

Martin Luthers Bibelüberſetzung ward eine neue Sprachſchöpfung, eine unerſchöpfliche Quelle für Poeſie und Proſadarſtellung und um ſo einflußreicher, als ſie fortwährend die Grundlage evangeliſch-religiöſer Bildung und ſomit das Lehr-, Leſe- und Erbauungsbuch des proteſtantiſchen Theils der Nation blieb. Durch ſeine Bibel wie durch ſeine zahlloſen religiöſen und polemiſchen Schriften, ſeine Predigten, Katechismen und Bibelauslegungen wurde Luther der ſprachgewandte Bildner der neuhochdeutſchen Schriftſprache, vielfach dabei unterſtützt durch ſeine mitſtrebenden Zeitgenoſſen, welche ihre Lehr- und Geſchichtsproſa zugleich nach den Meiſterwerken des Alterthums bildeten. Die theoretiſchen Arbeiten des Nürnberger Malers Albrecht Dürer, namentlich die vier Bücher von menſchlicher Proportion, die hiſtoriſchen Werke von Aventinus, Aegidius Tſchudi und Sebaſtian Franck, die Abhandlungen über Sprichwörter von Agricola und Franck geben uns neben zahlreichen ähnlichen Schriften hinlänglich Zeugnis, daß man in Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände auch außerhalb der Theologie die Mutterſprache in Ehren hielt.

Gegen die freie geiſtige Entwicklung in der lebensfriſchen Jugendzeit der Reformation trat nach der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ſelbſt in den Reihen der Proteſtanten eine beſchränkende und lähmende Reaction ein. In den Glaubensformeln der Orthodoxie und in der damit verknüpften unfruchtbaren, engherzigen Polemik gewann die kaum überwundene Scholaſtik wieder die Herrſchaft über die Theologie; die Kluft zwiſchen den Gelehrten und dem Volke erweiterte ſich mehr und mehr. Die Sprache des gemeinen Mannes wurde von der abgeſchloſſenen Kaſte der Gelehrten verachtet; die Kunſt der Darſtellung machte überall

Rückschritte. Selbst die üppige Sprachgewandtheit eines Johann Fischart, des geistvollsten Prosaisten aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, war in ihrer originellen Formlosigkeit wenig geeignet, Nachahmung zu finden und das Gebiet der Sprache zu erweitern. Die Volkspoesie verstummte nach und nach. Georg Rollenhagen machte in seinem „Froschmäuseler" den letzten Versuch, in episch-satirischer Erzählung den Ton des „Reineke Vos" zu erneuern; in den Schauspielen des Nürnbergers Jakob Ayrer um 1600 zeigte sich der rasche Verfall der volksthümlichen Kunst des Hans Sachs. Nur das Kirchenlied erhielt noch seinen früheren volksmäßigen Charakter. Uebrigens schienen die gelehrten Dichter nur noch der lateinischen Sprache die Fähigkeit zuzugestehen, der höheren Poesie einen Ausdruck zu leihen, und allerdings können wir der Meisterschaft, mit der man fremdartige Formen einer längst entschwundenen Cultur durch Kunst und mühsame Uebung reproducierte, unsere Bewunderung nicht versagen. Auf die Dauer konnten auch die gelehrten Dichter sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Muttersprache in der Dichtkunst auf gleiches Recht wie die alten klassischen Sprachen Anspruch zu machen habe. Es entstand daher für sie die Aufgabe, die als unumgängliche Norm betrachteten Gattungen und Gesetze der antiken Poesie auf die Nationalsprachen zu übertragen, ein Entwicklungsproceß, den fast die gesammte europäische Literatur durchzumachen hatte. Die Poesie der Franzosen und Niederländer, von der die Deutschen am nächsten berührt wurden, gab ihnen vornehmlich das Muster, die vaterländische Sprache und Dichtkunst nach ähnlichen Gesetzen zu bilden.

Die ersten Versuche giengen von Gelehrten aus, die durch lateinische Gedichte ihren Dichterruhm gegründet hatten, Denaisius, Melissus, Andreä; sie waren noch hart und in der Behandlung der metrischen Form ohne bestimmte Gesetze. Allein

sobald nur der Gebrauch der deutschen Sprache wieder zu einiger Achtung gebracht war, blieb die Reform nicht aus. Die im Jahre 1617 unter fürstlichem Schutze gestiftete fruchtbringende Gesellschaft, später der Palmenorden genannt, stellte die Ausübung und Verbesserung der „hochgeehrten Muttersprache", wie sie jetzt schon genannt wurde, an die Spitze ihrer Statuten. Neben hervorragenden Gelehrten und Dichtern zählte die Gesellschaft im Lauf der nächsten fünfzig Jahre an fünfzig Herzöge und mehr als doppelt so viel Fürsten, Grafen und Freiherren zu Mitgliedern; also auch die höheren Stände fiengen an, die deutsche Sprache zu schätzen, und stifteten mit den Gelehrten einen Bund, der nicht ohne wohlthätige Folgen für die Nationalliteratur bleiben konnte.

Martin Opitz, mit feinem Sprachtalent und sicherem Tacte für metrischen Wohlklang begabt, gab der noch schwankenden Sprache und Versmessung bestimmtere Gesetze. Das Buch von der deutschen Poeterei und die erste Sammlung seiner Gedichte, beide dem Jahre 1624 angehörig, bezeichneten eine neue Periode in der Geschichte der deutschen Dichtung. Obwohl für die Begrenzung der Dichtungsarten, für die poetische Behandlung des Stoffes und für den künstlerischen Ausdruck die Regeln der lateinischen Poesie im allgemeinen maßgebend blieben, so ließ man doch im Versbau die modernen Formen walten, wie sie in der Literatur der Nachbarländer bereits Geltung erhalten hatten. Der Reim galt in der neueren Poesie für unentbehrlich. Der Alexandriner trat nach dem Vorgang der französischen und holländischen Dichter an die Stelle des lateinischen Hexameters; lyrische Strophenformen, wie sie schon in den Kirchenliedern verbreitet waren, ersetzten die klassischen Odencompositionen. Für die deutsche Poesie war aber namentlich wichtig, daß durch Opitz der regelmäßige Wechsel von betonten und unbetonten Silben als prosodisches Gesetz festgestellt ward. Damit waren die Formen

der alten Volkspoesie wie mit einem Schlage verdrängt; Fabeln, Schwänke und Volkskomödien sowie Helden- und Ritterſagen verſchwanden oder erhielten ſich nur noch in der rohen Geſtalt der ſogenannten Volksbücher oder der Puppenſpiele, an denen die Menge ſich beluſtigte. Nur in der geiſtlichen Liederdichtung, welche noch viele vortreffliche Poeten, unter ihnen einen Paul Gerhard und Johann Scheffler, zählte, ſowie in den niederdeutſchen Satiren eines Hans Lauremberg beſtand noch ein Band zwiſchen den Gelehrten und dem Volke.

Von den beſchränkenden, erborgten Formen, in denen die Gelehrtenpoeſie ſich jetzt bewegte, war nichts Großes zu erwarten; indeß, obwohl in ähnlicher Enge befangen, hat es die franzöſiſche Poeſie zu einer gewiſſen Klaſſicität der Kunſtdichtung gebracht, indem ſie ſich zu einer höfiſchen Poeſie heranbildete. Sie hatte den Vortheil, daß ſie ſich an den Hof Ludwigs XIV. und die höheren Geſellſchaftskreiſe Frankreichs anſchließen konnte, wo ihr überall Verehrung und Theilnahme ermunternd entgegenkam. Für die deutſche Dichtung geſtalteten ſich die Verhältniſſe weit ungünſtiger. Der dreißigjährige Krieg zerſtörte den Wohlſtand blühender Landſchaften, vernichtete den Handel und die Gewerbthätigkeit, überhaupt das deutſche Bürgerthum; die Kraft des deutſchen Nationalgefühls war auf lange Zeit dahin. Deutſchland ward zuletzt der Tummelplatz fremder Heere, der Spielball ausländiſcher Politik. Eine trübe Stimmung drückt daher die trefflichſten unter den Dichtern jenes Zeitalters nieder. Opitz beginnt ſeine Verſuche in der didaktiſchen Poeſie mit dem Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges, und eines ſeiner beſten Gedichte beſchreibt die durch den Ausbruch des Veſuv angerichtete Zerſtörung.

Paul Fleming flieht ſein bedrängtes Vaterland und findet in fernen Landen, wehmüthig nach der Heimath zurückblickend, Stoff für lyriſche Geſänge. Andreas Gryphius, der talentvollſte der ſchleſiſchen Dichter, gleich groß als Lyriker

und Dramatiker und von der Nachwelt dankbar als Vater der deutschen Tragödie anerkannt, wird nicht durch große Begebenheiten im Völkerleben zum Drama hingezogen, sondern spricht es im Vorwort, womit er seine erste Tragödie einführt, deutlich aus, daß er die Vergänglichkeit des Irdischen darzustellen beflissen sei, weil jetzt das Vaterland sich in seine eigene Asche verscharre und in einen Schauplatz der Eitelkeit verwandle. Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, der Begründer des biographischen Romans, stellt in den lebensfrischen Scenen seines „Simplicissimus" die äußerste sittliche Verwilderung Deutschlands dar. Es gab keine erhebenden Ereignisse mehr, an denen der Dichter sich aufzurichten vermochte; es fehlte ein Volk, an welches der Dichter sich wenden konnte: selbst bei den höheren Ständen trat in Folge des Krieges eine solche Erschlaffung und Gleichgültigkeit gegen deutsche Sitte und Bildung ein, daß die Poesie nur noch an einigen Literaturstätten und in den engeren Kreisen von Genossenschaften auf Theilnahme rechnen durfte. Selbst die Zeit des verheerenden Krieges muß noch als eine poetisch erregte und productive erscheinen, wenn wir sie mit dem tief gesunkenen Zeitalter vergleichen, das darauf folgte.

Die Mittelpunkte der poetischen Thätigkeit waren jetzt vornehmlich die freien Städte, Hamburg im nördlichen, Nürnberg im südlichen Deutschland. Dort wurde 1643 die deutschgesinnte Genossenschaft oder der Rosenorden durch Philipp von Zesen, 1660 der Elbschwanenorden durch den Prediger Johannes Rist gegründet, den man den zweiten Opitz nannte; hier suchten seit 1644 die Hirten an der Pegnitz oder der gekrönte Blumenorden im Anschluß an italienische und spanische Muster die Poesie durch die allegorischen Flitter eines idyllischen Arkadien der nüchternen Wirklichkeit zu entrücken, wodurch sie in geschmacklosen Tändeleien unterging.

Schlesien trat gegen 1660 noch einmal in den Vordergrund der Literatur. Hoffmann von Hoffmannswaldau und Lohenstein wurden die Begründer einer neuen Manier, welche durch rhetorisch-schwülstigen Bilderprunk die Eleganz mit der Erhabenheit zu verbinden suchte und daher wieder zum Drama hingedrängt wurde. Die Producte dieser zweiten schlesischen Dichterschule geben ein klares Zeugnis, daß aller Sinn für einfache Natur, für wahre Empfindung und Auffassung des Lebens, für historische Größe und sittliche Würde verloren gegangen war. Nicht minder beweist dies die enthusiastische Aufnahme, welche diese Poeten bei den Zeitgenossen, ja fast ungetheilt bis zum Schlusse des Jahrhunderts fanden; man stellte ihre Namen neben die der größten Dichter aller Zeiten und glaubte Homer und Virgil übertroffen zu sehen.

Dieser Extravaganz des rhetorischen Schwulstes traten theils diejenigen entgegen, denen die einfache Ausdrucksweise der opitzischen Schule noch mustergültig war, theils die Anhänger der französischen Hofdichtung, welche nach der Auswanderung der französischen Hugenotten allgemeiner verbreitet wurde und immer stärker auf die deutsche Bildung einzuwirken begann. Freiherr von Canitz, der als kurbrandenburgischer Gesandter und geheimer Staatsrath am Berliner Hofe eine angesehene Stellung einnahm, Johann von Besser, der als Ceremonienmeister am brandenburgischen, später am kursächsischen Hofe die Dichtkunst mit dem Glanz der Hoffestlichkeiten zu verbinden wußte, Benjamin Neukirch, der sich aus einem eifrigen Lohensteinianer in einen Verehrer des französischen Geschmacks verwandelte, führten die Sprache der Dichtkunst aus dem bilderprunkenden Pathos zum Natürlichen zurück, ohne indeß durch dies blos negative Verfahren, worin auch vornehmlich der Werth der Sinngedichte des Christian Wernicke besteht, weiter gelangen zu können als zu einer nüchternen und breiten Verständigkeit des

poetiſchen Stils, worin die Poeſie ſich noch eine lange Zeit fortſchleppte. Chriſtian Günther (1695—1723) aus Striegau, der ſchöne Abſchluß der ſchleſiſchen Dichter, ſtieg wie ein Stern in dieſer glanzloſen Epoche empor, um raſch und ohne nachhaltigen Einfluß wieder zu verſchwinden: trotz ſeiner reichen lyriſchen Anlage zerrann ihm durch eigne Schuld und äußeres Unglück ſein Leben wie ſein Dichten.

Ein Umſchwung der deutſchen Literatur ward erſt durch die Reform der Wiſſenſchaft herbeigeführt, welche mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ſich Bahn brach.

Erſtes Buch.

Vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Herders und Goethes erſtem Auftreten.

c. 1700 — c. 1766.

Erſtes Capitel.

Innere Geſchichte der Literatur.

Gegen den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bereitete ſich im Bereich der ſtrengen Wiſſenſchaft, auf dem Gebiete des philoſophiſchen Denkens eine Umgeſtaltung des geiſtigen Lebens in Deutſchland vor, welche, in conſequenter Entwicklung ſich fortbildend, in Kants Philoſophie und Schillers Dichtung ihren Höhepunkt erreichte. Leibnizens genialer Scharfſinn zerſtörte die dürren Lehrſyſteme der Schulphiloſophie, befreite

das Denken von dem leeren Formalismus und weckte nach allen Seiten das Interesse für philosophische Studien. Obgleich seine Werke meist in lateinischer und französischer Sprache abgefaßt sind, war er dennoch einer der ersten, welche den Werth der deutschen Sprache für philosophische Arbeiten erkannten und durch Wort und That erwiesen.

Christian Thomasius (1655—1728) nahm für die Muttersprache das Recht wissenschaftlicher Darstellung in noch weit größerem Maße in Anspruch. Das Leipziger Universitätsprogramm des jungen Docenten „Discurs, welchergestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen soll" (1687) kündigte schon den Kampf an gegen die Herrschaft der lateinischen Sprache in akademischen Vorträgen und wissenschaftlichen Schriften. Als er sich, aus Leipzig verdrängt, nach Halle zurückzog und seine Lehrthätigkeit den ersten Anlaß zur Gründung der dortigen Universität (1694) gab, fand sein Beispiel auf der jungen Akademie eine so allgemeine Nachahmung, daß die Autorität der lateinischen Sprache für immer gebrochen war. Durch seine Monatsschrift „scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen" (1688—1690) wurde auch in dem gelehrten Journalismus die Muttersprache zum ersten Mal in ihre Rechte eingesetzt. Wie Thomasius hierin dem herkömmlichen Formenwesen mit männlichem Muth erfolgreich entgegentrat, so nahm er sich auch in der Wissenschaft überall des freien Denkens an; die Verdienste, die er sich durch den Kampf gegen die Hexenprocesse und das unmenschliche Rechtsverfahren der Criminalgerichte um die Menschheit erwarb, sind vor allem im dankbaren Andenken der Nachwelt geblieben.

Auf derselben Universität Halle begründete Christian Wolff (1679—1754) das erste wissenschaftliche Lehrgebäude der Philosophie. In dem theoretischen Theile bildeten Leibnizens Lehren

die Grundlage; er selbst machte sich vornehmlich um die Begründung und Ausführung der praktischen Philosophie verdient. Indem er die deutsche Sprache für den philosophischen Vortrag ausbildete, befestigte und sicherte er überhaupt ihren Gebrauch zu wissenschaftlichen Zwecken.

Mit dieser Befreiung des wissenschaftlichen Denkens berührte sich in mancher Hinsicht die Reform des religiösen Lebens inmitten der protestantischen Kirche, wozu Philipp Jakob Spener (1635—1705) die erste, mächtig wirkende Anregung gab. Gleichwie Thomasius stellte er sich dem starren Dogmatismus der Schule gegenüber. Gegen die in Formenwesen verknöcherte Orthodoxie der Theologen machte er die Rechte des Gefühls geltend und erkannte die Bedeutung des wahren Christenthums in der religiösen Erhebung des Gemüths und dem praktischen Wirken der christlichen Liebe im Geiste des Stifters der Kirche; das Wesen der Reformation in der Periode ihrer ersten Begründung ward erst dadurch wieder lebendig erfaßt. Der Pietismus, den Spener in Deutschland stiftete, griff daher auch in das Gebiet der Pädagogik über und suchte auch hier die geistlosen Formen, in denen die humanistische Bildung erstarrt war, zu durchbrechen, der Erziehung der Schule größere Wärme zu geben und in dem Unterrichte mehr inneres Leben zu wecken.

August Hermann Francke (1663—1727), nicht minder als Thomasius in Leipzig wegen seiner Neuerungen verfolgt, fand in Halle eine freie Wirksamkeit für seine religiös-pädagogischen Zwecke. Von seinem Waisenhause und seinem Pädagogium zu Halle giengen Pflanzschulen nach allen Theilen des nördlichen Deutschland aus. Anfangs gieng der Pietismus mit der philosophischen Denkfreiheit Hand in Hand. Gottfried Arnolds „unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie“ (1699—1700) beleuchtete die Orthodoxie mit dem Lichte der Geschichte, während Johann Gustav Reinbeck und andere die Grundsätze und die

Methode der wolffischen Philosophie auf die theologischen Wissenschaften anwandten. Erst als sich die Pietisten in einseitigem Glaubenseifer von der Wissenschaft abwandten, bis sie zuletzt im Herrnhutismus des Grafen von Zinzendorf (1700—1760) durch Sectenbildung in eine neue Unfreiheit geriethen, giengen die beiden Richtungen weiter und immer weiter aus einander und traten oft feindlich einander entgegen. Halle selbst gab ein solches Schauspiel, als Johann Joachim Lange seine denuncierende Polemik gegen Wolff begann und dadurch dessen Entfernung vom philosophischen Lehrstuhl an der hallischen Universität erwirkte. Der Sieg der wolffischen Philosophie ward dadurch nicht aufgehalten, vielmehr erstreckte sich mehr und mehr ihr Einfluß auf verwandte wissenschaftliche Gebiete. Sie drang auch in die Theorien der Dichtkunst ein und trug zur Verjüngung der matt gewordenen Poesie bei.

Sobald sich die in Frankreich geltenden theoretischen Grundsätze, wie sie Boileaus „l'art poétique" in elegantester Form vortrug, in Deutschland verbreiteten, wagte sich auch, Anfangs zwar nur schüchtern, die Kritik gegen den bis dahin in der Literatur herrschenden Geschmack hervor. Christian Wernicke richtete in seinen „Ueberschriften oder Epigrammata" (zuerst 1697) mehrere treffende Angriffe auf die schwülstige Rhetorik und die prunkende Bildersprache der Schlesier und begründete sein kritisches Urtheil in theoretisierenden Anmerkungen, in denen der Einfluß Boileaus nicht zu verkennen ist. Sein Streit mit Postel und Hunold, die neben Barthold Feind als Operndichter zu Hamburg dem lohensteinischen Geschmacke noch huldigten, war die erste Kritikerfehde des achtzehnten Jahrhunderts, die wenigstens in dem hamburgischen Dichterkreise folgenreich war und den französischen Theorien den Weg bahnte. Es ist dies derselbe Boden, auf welchem Christian Ludwig Liscows (1701—1760) energische Satire die mit Phrasen überkleidete Blöse einiger Schrift-

steller seiner Zeit an's Licht zog und namentlich den Schwulst der pomphaften Reden des hallischen Professors Philippi dem Spotte preisgab. Liscow sah sich deßhalb Angriffen von allen Seiten ausgesetzt; man rechnete seine satirische Kritik in die Klasse der Pasquille und Schandschriften, so daß er sich genöthigt sah, das Recht der Kritik ausführlich zu vertheidigen.

Auf mehr wissenschaftlichem Wege gestaltete sich die Theorie und Kritik im Bunde mit der wolffischen Philosophie. Den ersten Grund hiezu legten die Schweizer Bodmer und Breitinger sowie Johann Christoph Gottsched aus Ostpreußen (1700 — 1766). Während seiner Studienzeit in Königsberg beschäftigte er sich neben der Theologie eifrig mit der Philosophie und habilitierte sich an der dortigen Universität mit einer philosophischen Abhandlung; durch seinen Lehrer Pietsch, der sich als Dichter einen Namen erwarb, wurde er zugleich für die schöne Literatur gewonnen. Diese Richtung trat entschiedner hervor, als er 1724 sich nach Leipzig begab und in Johann Burkhard Menke, dem gelehrten, auch als Dichter geschätzten Vorsteher der deutschübenden poetischen, nachmals deutschen Gesellschaft, einen Gönner und Beförderer seiner Studien fand. Er ward Docent, bald hernach (1729) Professor an der Leipziger Universität und begann mit der Zeitschrift „die vernünftigen Tadlerinnen" 1725 die seitdem unermüdlich fortgesetzte kritische Thätigkeit. 1727 wurde er Senior der deutschen Gesellschaft, die durch ihn neue Statuten erhielt und seitdem ihren Einfluß in weiteren Kreisen verbreitete. Seine Lehrbücher der Stilistik und Dichtkunst verschafften seinen Theorien einen immer größeren Boden. Die Regeln der Redekunst und Poesie suchte er auf philosophische Principien zurückzuführen und das wolffische Lehrgebäude nach dieser Seite hin zu erweitern. Wie er überhaupt die Philosophie nur von ihrer formalen Seite auffaßte, so richtete er auch in diesen theoretischen Schriften sein Augenmerk fast ausschließlich auf die

Form, und selbst die Dichtkunst galt ihm nur für eine besondere Form des stilistischen Ausdrucks. Solche Ansichten von dem Wesen der Poesie als einer eleganten Schreibart mußten ihn zu einem Verehrer der französischen Literatur machen, so sehr auch sein Nationalgefühl sich gegen die Abhängigkeit vom Auslande sträubte; lieber wies er daher auf die Griechen und Römer hin als auf die moderne Poesie Frankreichs, gegen die er die deutsche Literatur zum Wettkampfe führen wollte; doch kam er nicht über die französische Theorie hinaus, in der er die Grundsätze der Alten wiederzufinden meinte.

Im Jahre 1730 erschien zuerst sein „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen", welcher die lange Reihe der autoritativen Lehrbücher der Poetik in Deutschland zusammenfassend abschloß. Seitdem übte Gottsched ein Jahrzehnt hindurch eine fast unbestrittene Dictatur in Sachen des Geschmackes aus. Die Gründung kritischer Zeitschriften, namentlich der gehaltvollen „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" (1732—1744) trug wesentlich bei, seine Autorität zu befestigen und auszubreiten. Die in andern Städten, besonders auf Universitäten (Jena, Greifswald, Göttingen, Königsberg, Helmstedt) gestifteten deutschen Gesellschaften standen mit ihm in Verbindung und ordneten sich ihm gewissermaßen unter. Von allen Seiten, wo das Interesse für deutsche Literatur rege geworden war, kamen ihm Zeichen der Anerkennung und Huldigung entgegen, selbst von manchen, die später seine Gegner wurden oder sich doch von ihm lossagten, als es keine Ehre mehr war, sein Schüler oder sein Schützling gewesen zu sein.

Sein Ansehen wurde zuerst 1740 heftig erschüttert, als Johann Jakob Breitinger zu Zürich (1701—1776) seine „kritische Dichtkunst" herausgab. Auch dieses Werk suchte die Gesetze der Poesie durch philosophische Begriffsentwicklungen zu ermitteln; auf einen directen Angriff gegen Gottsched

hatte es der Verfasser nicht abgesehen. Breitinger und sein Freund Johann Jakob Bodmer (1698—1783), die schon 1721 durch die moralisch-ästhetische Wochenschrift „die Discurse der Malern“ (nach dem Muster des von Richard Steele und Joseph Addison in England 1711—1714 herausgegebenen „spectator“) die Literatur in Deutschland zu erneuen suchten, standen damals noch mit Gottsched in freundlichem Verhältnis. Gleich ihm verehrten sie Opitz und Canitz und befehdeten die zweite schlesische Dichterschule; des principiellen Gegensatzes, der von Anfang zwischen beiden bestand, wurde sich wenigstens Gottsched lange gar nicht bewußt. Während er von der bereits vorhandenen deutschen Poesie ausgieng und diese in eine formale Zucht nehmen wollte, dachten die Schweizer an eine in der Zukunft völlig neu zu begründende Literatur. Sie schritten über das Princip einer äußerlichen Correctheit hinaus und richteten ihre Blicke vornehmlich auf die Art und Weise des poetischen Schaffens. Sie sprachen es aus, daß die Natur die einzige und allgemeine Lehrerin sei, daß die Poesie vor den Regeln gewesen sei; sie empfahlen dem Dichter, die Imagination zu cultivieren und das Herz reden zu lassen; daraus folgte die in besonderen Abhandlungen weiter ausgeführte Vertheidigung des Wunderbaren und der poetischen Gleichnisse, daraus die Bewunderung Homers und Miltons, dessen „verlornes Paradies“ Bodmer seit 1732 wiederholt übersetzte. So bereiteten die Züricher eine unter englischen Einflüssen neu werdende Literatur vor, während Gottsched sich bald immer engherziger und anmaßender jedem Fortschritt, den er nicht eingeleitet hatte, entgegenstellte.

Aus den Angriffen, welche anfänglich seine Schüler, namentlich sein treuer Client Johann Joachim Schwabe gegen die Schweizer richteten, entspann sich eine kritische Fehde, welche von beiden Seiten mit heftigster Leidenschaft geführt ward; als starrer Verfechter einer geschichtlich überwundenen Vergangenheit mußte

Gottsched darin unterliegen. Sein Ansehen wurde nicht minder durch die Niederlagen erschüttert, die er an dem Orte seiner nächsten Wirksamkeit, in Leipzig selbst, erlitt. Er hatte hier gleich Anfangs seine Absicht auf die Reform des Theaters gerichtet. Als der Theaterdirector Johann Neuber und seine Frau im Jahre 1728 mit ihrer Truppe in Leipzig zu spielen begannen, bestimmte er sie, statt der rohen Haupt- und Staatsactionen und niedrigen Possen einen Versuch mit der Darstellung regelmäßiger Stücke zu machen. Die erste Aufführung eines aus dem Französischen übersetzten Dramas ward mit großem Beifall aufgenommen; mehrere französische Stücke wurden nun übertragen und auf die Bühne gebracht. Gottsched verfaßte etwa 1729 nach dem Vorbild des „Cato" von Addison und von Deschamps sein Originaltrauerspiel „der sterbende Cato", das eine glänzende Aufnahme fand, und forderte seine Schüler zu ähnlichen Versuchen im regelmäßigen Drama auf. Seine geistvolle Frau Luise Adelgunde Victorie, geb. Kulmus, unterstützte ihn in dieser Thätigkeit und suchte das französische Lustspiel und Conversationsstück durch Uebersetzungen und Originalarbeiten auf die deutsche Bühne zu verpflanzen. Es war die Anregung gegeben, aus der die dramatischen Arbeiten von Johann Elias Schlegel und Gellert, kurz alles, was vor Lessing im Drama Bedeutung erlangt hat, hervorgegangen sind. Gottsched glaubte schon sein Ziel errungen zu haben, die Leistungen des deutschen Dramas den Franzosen an die Seite stellen zu können; die von ihm angefeindete Oper verschwand vom Theater, und der Hanswurst ward feierlich auf der Bühne in's Grab gelegt. Als Neuber 1740 nach Petersburg gieng, sammelte Gottsched seine und seiner Schüler dramatische Werke und Uebersetzungen in der „deutschen Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer" (1741—1745). Doch sein unmittelbarer Einfluß auf die Leipziger Bühne war vorüber. Als die Neuberin bald darauf als Direc-

trice nach Leipzig zurückkehrte, ſuchte ſie ſich ſeiner Autorität zu entziehen und brach endlich ſo völlig mit ihm, daß ſie ihn in der Rolle des Tadlers in dem Vorſpiele „der allerkoſtbarſte Schatz“ auf die Bühne brachte (1741). Doch blieb ſeine Methode noch immer beſtehen; erſt durch ſeine engherzige Polemik gegen die von Chriſtian Felix Weiße in Deutſchland neu belebte Oper wurde ſeine Herrſchaft auf dem Theater 1752 vollſtändig vernichtet.

Auf dem theoretiſchen Gebiete wuchs die Zahl ſeiner Gegner auch außerhalb der Schweiz. In Halle begründete Alexander Gottlieb Baumgarten (1714—1762) mit ſeinem Schüler Georg Friedrich Meier (1718—1777), an die wolffiſche Philoſophie wie an Breitinger und Bodmer ſich anſchließend, die Wiſſenſchaft der Aeſthetik, der er den Namen gab; zum erſten Mal ward hier die Kunſt vom Dienſte des logiſchen Verſtandes befreit und dem Schönen ein beſonderes Gebiet angewieſen. Durch die Oppoſition der halliſchen Schule verlor Gottſcheds Anſehen am meiſten; denn an ſie ſchloß ſich im weiteren Verlauf die Theorie der Berliner Kritiker an, welche, mit Ramler, Sulzer, Mendelsſohn und Nicolai emporſtrebend, durch Leſſing ſiegreich alles Frühere niederwarf und eine neue Aera der Kritik herbeiführte.

Nicht minder bedeutend iſt der Sieg, den die poetiſche Production in der Literatur errang; denn ohne dieſe blieb alle Kritik und Polemik unfruchtbar und ohnmächtig.

Die erſten Schritte geſchahen von zwei entgegengeſetzten Enden des deutſchen Landes, Hamburg und der Schweiz. In Hamburg war ein reges geiſtiges Leben, das ſich frei bewegen konnte und verſchiedene Richtungen neben einander aufkommen ließ. Die lohenſteiniſche Manier hielt ſich hier am längſten und hatte, als die Bekanntſchaft mit franzöſiſcher und engliſcher Poeſie hinzutrat, das Verdienſt, der Sprache den phantaſiereicheren Ausdruck, den Gottſched völlig zu verbannen ſtrebte, zu erhalten. Franzöſiſche Hofpoeſie konnte hier nie ſich feſtſetzen, vielmehr

trug Hamburg zu dem Aufblühen unserer Dichtung vorzüglich bei als Vermittlerin der englischen Literatur. Barthold Heinrich Brockes (1680—1747), Rathsherr zu Hamburg, bildete sich am Studium Marinis, dessen „bethlehemitischen Kindermord" er 1715 verdeutschte, führte dann aber die Naturmalerei der Engländer bei uns ein, indem er in seinem „irdischen Vergnügen in Gott" (1721—1748) die Natur bis in's kleinste Detail schilderte und seine Gemälde mit moralisch-religiösen Betrachtungen von teleologisch-deistischer Tendenz verknüpfte. Mit der Uebersetzung von Thomsons „Jahreszeiten" (1745) schloß er seine poetische Thätigkeit. Friedrich von Hagedorn ward in Liedern und heitern Erzählungen der Dichter des Frohsinns und des anmuthigen Lebensgenusses; er ist der Vater der Fabeln- und Liederpoesie, wie sie bis in die Zeiten des siebenjährigen Krieges, wo sich höhere Anforderungen geltend machten, betrieben wurde.

Die Schweiz hatte bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts nur geringen Antheil an der deutschen Literatur genommen. Aristokratische Formen und kirchliche Engherzigkeit hielten den Geist in Bann, und das Wenige, das sich dort aus den schlesischen Dichterschulen entwickelt hatte, war spurlos vorübergegangen. Die Schweizer waren der hochdeutschen Büchersprache fast ganz entfremdet worden. Allein es waren noch immer viele poetische Keime vorhanden. Eine herrliche Natur hob die Herzen empor; in historischen Erinnerungen lebte der Ruf der Freiheit und der Thatkraft; keine Hofpoesie pries das Nichtige und Erbärmliche. Es bedurfte nur einer Anregung von außen, um die schlummernde Dichtung in's Leben zu rufen. Dies geschah durch Karl Friedrich Drollinger (1688—1742) aus Durlach, der schon in früher Jugend seinen Wohnsitz in Basel genommen hatte. Er stiftete hier die deutsche Gesellschaft und wirkte mit solchem Eifer und mit so glücklichem Erfolge für die deutsche Literatur, daß man ihm den Namen eines helvetischen

Opitz beilegte. Er führte vornehmlich die religiös-beſchreibende und philoſophiſch-didaktiſche Poeſie ein, dieſelbe Gattung, welche Brockes im nördlichen Deutſchland zu allgemeiner Anerkennung gebracht hatte, und ward der Vorgänger Albrecht von Hallers, deſſen „ſchweizeriſche Gedichte“ (zuerſt 1732) auf längere Dauer den Charakter der deutſchen Lehrdichtung beſtimmten. In einer Zeit, wo in Poeſie und Proſa gemächliche Breite und Weitſchweifigkeit herrſchten, gab Haller das erſte Muſter eines gedankenreichen, energiſchen Ausdrucks. Obwohl ſich ſeine Poeſie nicht von der Reflexion losmachen konnte, gab er ihr doch einen würdigen Inhalt, indem er die höchſten Aufgaben des philoſophiſchen Denkens behandelte und einen Reichthum von erhabenen Gedanken und edlen Empfindungen in poetiſches Gewand kleidete.

Die Richtungen dieſer beiden Dichter ſetzten ſich im Verfolg der Literatur eine geraume Zeit fort. In dem Princip trafen ſie zuſammen, daß die Kunſt das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden müſſe. Daher berührten ſie ſich vielfach: verfaßte doch auch Hagedorn „moraliſche Gedichte“, und Haller hat das Lied von „Doris“ geſungen, wenn er gleich ſpäter über das Spiel ſeiner Jugend ſich ſehr bedenklich äußerte. Nach der ernſten Seite neigten insbeſondere die Jünglinge des Leipziger Dichterbundes; heitern Genuß lehrten die Lieder des halliſchen und halberſtädtiſchen Kreiſes; Fabeln und Erzählungen fanden überall ihre Verehrer.

Der Leipziger Verein entſtand aus dem Kreiſe von Jünglingen, welche durch Gottſched für die Beſchäftigung mit ſchöner Literatur gewonnen waren. Gottſched bedurfte jüngerer Talente zur Beihilfe bei ſeinen weitſchichtigen literariſchen Unternehmungen, nebenbei auch als Schildknappen ſeiner kritiſchen Fehden, wofür er ihnen ſeine dictatoriſche Protection angedeihen ließ. Unter ſeiner Aufſicht überſetzten Schwabe, Gärtner, Gellert und andere Bayles hiſtoriſch-kritiſches Wörterbuch, das 1741—1744 mit

seinen Anmerkungen und Vorreden herausgegeben wurde. Johann Joachim Schwabe vereinigte die jüngeren Parteigenossen durch die Herausgabe der Zeitschrift „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“ (1741—1745). Sie enthielt poetische und prosaische Beiträge von Gellert, Rabener, Kästner, Johann Elias und Johann Adolf Schlegel, Zachariä und andern; neben ihnen finden wir auch Johann Joachim Spalding (1714—1804), dessen Schrift über die Bestimmung des Menschen (zuerst 1748) zahlreiche Auflagen erlebte, Uz, Kleist und Mylius, die nachher in Verbindung mit Lessing und den preußischen Dichterkreisen erscheinen. Abraham Gotthelf Kästner (1719—1800), der sich später durch seine Sinngedichte einen Namen erworben hat, galt damals auch durch seine Lehrgedichte, die zur trockensten Prosaabhandlung herabsinken, z. B. „Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Lesern deutlich zu sein“. Wie er sich hier als echten Gottschedianer zeigte, so verleugnete er auch späterhin seine Anhänglichkeit an Gottsched selbst dann nicht, als man für diesen nichts mehr als Schmähungen hatte.

Die meisten der jüngeren Dichter zogen sich von ihm und der Verbindung mit Schwabes „Belustigungen“ zurück, als sie unter Karl Christian Gärtners (1712—1791) Leitung zur Herausgabe der „neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ (Bremen und Leipzig, 1744 ff.) sich vereinigten. Dies gab zugleich zu einem engeren literarischen Verein und einem innigen Freundschaftsbund Anlaß. Mit Gärtner verbanden sich Anfangs Cramer, Johann Adolf Schlegel und Rabener; bald darauf traten ihnen bei Johann Arnold Ebert (1723 — 1795), der Uebersetzer gleichzeitiger englischer Dichter, namentlich Glovers und Youngs, Friedrich Wilhelm Zachariä (1726—1777), der sich zunächst als Dichter komischer Epopöen nach dem Muster von Boileaus „Chorpult“ und Popes

„Lockenraub“ mit vielem Glück versuchte, später mit geringerem Erfolg als Nachahmer Addisons und Klopstocks und als Uebersetzer Miltons der beschreibenden und der biblischen Poesie sich widmete, Konrad Arnold Schmid von Lüneburg (1716 — 1789), Christlob Mylius (1722—1754), der sich aber bald wieder von dem Vereine trennte, Johann Elias Schlegel, damals bereits in Dänemark, Straube in Breslau, Gellert, Nicolaus Dietrich Giseke (1724—1765), der sich anmuthig und liebenswürdig in den kleineren Formen der Poesie bewegte; zuletzt gesellten sich noch Klopstock und sein Vetter, der Anakreontiker Johann Christoph Schmidt aus Langensalza (1727—1807), später Goethes Amtsgenosse in Weimar, sowie Gottlieb Fuchs, der „Bauerssohn“ (1722—1799), und andere Freunde zu den „Beiträgern“. Von den kritischen Streitigkeiten, die ihnen Schwabes Zeitschrift verleidet hatten,wandten sie sich ganz ab und machten die Production zur Hauptsache; die Vorrede sprach es ausdrücklich aus, daß sie den Leser nicht mit Polemik belästigen wollten: es gebe kriegerische Gegenden genug. Statt dessen förderten sie sich mehr durch gegenseitige Kritik. Sie hielten regelmäßige Zusammenkünfte und unterwarfen die Beiträge der einzelnen Mitarbeiter einer strengen Prüfung; über die Aufnahme der Aufsätze und Gedichte oder über die Aenderung einzelner Stellen entschied die Mehrheit der Stimmen. Selbst Gärtner, der Herausgeber, mußte seine Arbeiten den Freunden erst vorlegen, bevor sie gedruckt werden durften. Da keinem Beitrage der Name des Autors beigefügt wurde, so gelang es den Verfassern der „bremischen Beiträge“, wie sie gewöhnlich genannt wurden, eine Zeit lang unbekannt zu bleiben. Der Muth, unabhängig von Gottsched ihre Wege zu wählen, führte sie über ihn hinaus. Sie brachen äußerlich nicht mit ihm, legten aber alles Gewicht auf die dichterische Production, in welcher seine Stärke am wenigsten lag; der Beifall, der ihnen zu Theil wurde, trug

zugleich zu seinem Sturze bei, und ein verjüngender Hauch durchdrang die Literatur. Zwar war der Abstand von Schwabes „Belustigungen" nicht sehr groß; wir finden auch hier weitläufige Lehrgedichte und breite didaktische Oden; allein es trat doch in den anakreontischen Liedern und in den Schäfer- und Lustspielen Gärtners und Gellerts ein heiteres Element hinzu. Das Princip der äußern Correctheit und formalen Eleganz war mit aller Strenge consequent durchgeführt. Besonders wurde aber durch die ideale Jugendfreundschaft dem poetischen Gefühl eine lebendige Wärme, ein lyrischer Gehalt mitgetheilt, und in der Dichtung wagte die Subjectivität des Dichters mehr hervorzutreten. Die Oden „auf den Abschied eines Freundes" von Ebert, „über die Zärtlichkeit in der Freundschaft" von Giseke, „das traurige Leben ohne Freundschaft" von Johann Adolf Schlegel bereiteten schon auf die elegischen Freundschaftshymnen Klopstocks vor, der vornehmlich im „Wingolf" dem Bunde ein schönes Denkmal gesetzt hat.

Die „bremischen Beiträge" führten, wie es Haller und noch mehr Hagedorn begonnen hatten, die Poesie aus dem Kreise der Gelehrten heraus; sie wandten sich wie früher die „Discurse der Malern" ausdrücklich an die weibliche Lesewelt, an den gebildeten Theil des Volkes außerhalb des Gelehrtenstandes und der Höfe. Für diese mittlere Sphäre war der gemüthliche Humor der gellert'schen Fabeln und Erzählungen, die gutmüthige Geschwätzigkeit der Satiren Rabeners berechnet. Die geistlichen Lieder von Cramer, Johann Adolf Schlegel und Gellert verschmolzen die moralische Didaxis mit der lyrisch-religiösen Dichtung und gewannen sich eine Stelle in den Gesangbüchern der protestantischen Gemeinden. Viele von den Mitgliedern dieses Kreises standen nachmals in einflußreichen Aemtern in verschiedenen Gegenden des nördlichen Deutschland und verbreiteten wieder durch ihre Schüler die Theilnahme für deutsche Dichtkunst, so daß ein Faden geistiger Verbrüderung sich bis Kopenhagen hinzog,

wo Johann Elias Schlegel eine Zeit lang wirkte und später Klopstock und Cramer sich zusammenfanden. In Braunschweig lehrten Gärtner, Ebert, Zachariä, Schmid und bildeten gewissermaßen einen neuen Mittelpunkt für die literarischen Bestrebungen Norddeutschlands.

Klopstocks „Messias", dessen erste drei Gesänge im vierten Bande der „Beiträge" erschienen, keineswegs unter vollem Beifalle der übrigen Mitglieder, die sich hier weit überflügelt sahen, vollendete den Sieg über Gottsched. Bodmer begrüßte mit schwärmerischem Enthusiasmus das neu aufgehende Gestirn der Zukunft, das seinen Theorien einen größeren Glanz verlieh. Der Streit, der sich noch einmal zwischen den Parteien über diese Dichtung erhob, verschaffte ihr eine rasche Verbreitung und allgemeine Wirksamkeit. Das Regelwerk der conventionellen Poesie stürzte zusammen. Gottsched wurde in seinem ohnmächtigen Entgegenstemmen gegen den immer kräftiger heraudringenden Strom der Poesie zu den lächerlichsten Fehlgriffen verleitet, so daß er den „Hermann" des Freiherrn Christoph Otto von Schönaich (1725—1807) der Messiade lobpreisend entgegenstellte und seinem Clienten den Dichterkranz 1752 zu Leipzig öffentlich aufsetzte. Mit dieser Poetenkrönung gieng seine literarische Dictatur vollends zu Ende. Aber auch Bodmers „Noah" und seine sonstigen Patriarchaden, in denen er die Geschichte Jakobs und Josephs nach Klopstocks Vorbild dichterisch zu behandeln versuchte, zeigten nur, daß er mit seinem poetischen Talent den Fortschritten der deutschen Dichtung nicht zu folgen vermochte. Weit mehr hat er durch die Herausgabe des Nibelungenliedes, der Minnesinger und anderer mittelhochdeutscher Gedichte zur Förderung der Literatur beigetragen, ein Verdienst, das Gottsched als Herausgeber des „Reineke Vos" und des „nöthigen Vorraths zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" (1757—1765) mit ihm theilte.

Preußen schien bereits im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts an die Spitze der Literatur treten zu wollen, als Canitz und Besser in Berlin dichteten, als die Universität Halle ein Mittelpunkt für deutsche Philosophie ward und durch ihre reformatorischen Bestrebungen dem protestantischen Deutschland voranleuchtete. Allein unter dem engherzigen, militärisch-despotischen Regiment des Königs Friedrich Wilhelm I. ward das höhere geistige Streben durch Spott und Druck niedergehalten. Wolff ward aus Halle auf eine blose Denunciation der Pietisten verjagt, und die Poesie vermochte eben so wenig, sich eine Stätte zu bereiten. Mit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740) strömte eine neue Lebenswärme durch das preußische Volk und drang selbst weit über dessen Grenzen hinaus. Die Wissenschaft gedieh durch die ihr gewährte Gedankenfreiheit. Auf den Universitäten, in den höheren Lehranstalten und in der frisch erstehenden Berliner Akademie regte sich ein neuer Geist, und große Thaten eröffneten die Regierung des jugendlichen Herrschers, um den Geist des Volkes aus dumpfer Unterthänigkeit zu nationalem Selbstgefühl zu erheben. Sobald dies geistige Leben ungehemmt seine Flügel entfalten konnte, bedurfte es nicht des besondern Schutzes von oben herab, um in deutscher Dichtung eben sowohl wie in der Wissenschaft hervorzutreten, mochte auch der König, welcher der Stolz der Zeitgenossen ward, sich mit Verachtung von der deutschen Literatur abwenden und den französischen Philosophen und Dichtern huldigen, in deren Reihen er sich durch seine eignen Productionen einen Platz zu erwerben bemüht war.

An der Universität Halle suchten Alexander Gottlieb Baumgarten und sein Schüler Georg Friedrich Meier hauptsächlich im Anschluß an die Züricher Kritiker die philosophischen Bestrebungen auf das Gebiet der schönen Wissenschaften auszudehnen. Sie standen daher auf Seiten der Gegner Gottscheds,

deſſen „kritiſche Dichtkunſt“ Meiers umſtändliche Polemik hervorrief. Eine deutſche Geſellſchaft, die gegen 1735 von Lange nach dem Muſter der Leipziger geſtiftet wurde, förderte die Theilnahme an ſchöner Literatur, und vornehmlich ward ſie auch hier ein Band der Freundſchaft junger, emporſtrebender Talente. Die Poeſie ſchloß das herzliche Verhältnis zwiſchen Samuel Gotthold Lange (1711—1781) und Jakob Immanuel Pyra (1715—1744). Ihre 1745 unter dem Titel „Thyrſis' und Damons freundſchaftliche Lieder“ nach Pyras frühem Tode geſammelten Gedichte veredelten das Gelegenheitsgedicht; ſie beſangen die Freundſchaft und ließen ſchon den preußiſchen Patriotismus anklingen (z. B. in Pyras Ode auf den Regierungsantritt Friedrichs II.), der allen Dichtungen der preußiſchen Kreiſe ein eigenthümliches Gepräge, eine Beziehung auf das öffentliche Leben gab. Eng ſchloſſen ſie ſich an die Oden des Horaz an, die in den preußiſchen Dichtervereinen ein kanoniſches Anſehen beſaßen. Sie verſuchten ſich in Ueberſetzungen und Nachbildungen, ſelbſt der Form, indem ſie der bodmer'ſchen Theorie gemäß den Reim verwarfen. Gottſched, der früher ſelbſt reimloſe Verſe empfohlen hatte, erklärte ſich ſpäter mit Leidenſchaft gegen dieſelben; die Frage, ob gereimt oder reimlos, warf auf's neue den Eriſapfel zwiſchen die Parteien, allein ſchon hinreichend, vieljährige Freundſchaftsbande zu zerreißen. Die halliſchen Dichter giengen in Bodmers Lager über; gegen die „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geſchmacks“, die Mylius und Cramer, damals noch Anhänger Gottſcheds, in Halle herausgaben, ſchrieb Pyra 1743—1744 ſeinen „Erweis, daß die g*ttſch*dianiſche Secte den Geſchmack verderbe“.

Im Jahre 1739 trafen die Jünglinge Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Johann Peter Uz und Johann Nicolaus Götz (1721—1781) auf der Univerſität Halle zuſammen und ſchloſſen einen poetiſchen Verein. Bei ihnen geſellte ſich

Anakreon zu Horaz; diesen nachahmend, sangen sie Lebensfreude und heitere Zufriedenheit, Liebe und Wein. Freilich ist weder das Vollgefühl frischer Jugendkraft noch eine ideale Wärme in ihren Liedern zu finden; es ist mehr eine in engem Gedankenkreise gemüthlich sich ergehende Tändelei mit den Bildern eines frohen Genusses des Daseins, woran die Subjectivität des Dichters nur geringen Antheil hat. Allein für die freiere Bewegung der Poesie war es ein Gewinn, daß man dem Dichter das Recht zuerkennen lernte, neben dem lehrhaften und erbaulichen Ton, den die Verfasser der „Bremer Beiträge" vorzugsweise vertraten, auch eine anmuthige Sinnlichkeit zu Worte kommen zu lassen, zumal in einer Zeit, welche die Freigeisterei in Religion und Sitte auf das strengste ahndete und schon die leiseste Verletzung mit dem Bann der öffentlichen Meinung verfolgte. Uebrigens reichten die productiven Kräfte dieses Vereins über die Lyrik nicht hinaus. Götz verfügte über eine geschmackvolle Form, die der Eleganz des französischen Liedes am nächsten kam, weßhalb er sich auch den Beifall Friedrichs II. erwarb. Uz, der bedeutendste unter ihnen, machte nur in seiner Jugend jene scherzhaften Tändeleien mit; die heitere Lebensweisheit jedoch, die ihn bis in's Alter begleitete, legte er in seinem Lehrgedichte „über die Kunst, stets fröhlich zu sein" nieder. In den späteren Jahren dichtete er mit energischem sittlichen Gefühl die Oden und geistlichen Lieder, die ihm eine mittlere Stelle zwischen Klopstock und Gellert anweisen.

Gleim lebte eine Zeit lang in Potsdam und Berlin, seit 1747 in Halberstadt, überall der Apostel der Dichtkunst, der es als seine Lebensaufgabe ansah, für die deutsche Poesie Talente aufzufinden, aufzumuntern und zu unterstützen. Gleichwie Bodmer ward er einflußreicher durch seine weit verbreiteten literarischen Freundschaften und Protectionen als durch seine zahlreichen dichterischen Versuche; seine Lieder, Fabeln, Schäferspiele und Romanzen waren blos ein schwacher Anlauf zur Poesie,

ohne sich über das Tändeln mit Worten und Reimen erheben zu können. Nur durch die „preußischen Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier", zu denen sein warmer Enthusiasmus für Preußens Siege und seinen heldenmüthigen König ihn begeisterte, wehte ein lebendiger Hauch patriotischen Gefühls; daher gewannen sich diese Dichtungen schnell das Herz des gebildeteren Theiles der Nation, obwohl sie die natürliche Einfalt und Wahrheit echter Volkslieder nicht erreichten.

Durch Friedrich den Großen war ein neuer Gehalt in die deutsche Poesie gekommen. Auf seine Persönlichkeit und seine Kriegsthaten lehnte sich fast die gesammte Odenpoesie Karl Wilhelm Ramlers, welcher als Chorführer des Berliner Dichterkreises zu hohem Ansehn gelangte. Er besaß nur geringe dichterische Anlagen; die horazischen Oden waren sein Vorbild, das er getreulich copierte. An den römischen Dichtern bildete und läuterte er seinen Sinn für Harmonie des Ausdrucks und Wohlklang des Verses; in dieser Hinsicht gewann sein kritisches Urtheil eine große Autorität und wurde von seinen Freunden oft zum Ausfeilen der Form zu Rathe gezogen, so daß er es in eitlem Selbstvertrauen nicht selten über Gebühr und selbst da walten ließ, wo man seine Verbesserungen nicht begehrt hatte. Zum Uebersetzer hatte er am meisten innern Beruf. Seine Nachbildungen der Gedichte des Horaz, Catull und Martial brachen eine Bahn, auf der nach ihm Johann Heinrich Voß ein höheres Ziel erreichen konnte. Hiebei ist zugleich der Einfluß in Anschlag zu bringen, den Klopstocks von einer schwungvollen Sprache unterstützte Erneuerung der antiken Versmaße ausübte. Der Hexameter hatte den Alexandriner verdrängt; die reimlosen Oden in den Silbenmaßen der griechisch-römischen Metrik traten an die Stelle der gereimten Strophenform, welche vornehmlich Cramer und Uz durch ihr Beispiel in Schutz nahmen.

Gleim und Ramler gewannen Ewald Christian von

Kleist, der seit 1740 in preußischen Kriegsdiensten stand, für die Dichtkunst, unstreitig ein bedeutendes poetisches Talent, gestützt auf einen edlen, energischen Charakter. Die elegische Stimmung, die seit seiner Jugend auf seinem zarten, keuschen Gemüthe lag, der Hang zu idyllischer Einsamkeit, der ihn aus dem Geräusch des Lebens hinaustrieb, gab seinen Oden, Idyllen und Liedern den Ausdruck eines wahren, innigen Gefühls. Sein idyllisch-beschreibendes Gedicht „der Frühling" war seiner Zeit eines der hervorragendsten poetischen Producte, reich an Bildern aus der Natur und dem Landleben, dessen Reize es vornehmlich zu besingen bestimmt war, abgerissen zwar und mehr reflectierend als unmittelbar empfunden, aber besonders anziehend durch die elegische Sentimentalität, welche das idyllische Glück im Genusse der friedlichen, stets gleichen Natur den wechselreichen Freuden und dem ruhelosen Getümmel der Welt gegenüberstellt. Ihrem Hauptcharakter nach schließt sich diese Dichtung an Hallers „Alpen" an, wie sie den Grundton der lyrischen Stimmung mit Klopstock gemein hat; sie leitet daher zu den idyllischen Dichtungen des nachmaligen Göttinger Kreises hinüber. Im Gebrauche des Hexameters, der durch eine Vorschlagsilbe dem Alexandriner genähert ist, traf Kleist mit Klopstock zusammen.

Der siebenjährige Krieg riß Kleist aus der Idylle heraus und führte auch ihn zur patriotischen Poesie; er dichtete die schöne Ode an die preußische Armee und feierte in dem erzählenden Gedichte „Cissides und Paches" die hochherzige Aufopferung für das Vaterland. Der Tod im Gefecht, den er in den Schlußversen dieses Gedichtes sich wünschte und in der Schlacht bei Kunersdorf fand, verschlang den Kranz des Helden mit dem des Sängers.

Mit dem Ende des Krieges hatte die Poesie des Halberstädter und Berliner Vereines ihren Kreis durchlaufen. Die tändelnde Sentimentalität der Freundschafts- und Amorettenpoesie kehrte zurück, als Gleim einige jüngere Dichter an sich heranzog,

Klamer Schmidt (1746—1824), Johann Georg Jacobi, Wilhelm Heinse, Günther von Goeckingk (1748—1828), welche mit etwas mehr Geist und einer frischern Sinnlichkeit seine anakreontische und petrarchische Poesie fortsetzten. Diese ältere Richtung der Lyrik dauerte bis an den Eingang der siebziger Jahre; in ihren späteren Versuchen wurden jene Dichter selbst schon von der sich aus dem Volksleben entwickelnden lebendigern Poesie mit fortgerissen.

Die Tendenz der von Hagedorn, Uz und Gleim angeregten Poesie fand in Wieland einen glänzenden Vertreter, nachdem dieser in seinen komischen Erzählungen, seinen Romanen und romantischen Epopöen bald scherzend, bald didaktisch den Reiz des durch die Grazien verfeinerten Lebensgenusses in anmuthigen Formen ausmalte. Daher stand er nicht nur mit Gleim, sondern auch mit Heinse in Verbindung; dieser betrachtete ihn als das Vorbild zu den üppigen Gemälden des Sinnengenusses, und der Meister sah mit Entrüstung, auf welche Abwege die von ihm angebahnte Emancipation der Sinne seine Schüler geführt hatte.

Die klopstockische Schule, die von Kopenhagen bis Zürich, vornehmlich außerhalb Preußens, sich weit ausgebreitet hatte, stand zu der wielandischen in einem diametralen Gegensatz. Klopstocks Poesie zog sich seit dem Tode seiner Gattin Meta, geb. Moller, (1758) mehr und mehr auf das von ihm aufgestellte Ideal einer heiligen Poesie zurück. Die Lebensfreude und Liebesinnigkeit, die seinen Jugendoden einen unvergänglichen Reiz gibt, klingt nur selten noch an. Während der siebenjährige Krieg Deutschland erschütterte, sang er seine religiösen Hymnen und geistlichen Lieder; die Messiade war 1755 mit dem zehnten Gesang zu einem Ruhepunkte gelangt, von wo aus der Dichter nur zögernd das im Grunde schon abgeschlossene Werk fortsetzte. Von der patriotischen Poesie, die der Krieg hervorgerufen hatte, ward er gleichfalls ergriffen; allein da er nicht fähig war, dem

preußischen Könige, der als Eroberer, als Freund der französischen Literatur und als ungläubiger Philosoph seinen Unwillen erregte, poetisch zu huldigen, so versetzte er sich auf das abstracte Gebiet einer deutschen Urzeit. Er pries Hermanns Thaten und altgermanischen Heldenmuth, die deutsche Sprache und germanische Geistesherrlichkeit, wodurch er indeß von neuem auf die von Nationalgefühl gehobene jüngere Generation mächtig einwirkte.

Die Messiade fand die meisten Nachahmer in der Schweiz und dem protestantischen Süddeutschland, wo der kirchliche Glaube am wenigsten erschüttert war und die religiöse Gefühlsschwärmerei am leichtesten Eingang fand. An die Patriarchaden Bodmers schlossen sich die ersten Producte der schwäbischen Poesie an. Wieland dichtete in der Periode seiner jugendlichen Sentimentalität, damals noch ein Schützling Bodmers, unter anderm einen „geprüften Abraham" (1753) und der als social-politischer Prosaiker hervorragende Freiherr Friedrich Karl von Moser (1723—1798) einen „Daniel in der Löwengrube" (1763). Die Idyllendichtung Salomon Geßners aus Zürich (1730—1787) ist auf dem Stamm des klopstockischen Epos gewachsen. Gleich den Dichtungen Klopstocks führen uns seine Idyllen in eine Welt weichherziger unschuldvoller Menschen, die mehr durch lyrische Empfindsamkeit als durch Handlung und Charakter anziehen. Der „Tod Abels" (1758) ist eine zum Epos erweiterte Idylle, ebenso seine vollendetste Dichtung, „der erste Schiffer" (1762), alle in einer poetischen Prosa abgefaßt, die nur eine zierlich geglättete Auflösung klopstockischer Hexameter ist. Johann Kaspar Lavater (1741—1801), der mit patriotischen Schweizerliedern (1767) begann, trat nachmals mit seinen religiösen epischen Gedichten („Jesus Messias" 1782—1786, „Joseph von Arimathea" 1794) in eine Art Wetteifer mit Klopstock, obwohl er statt eines selbständigen Dichtwerkes nur eine wortreiche Paraphrase der biblischen Erzählung zu schaffen im Stande war.

Die spätere patriotische Poesie Klopstocks erregte das Fieber der Bardengesänge, die zuletzt auf ein hohles Phrasenwesen hinausliefen, so sehr sie auch mit altgermanischer Kraft einherzustürmen meinten. Die Verbreitung, der von Macpherson herausgegebenen gälischen Gesänge Ossians leistete dem erkünstelten Bardenthum nicht geringen Vorschub. Die Einwirkung klopstockischer Oden- und Bardenpoesie reichte selbst nach Oesterreich hinüber, wo die Jesuiten Michael Denis (1729—1800) und Karl Mastalier (1731—1795) der deutschen Dichtung eine Stätte zu bereiten suchten. In Wien fanden jedoch bald Wielands Schriften eine günstigere Aufnahme als die keusche, erhabene Poesie Klopstocks.

Während die langwierigen Kämpfe der Leipziger und Schweizer sich allmählich in äußerliche Streitigkeiten zu verlaufen schienen, fand die Kritik und ästhetische Theorie in Berlin eine neue Stätte und für ihre Bestrebungen unbeschränkte Freiheit. Man begünstigte hier die kritische Thätigkeit und jede Art von geistiger Aufklärung von oben herab; selbst die öffentliche Meinung war hier minder spröde, wenn sich das Streben nach Aufklärung mit Freigeisterei und sensualistischer Lebensphilosophie berührte. Johann Georg Sulzer (1720—1779) aus Winterthur in der Schweiz stand noch als treuer Bodmerianer auf dem Boden der Züricher Theorien, als er 1747 in Berlin seine kritische Wirksamkeit begann, die er 1771—1774 mit seiner „allgemeinen Theorie der schönen Künste“ abschloß. Er befand sich als Theoretiker sehr bald in einer isolierten Stellung, da selbst Ramler sich auf die Dauer nicht mit ihm vereinigen konnte. Ramler besaß einen richtigen Tact für die Form, aber nicht philosophischen Scharfsinn, um als Kritiker eine bedeutende Stelle einzunehmen; doch war seine Bearbeitung von Batteux' „les beaux arts réduits à un même principe“ (zuerst 1758) als ein mit Beispielen ausgestattetes Lehrbuch von nicht geringem Einfluß auf die Theorie. Friedrich Nicolai, der mit der buch-

händlerischen Betriebsamkeit einen lebhaften Eifer für schöne Literatur und Aufklärung verband, erwarb sich ein unbestreitbares Verdienst als Begründer der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“ (1757 ff.), der „Briefe die neueste Literatur betreffend“ (1759 ff.) und der „allgemeinen deutschen Bibliothek“ (1765 ff.), von denen die letztere Zeitschrift sich zugleich über die wissenschaftliche Literatur verbreiten sollte. War schon die „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ in so fern Epoche machend, als sie das erste Organ ästhetischer Kritik war, das sich völlig vom Einfluß einer Partei losmachte, so wurden es die „Literaturbriefe“ in einem noch weit höhern Grade. Lessings Kritik, die ihnen die geistige Basis und Richtung gab, entfaltete hier zum ersten Mal in vollem Glanze ihre siegende Gewalt. Das Partei- und Cliquenwesen hörte hier auf; strenge Unbefangenheit sprach das Urtheil über Werth und Unwerth der neuesten Literaturerzeugnisse; hellere Gesichtspunkte wurden eröffnet, um die Poesie aus dem conventionellen Regelzwange zur Wahrheit uzrückzuführen und mit dem Nationalleben zu vermitteln; es war nicht blos zufällig, daß die Gründung dieser Zeitschrift mitten in die Kriegsbewegung fiel. Lessing zog zwar seine Hand bald von dem Werke zurück; aber auf der von ihm vorgezeichneten Bahn führte sein Freund Moses Mendelssohn in Verbindung mit dem talentvollen Thomas Abbt und andern tüchtigen Mitarbeitern die Zeitschrift bis 1765 fort. Es war dieselbe Zeit, wo aus der wolffischen Schulphilosophie unter dem Einfluß der englischen Deisten und der französischen Encyclopädisten die popularen Bestrebungen der Aufklärer hervorgiengen, die an die Stelle eines allgemeinen speculativen Princips den gesunden Menschenverstand des einzelnen denkenden Subjectes setzten, indem sie aber das gesammte politische, religiöse und sociale Leben in den Kreis ihres Forschens zogen, auf die Ausbildung der deutschen Prosa bedeutsam einwirkten. Aus einer zahlreichen Schaar social-

politischer Schriftsteller treten als Meister der Form namentlich Johann Georg Zimmermann aus Brugg in der Schweiz (1728—1795) und Helferich Peter Sturz (1736—1779) hervor. Zimmermann, der Schüler Hallers, dessen Biographie er verfaßte, und der Freund Wielands, als Arzt berühmt, offenbarte seinen umfassenden und beweglichen, aber nicht gründlichen Geist und seinen zwischen weicher Empfindsamkeit und gehässiger Weltverachtung schwankenden Charakter in den piquant geschriebenen Werken „vom Nationalstolze“ und „von der Einsamkeit“. Sturz, dem nordischen Literaturkreis angehörig, leitete durch kleinere Aufsätze in eleganter, gesellschaftlich vollendeter Diction zu der Bewegung der siebziger Jahre hinüber. Zur nämlichen Zeit erschloß Johann Joachim Winckelmann aus Stendal in der Altmark (1717—1768) in seiner Geschichte der Kunst des Alterthums (1764) die Schönheit der hellenischen Welt den vom Franzosenthum umnebelten Blicken der Deutschen und führte sie dadurch zugleich zum Verständnis der griechischen Dichter. An seine Untersuchungen anknüpfend, erörterte Lessing im „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“ (1766) mit philosophischer Klarheit und antiquarischer Gelehrsamkeit das Verhältnis der dichterischen Darstellung zu den bildenden Künsten und vernichtete das Zwitterwesen der blos didaktischen und beschreibenden Poesie. In der „hamburgischen Dramaturgie“ endlich (1767—1768) suchte er mit gleichem Scharfsinn durch die ästhetische Zergliederung dramatischer Dichtungen in das Wesen der höchsten und schwierigsten Gattung der Poesie einzudringen, ihre unabänderlichen Grundgesetze festzustellen und an den reinsten Mustern nachzuweisen, wie er gleichzeitig in seinen eigenen dramatischen Werken zuerst den Deutschen zu klarer Einsicht brachte, was ein Drama zu leisten habe. Eine neue Literaturbewegung ward eingeleitet, in deren Mittelpunkt das Interesse für das Drama stand.

Von Gottscheds „Cato“ zu „Minna von Barnhelm“, von der „kritischen Dichtkunst“ zur „hamburgischen Dramaturgie“, welch ein Abstand! Und doch liegt nur ein Menschenalter dazwischen. Mit Eifer und Selbstvertrauen hatte sich Gottsched des deutschen Dramas angenommen, um es nach dem Muster der Alten, welches bei ihm mit dem Zuschnitt der französischen Dramen gleichbedeutend war, einzurichten; seine „deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer“ hatte ihn zu der Hoffnung ermuthigt, daß die deutschen Dichter den Franzosen nicht lange mehr den Vorzug würden zuzugestehen brauchen. Es war ein verfehltes Unternehmen, unser Drama auf den Leisten der französischen Regeln zu schlagen; aber es wurde doch durch Gottscheds Bemühungen die tief gesunkene dramatische Dichtung wieder in den Kreis der Gelehrtenpoesie eingeführt und jüngere Talente angeregt und aufgemuntert.

Johann Elias Schlegel brachte die Neigung zum Drama schon von der Schulpforta mit nach Leipzig. Er hatte, mehr von Euripides als von den französischen Nachbildern geleitet, schon ehe er die Universität bezog, die „Hecuba“ (später „die Troianerinnen“) und „die Geschwister in Taurien“ (später „Orest und Pylades“) gedichtet und im Schülerkreise zur Aufführung gebracht. Unstreitig hatte er unter den Jünglingen, die mit Gottsched in nähere Berührung kamen, das selbständigste und hervorragendste Dichtertalent. Sein „Hermann“, den er noch während seiner Studienzeit in Leipzig vollendete (1741), sein „Canut“, den er in Dänemark verfaßte, wo er sich seit 1743 aufhielt, konnten die Zeitgenossen zu dem Urtheil berechtigen, daß er das deutsche Trauerspiel geschaffen habe. Nicht minder zeigte sich in seinen Lustspielen, die theils in Prosa, theils (der damaligen Theorie entgegen) in Alexandrinern verfaßt sind, ein regsames Talent, das auch in dieser Gattung seinen eignen Weg zu gehen suchte. Ueber diese Jugendversuche ließ ein früher Tod (1749) den Dichter nicht hinauskommen.

Alles, was bis auf Leſſing im Drama produciert wurde, ſtand hinter Schlegels Leiſtungen zurück. Gellerts Luſt- und Schäferſpiele — denn auch dieſe Gattung hatte Gottſched als Vertreterin des Bauernſtandes empfohlen — hatten zwar den gutmüthigen Humor, den wir an ſeinen Fabeln und Erzählungen ſchätzen, weßhalb Leſſing ſie für wahre Familiengemälde erklären konnte; allein dem ſchleppenden und weitſchweifigen Dialog fehlte es an dramatiſchem Leben, und die Einführung des rührenden Luſtſpiels, das er eigens in einer lateiniſchen Abhandlung vertheidigte, verflachte ſelbſt die heiteren Elemente durch eine oberflächliche Sentimentalität.

Auch Leſſings erſte dramatiſche Verſuche, die zum Theil in ſeine Leipziger Studienjahre fielen, waren der Hauptſache nach Producte desſelben Bodens, wenn ſchon der junge Dichter die Handlung lebendig aufzufaſſen und durchzuführen verſtand. Ebenſo ſchloß ſich Leſſings Freund und Studiengenoſſe Chriſtian Felix Weiße der Leipziger Schule an. Vom Luſtſpiel ausgehend, wagte er ſich nach und nach an das ernſte Drama und zog ſelbſt ſhakeſpeariſche Stoffe, einen „Richard III.“ und „Romeo und Julie“, in die Sphäre gewöhnlicher Bürgerlichkeit herab; ſein leichtes, gefälliges Talent befähigte ihn mehr zu dem heitern Singſpiel, wodurch er zum großen Verdruſſe Gottſcheds die von dieſem geächtete Oper wieder in Gang brachte. Es förderte wenig, daß Nicolai 1757 eine Preisbewerbung für das beſte deutſche Trauerſpiel ausſchrieb. Der „Codrus“ des Freiherrn Johann Friedrich von Cronegk (1731—1758), der den Preis erhielt, war nur ein Seitenſtück zu Schlegels Tragödien. Cronegk wie ſein Mitbewerber Joachim Wilhelm von Brawe (1738 — 1758), der in ſeinem „Freigeiſt“ und noch mehr in dem ſpätern Trauerſpiele „Brutus“ eine ungewöhnliche Anlage zur dramatiſchen Dichtkunſt verrieth, wurden ſchon nach ihren erſten Jugendverſuchen durch einen frühen Tod der Literatur entriſſen.

Um diese Zeit hatte Lessing bereits mit dem bürgerlichen Trauerspiel „Miß Sara Sampson“ (1755) eine neue Bahn betreten. Er versuchte dem Drama durch die Wahrheit des Lebens eine feste Grundlage zu geben, indem er das gespreizte Heldendrama bei Seite schob und nach dem Vorgang der Engländer die tragischen Conflicte in bürgerlichen Verhältnissen zur Darstellung brachte. Das Trauerspiel erregte bei seinem ersten Erscheinen lebhafte Theilnahme und erweckte auch unter den Poeten manchen Nachahmer; doch trat die Wirkung auf die dramatische Literatur im weiteren Verlauf nicht so bedeutend hervor, weil der Krieg an vielen Orten, wo das Theater einigen Erfolg gehabt hatte, die Bühnendarstellungen unterbrach, die Schauspielertruppen zerstreute und höchstens für die herkömmlichen trivialen Theaterunterhaltungen Raum ließ. Erst nach dem Friedensschluß nahm Lessing das angefangene Werk mit der ganzen Energie seines Geistes wieder auf. Sein aus dem nationalen Leben hervorgewachsenes Lustspiel „Minna von Barnhelm“ entzückte Deutschland; seine „hamburgische Dramaturgie“, zugleich an die Stätte einer neuen, freieren Entwicklung dramatischer Kunst erinnernd, brach durch gründliche Kritik den Stab über das hemmende französische Regelwesen und löste ermuthigend die Bande, welche das deutsche Drama gefesselt hielten. Jetzt konnte Wielands Uebersetzung mehrerer Stücke von Shakespeare (1762—1766) die strebende Jugend zu großen dramatischen Entwürfen begeistern: die kritischen Lobsprüche, welche die „Dramaturgie“ über den englischen Dramatiker aussprach, wurden von der feurigen Beredsamkeit des jungen Herder unterstützt. Mit Friedrich Wilhelm Gotters (1746—1797) Bearbeitungen voltairischer Stücke starb das französische Drama bei uns ab. Mit „Emilia Galotti“ (1772) und Goethes „Götz von Berlichingen“ (1773) hielt das selbständige deutsche Drama seinen Einzug unter dem begeisternden Beifall der Nation.

In einem Zeitraume von dreißig Jahren hatte sich die deutsche Nationalliteratur aus der Kindheit zu edler Würde und freier Männlichkeit emporgearbeitet. Der Gedankengehalt, den die wissenschaftlichen Fortschritte errungen und die verbesserten Lehranstalten wie die gesteigerte literarische Thätigkeit in Umlauf gesetzt hatten, die lebendigere Religionsanschauung, welche im Kampfe mit den philosophischen Richtungen die Subjectivität und das individuelle Gefühl nur um so tiefer erregte, drängten zunächst zum Lehrgedicht, zu didaktischen Oden und geistlichen Liedern. Die Messiade ward mehr ein durch beredte Lyrik gehobenes religiös-didaktisches Gedicht als ein von lebendiger Handlung und Charakterdarstellung getragenes Epos. Allein schon begannen sich Dichtung und Leben inniger zu berühren. Das Gelegenheitsgedicht ward veredelt durch die Sprache begeisterter Jugendfreundschaft; selbst die Liebe, der Pulsschlag der lyrischen Poesie, wagte in Klopstocks Oden den ersten, züchtig verschleierten Ausdruck. Die Reize der Natur verherrlichte die Kunst, und die Poesie des heitern Lebensgenusses erkämpfte sich ihre Berechtigung. Damit jedoch der Geist nicht im engen Kreise sich vertändele und verliere, breitete der Krieg die Bühne großer Ereignisse vor der Nation aus. Erhebende Thaten und heldenmüthige Charaktere erweiterten den Blick in das Leben der Völker und ließen die kleinlichen bürgerlichen Zustände vergessen. Die patriotische Poesie lehrte empfinden und erkennen, was Vaterlandsliebe und Nationalstolz sei, deren die Deutschen längst entwöhnt waren. Endlich that sich nach wiedererlangter Ruhe die Einsicht in die hellenische Kunstschönheit auf. Die Lebensfülle shakespearischer Dichtung fand ein Verständnis und vollendete im Bunde mit der Plastik hellenischer Poesie die Entwicklung unserer Literatur zur Klassicität.

Zweites Capitel.

Hagedorn und Haller.

1. Hagedorn.

Friedrich von Hagedorn wurde am 23. April 1708 zu Hamburg geboren. Sein Vater, der däniſche Staats- und Conferenzrath Hans Stats von Hagedorn, welcher daſelbſt als königlich däniſcher Reſident im niederſächſiſchen Kreiſe lebte, befand ſich in günſtigen Vermögensumſtänden, war auch wiſſenſchaftlich gebildet und ſelbſt mit der ſchönen Literatur, beſonders der franzöſiſchen, vertraut; er ließ daher ſeinen Friedrich, wie auch den zweiten Sohn, Chriſtian Ludwig (1713—1780), welcher nachmals Generaldirector der bildenden Künſte in Dresden wurde und ſich auch als Schriftſteller über Gegenſtände der bildenden Kunſt einen geachteten Namen erwarb, durch ausgezeichnete Privatlehrer trefflich erziehen. In dem begabten Knaben erwachte früh die Neigung zur Poeſie, die damals in Hamburg angeſehene Namen zählte, Barthold Feind, Brockes, Richey und

andere, welche auch den geselligen Kreisen des Vaters nicht fremd waren. Hagedorn gedenkt selbst in einem poetischen Sendschreiben aus der ersten Sammlung seiner Gedichte dieses frühen Triebs zur Kunst des Reims, indem er von sich sagt:

Ich nahm zum Zeitvertreib die Poesie schon an,
Eh' noch der schwache Fuß zum Gehen Kraft gewann,
Und eh die kleine Hand die Lettern deutlich schriebe,
Empfand schon meine Brust zu Versen Lust und Liebe.

Im Jahre 1722 ward der Vater seiner Familie durch den Tod entrissen, nachdem er kurz zuvor durch mancherlei Unglücksfälle — theils durch die im Jahre 1717 im Dithmarschen wüthende Ueberschwemmung und durch Gewitterschäden, theils durch eine für einen Freund übernommene Bürgschaft — fast sein ganzes Vermögen verloren hatte. So beschränkt auch die äußern Umstände seiner Wittwe waren, suchte sie doch die geistige Ausbildung ihrer Söhne, denen sie keine Glücksgüter hinterlassen konnte, auf's sorgfältigste zu fördern. Sie besuchten seitdem das hamburgische Gymnasium, wo sie an Fabricius, Wolf und Richey vortreffliche Lehrer fanden, die ihnen zu einer universelleren Bildung Gelegenheit gaben, als man sonst auf deutschen Lehranstalten zu erlangen pflegte. Friedrich von Hagedorn wurde schon in jenen Jahren mit den vorzüglichsten Schriftstellern der neueren Literatur bekannt und machte sogar in französischer und italienischer Sprache, deren auch die Mutter mächtig war, kleinere poetische Versuche. Als Schüler des Gymnasiums verfaßte er 1726 einige Beiträge zu dem „Patrioten", einer sehr geschätzten Wochenschrift, die von der Hamburger patriotischen Gesellschaft, welche die besten dort lebenden Schriftsteller vereinigte, zwischen den Jahren 1724 und 1726 herausgegeben wurde. Der überwiegende Drang seines Geistes zur schönen Literatur mochte dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, welches er gegen Ostern 1726 an der Universität Jena begann, wohl Eintrag thun. Er widmete den akademischen

Studien nur geringen Fleiß; desto eifriger setzte er seine dichterischen Versuche fort und sandte wiederholt von Jena aus Proben an seine Hamburger Freunde. Als er 1729 nach Hamburg zurückgekehrt war, trat er mit einer Sammlung seiner Jugendgedichte, welche er mit einer Schutzrede für die Poesie gegen ihre Verächter begleitete, vor das Publicum: „Versuch einiger Gedichte oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden". Hagedorn erwies sich in diesen unreifen Versuchen, namentlich in der Ode „das frohlockende Rußland", als Verehrer Günthers, dessen er auch später noch mit Auszeichnung gedachte, und als Nachahmer Brockes', dessen Manier er nachmals selbst in launigen Parodien verspottete. Als sich seine Poesie zu größerer Selbständigkeit ausgebildet hatte, blickte er auf diese erste Sammlung mit einiger Reue zurück und nahm nur wenige Gedichte daraus in veränderter Form in die späteren Sammlungen auf. In der Vorrede zu den „moralischen Gedichten" äußerte er sich darüber (1750): „Vor mehr als zwanzig Jahren habe ich meine unvollkommensten Gedichte herausgegeben. Dieses geschah, wie verschiedene noch wissen, auf Antrieb eines unzuverlässigen Rathgebers, der schon damals seine guten Eigenschaften überlebt hatte. Ich bereue diese jugendliche Uebereilung, und über das unwürdige Dasein solcher Erstlinge kann mich nichts beruhigen als die Hoffnung, daß billige Leser mich daraus nicht beurtheilen werden." Ebenso schrieb er 1742 an Bodmer, daß er der Welt gleichsam eine öffentliche Buße schuldig sei.

Bald darauf, noch im Jahre 1729, reiste Hagedorn als Privatsecretär des dänischen Gesandten, Freiherrn von Söhlenthal nach London und widmete sich mit solchem Fleiß der englischen Sprache und Literatur, daß er einige englische Schriften veröffentlichte. Auch seine deutsche Poesie zog von diesem Aufenthalt nicht geringen Vortheil. Den wohlthuenden Hauch britischer Freiheit hatte er tief empfunden, wie er es 1741 in den schönen Worten des Lehrgedichts „der Weise" aussprach:

O Freiheit! dort, nur dort ist deine Wonne,
Der Städte Schmuck, der Segen jeder Flur,
Stark wie das Meer, erquickend wie die Sonne,
Schön wie das Licht und reich wie die Natur.
Halb glücklich sind die Sklaven, die dich nennen,
Doch weiter nicht als nach dem Namen kennen.

Im Sommer 1731 kehrte er nach Hamburg zurück und erhielt, nachdem er eine Zeit lang ohne Versorgung gewesen war, 1733 den Posten eines Secretärs bei einer Handelsgesellschaft, dem sogenannten englischen Court. Durch diese Stelle, mit der ein Einkommen von hundert Pfund Sterling nebst freier Wohnung im englischen Hause verbunden war, ohne daß sie ihm viele Geschäfte auferlegte, erlangte Hagedorn, wie er wünschte, unabhängige Muße, um ganz sowohl seinen literarischen Beschäftigungen zu leben als auch die Freuden des Umgangs und der Geselligkeit, die er sehr schätzte, zu genießen. Er sang daher in seinem um diese Zeit (1733) verfaßten Gedichte „die Wünsche“:

Du schönstes Himmelskind, du Ursprung bester Gaben,
Die weder Gold erkauft noch Herrengunst gewährt,
O Freiheit, kann ich nur dich zur Gefährtin haben,
Gewiß, so wird kein Hof mit meinem Flehn beschwert.

Weniger hatte der Sänger beglückter Liebe für die Annehmlichkeit seines häuslichen Lebens gesorgt, als er sich mit einer weder durch Jugend und Schönheit noch durch Bildung ausgezeichneten Engländerin verband. Wenn ihn dabei die Hoffnung leitete, durch diese Heirath seine Vermögensumstände zu verbessern, so ward diese getäuscht. Vornehmlich schätzte er daher den Umgang außer dem Hause. In dem besuchtesten Hamburger Kaffeehause, an den Vergnügungsorten des reizend an der Alster gelegenen Harvstehude war Hagedorn ein vielgesehener Gast. In Harvstehude zeigte man noch lange nach seinem Tode eine Linde, unter der er gern im Genusse der ländlichen Natur verweilte;

auch gedachte er ihrer in dem Gedichte „Harvstehude“. Sie wurde später vom Blitz gefällt, und einige Eichen stehen an der Stelle. An der Tafel seiner zahlreichen Freunde, besonders in Gesellschaft seines geliebten Peter Carpser, eines geschätzten Wundarztes, war sein Frohsinn und Witz die Würze der Unterhaltung, und manchmal mochte die joviale Laune ihn zum Uebermaß des Genusses verleiten, wodurch er früh den Keim zu podagrischen Beschwerden legte, zu denen sich zuletzt die Wassersucht gesellte. Im Vollgenusse der Tafelfreuden soll er oft geäußert haben, ein ehrlicher Mann müsse nur fünfundvierzig Jahre lang leben wollen. Das gieng bei ihm ziemlich genau in Erfüllung; nach vieljährigem körperlichen Leiden starb er am 28. October 1754, wie man erzählt, mit einem Buch in der Hand.

Sein heiterer Sinn und sein Hang zum frohen Lebensgenuß war mit großer Milde und Humanität gegen andere verbunden. Hilfsbedürftige wandten sich nie vergebens an ihn. Bekannt ist, wie er den damals auch als Dichter oft genannten Gottlieb Fuchs unterstützte. Eines Bauern Sohn aus Löppersdorf im Erzgebirge, ward dieser von der Liebe zu den gelehrten Studien ergriffen und wanderte 1745 von der Schule zu Freiberg mit $7^1/_2$ Gulden nach Leipzig. In einem unterwegs verfaßten Gedichte schilderte er seine traurige Lage; Gottsched ließ es abdrucken, um „vielleicht irgend einen Mäcenaten zu erwecken“. Durch ihn und Gärtner ward er mit den Verfassern der „Bremer Beiträge“ bekannt. Durch Gärtner wurde er Hagedorn empfohlen, der bei seinen Freunden in Hamburg und durch Vermittlung des einflußreichen Theologen Jerusalem in Braunschweig bis an siebenhundert Thaler zusammenbrachte, so daß für die Studienjahre seines Schützlings gesorgt war. Als Prediger zu Taubenheim gab Fuchs im Jahre 1771 „Gedichte eines ehemals in Leipzig studierenden Bauerssohnes“ heraus; ein Sendschreiben an Christian Ludwig von Hagedorn über den Tod seines Bruders spricht seine

Dankbarkeit aus. Auf Fuchsens Empfehlung unterstützte Hagedorn auch den blinden Dichter Enderlein, für den er gegen zweihundert Thaler sammelte.

Durch die Streitigkeiten der Kritiker ließ Hagedorn seine heitere Laune nicht stören und nahm nach keiner Seite hin Partei, obschon Gottsched ihn keineswegs zum Danke verpflichtet hatte, als er die hagedorn'schen Fabeln mit den elenden Fabeln Stoppes und Trillers auf gleiche Linie stellte. Mit gewohnter Bescheidenheit äußerte Hagedorn in dem Schreiben an einen Freund (vor den „moralischen Gedichten"): „Ich habe es oft für eine nicht geringe Glückseligkeit gehalten, daß es niemals mein Beruf gewesen ist noch sein können, ein Gelehrter zu heißen .... Dafür habe ich die beruhigende Erlaubnis, bei den Spaltungen und Fehden der Gelehrten nichts zu entscheiden. Meine müßigen Stunden genießen der erwünschten Freiheit, mich in den Wissenschaften nur mit dem zu beschäftigen, was mir schön, angenehm und betrachtungswürdig ist." Mit Bodmer stand er in vertrautem Briefwechsel. Die jüngeren Dichter, sowohl im Leipziger wie im hallisch-halberstädtischen Kreise begrüßten ihn gern als ihren Vater und erhielten von ihm manches freundliche und aufmunternde Wort; selbst Klopstock verkündigte sein Lob und erfuhr seine Theilnahme, obwohl Hagedorn kein Freund der Hexameter war und sich in dieser Form nie versuchte. Seinem Bruder, den er seit ihrer letzten Zusammenkunft in Jena (1732) nicht wiedersah, widmete er stets die zärtlichste Liebe, der er am Schlusse des Lehrgedichtes „die Freundschaft" (1748) ein Denkmal gesetzt hat:

Es kann das reichste Glück mir nichts Erwünschters geben
Als deine Zärtlichkeit, dein Wohl, dein langes Leben.

In Hamburg stand Hagedorn mit allen dortigen poetischen Talenten in befreundetem Verkehr. So sehr Brockes' didaktisch-malerische Dichtung sich von der seinigen unterschied, so huldigte ihm doch der jüngere Poet nicht nur in einem ausführlichen Lob-

gedichte, sondern besorgte auch in Verbindung mit Dr. Wilkens einen Auszug aus dem gedehnten „irdischen Vergnügen in Gott", welcher 1738 erschien. Damals hatte Hagedorns Poesie schon eine selbständige Richtung gefunden, zu der ihn Charakter und Talent vorzugsweise befähigten. Den Italienern, denen Brockes sehr anhieng, konnte Hagedorn wenig Geschmack abgewinnen. Er fühlte sich außer seinem Lieblingsdichter Horaz am meisten von der französischen Poesie angezogen. Lafontaine hatte die lange Zeit verachtete Fabeldichtung durch elegant eingekleidete und ausgeschmückte Erzählungen wieder zu Ehren gebracht. Einige unbedeutende Versuche waren gemacht worden, diese Gattung auch in Deutschland einzuführen. Hagedorn war der erste, welcher den richtigen Ton für die leichte Fabel, den Schwank und die lehrhafte Erzählung fand, wenn er gleich von der Breite und Geschwätzigkeit, die den meisten Dichtern jener Periode zur Last fällt, sich nicht ganz hat frei machen können. Sein „Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen", der 1738 erschien, worauf im Jahre 1752 eine neue Sammlung zugleich mit der zweiten Ausgabe seiner „moralischen Gedichte" nachfolgte, machte Epoche in der deutschen Literatur. Die Stoffe entlehnte er aus dem Schatze seiner reichen Belesenheit und verzeichnete mit allzu gewissenhafter Sorgfalt überall die Schriftsteller, welche vor ihm das nämliche Süjet behandelt hatten. Die naive Erzählungsweise, in der man stets seinen heitern Charakter, sein fein gebildetes, mit Herz und Welt vertrautes Urtheil über die Menschen erkennt, bleibt das ihm eigenthümliche Verdienst; die wohlklingende, leicht und harmonisch dahinfließende Sprache war in jener Zeit ein Riesenfortschritt, den die Nachwelt kaum noch gebührend zu würdigen vermag. In den gedruckten Erzählungen blieb sein Scherz in den Grenzen der Züchtigkeit, die er in einigen andern, welche nur im Kreise der Freunde bekannt wurden, gar sehr überschritten haben soll. „Johann, der muntre Seifensieder"

bleibt als der Typus der hagedorn'ſchen Erzählung den Deutſchen im Andenken.

Dieſe heitere Erzählungspoeſie hatte daher das lebensfrohe Lied, nach der chanson der franzöſiſchen poésie légère gebildet, im Geleite. Es war bei Hagedorn mehr als bei irgend einem ſeiner Zeitgenoſſen von der eigenen Empfindung eingegeben, wenn auch ſeine Verſuche in dieſer Dichtungsart zum Theil durch franzöſiſche und engliſche Vorbilder angeregt waren und die Sprache tiefer, zum Herzen dringender Leidenſchaft vermiſſen laſſen. Sein Vorbericht zu den Liedern beweiſt, daß er den Werth des echten Volksliedes bereits zu würdigen verſtand. Hagedorn verſchaffte wenigſtens der deutſchen Lyrik die Freiheit, Wein und Liebe, Geſelligkeit und Lebensgenuß zu beſingen. Lieder wie „Freude, Göttin edler Herzen“ (an die Freude), „Du Schmelz der bunten Wieſen“ (Empfindung des Frühlings), „Der Nachtigall reizende Lieder“ (der Mai), „Sollt' auch ich durch Gram und Leid“ (die Jugend), ſo wohllautend und ſo lebendig, waren damals in aller Munde und wurden durch zahlreiche Compoſitionen, beſonders durch Görners Melodien, ein Geſang gebildeter Kreiſe. Sie wurden erſt 1747 unter dem Titel „Sammlung neuer Oden und Lieder“ in fünf Büchern zuſammengeſtellt und ſpäter vermehrt. Beigefügt war Eberts Ueberſetzung der „Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen“ von de la Nauze (aus den „mémoires de littérature tirés des registres de l'académie royale des inscriptions et belles lettres“, Band IX), worin die Verſuche, griechiſche Skolien nachzubilden, von beſonderem Werthe ſind.

1750 gab Hagedorn ſeine „moraliſchen Gedichte“ heraus. Hier zeigte er ſich als geſchmackvollen Lehrdichter, welcher vornehmlich nach dem Muſter des Horaz eine heitere Lebensweisheit in gefälligem Gewande vorzutragen weiß. Auch im Sinngedichte, mit dem ſich damals der Witz der Deutſchen viel Mühe gab, mußte der Freund Wernickes und Liſcows ſich ver-

suchen. Er schrieb den größten Theil seiner Sinngedichte in einem einsam gelegenen Hinterzimmer in dem Hause seines Freundes und Verlegers Bohn; dort befand sich dessen auserlesene Bibliothek, in der er sich oft einige Nachmittage einzuschließen pflegte.

Welchen Antheil Gelehrsamkeit und Belesenheit an seinen Gedichten hatte, ward dem Leser nicht vorenthalten. Hagedorn versah alle seine Gedichte mit ausführlichen Anmerkungen, die nicht sowohl ein Zeugnis von seiner ausgebreiteten Lectüre als von der Offenheit sind, mit welcher er jede Nachahmung fremder Muster und einzelner Gedanken auf ihre Quelle zurückzuführen suchte. Diese Bescheidenheit begleitete ihn durch das Leben. Noch kurz vor seinem Ende verbat er sich alle Arten von Denkmal und Lobreden. Doch haben die poetischen Klagen seiner Freunde am Grabe des Dichters nicht gefehlt. Charakteristisch sind die Zeilen, die Gerstenberg seinem Andenken widmete:

Als ich ein Sterblicher war,
Bekränzt' ich mit Rosen mein Haar,
Und menschliches, zartes Gefühl
Floß in mein Saitenspiel.
Was Menschen gefällt,
Sang ich und entzückte die Welt.
Heil sei den frohen Stunden!
Der Schönheit ew'ge Harmonie
Hab' ich schon damals empfunden,
Hieß Hagedorn und ward ein Dichter durch sie!

---

2. Haller.

Hallers geschichtliche Bedeutung beruht zumeist auf seinen wissenschaftlichen Forschungen, auf seinen ausgezeichneten Verdiensten um die Naturwissenschaften und Medicin, durch die er sich den Beinamen des Großen erwarb. Für seine Zeitgenossen war Haller der bewunderte Polyhistor, der Mann des Wissens und Forschens, in dessen unermeßlicher Gelehrsamkeit der Poesie ein verschwindend

kleines Plätzchen eingeräumt war. An und mit ihr entwickelte sich sein Riesengeist; zugleich aber errang er sich durch diese dichterischen Versuche eine bedeutende und einflußreiche Stelle in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur.

Albrecht von Haller stammte aus einer der angesehensten bürgerlichen Familien der Stadt Bern, welcher seit Jahrhunderten viele treffliche Staats- und Kirchenmänner entsprossen waren. Sein Vater, Niklas Emanuel Haller, war Anwalt des großen Raths zu Bern und erster protestantischer Landschreiber der Grafschaft Baden, geehrt als kenntnisreicher Rechtsgelehrter und ein Mann von vielseitiger Bildung; seine Mutter war die Tochter eines Mitglieds des großen Rathes. Albrecht, der jüngste von vier Söhnen, wurde den 8. October 1708 geboren. Er war ein Knabe von schwächlicher Körperconstitution; aber seine außerordentlichen Geistesgaben entwickelten sich sehr früh, und er liebte schon als Kind Stille und Zurückgezogenheit. Bereits in seinem vierten Jahre soll er den Hausgenossen einzelne Bibelstellen mit Predigerernst erklärt haben. Mit seinem sechsten Jahre begann der Unterricht in den alten Sprachen, in denen ihn seine seltene Gedächtnisgabe schnell mit einem Wörterschatz versah; außer dem Lateinischen ward er auch in die griechische und hebräische Sprache eingeführt: man glaubte einen künftigen Theologen in ihm zu sehen. Für alle diese Sprachen legte er sich weitläufige Wörtersammlungen an. Als er, acht Jahre alt, in des Vaters Bibliothek Bayles historisch-kritisches Wörterbuch kennen lernte, machte er sich Auszüge und sammelte in kurzer Zeit gegen zweitausend kurze Biographien.

Unter der Leitung eines pedantischen Hauslehrers, der die geistigen Anlagen des Knaben nicht zu würdigen verstand, war sein Wissen planlos geblieben und sein Streben wenig aufgemuntert und gefördert worden. Mit seinem zehnten Jahre kam er auf die Schule zu Bern und war im Stande, statt der üblichen lateinischen

Uebersetzung die ihm zur Aufnahme gestellte Aufgabe in griechischer Sprache zu liefern. Vier Jahre später, als er seinen Vater durch den Tod verloren hatte, wurde er dem Gymnasium zu Biel übergeben. Als Gymnasialschüler setzte er seine lexikalischen Sammlungen und seine Auszüge aus den verschiedenartigen wissenschaftlichen Schriften, die er las, mit der größten Ausdauer fort. Daneben erwachte auch der Trieb zur Poesie, besonders als er mit den Dichtungen Lohensteins bekannt wurde, deren pomphafte Sprache einem jungen Talente wohl zu imponieren geeignet war. Homer, Virgil, Horaz und andere lateinische Dichter, die er bereits in ihrer eigenen Sprache nachgeahmt hatte, gaben gleichfalls zu deutschen Versuchen Anlaß. Fünfzehn Jahre alt, hatte Haller schon Tragödien und Komödien verfaßt, sogar ein episches Gedicht von viertausend Versen über die Gründung des Schweizer Bundes, eine Nachahmung Virgils.

Es war der Eltern Wunsch gewesen, daß er sich der Theologie oder der Jurisprudenz widmen möge. Allein der Aufenthalt in Biel, im Hause des Arztes Neuhaus, der seine philosophischen Studien leitete, entschied seine Wahl für die Medicin. 1723 begab er sich auf die Universität Tübingen und trieb, obwohl erst fünfzehn Jahre alt, Anatomie und Botanik mit großem Fleiß, die Fächer, in denen er nachmals der Lehrer Europas werden sollte. Hier entstand mitten unter gelehrten Arbeiten das älteste der uns erhaltenen Gedichte „Morgengedanken", als ihn in der Morgenfrühe (am 25. März 1725) der Anblick der schönen Landschaft entzückt hatte. Da das Studentenleben in Tübingen ihm auf die Dauer nicht zusagte, so gieng er 1725 auf die Universität Leyden, welche damals unter den Akademien Europas den Medicinern als der glänzendste Stern erschien.

Es folgten Jahre der angestrengtesten Thätigkeit, in denen der wissenschaftliche Genius Hallers seine Schwingen mächtig entfaltete. Boerhaave, der große Kenner der Arzneiwissenschaft,

in mancher Hinsicht der Begründer der neueren medicinischen Studien, ward vornehmlich sein Lehrer. Besonders zog ihn das Studium der Anatomie und des thierischen Organismus an. Eine Abhandlung über den Speichelgang vertheidigte er 1727, um die medicinische Doctorwürde zu erlangen, die erste Schrift, welche er durch den Druck veröffentlichte. Er machte darauf eine wissenschaftliche Reise nach London, Oxford und Paris, wo er sich überall an bedeutende Naturforscher anschloß und in den reichen Naturaliensammlungen seine Kenntnisse erweiterte. Sein Gesundheitszustand, der durch das anhaltende, oft bis tief in die Nacht fortgesetzte Studieren gelitten hatte, nöthigte ihn, die beabsichtigte Reise nach Italien aufzugeben. Er blieb zunächst in Basel, wo er unter Bernoullis Leitung sich auf das Studium der höheren Mathematik warf. Zugleich wurde er inmitten der herrlichen Natur wieder lebhaft von der Liebe zur Botanik ergriffen. Er trat in enge Beziehung zu dem Züricher Professor Johann Geßner, welcher werthvolle Herbarien besaß. Mit ihm unternahm er 1728 eine große botanische Reise durch das Schweizer Gebirge. Hier gewann er die Grundlage für sein nachmaliges großes Werk über die Flora der Schweiz sowie als poetische Frucht das didaktisch-beschreibende Gedicht „die Alpen". In den nächstfolgenden Jahren, so lange er noch in der Schweiz blieb, wiederholte er alljährlich seine botanischen Excursionen in die verschiedenen Schweizer Landschaften.

Im Jahre 1729 ließ sich Haller in seiner Vaterstadt Bern nieder und versuchte sich nicht ohne Glück in der praktischen Ausübung der Medicin, obwohl er für die ärztliche Praxis wenig Neigung fühlte. Es gelang ihm nicht, die Stelle eines Arztes bei dem großen Inselhospital zu erhalten, sowie er sich auch vergeblich um den Lehrstuhl der Eloquenz und Geschichte bewarb. Indeß ernannte ihn die Regierung zum Bibliothekar und ließ in Rücksicht auf seine gelehrten Studien ein anatomisches Theater

erbauen. In diesen Jahren, welche (seit 1731) durch die glückliche Ehe mit Mariane Wyß verschönt wurden, entstanden die vorzüglichsten seiner Gedichte. Nachdem er 1729 die ersten, unreifen Producte seiner Jugend verbrannt hatte, gab er, jedoch ohne seinen Namen zu nennen, eine Sammlung der späteren unter dem Titel „Versuch schweizerischer Gedichten" 1732 heraus.

Inzwischen fieng man auswärts schon an, seine wissenschaftliche Bedeutung anzuerkennen. Die königlich-schwedische Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala ernannte ihn 1733 zu ihrem Mitgliede; 1736 erhielt er einen Ruf an die neugestiftete Universität Göttingen als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik. Es war der Ruf auf den Schauplatz seines Ruhmes. Schmerzlich war jedoch der erste Eintritt. In den damals noch meist ungepflasterten Straßen Göttingens brach der Wagen; Hallers Gattin ward schwer verletzt und starb am 30. October. In der berühmten „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane" hatte Haller seinem Schmerze einen poetischen Ausdruck geliehen. Diese Elegie war fast ein Abschiedsgruß an die Dichtkunst. Denn seine Thätigkeit gehörte jetzt der Universität und der Wissenschaft. Er begründete in Göttingen das anatomische Theater und die Entbindungsschule und legte den botanischen Garten an, neben dem ihm Freiherr Gerlach Adolf von Münchhausen, der hochsinnige Curator der Universität, eine Wohnung erbauen ließ. Haller leitete die Herausgabe der „göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen" (1739 begründet), für die er an zwölftausend Artikel geschrieben hat, und war vornehmlich bei der Stiftung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften thätig, zu deren beständigem Präsidenten er ernannt wurde. Jedes Jahr brachte von ihm wissenschaftliche Arbeiten über medicinische und naturhistorische Fächer, so daß während seines siebzehnjährigen Aufenthalts in Göttingen

die Zahl seiner größeren und kleineren Schriften auf sechsundachzig stieg. Unter diesen waren die umfangreichen Werke über die Flora der Schweiz in zwei Foliobänden und die von Haller mit Anmerkungen versehenen medicinischen Vorlesungen Boerhaaves in sechs Theilen. Von jetzt an folgte eine öffentliche Auszeichnung der andern. Er wurde Mitglied oder Vorstand von mehr als zwanzig gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes. Die englisch-hannoveranische Regierung ernannte ihn zum königlich-großbritannischen Leibmedicus und Hofrath; die Vaterstadt wählte ihn 1745 zum Mitglied des großen Rathes; Kaiser Franz I. erhob ihn und seine Nachkommen 1749 in den Reichsfreiherrnstand; der König von England gab ihm eine Stelle in seinem Staatsrath.

Indeß war die Sehnsucht nach seinem Vaterlande wieder recht lebhaft in ihm geworden. Die ehrenvolle Muße, die ihn in der Heimath erwartete, war ihm für den Abend seines Lebens willkommen. Er kehrte 1753 nach Bern zurück und bekleidete hier unter dem Titel eines Ammanns eine der ersten Stellen der Republik, ohne dadurch mit Staatsgeschäften überhäuft zu werden. Preußen und Rußland suchten ihn für sich zu gewinnen; doch machte nur ein erneuter Ruf an die Göttinger Universität, wo ihm 1770 die höchste akademische Stelle eines Kanzlers der Universität angetragen ward, seinen Entschluß, der Vaterstadt zu leben, eine kurze Zeit wankend. Seine Mitbürger, die ihm schon von 1758 bis 1764 die einträgliche Direction der Salzwerke von Bex und Aigle übertragen hatten, ehrten ihn, indem sie ihn zum Mitglied mehrerer Oberbehörden ernannten; den ersehnten Eintritt in den kleinen Rath von Bern verhinderte jedoch die Eifersucht der Patricier.

Ungeachtet seiner schwachen Gesundheit, die mit zunehmenden Jahren ihm viele körperliche Leiden brachte, arbeitete er nicht nur an bedeutenden wissenschaftlichen Werken fort, sondern fand auch

noch Muße, seine Gedanken über Staatsverfassung und Religion in ausführlichen Darstellungen niederzulegen. Die Poesie hatte er längst verabschiedet und nur bei einzelnen äußeren Anlässen noch die entwöhnten Töne anzuschlagen versucht. Auf die Gedichte seiner Jugend sah er mit geringer Theilnahme zurück, obwohl er sie elfmal in neuen Auflagen besorgte und sorgfältig überarbeitete. Dagegen legte er auf seine kleinen prosaischen Schriften, die er zwischen den Jahren 1756 und 1772 in drei Theilen sammelte, selbst den größten Werth unter allen seinen Werken. Auch die Form des didaktischen Romans sagte ihm noch zu. Zwischen 1771 und 1774 erschienen die drei Romane „Usong", „Alfred, König der Angelsachsen", „Fabius und Cato", in denen Haller sein Ideal einer unumschränkten, einer constitutionellen Monarchie und einer aristokratisch geleiteten Republik aufzustellen dachte. In französisch geschriebenen Briefen vertheidigte er die christliche Offenbarung gegen Voltaire. Joseph II., der an diesem in Ferney vorbeigereist war, suchte daher, zugleich den Wunsch der Mutter erfüllend, den großen deutschen Gelehrten in Bern auf.

Strenge Orthodoxie, verbunden mit einem Hange zu Melancholie und finsterem Ernst, der ihn durch das Leben begleitet hatte, trübten mehr und mehr bei zunehmendem Alter seinen sonst so hellen Geist. Gicht und Nervenleiden erschöpften seine Kräfte, und der häufige Genuß des Opiums, um die Schmerzen zu betäuben, vermehrte nur die Ermattung und die schwermüthige Stimmung. Mosers Krankenlieder waren sein Trostbüchlein in leidvollen Stunden. Er starb am 12. December 1777, die Hand am Pulse: „il bat, il bat, il bat — plus!" waren seine letzten Worte in dem Momente, als der Puls still stand. Er war dreimal verheirathet und hinterließ eine zahlreiche Familie, vier Söhne, eben so viele Töchter mit mehreren Enkeln und Urenkeln.

Haller hatte eine hohe Gestalt, ein edles, Ehrfurcht gebietendes Antlitz. Sein Profil, wie es die auf der Göttinger

Bibliothek befindliche Büste darstellt, hat mit dem Kopfe Goethes viel Aehnlichkeit. Reich begabt, scheute er doch nicht das angestrengteste Studium und beherrschte weite Gebiete des Wissens. Seine Belesenheit, die von einem bewundernswürdigen Gedächtnis unterstützt ward, erstreckte sich selbst auf Fächer, wo man sie nicht von ihm erwartete, sogar auf die Romanliteratur. Dabei liebte er den Umgang mit der schönen Natur und den geselligen Verkehr, besonders die Unterhaltung mit Frauen; selbst das Spiel gehörte zu seinen Talenten.

Seine Gedichte pflegte er lange vorher im Kopfe zu entwerfen, ehe er sie niederschrieb, am liebsten in freier Natur. Obschon Erzeugnisse seiner Jugendjahre, erscheinen sie doch als der Ausdruck eines in wissenschaftlichen Studien und unter ernster Weltbetrachtung früh gereiften Geistes, der mehr zum strengen Denken als zum freien Spiel der Empfindung und zu phantasievoller Auffassung des Lebens hinneigt. Es sind Abhandlungen in Versen, poetische Reflexionen über Empfindungen und Lebensansichten, jedoch erhaben über die Trivialität der Lehrdichtung jener Zeit, voll großer Gedanken und getragen von der Würde und Hoheit des Charakters ihres Verfassers. Sie sind gedrungen in der Form und nöthigen den Leser zum Nachdenken. Oft sind sie auch, in Folge des damaligen Zustandes der deutschen Sprache, besonders in der Schweiz, hart und ungelenkig, so sehr auch der Dichter bei den folgenden Auflagen die Feile anzuwenden bemüht war; die ansehnliche Variantensammlung, die in den späteren Ausgaben zusammengestellt ist, gibt davon ein belehrendes Zeugnis. Indem Haller seine Poesie als eine schweizerische bezeichnete, suchte er die Härten mancher provinciellen Sprachformen zu entschuldigen. Die Gottschedianer behandelten ihn Anfangs mit Achtung. Käſtner erzählt, er habe durch Gottsched zuerst Haller kennen gelernt, und Frau Gottsched führt in ihren Briefen häufig Stellen aus den „schweizerischen Gedichten“ an. Haller war eine Zeit lang

Mitglied der Leipziger deutschen Gesellschaft. Jedoch in der nachmaligen Fehde wurde er theils wegen seiner schweizerischen Sprachhärten, theils wegen seiner rhetorischen Diction, in der man einen Rest von lohensteinischem Schwulst witterte, das Stichblatt des Parteigeistes, weßhalb Breitinger 1744 die „Vertheidigung der schweizerischen Muse Herrn Dr. Albrecht Hallers“ schrieb. Haller brach sich trotz alles Cliquengeschreis Bahn; er ward nach Drollinger und Brockes, denen er sich in veredelter Form als Lehrdichter anreihte, der Begründer der ernsten didaktischen Dichtgattung, wie Hagedorn die Poesie des heitern Lebensgenusses bei uns einführte. Seine didaktischen Oden „die Tugend“ („an den Herrn Hofrath Drollinger“ 1729), worin er die Reimform dem sapphischen Versmaße anpaßte, und „über die Ehre“ (1728), wo er die Nichtigkeit der Ehre und des Nachruhms lehrte, wurden lange Zeit als Vorbilder in der erhabenen Dichtung betrachtet. Oft nachgeahmt wurden auch seine Satiren, „die verdorbenen Sitten“ (1731) und „der Mann nach der Welt“ (1733 vollendet). Mit republicanischem Freimuth geißelte Haller in ihnen die Gebrechen des eignen Vaterlandes und seiner Leiter, den Verfall der Gesinnungen und Sitten, durch die einst die Schweiz groß geworden war. Vor allem berühmt wurde Hallers Liebespoesie. Seine „Doris“ (1730), das „Spiel seiner Jugend“, dessen er sich später fast schämte, galt den Zeitgenossen als das Liebesgedicht par excellence und wurde aller Orten gesungen, obwohl es den Charakter des frischen und innigen Liedes völlig entbehrte und vielmehr einen psychologischen Beweis enthielt, daß ein Mädchen lieben müsse. Tiefer und auch unmittelbarer sprach sich die Empfindung in den Elegien auf Marianens Tod aus, namentlich in der ersten Trauerode vom November 1736, die noch der reife Schiller bewunderte. Hallers eigentliches Gebiet war aber nicht die Lyrik, sondern die Lehrdichtung. Sein gepriesenstes Gedicht, „die Alpen“ (1729), verbindet Beschreibung und Betrachtung,

Natur- und Sittenschilderung zu einem belebten Ganzen, in welchem das von dem ernsten Dichter mehrmals behandelte Thema von der Verderbnis der Sitten im Gegensatz zu idyllischer Unschuld die Grundlage bildet. Die „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ und „die Falschheit menschlicher Tugenden“, 1729 und 1730 während Krankheiten entstanden, welche Haller von schwerern Arbeiten abhielten, verrathen namentlich in religiöser Hinsicht einen skeptischen Sinn: der junge Dichter eifert gegen das Bestreben des Menschen, alles mittelst der Vernunft ergründen zu wollen, gegen den Aberglauben, gegen die intolerante oder widernatürliche Tugend des religiösen Schwärmers. Er verehrt Gott, der sich in der Schöpfung den Menschen offenbart; er preist die wahre Tugend, die überall sich im Einklang mit den Gesetzen der Natur befindet. Das Lehrgedicht „über den Ursprung des Uebels“ (1734), in welchem er die durch Leibniz angeregte Betrachtung von der Güte und Weisheit Gottes in der Weltordnung poetisch durchzuführen sucht, war Hallers Lieblingsdichtung, deren Ausarbeitung ihn lange Zeit beschäftigte. „Die lange Mühe,“ sagt er in den einleitenden Zeilen, „die ich daran gewandt, und die über ein Jahr gedauret hat, vermehrte meine Liebe, indem uns ordentlich alles lieber ist, was uns theurer zu stehen kommt.“ Indeß nöthigte ihm seine nachmalige Strenge in der Orthodoxie das Geständnis ab, „daß die Mittel unverantwortlich verschwiegen worden seien, die Gott zum Wiederherstellen der Seelen angewendet hat, die Menschwerdung Christi, sein Leiden, die aus der Ewigkeit uns verkündigte Wahrheit, sein Genugthun für unsere Sünden, das uns den Zutritt zu der Begnadigung eröffnet.“ Zu den erhabensten Gedichten Hallers gehört das 1736 entstandene Fragment „über die Ewigkeit“: auf der Höhe seines künstlerischen Könnens versucht es der Verfasser hier mit Glück, die Begriffe der Unendlichkeit und Ewigkeit, die jeder sinnlichen Darstellung zu spotten scheinen, durch andeutende Bilder für die Phantasie anschaulich zu machen.

In der Präcision des Ausdrucks waren Virgil und die englischen Dichter Hallers Muster, von denen er lernte, daß man mit wenigen Worten weit mehr sagen könne, als man in Deutschland bis dahin gesagt hatte. Im Wettstreit mit Dryden, Pope und den gleichzeitigen englischen Poeten strebte er nach möglichster Kürze und Prägnanz der Darstellung. Dazu kam das epigrammatische Element seines Verses, das wesentlich dazu beitrug, daß so manche Sentenz aus Hallers Gedichten sich fast ein Jahrhundert lang als geflügeltes Wort im Munde des gebildeteren Theiles der Nation erhielt. Für die didaktische Dichtungsart hielt er den Alexandriner, den er in den „Alpen" zu einer zehnzeiligen Strophe verband, für den passendsten Vers. Gegen die reimlosen Silbenmaße und die Nachahmung des Hexameters oder der griechisch-römischen Odenstrophen erklärte er sich noch in der Vorrede zu der letzten Ausgabe seiner Gedichte. Sein besonnenes Urtheil verdient bis zu einem gewissen Grade Beifall, obgleich es in den Jahren, wo Klopstock auf der Höhe des Dichterruhms stand, zu den antiquierten Theorien gezählt werden mußte.

An Hallers Romanen hat die Poesie nur geringen Antheil. „Das wenige Gedichtete", äußert er selbst in der Vorrede zum „Alfred", „hat wohl zur deutlichen Absicht, einige Leser anzulocken, die ein blos ernsthaftes Buch niemals in die Hände genommen hätten." Sie wurden in den Jahren geschrieben, wo er von seinen Jugendgedichten gestand, daß er sie kaum noch als seine Arbeiten ansehe, und daß von der väterlichen Zärtlichkeit, die ein Dichter für die Früchte seiner Gaben habe, bei ihm blos ein Angedenken übrig geblieben sei. Als Werke eines großen Mannes, als Resultate des Nachdenkens eines den Studien und der Welterfahrung gewidmeten Lebens verdienen sie allerdings beachtet zu werden; allein ihr Einfluß auf die Literatur war selbst zur Zeit ihres Erscheinens gering, zumal da die politischen Ansichten, denen sie das Wort reden, nicht zu dem republicanischen

Aufſtreben des damaligen Zeitgeiſtes ſtimmten. Mit größerem Intereſſe lieſt man das nach ſeinem Tode von Johann Georg Heinzmann herausgegebene „Tagebuch ſeiner Beobachtungen über Schriftſteller und über ſich ſelbſt“ (1787), deſſen kritiſche Abſchnitte für Hallers vielſeitige Beleſenheit und für ſein geſundes, treffendes Urtheil zeugen, während das eigentliche Tagebuch ein charakteriſtiſches Denkmal der melancholiſchen Gemüthsſtimmung iſt, welche das Leben des ſeltenen Mannes beherrſchte.

Johann Wilhelm Schaefer's

Geſchichte der deutſchen Literatur

des XVIII. Jahrhunderts

in überſichtlichen Umriſſen und biographiſchen Schilderungen.

Zweite, vermehrte und vollſtändig umgearbeitete Auflage,

herausgegeben

von

Dr. Franz Muncker.

Neue Ausgabe in zehn Heften.

Zweites Heft.

Des Geſammtwerkes erſtes Buch, drittes Capitel.

Die vorzüglichſten Dichter der Leipziger Schule.

1. Chriſtian Fürchtegott Gellert. 2. Gottlieb Wilhelm Rabener.
3. Die Brüder Schlegel. 4. Johann Andreas Cramer.
5. Chriſtian Felix Weiße.

Leipzig.

T. O. Weigel.

Die vorzüglichſten Dichter der Leipziger Schule.

1. Chriſtian Fürchtegott Gellert. 2. Gottlieb Wilhelm Rabener.
3. Die Brüder Schlegel. 4. Johann Andreas Cramer.
5. Chriſtian Felix Weiße.

Die vorzüglichsten Dichter der Leipziger Schule.

1. Gellert.

Christian Fürchtegott Gellert war der fünfte Sohn eines Predigers zu Hainichen bei Freiberg im Erzgebirge. Zwölf Geschwister wuchsen neben ihm heran, welche der Vater bei dem geringen Einkommen, das ihm die zweite Pfarrstelle des Städtchens gewährte, sorgfältig auferzog. Er ward am 4. Juli 1715 geboren; am ersten Geburtstage dieses Sohnes pflanzte der Vater eine Linde, auf daß sie mit ihm aufwachsen möchte; sie ward von den Stürmen des Jahres 1833 vollends zerstört. Die Eltern erreichten beide ein hohes Alter; ihre körperliche Rüstigkeit war auf diesen Sohn nicht übergegangen, wohl aber die strenge Gewissenhaftigkeit des Vaters und das sanfte Gemüth der Mutter, deren frommer, zarter Sinn zuerst auf die Seele des Knaben bildend einwirkte.

Geduld und Unterwerfung mußte Gellert früh lernen, sowohl

in der Stadtschule, der er anfänglich zum Erlernen der Elemente übergeben war, als unter der pedantischen Leitung eines jungen Gelehrten, der ihn zu dem Gymnasialunterricht vorzubereiten hatte. Vor der Zeit sollte er auch mit den Mühen des Lebens vertraut werden. Schon in seinem elften Jahre fieng er an durch Abschreiben von Acten, Kaufbriefen und dergleichen sich etwas zu verdienen, so daß er seine ersten Stilübungen in der Kanzleisprache machte. Indeß stellte sich auch der Trieb zu poetischen Versuchen bereits in den Knabenjahren ein, wozu das Beispiel des Vaters, welcher der Reimkunst nicht abhold war, den ersten Anlaß geben mochte. In seinem dreizehnten Jahre machte Gellert ein Gedicht zum Geburtstage des Vaters; es fand großen Beifall, da er sinnreich die Kinder mit den Stützen des baufälligen Pfarrhauses, deren eben so viele waren, verglichen hatte. Nicht so glücklich lief die erste Probe seines Rednertalents ab. Er hatte — erst vierzehn Jahre alt — vom Vater die Erlaubnis erwirkt, einem bald nach der Geburt verstorbenen Kinde, bei dem er Pathenstelle hatte vertreten sollen, in der Kirche eine Leichenrede zu halten. Ohne mehr als eine Stunde beim Memorieren zugebracht zu haben, begab sich der junge Redner beherzt in die Kirche. Allein schon nach den ersten Sätzen verließ ihn sein Gedächtnis; er mußte nach einigem Stocken sein Manuscript hervorziehen, las einen Theil der Rede davon ab, bis er zuletzt wieder ziemlich ermuthigt den Schluß recitieren konnte. Dieser jugendlichen Unbedachtsamkeit schrieb Gellert die Schüchternheit zu, die ihn später bei jeder Predigt begleitete.

Im Jahre 1729 wurde Gellert der Fürstenschule zu Meißen übergeben, um sich zu den akademischen Studien vorzubereiten. Unter der strengen Zucht dieser Anstalt verlebte er fünf Jahre. Die trockne Behandlung der alten Sprachen, die über Phrasensammeln und Stilexercitien nicht hinausgieng, gewährte seinem Geiste nicht die Nahrung, die von einem gründlichen Studium der

Klassiker zu erwarten gewesen wäre; es mag darin zum Theil der Grund zu suchen sein, daß Gellert in die Kenntnis des Alterthums niemals tief eingedrungen ist. Unter den deutschen Dichtern waren Günther, Neukirch und Hanke zu der Zeit gefeierte Namen; vornehmlich erwarb sich Günther, dessen Gedichte Gellert später nie ohne Ekel in die Hand nehmen konnte, seine lebhafte Verehrung. Unter den Erinnerungen an die Schuljahre blieb ihm stets die theuerste, daß er dort mit Gärtner und Rabener zusammengelebt und einen Freundschaftsbund geschlossen hatte, den erst der Tod löste.

1734 begann Gellert auf der Universität Leipzig das Studium der Theologie. Am fleißigsten hörte er den Philosophen Adolf Friedrich Hofmann, der, ein Schüler des Andreas Rüdiger, gleich diesem gegen die wolffische Philosophie eiferte; er schrieb dessen in scholastisches Dunkel gehüllte Vorträge gewissenhaft nach, auf späteres Verständnis hoffend. Der theologische Cursus ward treulich durchgemacht, und geschichtliche, besonders literarhistorische Vorlesungen von Jöcher, Kapp und Christ, wurden damit verbunden; Gottsched hörte er zwar, doch ohne von ihm auf die Dauer angezogen zu werden. Nachdem er vier Jahre in Leipzig den Studien gelebt hatte, kehrte er in das elterliche Haus nach Hainichen zurück und betrat mehrmals des Vaters Kanzel. Mosheim war sein Vorbild in der geistlichen Rede; einige Bruchstücke von Predigten, welche man uns aufbewahrt hat, zeugen von Lebendigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks. Doch begünstigten seine Naturanlagen diese Laufbahn nicht. Er hatte weder eine starke Brust noch ein glückliches Gedächtnis; er bedurfte einer ganzen Woche, um eine Predigt zu memorieren, und die Aengstlichkeit überwand er niemals.

Schon im nächsten Jahre (1739) übernahm er die Stelle eines Hofmeisters bei zwei Herren von Lüttichau in der Nähe von Dresden und bereitete darauf im folgenden Jahre seiner

Schwester Sohn und einen seiner Brüder, der bald hernach auf der Schule zu Freiberg starb, für die Universität vor. Er pflegte dieses Jahr zu den glücklichsten seines Lebens zu rechnen. 1741 begleitete er seinen Neffen auf die Universität Leipzig mit dem sehnlichen Wunsche, Gott möge ihn sein Leben an diesem geliebten Orte zubringen lassen. Seine nächste Absicht war, noch einmal die philosophischen Vorlesungen Hofmanns zu hören, die er jetzt besser zu verstehen hoffte. Dieser starb jedoch schon nach einigen Monaten. Gellert blieb in Leipzig und erwarb sich seinen Unterhalt durch Privatunterricht. Auch ward er ein fleißiger Mitarbeiter an der von Gottsched besorgten Uebersetzung von Bayles kritisch-historischem Wörterbuch. Durch übertriebene Anstrengung legte er den Grund zu den körperlichen Leiden, die ihn nicht wieder verließen. Ein Brief an Gottsched beweist, daß dieser ihn auch zu Gelegenheitsgedichten gebrauchte und von ihm sehr respectvoll behandelt wurde; doch fand ein enges Verhältnis nie statt.

Als Schwabe 1741 die Herausgabe der „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" begann, betrat Gellert entschiedner das Gebiet der Poesie. Schon im ersten Bande eröffnete er mit der Erzählung von dem Schäfer und der Sirene, die er später einer strengen Selbstkritik unterwarf, seine Fabeldichtung und setzte sie durch die folgenden Jahrgänge fleißig fort. Jeder Band brachte zahlreiche Beiträge von seiner Hand, der letzte auch eine prosaische Abhandlung „warum es nicht gut sei, sein Schicksal vorherzuwissen". Vieles gehört der herkömmlichen Gelegenheitspoesie und der gereimten Prosa der Lehrgedichte an und schließt sich noch eng an die Formen an, die er von Opitz und Gottsched überkommen hatte; selbst die Fabelpoesie schleppt sich Anfangs noch in steifer Regelmäßigkeit fort und gewinnt erst nach und nach die leichtere Bewegung und den gemüthlichen Ton der spätern gellert'schen Erzählungsweise. Während er in dem Gedichte „die

entweihte Poesie“ (1743) gegen die Reimsucht und den Mißbrauch der Dichtkunst zu Felde zieht, wird doch der größte Theil seiner damaligen Gedichte von demselben Tadel getroffen, weßhalb er denn auch diese Jugendarbeiten späterhin von der Sammlung seiner Werke ausgeschlossen hat. Dasselbe gilt von den „Liedern“ im Stil der poésie légère, die er für zwei Schwestern nach vorhandenen Melodien verfaßte und 1743 in zwölf Exemplaren drucken ließ. Seinen damaligen kritischen Standpunkt bezeichnet eine Stelle in dem „Sendschreiben an den jungen Herrn von Holzendorf“ (1743):

So lang ich nicht gewußt, wer unser Opitz war,
So lange Flemings Geist mich nicht die Ode lehrte,
Mir Besser nicht gefiel, ich keinen Canitz ehrte,
Und Neukirchs reifer Witz mir nicht die Kunst verrieth,
So lange hab' ich auch manch Blatt durch manches Lied
Geschmack- und regellos bei feurig wilden Trieben
Der Poesie zur Schmach und mir zum Schimpf beschrieben.

Die „Belustigungen“ brachten auch Gellerts erste dramatische Versuche, die Schäferspiele „das Band“ (1744) und „Sylvia“, die ganz der gottschedischen Schule angehören. Als das letztere im April 1745 abgedruckt wurde, hatte schon Gärtner die Herausgabe der „Bremer Beiträge“ begonnen. Gellert schloß sich diesem Kreise, der seine vertrautesten Freunde zu sich herübergezogen hatte, ebenfalls an und legte ihnen die überarbeitete Sammlung seiner „Fabeln und Erzählungen“ zur Beurtheilung vor. Der erste Theil derselben erschien 1746; ein zweiter folgte 1748 nach.

„Mein größter Ehrgeiz“, schrieb Gellert in einem Briefe an einen Freund in Schlesien, „besteht darin, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will und nicht den Gelehrten in engerm Verstande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigste Mann von gesundem

Verstande ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu sagen und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen." In diesen Worten ist die Epoche machende Bedeutung der Fabeln und Erzählungen Gellerts ausgesprochen; sie waren der erste Schritt zu einer Volkspoesie, und dadurch sind sie im schönsten Sinne des Wortes ein Volksbuch geworden.

Die Poesie hat manche Anforderungen zu machen, welche Gellert unerfüllt gelassen hat. Man findet weder Tiefe der Empfindung und Größe der Gedanken noch eine phantasievolle Auffassung des Lebens; die Darstellung ist oft matt und breit, wie sie denn auch gewöhnlich auf eine bürgerlich nüchterne, nicht immer ganz saubere Moral hinausläuft, aber sie ist stets klar und faßlich und hält sich fern von den schwerfälligen Wendungen der Gelehrtenpoesie. Bei Gellert befindet sich Wollen und Können in schönem Gleichgewicht: seine Absichten gehen über sein künstlerisches Vermögen nie hinaus. Er strebt nach möglichster formaler Eleganz; aber man merkt seinen Werken dieses Streben nicht an: er ist zwanglos correct. Der reine sittliche Sinn, der die meisten seiner Fabeln durchdringt, die Gemüthlichkeit, die auch in dem leichten Spott und der bescheidenen Schalkhaftigkeit den liebenswürdigen Charakter des Autors überall durchblicken läßt, gewährt unverwöhnten kindlichen Gemüthern zugleich den Reiz der Belehrung und Ergötzung. Der Bauer, der ihm aus Dankbarkeit ein Fuder Holz brachte, die Dienstmagd des Postmeisters, die ihm, als sie den geliebten Namen nennen hörte, in freudiger Ueberraschung die Hände küßte, mochten ihm allerdings für den Werth seiner Erzählungen kräftigere Beweise sein als die von der Höhe ästhetischer Theorien herab urtheilenden Kritiker. Indeß hatte er sich auch mit dem gelehrten Studium der Fabelpoesie angelegentlich beschäftigt. Er erwarb sich 1744

das Recht, als Privatdocent an der Universität Vorlesungen zu halten, durch eine Abhandlung über die Fabel und die Fabeldichter („de poesi apologorum eorumque scriptoribus"). Ausführlich untersuchte er darin die Theorie der Fabel und die Geschichte dieser Dichtungsart; mit Lessings späteren Abhandlungen freilich darf seine Arbeit nicht verglichen werden. Daß er sich mit dem alten Fabelschatz der Deutschen bekannt machte und an der Naivetät und schlichten Erzählungsweise eines Ulrich Boner und Burkard Waldis sich entzückte, regte seinen künstlerischen Sinn glücklicher an als die Dichtungen la Fontaines, zu dessen Nachahmern er nicht gezählt sein wollte. „Ich bin kein la Fontaine," äußerte er in einem autobiographischen Fragment; „eben deßwegen halte ich es für ein Glück, daß ich ihn nicht gelesen habe, ehe ich meinen Geschmack im Erzählen gebildet hatte. Als Copie wäre ich gewiß unter ihm geblieben; das wußte ich, und ich habe mir auch nie geschmeichelt, daß ich ihn als Original erreichen würde. Meine Kunst im Erzählen war Glück, Natur und, wenn ich das stolze Wort brauchen darf, eine gewisse Begeisterung."

Die Lustspiele Gellerts, deren Abfassung fast in dieselbe Zeit fällt, sind seinen Erzählungen nahe verwandt; sie dramatisieren in einem breiten Dialog parabelartige Anekdoten aus dem alltäglichen Leben, und da sie uns mit einigen feinen Beobachtungen menschlicher Schwächen in wirkliche Verhältnisse einführen, so konnte Lessing in der „hamburgischen Dramaturgie" nicht ohne Grund von ihnen sagen, daß sie das meiste ursprünglich Deutsche hätten, daß sie wahre Familiengemälde seien, in denen man sich sogleich zu Hause befinde. Es entsprach der weichen Gemüthsart Gellerts, daß er der Theorie von dem rührenden Lustspiel huldigte; er vertheidigte „das Lustspiel, das zum Weinen zwingt," in einem Programm „de comoedia commovente", womit er 1751 eine außerordentliche Professur der Philosophie antrat. „Sollten einige", äußerte er in der Vorrede zu den Lustspielen

1747, „an der ‚Betſchweſter', dem ‚Looſe in der Lotterie' und den ‚zärtlichen Schweſtern' überhaupt tadeln, daß ſie eher mitleidige Thränen als freudige Gelächter erregten, ſo danke ich ihnen zum voraus für einen ſo ſchönen Vorwurf." Klopſtock ſpricht im „Wingolf" mit Entzücken von den Thränen, die ihm eine Vorſtellung der „zärtlichen Schweſtern" entlockt hat, und rühmt von Gellert, daß kein Dichter den Werth des Herzens mit ſolchem Reiz wie er auf dem Schauplatz zeige. „Die Betſchweſter" (zuerſt 1745 im zweiten Bande der „Bremer Beiträge" abgedruckt), worin mit bedächtigſter Schonung die Scheinheiligkeit zur Schau geſtellt wird, erregte gleich anfänglich manches Bedenken bei einem Publicum, das mit der Angſt vor Freigeiſterei behaftet war; ſchon im nächſtfolgenden Stücke der „Beiträge" wird Gellerten das Schickſal Molières, der den Tartüffe entlarvte, darüber aber ſelbſt verdächtigt wurde, vorgehalten. Später war das Stück ſelbſt dem frommen Verfaſſer anſtößig, ſo daß er wünſchte, es nie geſchrieben zu haben oder es noch vertilgen zu können. Er begleitete es nachmals mit einer Schutzrede gegen den Vorwurf des Religionsſpottes und ſtrich manche Stellen, die ihm einer falſchen Deutung fähig ſchienen, ſogar die Aeußerung: „Stets beten heißt nicht beten, und den ganzen Tag beten iſt ſo ſtrafbar als den ganzen Tag ſchlafen." „Das Loos in der Lotterie" in fünf Aufzügen, zuerſt 1747 im dritten Bande der „Bremer Beiträge" erſchienen, hat am meiſten Handlung und behauptete ſich wegen ſeiner für den Schauſpieler dankbaren Charakterrollen unter Gellerts Dramen am längſten auf der deutſchen Bühne. Außer dieſen Komödien und den beiden Schäferſpielen enthielt die Sammlung der Luſtſpiele von 1747 noch „das Orakel", eine Operette in anmuthig gereimten Verſen, dem gleichnamigen proſaiſchen Nachſpiel von Poullain de Sainte-Foix nachgedichtet, und „die kranke Frau", ein einactiges Nachſpiel, das ein auch ſonſt (in den „Fabeln und Erzählungen", in

dem „Loos in der Lotterie") bei Gellert beliebtes Motiv selbständig und ausführlich behandelte.

In dieselbe Zeit fiel auch sein Versuch im Fach des Romans. Sein strenger moralischer Sinn erklärte sich zwar im allgemeinen gegen die Romanlectüre; allein Richardsons für sittliche Ideale schwärmende Familienromane erschienen ihm als eine nachahmenswerthe Reform dieser Dichtungsart, die er durch das „Leben der schwedischen Gräfin von G***" (1746) auch in unsere Literatur einzuführen suchte, und auf dieser Bahn fand er viele Nachfolger. Im Streben nach lauter Moral und in der Scheu vor gewaltsamen Lösungen der verwirrten Fäden dieses poetischen Gewebes wird Gellert hier geradezu unsittlich; seine an sich edle Toleranz streift hier fast an Leichtfertigkeit, sein ergebener Glaube an das göttliche Walten über der Welt fast an Blasphemie. Die Darstellung ist zwar noch breit; doch zeigt sich im Stil der Romanerzählung ein beachtenswerther Fortschritt.

Die Jahre des Zusammenlebens mit den Verfassern der „Bremer Beiträge" waren für Gellert die productivsten. Der Umgang mit Freunden, welche für die Dichtkunst und ihr Emporblühen in Deutschland jugendlich begeistert waren, hob sein Gemüth, das für Freundschaft warm fühlte. Johann Elias Schlegel und Rabener, neben ihm die begabtesten des Leipziger Dichterkreises, gehörten zu seinen Freunden, außer ihnen Gärtner, Cramer, Johann Adolf Schlegel und Ebert, dem er die Kenntnis der englischen Sprache verdankte. Noch zehn Jahre später schrieb er an Rabener die schönen, bescheidenen Worte: „Daß Sie, Gärtner, Schlegel, Cramer, Giseke meine Freunde gewesen, dieses sehe ich als meine Glückseligkeit des Lebens an; dieses soll mir bei der Nachwelt so gewiß Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geschmacks sein, als es Racinen Ehre ist, daß Boileau und Molière seine Freunde gewesen. Unsere Periode, die jetzige, wird in der Literatur der Deutschen nicht weniger

merkwürdig ſein, als es der Zeitpunkt des Boileau im Franzöſiſchen iſt.“ Nachdem Johann Elias Schlegel ſchon früher geſchieden war, löſte das Jahr 1748 den Bund vollends auf, und nur Rabener blieb noch eine Zeit lang in Leipzig. Der gemüthliche Scherz, der bisher Gellerts Umgang mit Freunden und ſeine Dichtungen beſeelte, verließ ihn jetzt mehr und mehr; hypochondriſche Leiden ſtellten ſich ein und brachten ihm viele trübe Stunden und ſchlafloſe Nächte. Er ſuchte ſich auf ein langes Leiden durch philoſophiſche Tröſtungen vorzubereiten und verfaßte die Abhandlung „von den Troſtgründen wider ein ſieches Leben“ (1747), worin wir ſchon die Darſtellungsweiſe ſeiner nachmaligen „moraliſchen Vorleſungen“ erkennen; in der Charakteriſtik Mentors hat er ſeine eigne Leidensgeſchichte geſchildert.

Gellert hatte von vorn herein dem Plan entſagt, ſich durch wiſſenſchaftliche Forſchungen und gründliche Gelehrſamkeit hervorzuthun. Er wählte ſich daher mit richtiger Schätzung ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Kräfte einen Platz auf dem Gebiete der Aeſthetik und Moral, von wo aus er ſich eine weit greifende Wirkſamkeit als populärer Schriftſteller und als Lehrer der ſtudierenden Jugend ſichern konnte. Seine Vorleſungen bewegten ſich zunächſt auf dem von Gottſched vorgezeichneten Boden; er zog die „ſchönen Wiſſenſchaften“ in den Kreis der akademiſchen Studien. Die Rede, mit der er 1751 die außerordentliche Profeſſur antrat, „von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz und die Sitten“ — ſein Famulus Gottlieb Leberecht Heyer überſetzte ſie für die Sammlung ſeiner vermiſchten Schriften von 1757 — erörterte ſeinen Standpunkt und die moraliſche Tendenz ſeiner Aeſthetik. Er gieng jedoch über Gottſched hinaus, indem er nicht bei der Form ſtehen blieb, ſondern die aus den Theorien der Schweizer und der halliſchen Aeſthetiker hervorgegangene reifere Einſicht in das Weſen und die Regeln der Dichtkunſt und Beredſamkeit in gemeinverſtändlichen Vorträgen darlegte und durch das

lebendigere Gefühl des sittlich Schönen erwärmte. Bei alle dem kam Gellerts ästhetische Kritik wenig über die Grenzen des Gottschedianismus hinaus. Seine Ansicht von der Poesie legt folgende Stelle aus seinen Vorlesungen uns offen dar: „Wir gefallen, wenn wir mit dem Verstande zugleich das Herz beschäftigen. Der Poet muß sich also selbst in seinem Verstande aufklären und sein Herz zum Guten erhitzen. Der Geschmack der Natur, der Vernünftigen und der Gesitteten, das ist sein Ziel. Er muß stets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, so wird er gefallen, so lange Menschen Menschen sind. Singen Sie, meine Herren, der Vernunft, der Tugend und der Religion zur Ehre, so werden Sie mit Beifall singen, wofern Sie zugleich schön singen. Ich verspreche Ihnen im Namen der Zukunft Ehre und Unsterblichkeit. Scherzen Sie in Ihren Liedern, so sei Ihr Scherz selbst noch lehrreich oder doch unschuldig, und die Heiterkeit Ihres Witzes müsse sich stets mit dem Ernste der guten Sitten und des Wohlstandes vertragen. Spotten Sie, so treffe Ihr Spott nur die Thorheit und das Lächerliche; nie die Ehre des Menschen; noch tausendmal weniger die Ehre der Wahrheit, welche die Menschen weise und glücklich machen soll; nie die Wahrheit, die wir aus der Hand des Schöpfers und des Erlösers erhalten haben: ich meine die Religion. Wie viele Dichter hat es nicht gegeben, die ihren Witz zur Schande und Entheiligung der Tugend angewandt haben!“ — Zu den dichterischen Größen der Vor- und Mitwelt hatte Gellert eigentlich gar kein Verhältnis und lehnte lieber ab, wofür ihm der Maßstab mangelte. Die Dichter des Alterthums lockten ihm selten ein Wort der Bewunderung ab, und er wollte lieber einige alte Kirchenlieder als alle Oden des Pindar oder Horaz gemacht haben. Wie sollte er sich auch in diese Weltanschauung finden, da ihm die ganze Moralphilosophie der Alten verwerflich dünkte, die den Menschen stolz mache und ihm allzu großes Vertrauen auf seine eigene

Kraft einflöße! Eben ſo wenig war er eines tieferen Eingehens in die bedeutenderen poetiſchen Schöpfungen ſeiner Zeitgenoſſen fähig; nicht einmal der „Meſſias“ Klopſtocks fand in ſeinen bedächtigen kritiſchen Urtheilen einen Platz. „Der Recenſent iſt Zeuge,“ ſagt Goethe in einer Recenſion der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ vom Jahre 1772, die ſich übrigens der Verdienſte Gellerts annimmt, „daß der ſelige Mann von der Dichtkunſt, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung ſtrömt, welche die einzige iſt, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorleſungen über den Geſchmack hat er ihn nie die Namen Klopſtock, Kleiſt, Wieland, Geßner, Gleim, Leſſing, Gerſtenberg, weder im Guten noch im Böſen, nennen hören. Bei der Ehrlichkeit ſeines Herzens läßt ſich nicht anders ſchließen, als daß ſein Verſtand ſie nie für Dichter erkannt hat.“ In einem älteren Briefe hingegen vom Mai 1749 an Bodmer gab Gellert wenigſtens ſeinem freudigen Beifall für Klopſtock Ausdruck. „Ich freue mich mit Ihnen“, hieß es dort, „über die Ehre, welche der Verfaſſer des ‚Meſſias‘ unſrer Nation macht. Er hat mir ſchon in der Michaelismeſſe das vierte, fünfte und ſechſte Buch zugeſchickt, und ich habe überall den großen Verfaſſer der erſten Bücher angetroffen.“

Großes Verdienſt erwarb ſich Gellert um den deutſchen Proſaſtil, den er in ſeinen Vorleſungen und in ſeinem damit verbundenen Practicum vornehmlich in's Auge faßte. Die Vorträge ſelbſt waren ein Muſter des klaren, populären Ausdrucks. „Gellert hielt keine ſeiner Vorleſungen,“ berichtet ſein Biograph Cramer, „wie geläufig ihm auch ihr Inhalt war, ohne ſich darauf vorzubereiten . . . . . Alles, was er zu ſagen gedachte, entwarf er nicht allein der Materie, ſondern auch dem Ausdrucke nach . . . . . Dennoch las er wenig von ſeinem Papiere und ſprach mit einem eben ſo freien als angenehmen Anſtande. Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth, vereinigt mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt, ungekünſtelt und natürlich zu ſein, waren

die herrschenden Vorzüge seines Vortrages.“ Seine Stimme hatte etwas Wehmüthiges; beim bewegten Vortrage konnte er leicht zu Thränen gerührt werden und auch sein zahlreiches Auditorium zum Weinen zwingen. Das eignete sich nicht für starke Seelen, und wir werden es begreiflich finden, daß er einem Lessing zu weinerlich war, und ein Franzose gegen den jungen Goethe, Gellerts eifrigen Zuhörer in Leipzig, die Befürchtung aussprach, er werde Schwachköpfe bilden.

Den engeren Kreis seiner Schüler, die Mitglieder seines Practicums, gleichsam einer Fortsetzung der Leipziger deutschen Gesellschaft, veranlaßte er zu eignen schriftlichen Arbeiten, die er mit sorgfältiger Kritik durchgieng. Unzählig sind die Zöglinge dieser gellert'schen Stildisciplin; als Hofmeister und Lehrer an Schulen in allen Theilen Deutschlands haben sie zur Förderung der deutschen Sprache, zur Verbesserung der Prosa beigetragen. Gellerts Stil wird weder durch große Gedanken gehoben noch durch eine geistesfrische Darstellung belebt: der prosaische Stil eines Lessing und Goethe konnte sich unter seiner Anweisung nicht bilden; aber Gellert wirkte durch Lehre und Beispiel auf Klarheit, Ebenmaß und Correctheit hin, seine Schreibart hat eine gewisse Sauberkeit und Eleganz, die steife Rhetorik Gottscheds hat er glücklich überwunden. Zunächst faßte er besonders den Briefstil in's Auge, der bis dahin sehr im Argen lag. Die Sammlungen zierlich geschriebener Briefe, welche von Frankreich herüberkamen, hatten die Deutschen bereits auf die elegantere Form der Correspondenz aufmerksam gemacht. Frau Gottsched schrieb ihre vertrauten Briefe in einem Stil, der dem gellert'schen nicht nachsteht. Allein die vorhandnen Lehrbücher sammt ihren Musterbriefen waren schlecht, und der conventionelle Briefstil schleppte die Pedanterie des deutschen Umgangstones und die schwerfälligen Formen der Kanzleisprache mit sich. Gellert war durch seine vielfachen Beziehungen zu Freunden und Zöglingen, Gönnern und besonders

Frauen, ſelbſt zu ferne ſtehenden Perſonen, die ſich in allerhand Fällen ſeinen Rath und ſein Urtheil erbaten, in eine weitläufige Correſpondenz verwickelt; er hatte daher in dieſer Stilgattung eine ſo große Erfahrung und Uebung, daß der dringende Mahnruf ſeines Freundes Rabener, eine auserleſene Sammlung wirklich geſchriebener Briefe als Muſter des Briefſtils zu veröffentlichen, mit ſeinem eignen Vorſatze zuſammentreffen mochte. 1751 ließ er „Briefe nebſt einer praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen“ erſcheinen. Gellert drang auf Einfachheit, Leichtigkeit und Natürlichkeit des Briefſtils, und dies war von großem Erfolg. Die Muſterbriefe erfüllten dieſe Anforderungen nur zum kleineren Theil, da Gellert meiſtens ſolche Briefe ausgewählt hatte, in denen er ſich Künſteleien des Witzes erlaubte, welche weder zu den einfachen Vorfällen, die er beſprach, noch zu dem Grundtone ſeines gemüthlichen Charakters paßten. Wo wir dieſen antreffen, zieht er uns oft durch lebendige Schilderung an, ſo in dem tragikomiſchen Abenteuer der Fahrt mit der Landkutſche oder in dem idylliſchen Genuß des Landlebens, den der letzte in der Reihe der Briefe beſchreibt. In weit höherem Grade verdienen die Briefe Gellerts, welche nach ſeinem Tode bekannt gemacht wurden, das Prädicat der Innigkeit und Einfalt.

Je mehr im Fortgang des Lebens und bei zunehmender Kränklichkeit die ernſte, moraliſch-religiöſe Stimmung ſein Gemüth beherrſchte, deſto ſtärker wurde in ſeinen ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſen die Neigung zu didaktiſcher Contemplation. Seine Poeſie entſagte dem Scherz der komiſchen Erzählung und des Luſtſpiels, dem noch einer der Briefe von 1751 eine ausführliche Schutzrede hielt. Gellert wandte ſich jetzt zur Lehrdichtung, deren Früchte er unter dem Titel „Lehrgedichte und Erzählungen“ (ſpäter „moraliſche Gedichte“) 1754 herausgab. Da ſchon Haller und Hagedorn vorangegangen waren, und die Meſſiade mit dem

Feuer poetischer Beredsamkeit die Gemüther hinriß, so war die Wirkung dieser versificierten Moralabhandlungen nur gering, obwohl Gellert selbst mehr Werth auf sie legte als auf seine früheren Dichtungen. Vor allem liebte er das Gedicht „der Christ", weil es ganz der Erguß seines frommen Gemüthes war. Es bildete den Uebergang zu den Gedichten, welche seine nächstfolgenden Lebensjahre ausfüllten, den „geistlichen Oden und Liedern". „Diese Arbeit", berichtet sein Freund Cramer, „war seinem Herzen noch die feierlichste und wichtigste, welche er in seinem Leben unternommen hatte. Niemals beschäftigte er sich mit derselben, ohne sich sorgfältig darauf vorzubereiten, und ohne mit allem Ernste seiner Seele sich zu bestreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darinnen sprechen sollten, an seinem eignen Herzen zu erfahren. Er wählte seine heitersten Augenblicke dazu, machte auch zuweilen einen Stillstand in dieser Arbeit, in der Absicht und Erwartung, die Gesinnungen, die er durch seine Lieder in seinem Mitchristen erwecken wollte, in seiner Seele stärker werden zu lassen." Gellert selbst äußerte in einem seiner Briefe: „Gott gebe, daß diese Lieder ihre Absicht erfüllen mögen, wenn ich auch nicht mehr da sein werde!"

Wie er bei allem, was er schrieb, sein Publicum in's Auge faßte, so richtete er sich auch in den geistlichen Liedern nach der Fassungskraft der Menge; er suchte ihnen eine möglichst populäre Form zu geben, weßhalb er sie auch meistentheils vorhandnen Kirchenmelodien anpaßte. Mit richtigem Tacte traf er den gemeinverständlichen Ausdruck, der diesen Liedern gleich bei ihrem Erscheinen einen allgemeinen Beifall verschaffte und ihrem Verfasser für alle Zeiten einen Platz unter den vorzüglichsten Kirchenliederdichtern sicherte. Zwar hat Gellerts Poesie auch hier die seinem Geiste gezogenen Schranken nicht überschritten: seine Lieder sind weder von der mächtigen Ueberzeugungskraft noch von der vollen Glaubensinnigkeit der älteren Kirchengesänge eines

Martin Luther oder eines Paul Gerhard durchdrungen, ſondern verweilen mehr im Bereich der gemüthvollen Moralbetrachtung; doch wohnt auch ihnen eine erhebende und für das Gute erwärmende Kraft inne, die in einigen Liedern (z. B. „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre ꝛc.“, „Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte ꝛc.“, „Mein erſt Gefühl ſei Preis und Dank ꝛc.“, „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht ꝛc.“, „Dies iſt der Tag, den Gott gemacht ꝛc.“, „Auf Gott und nicht auf meinen Rath ꝛc.“, „Jeſus lebt, mit ihm auch ich ꝛc.“, „Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc.“) ſich zu einer poetiſchen Fülle des Ausdrucks erhebt. Gellert hat durch ſeine geiſtlichen Lieder für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Charakter der Kirchenliederdichtung beſtimmt.

Die Herausgabe dieſer Lieder (1757) fiel in eine für Gellert in mehrfacher Hinſicht trübe Zeit. Der ſiebenjährige Krieg brach über Sachſen herein, und Gellert empfand die Drangſale, die ſein geliebtes Vaterland und namentlich Leipzig trafen, ſchmerzlich mit. Die Schmälerung ſeines Einkommens, die bei dem Verfall der Univerſität und den unruhvollen Zeiten unvermeidlich war, ertrug er mit gewohnter Uneigennützigkeit. Da er unverheirathet war und wenig Bedürfniſſe hatte, ſo genügte ihm der ſpärliche Gehalt ſeiner außerordentlichen Profeſſur und der Ertrag ſeiner verhältnismäßig immer noch zahlreich beſuchten Vorleſungen, deren Zahl im Sommer 1754 bis auf fünf tägliche Collegia geſtiegen war. Er lehnte daher die ſich ihm wiederholt darbietende Gelegenheit, eine ordentliche Profeſſur zu erhalten, ſtandhaft ab, weil ihm die damit verbundnen anderweitigen Geſchäfte ſeine Kraft zu überſteigen ſchienen. Die Beſcheidenheit ſeiner Anſprüche gieng ſo weit, daß er während der Kriegszeit ſogar eine Erhöhung ſeines Gehaltes ablehnte, obſchon er 1761 klagen mußte, daß er wegen hoher Contribution ſich den Winter kein neues Kleid machen laſſen könne. Als der engliſche Geſandte Mitchel ſich für ihn ohne ſein Vorwiſſen verwendet hatte, ſchrieb er an

den Grafen Moritz von Brühl: „Bitten Sie Ihren Onkel, daß er sich nicht durch diese ausländischen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Pension für mich zu denken, da unser Vaterland so unendlich leidet.“ Nach dem Tode des Historikers Mascov (1761) erhielt er jedoch den Gnadengehalt von 485 Thalern, den dieser genossen hatte, zu der bisher von ihm bezogenen Pension von 100 Thalern. „Nein, das ist zu viel,“ schrieb er an den Grafen Moritz von Brühl, „mehr als ich wünsche. Von dieser Summe kann noch ein rechtschaffener Mann einen Antheil ziehen, ohne daß ich darbe. Ich dächte also, liebster Graf, man setzte die Pension auf vierhundert Thaler; auf diese Weise bekäme ich jährlich dreihundert Thaler mehr, als ich gehabt habe, und wenn mich Gott nicht zu aller Arbeit unfähig werden läßt, so habe ich genug und auch noch für Aermere, als ich bin, übrig.“ Dieser Vorschlag wurde nicht angenommen. Zu der Pflicht, welche ihm diese Pension auferlegte, der studierenden Jugend durch seine Unterhaltung und Gesellschaft nützlich zu werden, bedurfte es nicht erst einer solchen Aufforderung. Denn längst war er ihnen ein stets bereiter Rather und Helfer, zu dem die Studierenden in den verschiedenartigsten Bedrängnissen ihre Zuflucht nahmen. Sowie er stets zum Geben bereit war, so flossen ihm auch von seinen Verehrern viele namhafte Geldgeschenke zu. Sein treuer Zögling, Graf Moritz von Brühl, von dessen liebenswürdigem Charakter und anhänglicher Hingabe an Gellert eine Reihe von Briefen Zeugnis ablegt, setzte seinem verehrten Lehrer eine jährliche Pension von 150 Thalern aus, ohne daß Gellert den Namen seines Wohlthäters erfuhr. Ein junger preußischer Officier drängte ihm eine Rolle von zwanzig Louisd'or auf, indem er sich als seinen Schuldner bekannte. „Ich ruhe nicht,“ sagte er zu ihm, „Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert, und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht.“

Diese Liebe, die ihm von allen Seiten entgegenkam und die er gegen alle, welche ihm nahe traten, im Herzen trug, erheiterte ihm die vielen schweren Stunden, die mit den letzten Lebensjahren immer häufiger wiederkehrten und immer peinigender wurden. Den heftigsten Krankheitsanfall hatte er im Jahre 1757, wo er am Rande des Grabes war. Er hielt sich im Herbst wenige Wochen auf dem Rittergute zu Bonau, zwei Stunden von Weißenfels, auf, wo ihm die Familie des Kammerherrn von Zetwitz und die in der Nähe wohnende des Grafen Vitzthum auf's innigste befreundet waren, so daß er häufig durch diesen angenehmen Landaufenthalt eine Erholung sich zu verschaffen suchte. Bei einem späten Spaziergang erkältete er sich hier. Die Folge davon war Seitenstechen, begleitet von bedenklichen Fieberanfällen, deren Heftigkeit in den nächsten Tagen in solchem Grade zunahm, daß er sich das heilige Abendmahl reichen ließ. Schon verbreitete sich die Nachricht von seinem Tode, und Kleist, der damals in Leipzig bei der Garnison stand, verfaßte das Epigramm:

Als jüngst des Todes Pfeil, o Gellert, dich getroffen,
Klagt' ich und weint' und sah den Himmel plötzlich offen;
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich:
Die Erde weinete, der Himmel freute sich.

Der Todtgeglaubte war so glücklich, von diesen Zeilen noch selbst zu dankbaren Thränen gerührt werden zu können. Der entzündliche Charakter der Krankheit ließ nach einigen Tagen nach, und unter der sorgfältigen Pflege der Familie und ihres geschickten Arztes erholten sich Gellerts Kräfte allmählich. Der vielen Liebesbeweise, die er während seiner Krankheit erhielt, gedachte er stets mit besonderer Rührung und sprach gern davon. Selbst der preußische Commandant in Weißenfels hatte die Aufmerksamkeit für den gesierten Kranken, daß er Befehl gab, die Boten, die um Gellerts willen dorthin geschickt würden, in keiner Weise aufzuhalten. In dieser Zeit der neuen Lebenshoffnung wurde er,

einige Wochen nach seiner Rückkehr, von dem Tode des Dichters Cronegk, seines geliebten Zöglings und Freundes, schmerzlich getroffen. „Cronegk ist nicht mehr," schrieb er am 22. März 1758 an Moritz von Brühl, „unser Cronegk ist den ersten Tag in diesem Jahre, in der ersten Stunde dieses Jahres uns entzogen worden; mir wahrscheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich sein Verlust tief gebeugt. Ich warf mich bei der ersten Zeitung von seinem Tode auf das Lager, wo ich wenig Wochen vorher meinen eignen Tod erwartete, und weinte." Ein Jahr später (am 23. Januar 1759) verlor Gellert seine Mutter, welche das hohe Alter von achzig Jahren erreicht hatte. Er hatte das Bewußtsein, daß er in ihren letzten Segen eingeschlossen worden war; denn er hatte ihr stets Beweise seiner kindlichen Liebe gegeben und sie von seinen Ersparnissen unterstützt, auch in Zeiten, wo er sich selbst manchen Wunsch versagen mußte. Es gehört zu den Charakterzügen der Zeit, daß ein Freiherr von Craußen in Schlesien ihr eine jährliche Unterstützung aussetzte, als Gellert die ihm angebotene Pension ausgeschlagen hatte, und zwar eben derselbe, dem Gellert durch eine strenge Kritik die Lust, als Schriftsteller aufzutreten, verleidet hatte. Der liebevolle Sohn rechnete dies unter die größten Glückseligkeiten seines Lebens.

Mit der Herausgabe der geistlichen Lieder nahm Gellert von der Poesie Abschied, so daß er sich sogar die poetische Klage. über den Tod seines geliebten Cronegk versagen zu müssen glaubte „Ich empfinde," schrieb er um diese Zeit an Moritz von Brühl, „daß mich der Witz verläßt, zur Vorbedeutung, daß ich keine Gedichte mehr schreiben soll. Sagen Sie es also, daß man mir über meine Pausen in meiner poetischen Autorschaft keine Vorwürfe machen müsse . . . . ., daß es auch ein Verdienst sei, zu rechter Zeit aufzuhören und nicht, wie Pope sagt, die letzten, hefichten Tropfen seines Genies auszupressen. Ich, mein lieber Graf, werde alle Tage kälter und unfähiger, etwas zu thun, und

kränke mich heimlich, daß ich zu wenig für meine Existenz gethan habe. Was mir angenehm war, wird mir gleichgültig, und was leicht ist, Arbeit." Nachdem er bisher fast nur über Stil und Aesthetik Vorlesungen gehalten hatte, beschloß er jetzt Vorlesungen über die Moral auszuarbeiten. Einige frühere Abhandlungen leiteten schon auf dies Thema hin. Gellert gestand es mit der ihm eignen bescheidenen und richtigen Selbstbeurtheilung, daß er viel zu wenig Tiefsinn besitze, um ein vollständiges System der Moral aufzustellen; aber er ward ein gemüthvoller, die Herzen ergreifender Sittenlehrer der Jugend, welcher vielseitige Weltbeobachtung und Belesenheit mit moralischem Zartgefühl und christlicher Frömmigkeit verband. Er gab durch seine Persönlichkeit der Sittenlehre eine populäre Form, welche zwischen der moralischen Paräneſe und der philosophischen Abhandlung eine glückliche Mitte zu halten wußte. Diese Vorlesungen erwarben sich bei der studierenden Jugend einen Beifall, der seine kühnsten Erwartungen übertraf; die Zahl der Zuhörer stieg auf vierhundert und darüber. Ihm ward daher die besondere Gunst des Schicksals zu Theil, daß in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, als er die Abnahme seiner physischen und geistigen Kräfte zu beklagen hatte, sein Ruhm sich dessenungeachtet auf seiner Höhe erhielt. Zahlreich waren die Besuche von Fremden, welche er besonders während der Dauer der Kriegszeit erhielt. Preußische Officiere pflegten häufig in seine Vorlesungen zu kommen; einstmals waren deren zwölf zugegen. Er hatte die Freude zu erfahren, daß Haynichen mit besonderer Schonung während der feindlichen Occupation behandelt wurde, weil es der Geburtsort des berühmten Mannes war. Die preußischen Prinzen Karl und Heinrich beschieden ihn zu einer Unterredung zu sich. „Haben Sie nichts für Sich zu wünschen?" fragte ihn Prinz Heinrich; „ich möchte Ihnen gern dienen." — „Nein, gnädigster Prinz, ich bitte um nichts als um die Fortsetzung Ihrer unverdienten Gnade." —

„Kann ich nicht Ihren Freunden oder denen, die Ihnen lieb sind, dienen?“ — „Sie haben mir und meinen Freunden den ganzen Krieg über beständig Wohlthaten erwiesen.“ — Zum Beweise seiner Achtung schenkte ihm der Prinz nach dem Kriege das Pferd, welches er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte.

Noch größeres Aufsehen erregte die Audienz Gellerts bei Friedrich dem Großen am 18. December 1760. Das Gespräch, das uns in ziemlich getreuen Berichten aufbewahrt ist, gibt ein so anschauliches Bild von der Persönlichkeit der beiden Männer und bezeichnet so trefflich ihr Verhältnis zu der deutschen Literatur, daß es als ein wichtiges Document in der biographischen Schilderung Gellerts einen Platz verdient. Der Major Quintus Icilius holte um vier Uhr Gellert ab und blieb bei der Unterredung zugegen. Der König sprach bald deutsch, bald französisch; Gellert meistens deutsch und nur im Nothfall französisch. Nach einigen einleitenden Fragen sagte der König: „Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?“ Der Major äußerte darauf: „Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen la Fontaine nennen.“

Der König. Das ist viel. Hat Er den la Fontaine gelesen?

Gellert. Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt: ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.

K. Das ist also einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

G. Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

K. Nein, das kann ich nicht sagen.

G. Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

K. Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

G. Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Maſcov, einen Cramer, der den Boſſuet fortgeſetzt hat.

K. Wie iſt das möglich, daß ein Deutſcher den Boſſuet fortgeſetzt hat?

G. Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majeſtät gelehrteſten Profeſſoren hat geſagt, daß er ihn mit eben der Beredſamkeit und mit mehrerer hiſtoriſcher Richtigkeit fortgeſetzt habe.

K. Hat's der Mann auch verſtanden?

G. Die Welt glaubt's.

K. Aber warum macht ſich keiner an den Tacitus? Den ſollte man überſetzen.

G. Tacitus iſt ſchwer zu überſetzen, und wir haben auch ſchlechte franzöſiſche Ueberſetzungen von ihm.

K. „Da hat Er Recht. (Er tadelte laut des gellert'ſchen Berichts die Unförmlichkeit und Härte der deutſchen Sprache und fragte dann: „Warum nöthigen uns die Deutſchen nicht durch ſolche gute Bücher wie die Franzoſen, daß wir ſie leſen müſſen?")

G. Und überhaupt laſſen ſich verſchiedene Urſachen angeben, warum die Deutſchen noch nicht in aller Art guter Schriften ſich hervorgethan haben. Da die Künſte und Wiſſenſchaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht iſt jetzt das kriegeriſche Säculum der Deutſchen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Auguſten und Louis XIV. gefehlt.

K. Sachſen hat ja zween Auguſte gehabt.

G. Ja, Sire, und wir haben auch ſchon einen guten Anfang in der ſchönen Literatur gemacht.

K. Wie? Will Er denn einen Auguſt in ganz Deutſchland haben?

G. Nicht eben das. Ich wünſchte nur, daß ein jeder Herr in ſeinem Lande die guten Genies ermunterte. — —

K. Iſt Er gar nicht aus Sachſen weggekommen?

G. Ich bin einmal in Berlin geweſen.

K. Er ſollte reiſen.

G. Ihro Majeſtät, dazu fehlen mir Geſundheit und Vermögen. — — Wir hoffen ruhigere Zeiten.

K. So gefallen Ihm dieſe Zeiten nicht? Sind's böſe Zeiten?

G. Ich wünſche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, ſo hätten die Deutſchen Friede.

K. Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es ſind ja drei wider mich.

G. Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geſchichte.

K. Was meint Er, welcher iſt ſchöner in der Epopöe, Homer oder Virgil?

G. Homer ſcheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original iſt.

K. Aber Virgil iſt viel polierter.

G. Wir ſind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von ſeiner Sprache und Sitten richtig genug ſollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug gibt.

K. Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten ſein.

G. Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdenn, wenn ich wegen der Entfernung ſelbſt nicht urtheilen kann.

Der Major. Er hat auch deutſche Briefe herausgegeben.

K. So? Hat Er denn auch wider den stilum curiae geſchrieben?

G. Ach ja, Ihro Majeſtät.

K. Und warum wird das nicht anders? Es iſt was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verſtehe nichts davon.

G. Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — —

K. Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?

G. Ich zweifle; mein Gedächtnis ist mir sehr untreu.

K. Besinne Er Sich doch, Herr Professor, ich will etliche Male in der Stube auf- und niedergehen. — Nun, hat Er eine?

G. Ja, Ihro Majestät, den „Maler". (Gellert trug die ganze Fabel vor.)

K. Nun, das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?

G. In der Schule der Natur.

K. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen; das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der „Iphigenia" vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen.

G. Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.

K. Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen.

G. Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

K. Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm' Er bald wieder.

Als er weggegangen war, äußerte der König: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched." Am andern Tage sagte er bei Tafel, als auch der englische Gesandte, dem er diese Audienz vornehmlich zu verdanken haben mochte, zugegen war: ‚C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands." Der König ließ ihn jedoch nicht wieder rufen, und Gellert gedachte, wie er selbst an Rabener schrieb, der Worte Jesus Sirachs: „Dränge dich nicht zu den Königen!"

Ein anderes Zeichen von Gellerts Bedeutung für den damaligen Zustand der deutschen Literatur sind die Stimmen aus Oesterreich, wohin bisher nur selten ein Strahl der protestantisch-norddeutschen Bildung fiel. Seine geistlichen Lieder fanden dorthin ihren Weg, und katholische Geistliche bemühten sich, ihn für ihre Kirche zu gewinnen. Der kaiserliche Gesandte zu Nürnberg, Freiherr von Widmann, schrieb an ihn in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken (Februar 1761), er habe, seitdem er 1759 eine seiner moralischen Vorlesungen angehört, vielmal die akademische Jugend zu Leipzig um das Glück beneidet, die Vorlesungen eines Lehrers anhören zu können, dessen so angenehmer als lehrreicher Vortrag jeden, der zu denken und den Werth der Tugend zu schätzen weiß, bestimmen müsse, sich die Schuljahre, welche man sonst nicht geschwind genug übersteigen könne, wieder zurückzuwünschen. „Alle Staatsmänner", fuhr er in der bedeutungsvollen Stelle fort, „sollten sich glücklich achten, wann Sie jenes thun könnten, was ich im Jahr 1759 gethan habe; und die Staatskunst müßte noch um so viel edler werden, wann sie immer auf den Grund der Sittenlehre gebauet würde; ja, sodann würde das pöbelhafte Vorurtheil, daß jene nur in der Arglistigkeit und nicht vielmehr in der Rechtschaffenheit bestehe, erst recht besieget werden." Nicht minder bezeichnend ist für Gellerts Stellung zur Nation, daß ihn eben jener österreichische Minister bat, diesen Brief nach seiner Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen auf das strengste zu prüfen und ihm über die hin und wieder mit eingeschlichenen Austriacismen sein aufrichtiges Urtheil zukommen zu lassen, worin er einen Beweis seiner Freundschaft mit Dank anerkennen werde. Gellert ertheilte ihm die feine Antwort: „Vielleicht hat selten ein großer Herr und wohl niemals ein österreichischer Minister so schön und richtig deutsch geschrieben, als ich sehe, daß es Ew. Excellenz schreiben."

Durch diese Beziehungen Gellerts werden uns auch die Huldi-

gungen erklärlich, mit denen ihm hochgestellte Staatsmänner und Generale entgegenkamen, als er in den Jahren 1763 und 1764 in Karlsbad gegen seine hypochondrischen Leiden Hilfe suchte, aber sie eben so wenig fand wie bei seinen Besuchen zehn Jahre vorher. Man drängte sich an ihn, um ihn zu sehen, ihn kennen zu lernen, sein lehrreiches Gespräch zu genießen und seinen Rath zu erfahren; er galt als die Celebrität des Jahrhunderts. Der Geheimrath Wechmar aus Ansbach sagte beim Abschiede, daß es ihm lieber wäre, Gellert kennen gelernt zu haben als den größten Monarchen. General Laudon, der größte unter den Gegnern des großen Königs, unterhielt sich am liebsten mit dem milden, ernsten Leipziger Professor und behandelte ihn mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit, nicht minder der österreichische Minister Graf Uhlefeld und sein Schwiegersohn Graf Thun. „Ich werde das alles", äußerte dieser, „meiner Kaiserin sagen, jede Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben, und das wird mir viel Ansehen geben." Der alte General Ziethen, mit dem er beide Male die Badesaison zubrachte, schloß ihn brüderlich in seine Arme. Graf Harrach, Präsident des Reichshofraths, verabschiedete sich von ihm, indem er ihn umarmte, mit den Worten: „Leben Sie lange wohl, lieber Mann, und sein Sie stets mein Freund. Ich habe Sie wegen Ihrer Schriften sehr hoch geschätzet, aber ich schätze Sie wegen Ihres Charakters und Ihrer Sitten noch weit höher." Eine gleiche Verehrung genoß Gellert von den Frauen der höchsten Stände. Ungeachtet seiner schlichten Haltung bewies er in all diesen Verhältnissen, daß er sich durch scharfe Beobachtung der Welt auch einen feinen Tact des Umgangs angeeignet hatte und vor allem die Höflichkeit besaß, die aus dem Herzen kommt; so erschien er zugleich liebenswürdig und selbstbewußt, ohne jemals unbescheiden oder zudringlich zu sein. Vornehmlich zeichneten ihn die Gräfinnen Uhlefeld, Trautmannsdorf und Harrach auf das verbindlichste aus und bewiesen

ihm ein herzliches Zutrauen. „Die Damen“, schreibt Gellert, „erweisen mir fast durchgängig mehr Vertrauen und Achtung als die Mannspersonen, und ich verstehe die Ursache nicht. Vielleicht bin ich gegen die ersten ohne mein Wissen freundlicher und gesprächiger als gegen die andern. Die meisten Menschen haben mich für einen angenehmen Gesellschafter gehalten, und warum? Weil ich munter und witzig gethan habe? Nichts weniger; weil ich sie achtsam angehöret, wenig und zu rechter Zeit geantwortet und selten von mir und meinen Schriften gesprochen habe.“ — Als die Gräfin Trautmannsdorf abreiste, gieng Gellert voraus an die Prager Straße. Sobald ihn ihre Leute auf der Kutsche gewahr wurden, riefen sie: „Halt, dort steht der Herr Professor.“ Er küßte der Gräfin noch die Hand: „O das ist zu viel Freude, zu viel Ehre für mich,“ sagte die Gräfin; „leben Sie wohl, lieber Herr Gellert, und denken Sie oft an mich, Ihre Freundin!“ — Nach der letzten Karlsbader Cur verweilte Gellert noch einige Zeit in Bonau, auf der Reise wie auch dort von seinen Leiden schwer heimgesucht. „So demüthiget mich Gott,“ schreibt er an seine Freundin, Demoiselle Lucius in Dresden, „damit der eingesogene Beifall von Menschen mein Herz nicht mit Stolz und Vertrauen zu mir aufblähe, und damit, wenn andre nichts als Gutes an mir bemerken, ich desto mehr mich an meine Fehler und Gebrechen erinnern möge, die sie nicht wissen noch wissen können. Der Beifall der Menschen ist wie der Reichthum eine wichtige Wohlthat, dafür wir Gott danken sollen; aber wie leicht überlassen wir ihm unser Herz zum abgöttischen Altare.“

Als nach dem Kriege der Hof wieder von Warschau nach Dresden zurückkehrte (Ende März 1763), widerfuhren ihm auch von der kurfürstlichen Familie viele Auszeichnungen. Die Unterredung, welche Gellert am 30. August 1763 mit der Prinzessin Christine hatte, läßt uns erkennen, in welchem Maße selbst in den französisch gebildeten Hofkreisen — die Prinzessin gestand ihm,

in achtzehn Monaten kein Deutsch gesprochen zu haben — seine Schriften gelesen und anerkannt wurden. Sie kannte alle seine Schriften und sprach mit offenster Herzlichkeit über seinen Werth und sein Verdienst. Am 5. October 1763 starb der König und Kurfürst Friedrich August III., dessen schlechte Verwaltung dem Lande eben so tiefe Wunden geschlagen hatte wie die verkehrte Politik während des siebenjährigen Krieges. Nach der kurzen, die schönsten Hoffnungen erweckenden Regierung des trefflichen Friedrich Christian folgte Friedrich August IV., Anfangs unter Vormundschaft seines Oheims Xaver. Der junge Fürst, dessen Mutter schon Gellerten viele Beweise ihrer Hochschätzung gegeben hatte, behandelte ihn mit besonderer Auszeichnung. Bei seinen mehrmaligen Besuchen in Leipzig in der Zeit von 1765 bis 1769 ließ er sich und seinem Hofgefolge von Gellert wissenschaftliche Vorträge halten. Einige waren seinen moralischen Vorlesungen entnommen; selbständigerer Natur war der Vortrag „von der Beschaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der Moral" (1765 auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig gehalten) und die Vorlesung „von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern in den schönen Wissenschaften, besonders in der Poesie und Beredsamkeit" (ebendort 1767 veranstaltet). Bei dem letzten Besuche hatte Gellert so sehr gefallen, daß der Kurfürst von ihm eine Abschrift seiner moralischen Vorlesungen verlangte, um sich, wie er sagte, daraus zu belehren. Der Kurfürst schenkte ihm mit eigener Hand und unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken sein Portrait und eine Schreibtafel. Das Gedicht, in welchem Gellert seinen Dank für diese Gnade aussprach — es fand sich nach seinem Tode unter seinen Papieren — war wohl das letzte, das aus seiner Feder floß.

Zu der Herausgabe seiner Vorlesungen ließ er sich bei seinen Lebzeiten, so oft auch der Wunsch ausgesprochen ward, nicht bewegen, schon aus dem Grunde nicht, weil der Abdruck ihn ge-

nöthigt hätte, seine Moralvorträge an der Universität aufzugeben. Doch suchte er sie noch kurz vor seinem Tode zu verbessern und übertrug in seinem letzten Willen das Geschäft der Herausgabe seinen Freunden Johann Adolf Schlegel und Heyer. 1768 bereitete er eine Gesammtausgabe seiner Werke vor, gerieth aber durch das Redactionsgeschäft in eine so fieberhafte Aufregung, daß der Arzt in ihn dringen mußte, die weitere Besorgung andern zu überlassen.

Seine Gesundheit war indeß immer schwächer geworden; er war mit dem Gedanken an die Nähe des Todes vertraut. Der Kurfürst theilte die allgemeine Besorgnis und ließ, damit es dem Leidenden nicht an Bewegung fehlen möge, für ihn ein sicheres, sanftes Pferd aus seinem Stalle sammt Zaum und Sattel nach Leipzig führen, eine Gunst, über die, so leicht es auch einem Fürsten war sie zu gewähren, Gellert eine kindliche, rührende Freude empfand. Die Verehrung, die Gellert genoß, zeigte sich auch in der Theilnahme, die man weit und breit für dies Geschenk bewies. Allgemein erzählte und hörte man mit Interesse die „Geschichte vom kurfürstlichen Pferde", wie es unter dem Staunen der Leute nach Leipzig gebracht wurde, wie man in Leipzig demselben nachlief, wie sich der Mann, der es fütterte, ein Capital von den Trinkgeldern sammelte, die er täglich erhielt, wenn er das Pferd, wenn er Sattel und Zeug, den Zaum von Golde und die Hufeisen von Silber, woraus sie das Gerücht gemacht hatte, vorzeigte. Correspondenten wurden mit Fragen bestürmt, wie das Pferd aussehe und wie es sich geberde. Dankbar erinnerte sich Gellert dieses Huldbeweises seines Fürsten in dem Dedicationsschreiben, mit dem er 1769 den ersten Band seiner „sämmtlichen Schriften" diesem zueignete. Auch bei der letzten Zusammenkunft mit dem Kurfürsten zur Zeit der Ostermesse 1769 erhielt er von ihm die freundlichsten Aeußerungen der Liebe und Theilnahme. In demselben Jahre, dem letzten seines Lebens,

machte Gellert eine Reise nach Meißen und Haynichen, den geliebten Stätten seiner Jugenderinnerungen. Er fühlte, daß er sie nicht wiedersehen werde. „Ich habe", schrieb er am 22. Mai an seine Schwester, „förmlich von meiner Vaterstadt mit Gebet und Thränen Abschied genommen, auch mit besonderer Erinnerung an gewisse Jahre meiner Jugend. . . . . Gott segne euch und stärke euch mit Kind und Kindeskind!"

Nachdem er schon seit längerer Zeit nur durch ärztliche Mittel die Verrichtungen der Organe in ihrem natürlichen Gange erhalten hatte, stellte sich in den ersten Decembertagen eine völlige Stockung derselben ein, welche aller medicinischen Kunst trotzte. Wie nachmals die Section der Leiche erwies, war der Zustand seines Organismus von solcher Art, daß keine menschliche Hilfe seine Lebensdauer länger zu fristen vermochte. Er hatte die Gewißheit, daß sein Tod nahe sei, und sah ihm mit der freudigen Zuversicht eines gläubigen Christen entgegen, stets durch den Trost der Religion unter den Schmerzen, die seiner Auflösung vorangiengen, sich stärkend. Vier Tage vor seinem Tode traf er gefaßt seine letzten Anordnungen; dann erhob er sich ungeachtet seiner großen Entkräftung auf dem Krankenlager, entblößte sein zum Theil schon graues Haupt und sprach ein inbrünstiges Gebet, indem er sich bemühte, alle die besondern Wohlthaten Gottes, die er in seinem Leben genossen hatte, in sein Gedächtnis zurückzurufen; in seine Bitten um die göttliche Gnade schloß er die Namen seiner Freunde und vieler geliebter Schüler sowie die Regierung seines Landes ein. Mehrmals erbat er sich die Stärkung des heiligen Sacramentes; die religiösen Empfindungen überwogen so sehr über seine körperlichen Schmerzen, daß er niemals klagte, sondern nur seine Freunde ersuchte, für ihn zu beten. „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren — Barmherzigkeit widerfahren!" rief er mit sichtbarer Freudigkeit seinem Heyer entgegen; „dies ist auch mein Glaubensbekenntnis, auf das ich

itzt lebe und sterbe" — und dann ergieng er sich im lauten Lobe dieser göttlichen Barmherzigkeit. Unter den empfindlichsten Schmerzen, welche die Entzündung der innern Organe begleiteten, beschäftigten sich seine Gedanken mit den Leiden des Heilands, der, um ihn zu erlösen, weit mehr erduldet habe.

Sobald der Kurfürst von Gellerts Krankheit erfuhr, sandte er einen seiner geschicktesten Leibärzte, Demiani, nach Leipzig. Auch er konnte keine Hilfe bringen. Doch fühlte sich der Kranke durch diese zarte Aufmerksamkeit erquickt; die Versicherung, die ihm Demiani noch insbesondere von der Theilnahme des Kurfürsten und der Bekümmernis des Hofes gab, rührte ihn zu dankbaren Thränen.

Endlich in der Nacht vom 13. December glaubte er die Nähe des Todes zu fühlen und wünschte von seinen Freunden zu erfahren, wie lange noch der letzte Kampf des Lebens dauern werde. Auf die Antwort: „Vielleicht noch eine Stunde!" erhob er seine Hände unter den Worten: „Nun, Gottlob, nur noch eine Stunde!" Dann wandte er sich mit heiterm Antlitz auf die Seite, betete in der Stille unter der Einsegnung seines Beichtvaters und unter dem Gebete seiner am Krankenlager stehenden Freunde und entschlummerte in der Stunde der Mitternacht.

Die Nachricht von Gellerts Tode erregte nahe und fern eine unbeschreibliche Betrübnis. Die Nation hatte ihren Liebling, Tausende den Lehrer ihrer Jugend, viele den Freund und theilnehmenden Rathgeber verloren. Es war nicht der Dichter, dessen Verlust man beweinte, sondern man blickte auf den frommen, dem höchsten Tugendideal entsprechenden Charakter, den die an seinem Grabe trauernde Liebe zu himmlischer Reinheit und Vollendung über die Schranken des Menschlichen hinaus erhob. Die Trauergedichte, die zu den überschwänglichsten Lobreden wurden, häuften sich so sehr, daß man deren einen ganzen Band sammeln konnte. Man wallfahrtete zu seinem Grabe wie zu dem eines

Heiligen, so daß sich der Magistrat von Leipzig zuletzt genöthigt sah, dagegen ein Verbot zu erlassen. In Bildnissen und Denkmälern wurden seine Züge der Nachwelt aufbewahrt. Gellert war — nach Cramers Worten — von einer mittlern Leibesgröße, und wenn er sein immer sinkendes Haupt empor trug, mehr lang als kurz, ansehnlich von Gestalt, aber sehr hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe, freie Stirn, sehr beseelte, blaue Augen, eine hohe und zugleich gebogene Nase und einen wohlgebildeten Mund. Mit wenigen treffenden Worten hat Klamer Schmidt dies Bild lebensvoll hingezeichnet:

Dies sind die abgehärmten Wangen,
Auf welchen nie ein Morgenroth
Von leidenschaftlichem Verlangen
Und froher Thorheit aufgegangen.
Dies ist die Miene, die den Tod
Als einen lieben Gast empfangen.
Sein hohles Geisterauge liegt
Tief in dem warnenden Gesichte,
Erzählt des Herzens rührende Geschichte,
Spricht Engeltoleranz und rügt
Die Laster mehr durch eine weiche Zähre
Als Rab'ner oder Swift durch fein gedrehten Spott.

---

2. Rabener.

Wie Gellert und Rabener im Leben durch das innigste Freundschaftsband vereinigt waren, so stellt sie auch die Geschichte der Literatur wegen der Aehnlichkeit ihres schriftstellerischen Charakters und ihres ganzen literarischen Wirkens zu einander. Ohne durch geniale poetische Anlagen zu einer tief greifenden Umgestaltung der vaterländischen Literatur berufen zu sein, erwarben sie sich durch die gewandte Beherrschung des von ihnen erwählten beschränkteren Gebietes der literarischen Thätigkeit, durch den Anschluß an die in den mittleren Ständen verbreitete Bildung und

die daraus hervorgehende Popularität ihrer Schriften, durch die Liebenswürdigkeit ihres persönlichen Charakters einen so ausgedehnten Kreis von Lesern, daß sie als die Mittelpunkte einer ganzen Bildungsepoche erscheinen.

Die Verhältnisse, unter denen sie heranwuchsen, waren bei beiden fast gleich. Ihr äußeres Leben bietet wenig mehr als die einfachen Erlebnisse des Gelehrten und Beamten. Weder eine tief empfundene Jugendliebe, durch welche der ruhige Strom des Daseins einmal wenigstens zu einer lebhafteren Wellenbewegung gehoben wird, noch häusliches Glück in spätern Jahren gibt uns zur Schilderung beider Männer lebhaftere Farben an die Hand.

Gottlieb Wilhelm Rabener war am 17. September 1714 zu Wachau bei Leipzig auf dem dortigen Rittergute, das im Besitze seines Vaters war, geboren. Dieser, zugleich Anwalt am Leipziger Oberhofgerichte, bestimmte ihn zu den gelehrten Studien und schickte ihn, nachdem er durch den Privatunterricht von Hauslehrern vorbereitet war, im Jahre 1728 auf die Landesschule zu Meißen, wo er an Grabener, den nachmaligen Rector von Schulpforta, an Gärtner und Gellert sich auf das engste anschloß. 1734 kam er auf die Universität Leipzig. Neben den juristischen Studien beschäftigte er sich hier auch eifrig mit den „schönen Wissenschaften". In demselben Jahre 1737, in welchem er eine juristische Dissertation über die Milderung der Strafe des Diebstahls bei Zurückgabe des gestohlenen Gegenstandes vertheidigte, verfaßte er das Gedicht, welches sein einziger Versuch in Reimen geblieben ist, „Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst ganz unentbehrlich sind", eine Satire auf die herkömmlichen Reimgedichte.

Er widmete sich mit besonderm Fleiße dem Steuerwesen, und da er viel Gewandtheit in Geschäftssachen, einen raschen Ueberblick besaß, so erwarb er sich bald ein solches Vertrauen, daß er schon im Jahre 1741 zum Steuerrevisor des Leipziger

Kreiſes ernannt wurde. Dieſes Amt brachte freilich mancherlei Beſchwerden und Unannehmlichkeiten mit ſich: vornehmlich war es Rabeners Aufgabe, das Eigenthum abzuſchätzen und die Steuern nach dem Verhältnis des Beſitzes und der Gewerbe zu vertheilen. Die ſeinem Charakter eigenthümliche Milde und Herzensgüte kam bei dieſem „menſchenfeindlichen Berufe“, wie er ihn wohl halb im Ernſte nannte, oftmals in's Gedränge. „Das Amt eines Steuerreviſors“, bemerkte er einmal zu einer Stelle eines Briefes an Friedrich von Hagedorn, wo er jenen Ausdruck gebraucht hatte, „iſt für einen Menſchenfreund ſehr traurig, da man bei den aufgetragenen Commiſſionen gemeiniglich nur die drückende Noth der erſchöpften Unterthanen ſieht, ohne ihnen abhelfen zu können, ja wohl oftmals gar Amts wegen gezwungen iſt, dieſe Noth zu verdoppeln.“ Wie er trotzdem ſich durch ſein menſchenfreundliches Weſen Liebe erwarb, ſo erlangte er zugleich den Ruf großer Thätigkeit und Geſchäftskenntnis. Die Geſetze der Steuerverwaltung wie der Landesverfaſſung überhaupt arbeitete er mit dem größten Fleiße durch, ſammelte die Verordnungen früherer Jahrhunderte aus Landtagsacten und Reſcripten und verſah ſie mit juriſtiſchen Nachweiſen. Schon als Steuerreviſor ſchrieb er einen Band, von ihm ſcherzweiſe der Steuerkatechismus genannt, der die Grundſätze der Steuerverfaſſung enthielt. Nachmals ſtellte er in fünf, mit eigner Hand geſchriebenen Foliobänden die Geſetze und Verordnungen zuſammen, welche ſich auf die Landesverfaſſungen bezogen. „Seine Geſchicklichkeit“, ſagt ſein Biograph Weiße, „zog ihm beſtändig eine Menge Aufträge zu, und er vollzog ſie mit der äußerſten Sorgfalt. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die ſie gegangen, noch verworrener geworden, fiel ihm am Ende gemeiniglich zu, und er brachte ſie glücklich in Ordnung. Auch bekam er nicht ſelten Aufträge, die beſondere Vorſichtigkeit erfoderten, und er hatte es ſeiner Klugheit und Rechtſchaffenheit, die er keinen Abſichten und

Betrachtungen aufopferte, zu verdanken, daß selbst diejenigen Personen, wider welche seine Entscheidung ausfiel, mit ihm zufrieden waren." Sein heitrer Sinn half ihm über Unannehmlichkeiten leicht hinweg. Seine satirischen Schriften betrachtete er als eine Erholung; sie entstanden größtentheils auf seinen häufigen Geschäftsreisen, und gerade diese Berührung mit Leuten verschiedenen Standes gab ihm größere Menschenkenntnis und mehr geistige Beweglichkeit, als es auf dem Studierzimmer des Gelehrten möglich gewesen wäre.

Heiterkeit und Witz waren bei Rabener eine Naturgabe. Seine geistvolle Unterhaltung zog viele in seine Nähe: der öffentliche Tisch, an welchem er in Leipzig speiste, wurde um seinetwillen als ein Ort der Erheiterung angesehen und gesucht; allein es war ihm unleidlich, für einen Lustigmacher zu gelten; er war schweigsam, wenn er wußte, daß man ihn blos wegen seines witzigen Gesprächs in Gesellschaften geladen hatte, so daß zuletzt kein Reicher wagte, ihn anders als aus Freundschaft an seine Tafel zu ziehen. Ganz offen ergoß sich seine heitere Laune nur im Kreise vertrauter Freunde, und diese wählte er nicht in der Region des Glanzes und der weltmännischen Eleganz, sondern es zog ihn mehr zu den ernsten, zuverlässigen Charakteren hin. Gellert, Johann Adolf Schlegel, Cramer, Giseke, kurz die Männer jenes Kreises, den Klopstocks „Wingolf" so treffend charakterisiert, waren seine Vertrautesten und blieben auch nach der Trennung mit ihm in schriftlichem Verkehr. Die uns erhaltenen Briefe lassen erkennen, wie warm Rabener für Freundschaft fühlte, und wie er von seinen Freunden ebenso wiedergeliebt wurde. Der Brief, den er an Giseke kurz nach dessen Abschied von Leipzig schrieb, ist ein Seitenstück zu der elegischen Ode, die Klopstock unter gleichen Empfindungen des Trennungsschmerzes dichtete, und eines der vielen Zeugnisse von der innigen Liebe, die jene poetisch begabten Jünglinge vereinigt hatte.

In den Zeitraum von 1740 bis 1755 fällt vornehmlich Rabeners productive Thätigkeit. Den Vers, den er in seiner ersten Arbeit mit geringem Glück versucht hatte, gab er auf und schrieb seine satirischen Sittengemälde in Prosa. Sie erschienen seit 1741 in Schwabes „Belustigungen", in den „Bremer Beiträgen" und deren Fortsetzung, der „Sammlung vermischter Schriften zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" (1748—1757). 1751 begann er sie zu sammeln. Sie wurden bei seinen Lebzeiten sehr geschätzt und machten ihn zu einem der populärsten und gelesensten Schriftsteller der damaligen Generation.

Rabeners Satiren sind nicht als humoristische Lebensbilder aus einer lebhaften Phantasie und einer poetischen Weltanschauung hervorgegangen; sie schildern nicht die menschlichen Schwächen und Thorheiten in bedeutenden Lebensverhältnissen, noch haben sie die scharfe Charakteristik des Lächerlichen, wie wir sie z. B. bei seinem nächsten Vorgänger Liscow finden. Allein, war es unter den damaligen öffentlichen Zuständen für einen hell blickenden Geist schwer, die Satire zu unterlassen, so war es noch schwerer, sie zu schreiben, ohne sich dem Geschrei der Menge auszusetzen. Hatte nicht Liscow, weil er einen erbärmlichen Autor in seiner Lächerlichkeit gezeigt hatte, das Recht der Satire verfechten müssen? Und doch hatte er nicht das allgemeine Verdammungsurtheil von dem Satiriker abwenden können. Rabener begleitete seine ungleich zahmeren Satiren ebenfalls mit ausführlichen Schutzreden, aus denen von vorn herein ersichtlich wird, auf welch ein kleines Gebiet er seine Satire beschränkte. „Wer den Namen eines Satirenschreibers verdienen will," heißt es in seinem Vorberichte vom Mißbrauche der Satire, „dessen Herz muß redlich sein. Er muß die Tugend, die er andre lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron des Fürsten und das Ansehen der Obern das Heiligste

sein. Die Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm der schrecklichste Gedanke. Er liebt seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft, so liebt er den Mitbürger doch und verabscheut den Lasterhaften. Die Laster wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beschimpfung die Person desjenigen auszustellen, welcher lasterhaft ist und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er sieht, daß sein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält und einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich und lasterhaft zu sein. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menschen, aber vor allen Dingen muß er sich selbst kennen. Er muß liebreich sein, wenn er bitter ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will." Diesem Bilde stellt er das der muthwilligen Satiriker gegenüber: „Sie spähen die Fehler des andern aus, nicht ihn zu bessern, sondern ihn lächerlich zu machen. Sie sind froh, daß es Fehler gibt; sonst könnten sie nicht witzig sein." Er tadelt daher die, welche alle Stände geißeln und das Treiben der „Obern" verhaßt und lächerlich machen wollen; dies sei ein übereilter Eifer, der sich mit nichts entschuldigen lasse. Eben so sehr weist er die Angriffe auf Lehrer der Jugend und Geistliche von sich und ist stolz darauf, in seinen satirischen Schriften alles mit Sorgfalt vermieden zu haben, was einigen Leichtsinn gegen die Religion verrathen könnte. Er rechnet es sich zu besonderm Vorzug an, seine Satiren ganz allgemein gehalten zu haben. So kleinlich dachte man in Rabeners Umgebung, daß man zu seinen Satiren wie zu Gellerts Lustspielen die Originale in Leipzig nachwies, und ihm wie seinem Verleger Briefe zugeschickt wurden, in denen die Personen angegeben waren, welche er gemeint haben sollte. „Sie können es sicher glauben," sagt Rabener, „ich meine niemanden als diejenigen, welche wissen, wen ich gemeint habe." Diese Selbstcharakteristik macht es begreiflich, daß eine solche Satire farblos

und matt werden mußte. Die Zeitgenossen nannten Rabener den deutschen Swift; aber der rücksichtslose, tief einschneidende Witz der durchaus politischen Satire des Dechanten von Saint Patrick blieb Rabeners bescheidenen Versuchen eben so fern wie der beherrschende Einfluß des swiftischen Wortes auf das englische Volk und auf die regierenden Minister. Die Figuren in Rabeners Satiren gehören sämmtlich zu der niedern Klasse des Lächerlichen, kriechende Gratulanten, armselige, bettelnde Poeten, gelehrte Pedanten, alte, heirathslustige Jungfern und Wittwen, ungebildete, adelsstolze Dorfjunker. Da diese, wenigstens in den damaligen Formen, aus dem Leben größtentheils verschwunden sind, so haben jene Schilderungen ihren Reiz für die Nachwelt fast ganz eingebüßt; auch die Breite und Kraftlosigkeit des Stils, dessen leichten Fluß man zu jener Zeit zu rühmen Grund hatte, vermag den Leser jetzt kaum mehr zu fesseln. Am anziehendsten ist noch seine Abhandlung von Sprichwörtern, weit mehr als die früher sehr gepriesenen „satirischen Briefe", die sich in den kleinlichsten Dorfverhältnissen bewegen.

Mit der „Abhandlung von Sprichwörtern" und dem „Mährchen vom ersten April" (1755) beschloß Rabener seine schriftstellerische Laufbahn. Er war 1753 als erster Steuersecretär in das Obersteuercollegium nach Dresden berufen worden und fürchtete, in diesem Amte und in der Umgebung des Hofes als Satiriker Anstoß zu erregen. „Die Thoren aus den Palästen", schrieb er an Weiße, „und den Antichambern sind mir zu gefährlich, und (im Vertrauen!) es sind nicht die kleinsten." Er machte seinen festen Entschluß, die literarische Thätigkeit aufzugeben, zu allgemeinem Bedauern der Lesewelt, deren Liebling er damals wie Gellert war, 1755 in der Vorrede zum vierten und letzten Bande seiner satirischen Schriften bekannt: „Ein ernsthafteres Alter, Geschäfte, die täglich gehäuft werden, der Verlust der besten Freunde, eine argwöhnische Vorsicht, die meinem

itzigen Stande vielleicht noch unentbehrlicher ist, als sie mir vor drei Jahren war, Leser, die noch immer gewohnt sind zu lachen, solange sie über andere lachen, und welche unversöhnlich wüthen, sobald sie glauben, ihr eignes Gesicht im Spiegel zu sehen, der geschwätzige Vorwitz der Ausleger, welche immer boshaft genug sind, Schlüssel zu machen, wo keine Schlüssel nöthig sind, die tückische Bosheit dererjenigen, welche sich getroffen finden und schweigen, und welche doch hämisch im Namen dererjenigen seufzen, die gewiß nicht gemeint und gewiß nicht getroffen sind, die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfasser schreibt, die Originale zuerst sucht, eine Unbilligkeit, die mir bei meinem gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich sein muß: alles dieses sind Ursachen, welche mir meinen Vorsatz ernstlich machen." Ungeachtet dieses Vorsatzes setzte er doch in seinen Erholungsstunden seine satirischen Schriften fort; die Herausgabe derselben sollte aber erst nach seinem Tode erfolgen. Seine Freunde rühmten die „Entzückungen oder Gesichte", in denen ein sehr kühner Witz geherrscht haben soll. Auch ein Lustspiel „der Freigeist" ward von ihm entworfen und bis zum vierten Acte ausgearbeitet; dem Entwurf nach würde es ein Seitenstück zu Gellerts Lustspielen geworden sein.

Der siebenjährige Krieg brachte für ihn unruhige und sorgenvolle Jahre. Seine bisherigen Amtsgeschäfte ruhten, und er erlitt an seinem Einkommen große Einbuße. Indeß ehrten die Preußen auch in ihm den berühmten Schriftsteller; er wurde von vielen preußischen Officieren und Beamten aufgesucht und fand bei ihnen viel Geschmack und Belesenheit. Den Prinzen Heinrich sah er 1757 mehrmals und nahm sich „als ein deutscher Patriot" gegen ihn der verachteten Nationalliteratur an. Friedrich der Große wollte ihn 1757 ebenfalls sprechen und willigte in Rabeners Wunsch, daß die Unterredung in deutscher Sprache geführt werden solle; jedoch da der König schnell wieder von

Dresden aufbrach, so fand die Audienz, bei der Rabener die deutsche Muse kräftig zu vertreten hoffte, nicht statt.

Hatten ihn schon die Kriegsunruhen 1759 zu einer Flucht aus Dresden genöthigt, so traf ihn das härteste Unglück bei dem Bombardement im Juli 1760. Ein Brief an seinen Freund, Cabinetssecretär Ferber in Warschau, schildert ausführlich, was für angstvolle Tage er ausgestanden, wie sein Haus in seiner Abwesenheit eingeäschert ward, und seine ganze Habe und seine Papiere ein Raub der Flammen wurden. „Die witzigen Manuscripte," heißt es darin, „welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit alle, alle mitverbrannt. Nun verlohnt es beinahe die Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann." In vielen Abschriften wurde gleich darauf der Brief verbreitet und wider Rabeners Willen gedruckt. Dem Charakter seines Verfassers, der mitten im Unglück sich die heiterste Ergebung und Gelassenheit bewahrte, stellte dieses Schreiben das herrlichste Zeugnis aus. Die Zeitgenossen aber verstanden keinen Spaß und deuteten diese scherzhafte Schilderung, die mehr als alle Satiren Rabeners sich auf die Höhe des echten Humors erhob, sehr übel, als habe der Verfasser kein Mitgefühl für die Leiden anderer gehabt, da er sogar darüber scherzen konnte. Rabener hielt eine öffentliche Rechtfertigung für nöthig, und noch sein Biograph Weiße sucht des weiteren darzuthun, daß man im Unglück lustig sein könne, ohne darum ein hartes Herz zu haben. Dieser Umstand mag auch Rabener entschuldigen, wenn er, um nicht die Ruhe seines Lebens auf das Spiel zu setzen, als Satiriker behutsam und bedächtig verfuhr.

Der Friede und der bald darauf erfolgende Regierungswechsel führte für Rabener eine glückliche Veränderung seiner Lage herbei. „Sie würden", schrieb er an einen Freund, „Dresden kaum mehr kennen; so aufgeheitert, so freudig, so hoffnungsvoll sind wir

bei unsrer neuen Herrschaft, die wir als Vater und Mutter lieben. Wie leicht ist es doch einem Fürsten, von seinen Unterthanen geliebt zu werden!" Rabener wurde zum Steuerrath ernannt. Die Art, wie er sich darüber gegen seinen Freund Weiße ausspricht, zeugt von seinem edlen, uneigennützigen Charakter: „Man ließ mir verschiedene Vorschläge zu andern Aemtern thun, wo ich einen noch höhern Rang und bei dem einen Vorschlage mit weniger Arbeit eine ansehnliche Verbesserung haben konnte. Ich habe sie alle unterthänigst verbeten und geäußert, daß ich die Arbeit nicht scheue, mehr Besoldung nicht nöthig habe, keinen höhern Rang verlange und, solange ich lebte, bei der Steuer zu bleiben wünschte, wo ich meine Arbeit schon kenne und meiner Vorgesetzten Gewogenheit, Vertrauen und Freundschaft habe."

Zu einer Wiederaufnahme seiner schriftstellerischen Arbeiten ließ er sich nicht bewegen. Sein Spott, äußerte er, würde jetzt nicht mehr lachend, sondern bitter sein, da er noch mehr Bosheit als Thorheit habe kennen lernen, und endlich, setzte er scherzend hinzu, wolle er auch den Narren die Freude, die ihnen das Bombardement von Dresden gemacht habe, nicht verderben. Alles, wozu er sich auf Weißes Bitten verstand, war, daß er diejenigen seiner Briefe sammelte, die nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werden sollten: Weiße wurde im voraus mit diesem Auftrage betraut. In diesen Briefen offenbart sich Rabeners kaustische Natur viel freier als in seinen Satiren; nimmt man die unbedeutenden Briefständeleien mit einigen Frauenzimmern aus, so erkennt man in ihnen ein schätzbares Denkmal der trefflichen Eigenschaften seines Charakters.

Nur wenige Jahre war ihm noch vergönnt in voller Gesundheit und Kraft des Geistes zu verleben. Im October 1767 bekam er den ersten Schlaganfall. „Der erste Schritt zum Grabe", schrieb er an Weiße, „wäre also gethan. Wann kommt

der zweite? Wie Gott will. Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu allem bereit." Mit dieser gefaßten Stimmung, die noch manchmal mit dem Gedanken an den Tod scherzen konnte, sah er der Zukunft entgegen. Ein Aufenthalt in Karlsbad (1768) brachte ihm keine Stärkung. Nach einem zweiten Schlaganfall im März 1769 erholte er sich nicht wieder, auch seine Munterkeit nahm ab; doch war es ihm eine Erquickung, zur Meßzeit seine Leipziger Freunde zu besuchen. „Ich sah ihn", berichtet Weiße, „noch ein paar Messen, aber ich erkannte nur schwach meinen ehemaligen gesellschaftlichen, lustigen Freund, der Leben und Fröhlichkeit in jede Gesellschaft mitbrachte. . . . . Er kam zu seinen Freunden mehr, um bei ihnen auszuruhen, als sich bei ihnen zu vergnügen. Seine Einfälle waren immer noch munter, aber sie waren seltner, und er wiederholte oft die alten. Seine Amtsarbeit wurde ihm beschwerlich, und er brauchte Gehilfen, mit einem Worte, sein Geist schien in dem Streite mit seinem Körper, den er so lange ausgehalten hatte, endlich unterzuliegen." In der Ostermesse 1770 sahen ihn seine Leipziger Freunde zum letzten Mal. „Sein Abschied war wehmüthig, nicht weil er glaubte, daß es der letzte sein würde, sondern weil er sich genöthiget sah, ihn auf ein ganzes Jahr zu nehmen, da er inskünftige nur alle Ostermessen hieher kommen wollte." Nach einem leidlichen Winter erfüllte ihn die Hoffnung auf die bevorstehende Ostermesse mit Freuden; allein sein körperlicher Zustand wurde im März immer bedenklicher; zu den Schwindelanfällen trat Fieber hinzu; der Arzt sah einen nahen Schlag vorher. Am Morgen des 22. März 1771 machte ein plötzlicher Tod, wie er ihn sich gewünscht hatte, seinem Leben ein Ende. Allgemeine Liebe und Achtung folgte ihm in's Grab.

3. Die Brüder Schlegel.

„Blühe, du Geschlecht der Schlegel," — schrieb Gellert im Vollgefühl freundschaftlicher Anerkennung, die zu einer prophetischen Ahnung ward — „und nie fehle es dir an Männern, welche die Menschen weise und glücklich machen, nie an Beförderern des Geschmacks und der Tugend! Der Segen eines rechtschaffenen, gelehrten, aber unglücklichen Vaters ruhe immer auf seinen Nachkommen, wie er so sichtbar auf seinen Söhnen ruht!" Der Vater und Großvater dieses in der Geschichte unsrer Literatur unsterblich gewordenen Geschlechts war der Appellationsrath und Stiftssyndicus Johann Friedrich Schlegel zu Meißen.

Johann Elias Schlegel, der älteste der drei Söhne, welche sich durch ihre literarische Thätigkeit einen Namen erworben haben — ein älterer Bruder widmete sich der Jurisprudenz und ward ein geachteter Geschäftsmann — wurde am 28. Januar 1718 zu Meißen geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer; sorgfältig leitete der Vater selbst, ein vielseitig gebildeter Gelehrter, auch mit der Poesie vertraut, die Erziehung seiner Kinder und blieb ihnen noch in späteren Jahren ein einsichtsvoller Rathgeber. Durch Hankes und Neukirchs Gedichte ward des Knaben Talent für die Poesie angeregt, so daß er schon im zwölften Jahre sich in Versen zu üben begann. Seine frühe Neigung zum Drama bildete sich zuerst durch die Lectüre des Plautus aus, durch den er sich bei seiner damals noch geringen Kenntnis des Lateinischen mit großer Anstrengung hindurcharbeitete. Mit seinem fünfzehnten Jahre wurde er der strengen Zucht der Schulpforta übergeben, wo er wegen seiner vorgeschrittenen Kenntnisse gleich in eine der höhern Abtheilungen der Schule vorrückte, so daß er von den sechs gesetzlichen Jahren vier in der obersten Klasse zubrachte. Sein Wissen war seinen Jahren weit vorausgeeilt; so hatte er Gelegenheit, in die klassischen Studien gründlich einzudringen. Für deutsche Dichtkunst

schon vorgebildet, wurde er durch das Beispiel der Alten zur Nachahmung in deutscher Form angetrieben. Er übersetzte seit 1735 den vierten Gesang von Virgils Werk über den Landbau und einige horazische Episteln in Alexandrinern. „Wenn deine Poesie" — das war der treffliche Rath, den ihm sein Vater gab — „ein wahrhaftes Leben bekommen soll, so suche dann und wann eine Epistel aus dem Horaz zu übersetzen. Sodann wirst du erst merken, was Verse sind. Denn aus den beigelegten Proben deiner Poesie sehe ich zwar, daß du eine natürliche Disposition dazu hast, aber es ist nicht genug Reelles darin. Die mehresten sind leer sowohl von Kennzeichen einer Lectüre als von reifen Gedanken." Indeß blieb Schlegel nicht bei den lateinischen Dichtern stehen, sondern erwarb sich auch eine gründliche Kenntnis der griechischen Sprache: er übersetzte 1737 Xenophons „Kyropädie" und fieng an, die „Elektra" des Sophokles in deutsche Prosa zu übertragen; dadurch gelangte er wieder auf das dramatische Gebiet. Hatte Gottsched die Regeln der griechischen Tragödie nur aus zweiter Hand von den französischen Dramatikern und Kritikern geschöpft, so gieng Schlegel auf die Griechen selbst zurück. Er las den Euripides und eiferte ihm alsbald in zwei Tragödien nach. 1737 entwarf er eine „Hecuba", zu der er die Motive aus dem gleichnamigen Drama des Euripides sowie aus dessen „Troianerinnen" und aus den „Troianerinnen" des Seneca gleichmäßig entlehnte. Unzufrieden mit seiner Arbeit, vernichtete er den Entwurf wieder. Doch erhielt sich die Abschrift eines Freundes, und sie regte später den Dichter zu einer völligen Umgestaltung seines Werkes an, das nun ebenfalls den Titel „die Troianerinnen" bekam. Nach einem ferneren Stücke des Euripides, der „tauriſchen Iphigenie", verfaßte Schlegel 1737 „die Geschwister in Taurien", die er in späteren Jahren gleichfalls vollständig umarbeitete und nunmehr „Orest und Pylades" betitelte. Bald darnach (1739) begann er,

noch in Schulpforta, das Trauerspiel „Dido", das ebenso wie die früheren Dramen vor dem Druck (in Gottscheds „Schaubühne" 1744) durchgreifende Veränderungen erfuhr. Seine Mitschüler nahmen an seinen dramatischen Versuchen einen so regen Antheil, daß sie ohne Vorwissen der Lehrer in einer abgelegenen Zelle 1737 „Hecuba", 1738 „die Geschwister in Taurien" aufführten, wozu Decorationen und Costüme nothdürftig zusammengebracht wurden. Einer derselben, Janozki, ließ 1745 Briefe über seine Studiengenossen in Schulpforta drucken; hier rühmte er nicht nur Schlegels ausgezeichnete Kenntnisse (auch in der Mathematik), sondern besonders sein edles Betragen und seine Herzensgüte. Sein Benehmen war ernst und gemessen, etwas zurückhaltend. In dem Momente der dichterischen Begeisterung, so wenig man auch in seinen Werken ein dithyrambisches Feuer wahrnimmt, schien sein Wesen sich völlig zu verändern. „Tiefsinn und Feuer", berichtet sein Bruder Johann Adolf, „blickten alsdenn zugleich aus seinen Augen. Seine ganze Brust war dabei in Arbeit; sie athmete schneller; ihr Athmen gieng in ein, obwohl nicht wildes, doch gar lebhaftes Schnauben über, also daß es jedem Ohre vernehmlich war. In diesem Zustande goß er seine Verse in vollem Strome oft zu hunderten hin. Aber oft strich er des Morgens drauf mehr als die Hälfte durch oder zog sie enger zusammen oder achtete es nicht, sie zu dreißigen, vierzigen wieder umzuschmelzen, und zwar in gleicher Begeisterung, die sich im Durchlesen, wenn ihm hier und da eine neue Idee aufstieß, schnell wieder entzündete. Denn auch für sich allein durchlas er seine Verse mit eben dem Feuer, mit welchem er sie niederschrieb, und im Ausbessern war er unermüdet. In der That wird sich unter seinen Tragödien fast keine finden, die er nicht stückweise zu mehrern Malen ganz umgegossen." Ebenso versichert Gellert, daß er in seinen Tragödien ganze Aufzüge umarbeiten konnte, ohne darüber zu klagen. „Ein Entwurf zu einem Trauerspiele",

setzt dieser hinzu, „war ihm eine sehr angenehme Beschäftigung, und er pflegte ihn wie Racine oft fast ganz prosaisch aufzusetzen."

Der dichterische Ruf des Jünglings war schon so groß, daß im Jahre 1739, wo er die Schule verließ, seine „Geschwister in Taurien" in Leipzig von der neuberischen Truppe aufgeführt wurden. Mit einer Rede über die Verbindung von Oesterreich und Toscana nahm er im März dieses Jahres von Schulpforta Abschied und begab sich auf die Universität Leipzig, wo er dem Wunsche des Vaters zufolge sich der Geschichte und der Rechtsgelehrsamkeit widmete, ohne deßhalb von den humanistischen Studien sich abzuwenden. Mit diesen machte er sich durch Uebersetzen aus Cicero und Xenophon vertrauter; vornehmlich Christs Vorlesungen über Plautus zogen ihn an. Der gründliche Mascov wurde sein Lehrer in der Geschichte. Gottsched, der damals mit dem Plan der Herausgabe der „deutschen Schaubühne" umgieng, war sehr erfreut, in Schlegel ein dramatisches Originalgenie gewonnen zu haben, und hatte noch ein so großes Ansehen als Kritiker, daß der junge Dichter ein Mitglied seiner „Rednergesellschaft" wurde und ihm seine dramatischen Manuscripte zur Beurtheilung übergab. Auch übersetzte er für ihn noch einmal die „Elektra", nunmehr in Reimen. Sie sollte als Beispiel der griechischen Tragödie die Poetik des Aristoteles erläutern, mit der Gottsched seine „Schaubühne" eröffnen wollte. Der Plan wurde nicht ausgeführt; so blieb auch Schlegels Uebersetzung zunächst ungedruckt, bis er sie 1747 selbst in seinen „theatralischen Werken" mittheilte. 1740 schrieb er im Anschluß an die Erzählung des Livius den prosaischen Entwurf zu einem Trauerspiel „Lucretia". In derselben Zeit wandte er sich aber mit Vorliebe zu Stoffen aus der deutschen Geschichte. Er dachte an einen „Otto von Wittelsbach"; 1741 vollendete er sein Lieblingsstück, die Tragödie „Hermann". Sie wurde wiederholt in Leipzig aufgeführt — noch Goethe sah sie 1766 — und

erhielt in ihrer zweiten, dramatisch lebhafteren und rührenderen Gestalt 1743 einen Platz in Gottscheds „deutscher Schaubühne". Nicht minder thätig war Schlegel für das komische Drama. 1741 schrieb er „die entführte Dose", ein Nachspiel, das in Leipzig mit Beifall aufgeführt, von dem Dichter aber des Druckes nicht werth geachtet wurde, in reimlosen Trimetern. Dasselbe Versmaß wandte er später noch in der fragmentarisch erhaltenen Tragikomödie „der Gärtnerkönig" (nach Justinus) an. Bald darauf verfaßte er sein erstes größeres Lustspiel „der geschäftige Müßiggänger" in Prosa, welches 1743 in Gottscheds „Schaubühne" gedruckt wurde. In gereimten Alexandrinern begann er „die Pracht von Landheim", führte den Entwurf jedoch 1742 in Prosa aus. Da aber sein Vater die allzu getreue satirische Schilderung bekannter Vorgänge aus Schlegels eigner Erfahrung in dem Stücke mißbilligte, verbrannte er das Manuscript. Auch noch der Leipziger Zeit gehörte die Komödie in Versen „die drei Philosophen" an, die aber stets Fragment blieb. Da Schlegel gegen das Herkommen mitunter auch den Vers im Lustspiel anzuwenden wagte, so verfaßte er zu seiner Rechtfertigung das „Schreiben über die Komödie in Versen" (1740), dem sich die beiden Aufsätze „von der Nachahmung" und „von der Unähnlichkeit in der Nachahmung" anschlossen, welche anstatt einer sklavischen Abpinselung der Natur in der Kunst eine ideale Nachbildung derselben verlangten. Seine „Vergleichung Shakespeares und Andreas Gryphs" (1741), zu welcher er durch eine 1741 erschienene schlechte Uebersetzung des „Julius Cäsar" von Kaspar Wilhelm von Borck veranlaßt wurde, kann man auf unserm jetzigen Standpunkte als schwach und unreif tadeln; für sein Zeitalter aber war sie ein Fortschritt: Schlegel war unbefangen genug, im Widerspruch mit der allgemein geltenden Ansicht Shakespeare über Gryphius zu stellen. Hingegen konnte er sich von der Beschränktheit der Regeln des

französischen Trauerspiels noch nicht so weit losmachen, um in Shakespeare etwas mehr als die treffende Zeichnung der Charaktere anzuerkennen. Die meisten dieser Abhandlungen sowie mehrere poetische Briefe im Sinne der horazischen Episteln erschienen in Gottscheds „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit". Schlegel wurde daher auch ein thätiger Mitarbeiter an Schwabes „Belustigungen", in denen sich unter andern prosaischen Beiträgen von ihm eine in Rabeners Manier verfaßte Satire „der junge Herr" und mehrere anakreontische Lieder neben didaktischen Gedichten und Cantaten fanden. Auch der Anfang eines Heldengedichts in Alexandrinern, „Heinrich der Löwe", für das sich Gottsched sehr interessierte, fiel in die Zeit seiner akademischen Studien. Schlegel suchte hier nach dem Vorbild, das der englische Dichter Glover in seinem „Leonidas" gegeben hatte, alles Wunderbare zu vermeiden und gab daher die übliche Göttermaschinerie preis, ersetzte sie aber durch kalte Allegorien. Diese vielseitigen Beschäftigungen mit der schönen Literatur waren seine höchste Lebensfreude. Um ihretwillen erwarb er sich eine sehr gute Kenntnis der französischen, italienischen und englischen Sprache und machte sich mit den besten Schriftstellern des Auslands bekannt. Zu der Rechtsgelehrsamkeit hatte er keinen innern Trieb. „Gleichwohl sollte er" — so berichtet Gellert, mit dem er in innigem Freundschaftsbunde stand — „nach dem Verlangen seines würdigen Vaters sich zum Juristen geschickt machen, um eine öffentliche Prüfung aushalten und Doctor der Rechte werden zu können. Er haßte beinahe die Pandekten, hatte die Rechte nur im Vorbeigehen gehört; aber seinem Vater zu gefallen, zwang er sich ohngefähr ein Vierteljahr lang, trieb sie mit einem Eifer, als wenn er ein zweiter Cujaz werden wollte, unterwarf sich einer öffentlichen Prüfung seiner juristischen Kenntnisse, und Rechenberg, der damalige Decanus, wollte ihm aus Bewunderung derselben zu

einer öffentlichen Unterstützung verhelfen, um die höchste Würde in den Rechten erlangen zu können." Um diese Zeit war Schlegels Vater durch unverschuldeten Verlust seines Vermögens in eine so beschränkte Lage gerathen, daß er zur Unterstützung seiner Söhne — auch Johann Adolf Schlegel studierte damals in Leipzig — wenig thun konnte. Eine Zeit lang suchte sich Johann Elias Schlegel durch eine Hofmeisterstelle etwas zu erwerben. Da sich die Wittwe seines Oheims mit dem sächsischen geheimen Kriegsrath von Spener, der zum Gesandten am dänischen Hofe ernannt war, verheirathete, so nahm ihn dieser im Anfang des Jahres 1743 als seinen Privatsecretär mit. Die Reise gieng über Berlin und Hamburg nach Kopenhagen. Schlegel machte in Hamburg die Bekanntschaft Hagedorns, mit welchem er seitdem in vertrauter Correspondenz stand, so daß er bei mehreren Gelegenheiten ihn um sein Urtheil über seine Schriften, auf das er sehr viel gab, befragte. Zwei Jahre später kam er auf einer Reise nach Holstein, auf der er im Gefolge des Hofes sich befand, wiederum mit Hagedorn zusammen und knüpfte die Freundschaft noch enger. Durch dessen Vermittlung trat er auch mit Bodmer, bei dem er bisher für einen Anhänger Gottscheds gegolten hatte, in Briefwechsel und übersandte ihm seine neuesten dramatischen Arbeiten sowie das Epos „Heinrich der Löwe", um seine Kritik zu vernehmen; ihm theilte er auch seine Versuche in reimfreien Trimetern mit. Das Verhältnis zu Gottsched hatte aufgehört; Schlegel gieng wie so viele andere in's Lager der Feinde über. Er machte es wie fast alle, die aus der Leipziger Schule hervorgegangen waren: das innige Verhältnis, in welchem sie als Jünglinge zu Gottsched gestanden waren, leugneten sie nachmals ab, als sie einsahen, daß es ihnen bei den neuen kritischen Autoritäten zur Unehre gereichte. In einem Briefe an Bodmer vom 19. April 1746 finden sich folgende charakteristische Aeußerungen: „Wenn die Zeiten in Leipzig itzo so sind, daß man sich aus dem

Lobe Herrn Gottscheds keine Ehre macht, so finde ich sie gegen diejenigen eben nicht verändert, da ich mich daselbst aufgehalten. Ohngeachtet er mir die Ehre thut, mich unter seine Schüler zu rechnen, und sich an dem ‚Hermann' viel Antheil zuschreibt, so muß er mich wohl nothwendig unter diejenigen rechnen, die sich allezeit heimlich darüber geärgert, wenn sie seinen Beifall vollkommen gehabt, und an denen er nicht viel Gutes für sich gezogen hat, indem die ‚Dido', die ich verfertiget, ehe ich ihn einmal gesehen hatte, nach seinem Urtheile besser gerathen ist als der ‚Hermann', der unter seinen Augen entstanden und ihm nichts zu danken hat, als daß er mir die Wahl dieser Materie und dieselbe Ausführung widerrathen, von dem Ausdrucke aber wenig zu sehen bekommen, ehe es fertig gewesen."

In Kopenhagen beschäftigte sich Schlegel gleich im Beginn seines dortigen Aufenthaltes mit der Erlernung der dänischen Sprache, so daß er in kurzer Zeit eine hinlängliche Fertigkeit in derselben erlangte; auch bemühte er sich, eine genaue Kenntnis der dänischen Sitten, Geschichte und Literatur sich zu erwerben. Schon nach wenig Jahren trat er mit der Wochenschrift „der Fremde" (6. April 1745—5. April 1746) hervor, worin neben den dänischen Sitten namentlich auch die nordische Poesie und Sage besprochen wurde. Im Jahre 1746 bestieg Friedrich V. den dänischen Thron. Er errichtete sogleich in Kopenhagen eine neue Bühne und regte dadurch das Interesse für das Theater, das schon Holbergs Komödien frisch belebt hatten, neuerdings an. Auch Schlegel schloß nun seine Zeitschrift nach dem ersten Jahrgange und nahm mit Eifer seine dramatischen Arbeiten wieder auf. Er verfaßte 1746 das „Schreiben von der Errichtung eines Theaters in Kopenhagen", 1747 die „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters", worin er zuerst das Verlangen nach einem nationalen Drama aussprach, welches auf die besonderen Sitten und Charakter-

eigenschaften des eigenen Volkes begründet sein sollte. Er vollendete die Umarbeitung seiner „Troianerinnen“ und verfaßte während des Sommers 1746 den „Canut“, seine beste Tragödie, zu welcher er den Stoff aus den Ueberlieferungen des Saxo grammaticus über die nordische Geschichte entlehnte. Schon 1745 hatte er in seiner Wochenschrift das einactige Lustspiel „der gute Rath“ in Prosa veröffentlicht. 1746 folgte, gleichfalls in Prosa, die fünfactige Komödie „der Geheimnisvolle“, im Anschluß an die Schilderung dieses Charakters in Molières „le misanthrope“ gedichtet. Wiederholt schon hatte sich Schlegel an dieses Sujet gewagt; immer war sein Versuch gescheitert, da er seinem Geheimnisvollen keinen Vertrauten beigeben konnte und so die dramatische Handlung selbst zum Geheimnis zu werden drohte. Mit seinem allegorischen Vorspiel „die Langeweile“ (in freien, gereimten Versen) wurde am 18. December 1747 das neue Theater in Kopenhagen eröffnet. Ziemlich gleichzeitig schrieb Schlegel 1747 seine beiden vollendetsten Lustspiele, den reizvollen Einacter „die stumme Schönheit“ (in Alexandrinern) und den „Triumph der guten Frauen“ (fünfactig, in Prosa), welche in dänischen Uebersetzungen aufgeführt wurden und auch in Deutschland sich lange auf der Bühne erhielten. Er sammelte 1747 seine „theatralischen Werke“, zu denen die „Beiträge zum dänischen Theater“ 1748 die Fortsetzung bildeten.

Da man ihn in Dänemark nicht nur als Dichter, sondern auch als Gelehrten schätzen gelernt hatte, so erhielt er 1748 auf Holbergs Vorschlag eine Professur an der 1747 erneuten Ritterakademie zu Sorö, um vornehmlich über Geschichte, Staatsrecht und Handelswesen zu lesen. Er hielt auch Vorträge über Stilistik, mit denen er praktische Uebungen verband; er fühlte, wie er an Bodmer schrieb, die Nothwendigkeit, „eine gute und lebhafte Schreibart in die Wissenschaften zu bringen“. Mit einer Rede „vom Nutzen der schönen Wissenschaften im gemeinen Leben und

in Geſchäften" eröffnete er ſeine „Uebungsgeſellſchaft". Er beſchäftigte ſich mit hiſtoriſchen Forſchungen und, da er ſein Epos nach dem Erſcheinen des „Meſſias" aufgegeben hatte, mit einer geſchichtlichen Arbeit über Heinrich den Löwen, dem er ſchon früher eine hiſtoriſche Abhandlung, deſſen Achtserklärung betreffend, gewidmet hatte. Aber dabei ruhte die Poeſie nicht. Ein neues Trauerſpiel aus der älteren däniſchen Geſchichte, „Gothrika", wurde in drei Aufzügen entworfen und William Congreves „Braut in Trauer" mit manchen Kürzungen frei in das Deutſche zu übertragen begonnen. In der überaus glücklichen Wiedergabe dieſes Stückes bediente ſich Schlegel zuerſt im deutſchen Drama mit Erfolg des reimloſen fünffüßigen Jambus.

Im April 1748 verheirathete er ſich mit einer Verwandten des ſächſiſchen Geſandten, aber er genoß das Glück des ehelichen Lebens nicht lange. Seit einer langwierigen Krankheit im Jahre 1744 hatte er häufig über geſchwächte Geſundheit zu klagen gehabt; Kopfſchmerzen und andere Zufälle hemmten ihn oft in ſeiner Thätigkeit, die er demungeachtet bis zum äußerſten anſtrengte. Im Auguſt 1749 befiel ihn ein hitziges Fieber, eben zu der Zeit, als ihm ein Sohn geboren ward, deſſen er ſich nicht mehr freuen konnte. Er ſtarb am 13. Auguſt, nur einunddreißig Jahre alt.

Johann Elias Schlegel war unſtreitig nächſt Klopſtock das bedeutendſte Dichtertalent, das ſich in der Leipziger Schule gebildet hatte. Die Poeſie war ihm nicht blos eine Beigabe für Mußeſtunden, ſondern die dichteriſche Production ward ihm Lebensaufgabe. Hätte er den bequemeren Weg gewählt und Fabeln oder geiſtliche Lieder gedichtet, ſo würde er ſich wahrſcheinlich ein bleibenderes Andenken bei der Nation geſtiftet haben. Da er ſich aber an das Höchſte wagte und im jugendlichen Enthuſiasmus Epos und Drama zugleich umfaſſen wollte, für die eine völlig neue Bahn gebrochen werden mußte, ſo reichte ſeine noch im Werden begriffene Kraft und die Kürze ſeines Lebens, das kaum über

die Jugend hinauskam, nicht zu, und er mußte den Ruhm, nach dem er mit allen Kräften gerungen hatte, an Klopstock und Lessing überlassen. Mit der durch Lessing erfolgten Regeneration des deutschen Dramas verschwand er von der deutschen Bühne und gerieth bei der Nation früh in Vergessenheit. Allein über die andern Arbeiten der gottschedischen Schaubühne ragen schon seine ersten Jugendwerke weit empor, wenn sie mit ihnen auch noch in demselben Grunde wurzeln und nach gleichem Richtmaß gefügt und erbaut sind. Auch seine ersten Lustspiele sind nur Nachklänge des französischen Dramas, meist ohne nationales Leben, und geben an geschwätziger Breite den Stücken Gellerts wenig nach. Allein während der zehn Jahre seiner dramatischen Production schritt er beständig fort; er erkannte mehr und mehr, worauf es bei einem deutschen Drama ankomme. Von der blosen Nachahmung des griechischen Trauerspiels, welche sich noch an die französische Manier anlehnte, gieng er zu geschichtlichen Stoffen über und gab zuerst im „Hermann“ und „Canut“ der Tragödie einen nationalen Hintergrund; dennoch konnte er sich von den steifen Heldencharakteren der französischen Schule nicht losmachen, obwohl er an Gottsched tadelte, daß er den Zusammenhang der Scenen für die Hauptsache erklärt und die Charaktere ganz vergessen habe. Diese hellere Einsicht offenbart sich auch in den Worten: „Man kann nichts von den Regeln eines guten Trauerspiels sagen, ohne zugleich eine Satire auf den ‚Agis‘ [von Gottsched] und alle seine Brüder und Schwestern zu machen.“ Aber selbst Schlegels „Canut“ kann diese Verwandtschaft nicht ganz verleugnen. Nicht minder zeigt sich von seinen ersten zu seinen letzten Lustspielen ein großer Fortschritt. Während Lessing in der „hamburgischen Dramaturgie“ über den „geschäftigen Müßiggänger“ das strenge Urtheil fällt, er enthalte das kälteste, langweiligste Alltagsgewäsche, das nur immer in dem Hause eines meißnischen Pelzhändlers vorfallen könne, stellt er den „Geheimnisvollen“ schon viel höher,

bezeichnet den „Triumph der guten Frauen“ (ursprünglich „der Ehemann nach der Mode“ betitelt) als „unstreitig eines der besten deutschen Originale“ und preist „die stumme Schönheit“ geradezu als „unstreitig unser bestes komisches Original, das in Versen geschrieben ist“. Lebensvolle Charaktere, munter bewegte Handlungen, echter Witz zeichnen beide Komödien aus; die letztere ist überdies noch durch die äußerst fließende und zierliche Versification geschmückt: aber die Sitten sind noch nicht national, hier eher dänisch und im „Triumph der guten Frauen“ französisch. Erst mit „Minna von Barnhelm“ wird unser Lustspiel ganz deutsch. Die Geschichte unserer Literatur aber wird Schlegels tüchtiges Streben in Ehren halten und nicht vergessen, in welchem Zeitalter er lebte und wie früh er seine Laufbahn endete.

Johann Adolf Schlegel, welcher am 18. September 1721 zu Meißen geboren wurde, nahm in seiner ersten geistigen Bildung einen ähnlichen Gang wie sein älterer Bruder. Einige Jahre verlebten sie gemeinschaftlich in Schulpforta. Durch die dichterischen Arbeiten seines Bruders wurde auch sein Trieb zu poetischer Production geweckt und bildete sich zuerst durch dessen Anleitung und Kritik. Auch mit Klopstock war er einige Jahre zusammen, ohne mit ihm den Freundschaftsbund zu schließen, der dem akademischen Zusammenleben vorbehalten war; in einer Ode an Klopstock beklagte er nachmals dies Versäumnis. 1741 kam er auf die Universität Leipzig, wo er auf's neue mit seinem Bruder zusammentraf; der überaus sorgsamen Pflege desselben verdankte er seine Genesung von der Blatternkrankheit, die ihn dort befiel. Er schloß sich den Leipziger Freunden der schönen Wissenschaften ebenfalls an, übte sich in Gottscheds Rednergesellschaft, war Mitarbeiter an Schwabes „Belustigungen“ und schloß eine innige Freundschaft mit Gellert und den Jünglingen, die bald durch die Herausgabe der „Bremer Beiträge“, bei der Johann Adolf Schlegel ganz besonders thätig

war, auf's engste vereinigt wurden. Wenig fesselte ihn das wissenschaftliche Studium der Theologie, der er sich gewidmet hatte; desto mehr bildete er sich zum Kanzelredner aus, zu dem er viel Naturanlage besaß, weßhalb er auch im Kreise der Freunde vorzugsweise der Vorleser war. Er verfaßte in jenen Jahren mehrere didaktische Dichtungen, unter ihnen das epische Lehrgedicht „der Unzufriedne" (1745) in acht weitschweifigen Gesängen, und Fabeln, welche die gellert'schen nicht erreichten. In Leipzig verweilte er bis 1746; dann trat er auf kurze Zeit eine Hofmeisterstelle an, kehrte aber bald darauf wieder nach Leipzig zurück und lebte dort einige Jahre als Privatgelehrter; auch an Gottscheds Uebersetzung des Bayle arbeitete er fleißig mit und verfertigte dazu das vollständige Register.

Mit seinem Freunde Cramer hatte er ausgemacht, wer von ihnen zuerst eine Anstellung erhalte, solle den andern zu sich nehmen, damit sie gemeinschaftlich sich ihren Studien hingeben könnten. Als daher Cramer 1748 das Pfarramt in dem Dorfe Crellwitz zwischen Magdeburg und Halle erhielt, erinnerte er Schlegel an sein Versprechen. Anderthalb glückliche Jahre verlebte er dort im trautesten Verkehr mit seinem Freunde, den er bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten unterstützte und oft auf der Kanzel vertrat. Die hauptsächlichste Arbeit dieser Jahre war eine 1751 erschienene, mit Anmerkungen begleitete Uebersetzung von Batteux' ästhetischem Werke „Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz", das trotz seiner Oberflächlichkeit damals auf die Theorie der deutschen Kritiker großen Einfluß übte und schon von Gottsched gepriesen war. Während seines Lehramts in Schulpforta (1751—1754) begann Schlegel die Uebersetzung von Baniers „Götterlehre". 1754 wurde er als Prediger und Professor der Theologie und Metaphysik nach Zerbst berufen. Schon nach einigen Jahren (1759) vertauschte er dieses Amt mit der Stelle eines Predigers

zu Hannover, wo er 1775 zum Range eines Conſiſtorialraths und Superintendenten erhoben wurde. In dieſen Aemtern glänzte er als Kanzelredner und gab mehrere Sammlungen ſeiner Predigten heraus; zu ihrer Zeit erhielten ſie großen Beifall, obgleich ſie von phraſenhafter Breite und geſuchtem Pompe nicht frei zu ſprechen ſind.

Als Dichter widmete er ſich vornehmlich dem geiſtlichen Liede. Am meiſten beſang er die Wunder der Schöpfung, doch mehr in dem Tone eines aus der Proſabetrachtung mühſam emporſteigenden Didaktikers; alle ſeine Kirchenlieder leiden an Weitſchweifigkeit, keines zeichnet ſich durch Tiefe der religiöſen Empfindung oder durch Erhabenheit der Idee aus. Außer den Sammlungen eigner Lieder erſchienen von ihm auch Umarbeitungen älterer Kirchengeſänge, mit denen die nüchterne Correctheit jener Zeit nicht eben ſchonend verfuhr, ſo daß die Aenderungen nur allzu häufig Verwäſſerungen waren. In den bald gereimten, bald in antiken Versmaßen geſchriebenen Oden an ſeine Freunde ſpricht uns ſein reiner Charakter, ſein inniges Gefühl für Freundſchaft an. Cramer iſt vornehmlich ſein Vorbild; er geſteht in einem an ihn gerichteten Gedichte, daß des Freundes pindariſcher Flug auch ihn zu gleichem Feuer entzünde. Allein gerade das poetiſche Feuer geht den ſchlegel'ſchen Gedichten durchweg ab, und ſelbſt dieſes Vorbild vermag er nicht zu erreichen: der Ruhm ſeiner Gedichte hat ihn daher kaum überlebt; einige Kirchenlieder ſind in die Geſangbücher übergegangen. Er ſtarb, als Menſch und Seelſorger allgemein geehrt, am 16. September 1793.

Weniger berühmt als ſeine beiden älteren Brüder, doch nicht minder literariſch thätig war Johann Heinrich Schlegel, der 1724 zu Meißen geboren wurde. Nachdem er ſeine wiſſenſchaftliche Bildung zu Meißen und Leipzig erhalten hatte, wo er ſich dem Studium der Rechte und der Geſchichte widmete, wurde er von ſeinem Bruder in den däniſchen Staatsdienſt ge-

zogen. Er ward Secretär in der dänischen Kanzlei, später Professor der Geschichte an der Kopenhagener Universität. Er starb 1780 als königlich-dänischer Historiograph, Bibliothekar und Justizrath. Mehrere Werke über die dänische Geschichte geben Zeugnis von dem Fleiß des historischen Forschers. Um die deutsche Literatur hat er sich durch Uebersetzung einiger englischer Dramen von Thomson und Young verdient gemacht; nach dem Beispiel, das sein Bruder mit der „Braut in Trauer" gegeben hatte, bediente auch er sich dabei (seit 1758) der reimlosen fünffüßigen Jamben, deren Erhebung zum tragischen Metrum in der deutschen Literatur durch diese Versuche kräftig gefördert wurde.

---

4. Cramer.

Johann Andreas Cramer wurde zu Jöhstadt oder Josephsstadt, einem Städtchen in der rauhesten Gegend des sächsischen Erzgebirges unweit der böhmischen Grenze, am 29. Januar 1723 geboren. Der Sohn eines in sehr beschränkten Verhältnissen lebenden Pfarrers, dem eine zahlreiche Familie heranwuchs, hatte er wie Gellert in seiner Jugend mit Dürftigkeit zu kämpfen. Die Elemente des wissenschaftlichen Unterrichts brachte der Vater ihm bei; seine weitere Ausbildung erhielt er auf der Fürstenschule zu Grimma und begab sich 1742, nur mit fünf Gulden ausgerüstet, auf die Universität Leipzig, wo er sich den theologischen Studien widmete. Da er von seinen Eltern fast gar keine Unterstützung erhalten konnte, so war er genöthigt, durch Privatunterricht, Correcturen und andere Arbeiten für Buchhändler sowie durch schriftstellerische Versuche sich seinen Unterhalt zu erwerben; er lieferte Beiträge zu den Zeitschriften Gottscheds, nahm Theil an der Uebersetzung Bayles, gab 1743 mit

Mylius zu Halle die „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks", 1746 zu Hamburg die moralische Wochenschrift „der Schutzgeist", 1747—1748 mit Ebert und Giseke zusammen den „Jüngling" heraus. Dadurch wurde er frühzeitig zu einer umfassenderen literarischen Thätigkeit angeleitet, als sie bei Theologen gewöhnlich war. Auch die Poesie beschäftigte ihn wie alle, die in den um Gottsched gebildeten Kreis eintraten; er befaßte sich um des Erwerbs willen mit Gelegenheitsgedichten und gab mehrere poetische Beiträge zu Schwabes „Belustigungen". So wirkte er denn auch vornehmlich zur Herausgabe der „bremischen Beiträge" mit und ward durch seine Kenntnisse wie durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters eines der geachtetsten Mitglieder des durch die poetischen Bestrebungen geknüpften Freundschaftsbundes.

Anfangs wollte er in Leipzig die akademische Laufbahn betreten; er erwarb sich 1745 das Recht, Vorlesungen zu halten, und lehrte mit Beifall. Doch vertauschte er diese Stellung 1748 mit dem Pfarramte in dem Dorfe Crellwitz zwischen Magdeburg und Halle. Auf seiner ärmlichen ländlichen Pfarre verlebte er einige idyllische Jahre. Sein Freund Johann Adolf Schlegel begleitete ihn dorthin, und bald folgte dem Genusse der Freundschaft das Glück der ersten Jahre seiner Ehe. Seine erste Verlobte, Johanna Elisabeth Radike, deren in mancher Dichtung der Leipziger Freunde, auch in Klopstocks „Wingolf", gedacht wird, war ihm 1747 durch den Tod entrissen worden. Sie hatte, edler als Klopstocks Fanny, eine reiche Partie ausgeschlagen, um ihm anzugehören, „zu groß wie du für Gold, den Abgott niedrer Seelen", wie sich Johann Adolf Schlegel in der Elegie über ihren Tod ausdrückt. Sterbend hatte sie den Wunsch ausgesprochen, daß ihre jüngere Schwester Charlotte ihm das Glück gewähren möge, das ihr versagt war, und im Jahre 1749 wurde dieser Bund geschlossen.

Indeß ließ er seinen Trieb zu wissenschaftlichem Thun nicht einschlummern. Er übersetzte unter Schlegels und Eberts Beihilfe die Predigten des Chrysostomus (1748—1751) und Bossuets „Einleitung in die allgemeine Geschichte der Welt", zu der er sieben umfangreiche Fortsetzungen ausarbeitete (1748—1786). In der kleinen Landgemeinde bildete er zuerst sein Talent zur geistlichen Beredsamkeit aus, durch die er sich nachmals einen Platz unter den ersten Kanzelrednern des Jahrhunderts erwarb. Sein Ruf war in kurzem schon so fest begründet, daß er 1750 die Stelle eines Oberhofpredigers und Consistorialraths zu Quedlinburg erhielt. Nur wenige Jahre blieb er in diesem Amte; schon 1754 wurde er durch Klopstocks und Bernstorffs Vermittlung vom Könige Friedrich V. als Hofprediger nach Kopenhagen berufen, welches der glänzendste Schauplatz seines Rednertalents ward. Unterstützt durch die reichhaltige königliche Bibliothek, beschäftigte sich sein ausdauernder Fleiß mit der Erforschung der älteren Geschichte der Religion und Philosophie. Hier entstand der größte Theil der Fortsetzung von Bossuets Weltgeschichte; manche dunkle Partie der Culturgeschichte des Mittelalters wurde dadurch aufgehellt. Zugleich begründete Cramer im Verein mit Klopstock die Zeitschrift „der nordische Aufseher" (1758—1761), deren populäre Aufsätze, theils moralischen, theils ästhetischen Inhalts, viele Leser fanden. Seinen Dichterruhm vermehrte er, mit Klopstock wetteifernd, durch seine Oden und geistlichen Lieder, welche von den Zeitgenossen unter die ausgezeichnetsten Gaben jener Literaturperiode gezählt wurden. Sein vortrefflicher, milder Charakter, den seine Weltbildung und sein geselliges Talent um so anmuthiger erscheinen ließ, verschaffte ihm allgemeine Liebe und Verehrung; mit dem Beinamen, den vormals ein Dänenkönig getragen hatte, nannte man ihn den „Eiegode", den durchaus Guten. Im Jahre 1765 wurde er zum Professor der Theologie an der Kopenhagener Universität ernannt.

Diese angenehmen Verhältnisse lösten sich für ihn wie für seinen Freund Klopstock 1770 mit dem Sturz des Ministeriums Bernstorff. Unter der Verwaltung Struensees erhielt Cramer seine Entlassung. Mehrere Anerbietungen wurden ihm gemacht; er wählte die Stelle eines Superintendenten in Lübeck, welche er 1771 antrat. Da jedoch die akademische Thätigkeit seinen Wünschen weit mehr entsprach, so folgte er 1774 nach Struensees Sturze dem Ruf an die schleswig-holsteinische Universität Kiel, wo er in den höchsten akademischen Aemtern als erster Professor der Theologie und Prokanzler, später Kanzler und Curator der Universität einen ausgedehnten Wirkungskreis gewann. Nicht nur als Docent erwarb er sich große Verdienste, er wandte auch seinen Einfluß an, die ganze Universität zu regenerieren; er bemühte sich, tüchtige Lehrkräfte heranzuziehen, sorgte, daß die Universitätsbibliothek ansehnlich erweitert wurde, stiftete eine Anstalt zur praktischen Ausbildung junger Theologen und ein Schullehrerseminar und machte sich durch Herausgabe eines neuen Gesangbuchs, eines Landeskatechismus und einer verbesserten Kirchenagende um die Reform des Gottesdienstes und des Religionsunterrichts in den deutschen Provinzen Dänemarks verdient. Unermüdlich setzte er inzwischen seine gelehrten theologischen Arbeiten und die Zusätze zum Bossuet fort. Für die kantische Philosophie zeigte er in den letzten Jahren seines Lebens ein reges Interesse. Er hatte das Glück, bis an das Ende seiner Tage in ungeschwächter Geisteskraft zu bleiben. Die Brustwassersucht setzte am 12. Juni 1788 seinem überaus thätigen Leben ein Ziel. „Er endete“ — so erzählt sein Sohn A. W. Cramer in seiner „Hauschronik“ — „schon verklärt, mit einer Beredsamkeit, mit einem Feuer, mit einem Reichthum der schönsten und gewähltesten Bilder, wo alles übertroffen wurde, was ich je gehört oder gelesen habe; er endete ... mit der Aeußerung, daß jenseits nur der prüfenden und überlegten Ueberzeugung, nur dem ernsten Wollen und der That ihr Recht widerfahre.“

Cramer ward hochgefeiert in dem Zeitalter, das er durchlebte; bei der Nachwelt sind seine Dichtungen wie seine gelehrten Schriften, deren stilistische Form den Dichter und bilderreichen Redner kaum verräth, schnell in Vergessenheit gerathen. Sie verschwanden aus den Händen der Philosophen und Theologen mit dem Umschwung, den die Wissenschaften am Schlusse des Jahrhunderts vornehmlich in Folge der kantischen Philosophie erfuhren. Noch schneller vergieng der Ruhm der Kanzelberedsamkeit, der durch wiederholte Sammlungen der Predigten Cramers durch ganz Deutschland getragen worden war. „Sie sind verschwemmt im Strome der Zeit," ruft der Sohn aus, „diese Reden, die manche Thräne ausgepreßt haben." In seinen poetischen Arbeiten ist Cramer mehr Redner als Dichter. Ihm fehlt die frische poetische Empfindung, der Schwung der Begeisterung; er kleidet gewöhnliche Gedanken in die Erhabenheit der Odensprache, welche, ohne tiefe Eindrücke zurückzulassen, verklingt. Seine geistlichen Lieder, die vielfach aus einer poetischen Wiedergabe, Paraphrase oder Nachahmung der Psalmen hervorgiengen, streben nach größerer Erhabenheit, als die gellert'schen; allein sie dringen mit ihrer dogmatischen Didaxis nicht in's Gemüth ein und entfernen sich meistens von der populären Einfalt, welche Gellert in der Regel glücklich zu treffen weiß. Doch sind es zumeist diese Kirchengesänge, welche sein Andenken bei der Nachwelt bewahren, indem sie in vielen Gesangbüchern eine Stelle erhalten haben. Seine Oden, selbst die einst vielgepriesenen auf David, Luther, Melanchthon, sind vergessen.

---

5. Weiße.

Weiße gehört, obwohl von der Natur mit nicht geringen poetischen Anlagen ausgestattet, nicht zu den Autoren, die durch

bahnbrechende Werke unsere Literatur begründeten oder in raschem Fortschritt den höchsten Zielen entgegenführten: er kommt überall zu spät; alles, was er unternimmt, haben kühnere Geister bereits manches Jahr vor ihm mit Erfolg gewagt. Er stand mit einzelnen der ausgezeichnetsten Zeitgenossen, mit Lessing, Winckelmann und andern, in inniger Verbindung; als Schriftsteller aber verharrte er stets ruhig auf dem einmal eingenommenen Standpunkt und suchte seine Arbeiten mehr dem bestehenden Geschmacke des Publicums anzubequemen als durch sie die geltenden Kunstanschauungen umzubilden oder gar zu verdrängen. So konnten denn auch seine Schriften als die Lieblinge der Nation in alle Stände eindringen; gleich Gellert, dem er auch durch seinen liebenswürdigen, aber schwächlichen menschlichen Charakter ähnlich war, wurde er von allen Seiten, wo nur der Sinn für geistige Bildung rege geworden war, anerkannt und verehrt. Seine Wirksamkeit, manchfacher als die Gellerts, aber ebenso populär, stand im Mittelpunkt eines ganzen Zeitalters, sie half die geistige Cultur Deutschlands bis zu der Stufe fördern, wo die Epoche einer höheren Reife anknüpfen konnte.

Christian Felix Weiße wurde am 28. Januar 1726 zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge geboren, wo sein Vater zu der Zeit Rector der lateinischen Schule war. Noch im Laufe desselben Jahres wurde dieser wegen seiner tüchtigen philologischen Kenntnisse sehr geschätzte Gelehrte an das Gymnasium zu Altenburg versetzt. Doch hatte der Knabe nicht das Glück, unter der Leitung des Vaters heranzuwachsen; er verlor ihn schon in seinem fünften Jahre durch den Tod, und die unglückliche zweite Ehe, zu der sich die Mutter überreden ließ, gab ihm nur einen lieblosen Stiefvater. Der Unterricht, den er seit seinem zehnten Jahre auf der lateinischen Schule zu Altenburg erhielt, war reichhaltig, aber geistlos und pedantisch, wenig geeignet, den lebhaften Knaben zu fesseln. Doch blieb er nicht bei dem äußern Formenwesen

stehen, sondern gewann Liebe zu einigen lateinischen Dichtern und fieng auch an, in deutscher Sprache so fleißig zu reimen, daß er schon auf der Schule für einen Poeten galt. Mit besonderer Freude erinnerte er sich des Eindrucks, den die Aufführung einer biblischen Komödie von Christian Weise, der er während eines Besuches bei dem Großvater in Chemnitz beiwohnte, auf ihn machte; er faßte Liebe zum Drama, die nachmals auch durch die Vorstellungen einer in Altenburg sich aufhaltenden Schauspielertruppe auf's neue angeregt ward. Um Ostern 1745 begab er sich auf die Universität Leipzig, um sich durch philologische Studien zum gelehrten Schulmann auszubilden; Ernesti und Christ wurden vornehmlich seine Lehrer. Ungeachtet seiner Neigung zur Poesie bildete sich kein Verhältnis zu den Bremer Beiträgern, obwohl er einige von ihnen kennen lernte; desto enger schloß er sich an Lessing an, der sich ebenfalls von jenem Kreise fern hielt. Beide begegneten sich in ihrer Liebe zum Theater. Die Bühnenvorstellungen der neuberischen Truppe zu besuchen, war ihre höchste Lust. Da ihre geringen Geldmittel zu diesen Genüssen nicht ausreichten, verschafften sie sich durch Uebersetzen einiger französischer Stücke ein Freibillet und wagten sich bald an eigene Versuche. Lessing verfaßte den „jungen Gelehrten", Weiße vollendete das schon 1744 auf der Schule angefangene einactige Lustspiel nach dem Petronius „die Matrone von Ephesus" in Alexandrinern; bald darauf ließ er eine fünfactige Komödie „der Leichtgläubige" folgen; beide Stücke wurden unter dem Beifall des Publicums auf die Bühne gebracht. Lessing kehrte schon damals gegen seinen Freund die Schärfe der Kritik und bewies ihm, daß das letztere Drama keine eigentliche Handlung habe, sondern nur verschiedene Situationen eines Leichtgläubigen vorführe, die man in's Unendliche vervielfältigen könnte; Weiße ließ sich dadurch bewegen, sein Stück von der Bühne wieder zurückzuziehen. Den Umgang mit den Schauspielern liebte er nicht wie Lessing, der

gern eine Gelegenheit ergriff, aus den gelehrten Kreiſen hinauszuſchreiten; doch machte er die Bekanntſchaft Eckhofs, deſſen Rath er bei vielen ſeiner ſpäteren dramatiſchen Arbeiten nützte. Leſſing trennte ſich im Juli 1748 von ihm; Weiße blieb in Leipzig zurück, wo er durch Gottſcheds Vermittlung 1750 ein Engagement als Hofmeiſter des jungen Grafen von Geyersberg erhielt.

Dieſe Stellung entfernte ihn mehr und mehr von ſeinem urſprünglichen Studienplan. Er mußte ſeinen Zögling in Vorleſungen begleiten, die mit der Philologie in keiner Verbindung ſtanden; auch überwog ſchon die Neigung zu der ſchönen Literatur und der Trieb zu theatraliſchen Arbeiten. Als Freunde ſchätzte er vornehmlich Gellert und Rabener. Auch Gottſched und deſſen Anhängern ſcheint er nach Leſſings Abreiſe von Leipzig näher gekommen zu ſein; an den von ihm geleiteten Redeübungen nahm er wie mehrere andre der jüngern Dichterſchule Theil, doch wollte er an ſeinen ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen nicht Mitarbeiter ſein. In dem Luſtſpiel „die Poeten nach der Mode“ (1751), das damals großes Aufſehen machte und ſich lange auf der Bühne erhielt, verſuchte ſich Weiße zwiſchen die feindlichen Parteien zu ſtellen. In glücklichen Parodien perſiflierte er die wäſſerigen Reimereien der Gottſchedianer und das dunkle und ſchwülſtige Gepolter der Nachahmer Klopſtocks, indem er von jenen Schönaich, von dieſen Naumann, den Verfaſſer der Nimrodiade, zur ſpeciellen Zielſcheibe ſeines Spottes wählte. Klopſtock ſelbſt wurde ausdrücklich einige Male ehrenvoll erwähnt; auch Gottſched perſönlich wurde noch ziemlich geſchont. Bald aber brachte er auch dieſen auf das heftigſte gegen ſich auf, als er 1752 für die koch'ſche Schauſpielergeſellſchaft, die damals in Leipzig ſpielte, das Singſpiel „der Teufel iſt los“ (nach dem engliſchen Stücke „the devil to pay“ von Coffey) bearbeitete und durch den Beifall, den es fand, die Oper, die Gottſched gründlich ausgerottet zu haben glaubte, wieder auf der deutſchen Bühne in Aufnahme

brachte. Gottsched und sein Anhang gaben der Sache eine ungehörige Wichtigkeit, wodurch sie ihren Gegnern nur neue Triumphe bereiteten. Nicht nur schleuderten sie eine Masse Flugschriften gegen die Oper, sondern man suchte sogar den Dresdener Hof zum Bannspruch zu bewegen; allein Gottsched mußte auch diesen Reformversuch der deutschen Bühne und durch den Spott, mit dem ihn seine Gegner bei diesem Anlasse übergossen, seine letzte Autorität auf dem Theater vernichtet sehen. Weiße hatte jetzt das günstigste Terrain für sein gewandtes, fruchtbares Talent gefunden; er fügte seinem Singspiele einen zweiten Theil „der lustige Schuster" (nach dem englischen Stücke Coffeys „the merry cobler") hinzu, welcher aber erst 1759 zu Lübeck von Koch auf die Bühne gebracht wurde, da derselbe mit seiner Gesellschaft bei dem Ausbruch des Krieges Leipzig verlassen hatte. Daran schlossen sich verschiedene Lustspiele, welche nur theilweise aufgeführt und sämmtlich nicht gedruckt wurden, „Juliane oder der Triumph der Unschuld", ein rührendes Nachspiel, „der Unempfindliche", „der bekehrte Ehemann".

Das Jahr 1755 führte Weiße wieder mit Lessing zusammen; allein dieser, der damals Kleist zum „Seneca" ermunterte und an den dramatischen Versuchen des jungen Brawe lebhaften Antheil nahm, scheint zu Weißes Dichtertalent nicht genug Vertrauen gehabt zu haben, um ihn zu neuen theatralischen Arbeiten zu ermuthigen. Da setzte 1756 Nicolai als Herausgeber der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" einen Preis auf das beste deutsche Trauerspiel. Cronegks „Codrus" erhielt den Vorzug; Brawes „Freigeist" wurde als zweitbestes Stück ausgezeichnet. Beide Dichter, von denen Deutschland viel erwartete, starben in der Blüthe der Jugend schnell nach einander. Weiße, zu dem die verwaiste Muse des Dramas jetzt allein ihre Zuflucht zu nehmen schien, wagte sich nach diesem Vorgang auch an die Tragödie. Er verfaßte 1758 „Eduard III." und „Richard III.", welche

er nebst den „Poeten nach der Mode" als „Beitrag zum deutschen Theater" 1759 herausgab. Zugleich erschien 1758 seine erste Sammlung „scherzhafter Lieder" im Geschmack der hagedorn-anakreontischen Lyrik, die hier wie einige Jahre zuvor in Lessings „Kleinigkeiten" durch satirischen Witz epigrammatisch zugespitzt war.

Weiße war eine literarische Celebrität geworden und hatte nach allen Seiten Verbindungen angeknüpft. Mit Friedrich Nicolai und den Berliner Kritikern war er jüngst erst, als er seinen „Eduard III." übersandt hatte, in nähere Beziehung getreten. Nicolai drang in ihn, die fernere Herausgabe der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste", von der er sich zurückzuziehen wünschte, zu übernehmen. Nach langem Zögern gieng Weiße auf den Vorschlag ein und besorgte die Redaction vom fünften Bande (1759) an, war aber nicht wenig erstaunt, als Nicolai in Gemeinschaft mit Lessing und Mendelssohn mit der Ankündigung der „Literaturbriefe" hervortrat und ihm dadurch Mitarbeiter und Beiträge, auf die er gerechnet hatte, entzog. Lessing wollte eine Zeitschrift von reformatorischer Tendenz gründen; die „Bibliothek" gieng den breiten Weg, wie ihn das Publicum wollte, und wurde durch den Kreis ihrer Mitarbeiter in diesem Geleise erhalten. Weiße unterzog sich dem Geschäft zwar als einer Last, doch mit der ihm eigenen Raschheit und Gewandtheit, hatte aber kaum den fünften Band vollendet, als er die Weisung bekam, seinen Zögling auf einer Reise nach Frankreich zu begleiten. Am 21. November 1759 trafen beide in Paris ein. Bei Weißes Vorliebe für das Drama zog ihn von den Genüssen der französischen Hauptstadt vornehmlich das Theater lebhaft an, besonders die heiteren Gattungen, das Lustspiel und die italienische komische Oper. Der Widerwille des Grafen gegen einen längeren Aufenthalt in Frankreich trieb schon im nächsten Jahr zur Rückkehr nach Leipzig.

Weiße traf mitten in das Kriegsgetümmel; gleich nach seiner

Ankunft ward im Juli 1760 Dresden bombardiert, sein Freund Rabener aller seiner Habe beraubt. In demselben Monat verlor Weiße seine Mutter; die Verbindung mit dem Grafen Geyersberg löste sich; auch die Hoffnung, zu der ihn Rabener ermuntert hatte, daß er bei der Steuerverwaltung angestellt werden würde, schwand mehr und mehr; zunächst war in Sachsen keine Aussicht für ihn. Während des kurzen Leipziger Aufenthaltes vollendete er das in Paris begonnene Lustspiel „die Haushälterin“ und schrieb die Tragödie „Crispus“; dann besuchte er seine Heimath und war seit dem August 1760 der Gast und Gesellschafter des Grafen Schulenburg auf Burgscheidungen in Thüringen und in Gotha, wie er ihn auch auf mehreren Ausflügen begleitete. Indeß setzte er mit großem Eifer die Herausgabe der „Bibliothek“ fort, so daß fast ganze Bände von ihm allein verfaßt wurden, und führte eine weitläufige Correspondenz. Daneben zeigte er eine ungemeine poetische Productivität, die uns unbegreiflich erscheinen würde, wenn er nicht selbst versicherte, zu ganzen Trauerspielen nicht mehr als ein paar Wochen bedurft zu haben. Auf Eckhofs Rath arbeitete er „Richard III.“ um, vollendete die Trauerspiele, welche zusammen mit der „Haushälterin“ 1763 (eigentlich 1762) als zweiter Theil des „Beitrags zum deutschen Theater“ erschienen, „Mustapha und Zeangir“ und „Rosemunde“, nach der langobardischen Geschichte des Paulus Diaconus, nach Form und Inhalt mißglückt, und schrieb nach französischen und deutschen Vorbildern das Lustspiel „der Mißtrauische gegen sich selbst“, das erst im dritten Band des „Beitrags zum Theater“ mit dem „Crispus“ und der „Befreiung von Theben“ 1764 gedruckt wurde. Er benützte dabei die kritischen Urtheile seiner Freunde Uz und Gerstenberg. Lessing hatte sich nach und nach von ihm zurückgezogen, da dem energischen Reformator ein zaghafter, nach verschiednen Seiten hin mit liebenswürdiger Schonung unsicher vermittelnder Charakter,

wie Weiße war, eben ſo wenig wie ſeine auf der betretenen Bahn einherwandelnden dramatiſchen Schöpfungen auf die Dauer zuſagen konnten. Dagegen gewann er einen neuen Freund an Ramler durch ſeine „Amazonenlieder“ (1760), einen Nachhall der Kriegslyrik jener Jahre, dem Weſen nach eine Nachahmung der „Grenadierlieder“ Gleims, aber ohne Nationalcharakter und hiſtoriſche Beſtimmtheit, ohne epiſche Einfalt, durchaus lyriſch, gekünſtelt, zierlich geleckt; ſie wurden mit ſo großem Beifall aufgenommen, daß die erſte Auflage in vierzehn Tagen vergriffen war. Eine Ueberſetzung der griechiſchen Kriegslieder des Tyrtäos ſchloß ſich daran.

Seine äußeren Lebensverhältniſſe begannen ſich jetzt glücklich zu geſtalten. Er erhielt 1762 die Stelle eines Kreisſteuereinnehmers in Leipzig, ein Amt, das nicht nur mit einem anſehnlichen Einkommen verbunden war, ſondern ihm auch zu literariſchen Arbeiten hinreichende Muße ließ, wobei ihm zugleich der Wunſch erfüllt war, in dem Mittelpunkt des ſchriftſtelleriſchen Verkehrs und im Kreiſe vertrauter Freunde zu bleiben. Er ſchloß im folgenden Jahre ein glückliches Ehebündnis (von Ramler in der Ode an Hymen gefeiert) und begründete dadurch für ſich ein dauerndes häusliches Glück, in welchem ſich die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit ſeines Charakters im ſchönſten Lichte zeigte. In die nächſte Zeit nach dem Frieden fiel ſeine ergiebigſte Thätigkeit für die dramatiſche Poeſie, in welcher ihm, da Leſſing ſchwieg, damals der erſte Rang von niemand ſtreitig gemacht wurde. Von 1764 bis 1768 erſchienen drei Theile ſeines „Beitrags zum deutſchen Theater“, theils Luſtſpiele, unter denen „Amalia“ (1765), der „Miß Sara Sampſon“ nachgebildet und von Leſſing für Weißes beſtes Luſtſpiel erklärt, und „der Projectmacher“ (1766) lange Zeit auf der Bühne viel Glück machten, theils Trauerſpiele, „Criſpus“, „die Befreiung Thebens“, „Atreus und Thyeſt“. In den letzten beiden Tragödien wagte Weiße zuerſt,

anstatt der Alexandriner die reimlosen fünffüßigen Jamben zu gebrauchen, an die sich damals die Schauspieler eben so schwer gewöhnten wie zwanzig Jahre später, als der Vers die inzwischen üblich gewordene Prosa des Dialogs zu verdrängen anfieng. In den bürgerlichen Trauerspielen „Romeo und Julie“ (1767 vollendet), „die Flucht“ (1769—1770) und „Jean Calas“ (in den Jahren 1773 und 1774 geschrieben), mit denen Weiße seine dramatische Laufbahn schloß, wählte er nach Lessings Vorgang die Prosa. Während er „Richard III.“ gedichtet zu haben behauptete, ohne daß er Shakespeares gleichnamige Tragödie kannte, trat er mit „Romeo und Julie“ in einen bewußten Wettstreit mit dem englischen Dichter. Er veränderte den Ausgang des Stückes und bemühte sich, das ganze Drama regelmäßig zu machen. Dazu verringerte er die Zahl der Personen, suchte die Einheit der Zeit und, wo möglich, auch des Ortes herzustellen und vereinfachte die Handlung zu einer bürgerlichen Liebesgeschichte; freilich gieng darüber auch alle Poesie des shakespearischen Gedichtes verloren. Das Werk erntete gleichwohl überall außerordentlichen Beifall, der den Autor zu weiteren Versuchen hätte ermuntern mögen; allein die strenge Kritik, welche „Richard III.“ in Lessings „Dramaturgie“ erhielt, schreckte ihn von dem höheren Drama zurück. Als die Verehrung Shakespeares begann und Gerstenbergs „Ugolino“, den Weiße nicht ohne Abscheu und nicht ohne Gelächter gelesen zu haben gestand, von der Kritik bewundert wurde, sah er ein, daß seine Zeit vorüber sei. Zwar versuchte er, sich im „Jean Calas“ der freieren Form des historischen Schauspiels nach dem Muster des „Götz“ zu bedienen; doch konnte er trotz manchen Beifalls gegen die neue Strömung in der dramatischen Literatur der siebziger Jahre nicht recht mehr aufkommen. Im Jahre 1774 schrieb er an Uz: „Unsere guten alten Schriftsteller werden beinahe ganz vergessen; die jungen sehen auf sie mit einer verächtlichen Miene herab, und wenn auch unter ihnen Genies

sind, so reden sie doch eine Sprache, die ich nicht verstehe und nicht lernen mag."

Während Weißes dramatisches Talent zu schwach war, um die Tragödie einen bedeutenden Schritt über die herkömmlichen Formen hinauszuführen, zeigte sich seine Gewandtheit in gefälliger Behandlung eines heitern Stoffs am glücklichsten in der komischen Operette. Sein Aufenthalt in Paris war ihm dabei von besonderem Nutzen gewesen. Als nach dem Kriege Kochs Gesellschaft nach Leipzig zurückgekehrt war, verfaßte er für diese nach der Operette „le caprice amoureux ou Ninette à la cour" von Favart 1776 das Singspiel „Lottchen am Hofe" und nach zwei andern französischen Vorlagen 1767 „die Liebe auf dem Lande". An Johann Adam Hiller fand Weiße einen so trefflichen Componisten, daß die Lieder dieser Operetten bald zu Volksliedern wurden. Es folgten die Singspiele „die Jagd" (1769), „der Erntekranz" (1770), „der Dorfbalbier", in Paris bereits begonnen, aber erst 1771 vollendet, „die Jubelhochzeit" (1772), von denen das letzte ebenso wie „der Erntekranz" einen selbsterfundenen Stoff behandelte, während die beiden übrigen französischen Mustern nachgebildet waren. Alle wurden, vorzüglich auch durch Hillers halb italienische, halb französische Musik, in solchem Maße Lieblingsstücke des Publicums, daß ihre Aufführungen immer volle Häuser machten. Das Talent für das Volkslied, das sich in diesen Operetten bekundete, ist nicht minder in Weißes Lyrik hervorzuheben. Es bewährte sich am schönsten in den 1766 erschienenen „Liedern für Kinder", von denen viele lang im Munde des Volkes fortlebten, wie auch einige in gellert'scher Weise gesungene Kirchenlieder, welche er aus Freundschaft für Zollikofer für das Gesangbuch der Leipziger reformierten Gemeinde verfaßte, sich noch in den Gesangbüchern unseres Jahrhunderts erhalten haben, z. B. „Welch hohes Beispiel gabst du mir ꝛc.", „Wie sanft sehn wir den Frommen ꝛc."

Es war ein glücklicher Gedanke, der indeß aus Weißes innerster Natur entsprang, daß er mit dem Beginn der siebziger Jahre des Jahrhunderts, als er dem Umschwunge der Poesie und Kritik nicht mehr zu folgen vermochte und daher auch im Anfang des folgenden Jahrzehnts die Redaction der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" dem Buchhändler Dyk überließ, sich als Pädagog und Jugendschriftsteller neue Verdienste zu erwerben suchte. Der Ruhmeskranz, den er so gewann, ist bei der Nachwelt länger im Andenken geblieben als der Dichterlorbeer, den ihm die Mitwelt freudig zuerkannte und den noch Iffland bei seinem Gastspiel in Leipzig ihm auf das Haupt setzte. Die Kindlichkeit seines liebevollen, heiteren Gemüths ließ ihn auch die Unschuld der Kindernatur lieb gewinnen; die Stunden, wo er sich mit seinen Kindern beschäftigen konnte, zählte er zu den glücklichsten, und er gewann durch eigene Erfahrung eine pädagogische Einsicht, die ihn vorzüglich befähigte, für Kinder zu schreiben. Mit Interesse folgte er den Reformen Basedows und gab mit ähnlicher Tendenz 1772 das „Abc-Buch" heraus; zwar nur eine anspruchslose Kinderfibel, aber als solche erfüllte sie ein wesentliches Bedürfnis und war von dem größten Einfluß, wie ihre außerordentliche Verbreitung bewies. Auch andere ermunterte er zu ähnlichen Schriften für die Jugend; auf seine Anregung entstand Schröckhs „allgemeine Weltgeschichte für Kinder" und Seilers „Religion der Unmündigen". 1775 übernahm Weiße die Fortsetzung des von Adelung begonnenen Wochenblattes für Kinder auf den Wunsch des Verlegers und gestaltete dies zu einer Monatsschrift „der Kinderfreund" um, welche das Lieblingsbuch einer ganzen Generation wurde; belehrende Gespräche der verschiedensten Art wechselten mit Gedichten und Schauspielen für Kinder ab, und eine gefällige Einkleidung, welche alles als Unterhaltung im Kreise einer Familie vorführte, erhöhte durch das Interesse für die Mitglieder derselben zugleich die Theilnahme an den Gegenständen ihrer Unterhaltung. Von 1775 bis 1782

wurden fünf rechtmäßige Auflagen nöthig, und einer von den zahlreichen Nachdruckern äußerte gegen den Verfasser, er habe in den österreichischen Staaten allein über fünfzehntausend Exemplare abgesetzt. Niemals war Weiße in solchem Grade der Mann der Nation gewesen; von allen Seiten erhielt er Beweise der Dankbarkeit; deutsche Fürsten schrieben an ihn und baten um Fortsetzung seiner Jugendschrift; er hatte einen solchen Ruf als Pädagog, daß man sich an ihn wie vormals an Gellert aus entfernten Gegenden wendete, um durch seine Empfehlung Hauslehrer und Hofmeister zu erhalten. „Der Kinderfreund", schreibt Weiße in seinen autobiographischen Nachrichten, „ward aber keineswegs blos in vornehmen Häusern gelesen, sondern er wurde ein Lesebuch auch unter den mittlern und niedern Ständen, und der Verfasser hat auf seinen kleinen Reisen überraschende und rührende Beweise der Liebe gegen ihn von Postmeistern, Gastwirthen und Handwerksleuten erhalten." Als Weißes eigne Kinder, die mehr oder weniger das Urbild zu den im „Kinderfreund" auftretenden Personen geliefert hatten, herangewachsen waren und zum Theile das Elternhaus verlassen mußten, wählte er für seine Kinderschriften eine andere Einkleidung. Er ließ die Familie, die sich bisher im häuslichen Kreise unterhalten hatte, sich trennen und in Briefen den für die reifere Jugend geeigneten Belehrungsstoff einander mittheilen. Es bildete sich dadurch eine Art Roman; allein der „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes", der von 1784 bis 1792 in zwölf Theilen erschien, erfreute sich zwar großer, doch nicht der gleichen Popularität wie „der Kinderfreund". Erzählungen für die Kinderwelt blieben bis in's höchste Alter Weißes liebste Beschäftigung.

Das Glück hatte ihm stets gelächelt; auch den Abend seines Lebens sah er mit allem geschmückt, was ihn verschönern kann. Von allen, die ihn umgaben, war er geliebt und geehrt; hatte er der Freunde viele verloren, so hatte er doch stets die Gabe,

neue Verbindungen anzuknüpfen, so daß ihn nie das Gefühl der Vereinsamung überkam. 1790 fiel ihm das Rittergut Stötteritz bei Leipzig durch Erbschaft zu; dadurch bekam er einen angenehmen Landsitz, der dem nach Ruhe verlangenden Greise willkommen war. Er starb nach kurzer Krankheit am 16. December 1804. Sein Leichenbegängnis war ein Beweis der allgemeinen Liebe und Achtung, die er bei seinen Mitbürgern genoß. Auf dem Leipziger und Dresdener Theater ehrte man durch eine Todtenfeier den dramatischen Dichter, während man in mehreren Schulanstalten das Andenken des verdienten Pädagogen feierlich begieng.

Jene Stimmen der Verehrung verklangen schnell. Schon 1804 bedurfte es für die, welche dem Entwicklungsgang unserer Literatur mit offenem Geiste gefolgt waren, längst keines Beweises mehr, daß Weißes Trauerspiele sich von dem steifen Zuschnitt und dem charakterlosen Pathos der französisierten Tragödie nicht hatten losmachen können — Lessing hatte bereits in der „hamburgischen Dramaturgie" durch seine Kritik „Richards III." das entscheidende Urtheil gefällt —, daß seine Lustspiele zugleich mit den beschränkten Sittenzuständen, welche sie schilderten, gleichwie Rabeners Satiren vorübergezogen waren, daß seine leicht hingeworfenen Singspiele nur der flüchtigen Unterhaltungslust des Publicums dienten. Allein die deutsche Nation war ihm dennoch sehr viel schuldig geworden: einen langen Zeitabschnitt hindurch lebte und strebte er mit ihr, förderte durch seine unermüdliche Thätigkeit sittliche und geistige Bildung und bewährte dabei eine solche Reinheit des Charakters, einen so uneigennützigen Eifer für das Wohl der Menschheit, daß sein Name aus der Reihe der ehrenwerthesten und verdientesten Männer unserer Literatur nicht verschwinden wird.

Johann Wilhelm Schaefer's

Geſchichte der deutſchen Literatur

des XVIII. Jahrhunderts

in überſichtlichen Umriſſen und biographiſchen Schilderungen.

Zweite, vermehrte und vollſtändig umgearbeitete Auflage,

herausgegeben

von

Dr. Franz Muncker.

Neue Ausgabe in zehn Heften.

Drittes Heft.

Des Geſammtwerkes erſtes Buch, viertes Capitel.

Friedrich Gottlieb Klopſtock.

Leipzig.

T. O. Weigel.

pachtete, so wuchs der Knabe in ländlicher Freiheit und in einer schönen Natur heran. Der Vater, ein Mann von altem Schrot und Korn, von biederem rechtschaffenem Charakter, der es im Vertrauen auf sein Recht mit jedem Abenteuer aufnahm und sich der Welt und dem Teufel selber gegenüber als wahren Gottesstreiter fühlte, ließ gern den muntern Knaben gewähren und freute sich seiner verwegenen Uebungen, wenn er im Laufen, Klettern und Ringen sich vor seinen Altersgenossen hervorthat. Die Badeluft entwickelte sich frühzeitig hier in ihm trotz des Verbotes der ängstlichen Mutter; das Schlittschuhlaufen scheint hier schon sein Wintervergnügen geworden zu sein. Der erste Unterricht, den er in Gemeinschaft mit den Söhnen einiger benachbarter Gutsbesitzer von einem Hauslehrer erhielt, war indeß nur dürftig. Doch seinem Gemüthe prägte sich die gottesfürchtige Denkungsart, die fromme Sitte des elterlichen Hauses tief ein. Die Mutter des Vaters hatte auf sein religiöses Gefühl großen Einfluß; noch im Jahre 1800 widmete er liebevoll ihrem Andenken die Ode „der Segen“:

Nie vergaß ich dich, niemals vergeff' ich dich!
Dein Liebling war ich, und du erhobst mich
Durch deinen frommen Wandel zuerst zu Gott.

Das Hinscheiden eines geliebten Bruders, dessen er in der Ode „der Abschied“ (1748) erwähnt

„— durch deß Tod mich Staunen traf, daß
Traurigkeit auch und nicht Freud' allein sei
Auf Erden“,

erregte in ihm eine Gemüthsbewegung, die ihm unvergeßlich blieb und in seinen Jugenddichtungen nachklingt. Auch eine zärtliche Neigung zu einem zwölfjährigen Mädchen, das er Ida nennt, blieb ihm in der Erinnerung werth, so daß der zweiundsiebzigjährige Greis in der Ode „aus der Vorzeit“ noch der Küsse in der Laube gedachte, von denen der Ruf der Schwester ihn hinwegriß.

Etwa dreizehn Jahre alt, kehrte er mit dem Vater nach Quedlinburg zurück und besuchte hier einige Jahre das Gymnasium, Anfangs mit nicht besonderem Fleiße, da er die ländliche Freiheit mit dem Zwang der Schule vertauschen mußte, dann, als der Vater seinen Ehrgeiz weckte, mit größtem Eifer und glücklichstem Erfolg. Durch die Vermittlung eines Verwandten in Sachsen, wahrscheinlich des Appellationsrathes Zeumer in Zeitz, erhielt er eine Freistelle in der Fürstenschule zu Pforta. Am 6. November 1739 wurde er nach glänzend bestandener Prüfung daselbst aufgenommen. Die hier waltende Zucht und der gründliche Unterricht in den klassischen Sprachen war für seine geistige Entwicklung von dem nachhaltigsten Erfolge, wie er selbst noch in spätesten Lebensjahren dankbar anerkannte. Seine kräftige Natur ward auch hier keineswegs unterdrückt. Munter bei den Knabenspielen, rüstig im Eislauf, auch wohl der strengen Disciplin nicht immer fügsam, zeigte er den Zögling der ländlichen Natur und die Energie seines Selbstgefühls. Dennoch that er sich eben so sehr durch seinen Fleiß hervor und ward durch eifrige Lectüre vertraut mit

„Jenen alten Unsterblichen,
Deren dauernder Werth, wachsenden Strömen gleich,
Jedes lange Jahrhundert füllt."

(Ode „der Lehrling der Griechen" 1747.)

Neben den herkömmlichen lateinischen Versübungen versuchte er sich vielfach in deutscher Poesie. Obgleich uns keine Proben dieser ersten dichterischen Versuche aufbewahrt sind, so besitzen wir doch in den Briefen eines seiner Mitschüler, des Polen Janozky, einige charakteristische Urtheile über dieselben, aus denen sich schon die Grundzüge der nachmaligen klopstockischen Dichtung erkennen lassen: „Dieser Jüngling hat sowohl in der deutschen als römischen und griechischen Sprache verschiedene wohlgerathene Schäfergedichte verfertigt. Er kennet die wahre Natur dieser Poesie. Er schildert seine Schäfer und Schäferinnen nach ihrer glückseligen

Ruhe und Zufriedenheit ab. In der Beschreibung ihrer unschuldigen Liebe ist er am vortrefflichsten; in der Einrichtung breitet er sich allzu sehr aus. ..... An Herr Klopstocken verspüre ich eine wahre Neigung zur Weltweisheit, einen natürlichen Trieb zur Poesie und eine ungeheuchelte Ehrerbietung gegen die Religion. Die Sprachen liebet er auch; er hält sie aber für keinen Theil der Gelehrsamkeit. Seine Gedichte zeugen von einer stillen und gesetzten Majestät; hitzige und außerordentliche Leidenschaften erregen sie nicht. Sie nehmen aber das Gemüth mit einer süßen Regung ein. Sie stellen ihm eine mannigfaltige Reihe lieblicher, anmuthiger und sanft ergötzender Bilder vor. Die Bußlieder fließen aus der Quelle einer echten Zärtlichkeit. Sie dringen nach und nach in das Innere des Herzens ein. Ihre Wirkungen brechen endlich in den Thränen des Lesers aus ..... In den klopstockischen Oden herrschet eine natürliche Zärtlichkeit der Gedanken, ein glücklicher Reichthum neuer Bilder und eine vollständige Ausarbeitung." Auch über den Charakter des jugendlichen Dichters erhalten wir einige treffende Bemerkungen: „In seinen Sitten ist Einfalt und Unschuld, in den Unterredungen Freundlichkeit und Vorsichtigkeit, in dem Umgange eine mit Hoheit begleitete Vertraulichkeit. Aufrichtige Freunde liebet er treu. Den Neidern begegnet er mit Großmuth. Er lebet gern in der Einsamkeit; an den Orten, wo er die Werke und Wunder Gottes in der Natur betrachten kann, ist er am liebsten. Gewöhnliche Lustbarkeiten siehet er ganz gleichgültig an. Er bleibet allezeit gelassen und vergnügt."

Wie sehr damals schon seine Seele von Ehrbegierde erfüllt war, wie sehr ihn verlangte, durch ein großes Dichtwerk seinen Namen zu verewigen, hat er wiederholt mit begeistertem Selbstgefühl bekannt.

„Voll Durstes war die heiße Seele des Jünglings
Nach der Unsterblichkeit!
Ich wacht' und ich träumte
Von der kühnen Fahrt auf der Zukunft Ocean!"

(Ode „an Freund und Feind" 1781.)

Mit Homer und Virgil, den gepriesensten Epikern des Alterthums, war er vertraut geworden, und wohin wiesen die Aesthetiker seiner Zeit eifriger als auf das Epos, das als das höchste Kunstwerk des Dichters anerkannt ward? Klopstock fühlte in sich Muth und Kraft zur Ausführung. Zuvörderst suchte er durch die Werke der großen Meister und die Lehren der Theoretiker sich die Gesetze der epischen Dichtkunst klar zu machen.

„Bis zu der Schwermuth wurd' ich ernst, vertiefte mich
In den Zweck, in des Helden Würd', in den Grundton,
Den Verhalt, den Gang; strebte, geführt von der Seelenkunde,
Zu ergründen, was des Gedichts Schönheit sei;

Flog, und schwebt' umher unter des Vaterlands Denkmalen,
Suchte den Helden, fand ihn nicht: bis ich zuletzt
Müd' hinsank, dann wie aus Schlummer geweckt, auf einmal
Rings um mich her wie mit Donnerflammen es strahlen sah!"

(Ode „an Freund und Feind".)

In Quedlinburg war nicht blos die Grabstätte Heinrichs des Finklers; auch die Stelle seines Vogelherdes wurde in der Vorstadt gezeigt, und ähnlicher Reminiscenzen fanden sich mehr in der Umgegend. So war es natürlich, daß Klopstock, als er, von Vaterlandsliebe beseelt, nach einem nationalen Helden für sein Epos in der deutschen Geschichte sich umsah, auf Heinrich verfiel. Der Gedanke, die Erlösung des Menschengeschlechtes durch den Messias zu besingen, der wie im Traum plötzlich ihm aufstieg, verdrängte den früheren Plan. Poetisch stellte Klopstock selbst diese seine innere Umwandlung in der Ode „mein Vaterland" von 1768 dar:

„Früh hab' ich dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreier, zu singen.

Allein ich sah die höhere Bahn,
Und entflammt von mehr denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts!"

Religiöse Begeisterung hatte ihn zu diesem Stoffe hingezogen; sie war es auch, die ihn an sein Werk fesselte. Er konnte daher in späteren Jahren wohl zu dem Geständnis berechtigt sein, er wäre vielleicht nie Dichter geworden, wenigstens schwerlich Dichter geblieben, wenn ihn nicht der Gegenstand seines Gefühls, seiner Verehrung gehoben und gehalten hätte; hätte er je an der Darstellung desselben verzweifelt, hätte ihn je die begeisternde Kraft verlassen, die von demselben ausströmte, er würde seiner Neigung und Anlage nach die Bildung seines Geistes vielleicht darauf beschränkt haben, ein treuer Beobachter von Naturgegenständen zu werden.

Er nahm sich Anfangs vor, nicht vor seinem dreißigsten Jahre die Ausarbeitung zu beginnen, nicht eher, als bis er die vollkommene Herrschaft über seine Phantasie erlangt habe. Allein sein Inneres drängte gewaltsam zur Gestaltung dessen, was ihn im Wachen und in Träumen erfüllte. „Die Erinnerung, in der Pforte gewesen zu sein," schrieb Klopstock am 20. März 1800, als er dem Rector Heimbach ein Prachtexemplar der Messiade für die dortige Schulbibliothek zusandte, „macht mir auch deßwegen nicht selten Vergnügen, weil ich dort den Plan zu dem ‚Messias' beinah ganz vollendet habe. Wie sehr ich mich in diesen Plan vertiefte, können Sie daraus sehn, daß die Stelle vom Anfange des neunzehnten Gesanges bis zu dem Verse, der mit ‚um Gnade!' endigt, ein Traum war, der wahrscheinlich durch mein anhaltendes Nachdenken entstand." Als ihn diese Idee zuerst beschäftigte, kannte er Miltons „verlorenes Paradies" noch nicht aus eignem Studium. Bald darauf lernte er es in Bodmers Uebersetzung kennen und ward entzückt, so daß er in dem berühmten ersten Brief an den Züricher Kritiker (in lateinischer Sprache) gestand, die von Homer in ihm entzündete Flamme sei dadurch ganz angefacht und sein Geist zum Himmel und zur religiösen Poesie erhoben worden. Den besten Beweis,

wie angelegentlich er ſich mit der epiſchen Dichtkunſt und deren Literatur beſchäftigt und welch erhabene Anſichten er ſich von dem Weſen und den Anforderungen der Poeſie gebildet hatte, gibt die Rede, mit der er am 21. September 1745 von Schulpforta Abſchied nahm. Hier ſtellt er die epiſche Poeſie über alle andern Dichtungsarten; er vergleicht ſie der Erde ſelbſt, während die übrigen Gattungen nur als Theile der Erde anzuſehen ſeien. In den kurzen Charakteriſtiken der epiſchen Dichtungen der alten und neuen Literatur bewundert man eben ſo ſehr die große Beleſenheit des einundzwanzigjährigen Jünglings wie die Sicherheit und Beſonnenheit ſeines Urtheils. Homer, Virgil, die Lieblinge der epiſchen Muſe, werden geprieſen; an ſie ſchließt ſich Taſſo; Marini wird abgelehnt, der höchſte Ruhm dagegen Milton, dem erhabenen Sänger der Religion, zuerkannt. Unter den Franzoſen verdient am erſten noch Fénélon, der Autor des „Télémaque“, den Namen des Epikers, nicht aber Voltaire und die übrigen Heldendichter vor und neben ihm. Raſch geht Klopſtock über die neueren engliſchen und holländiſchen Dichter hinweg; dann wendet er ſich zu den deutſchen. Mächtig bricht da ſein patriotiſches Gefühl hervor. „Unwille ergreift mich, wenn ich, von gerechtem Zorn entbrannt, eine ſolche Schlaffheit unſeres Volkes ſehen muß. Mit niedrigen Tändeleien beſchäftigt, ſuchen wir den Ruhm eines ſchöpferiſchen Geiſtes; mit Gedichten, die nur deßhalb geboren zu ſein ſcheinen, um zu ſterben und zu vergehen, wagen wir, ach, des deutſchen Namens ganz unwürdig, nach jener heiligen Unſterblichkeit zu ringen. . . . . Wendet mir nicht ein, wir hätten doch Dichter, die, über das Mittelmäßige erhaben, an ihre Unſterblichkeit glauben können; ich ſpreche von der Epopöe, dem höchſten Werke der Poeſie: ſie hat bisher noch keinen Dichter unter uns gefunden . . . . . Wie ſehr wünſchte ich, daß ich dies in einer Verſammlung der vorzüglichſten Dichter Deutſchlands ſagen könnte! Die größte Freude

würde mich dann erfüllen, wenn ich's vermöchte, daß die Würdigsten zu diesem Werke von edler und heiliger Scham erglühten, so lange nichts für den Ruhm des Vaterlandes gethan zu haben. Wenn aber unter den jetzt lebenden Dichtern der vielleicht noch nicht gefunden würde, der sein Deutschland mit diesem Ruhm zu schmücken bestimmt ist, so werde geboren, großer Tag, der einen solchen Sänger hervorbringen wird! nahe dich schneller, Sonne, die ihn zuerst erblicken und mit sanftem Antlitz beleuchten soll! Ihn mögen die Tugend und nebst der himmlischen Muse die Weisheit in zarten Armen wiegen. Vor seinen Augen erschließe sich das All der Natur und die andern unzugängliche Größe der anbetungswürdigen Religion. Selbst die Reihe der künftigen Jahrhunderte bleibe ihm nicht ganz verborgen und dunkel. Von diesen seinen Lehrerinnen werde er gebildet, würdig des menschlichen Geschlechts, der Unsterblichkeit und Gottes selber, den er vorzüglich preisen wird!" Man kann in diesen Worten die Hindeutung auf die eignen Hoffnungen, die ihn zu seinem großen Unternehmen spornten, nicht verkennen; doch berührt er dieses nur kurz und bescheiden. „Dankbar werde ich", sagt er in einer Apostrophe an die Schulpforta, „stets deiner gedenken und dich als die Mutter des Werkes, dem ich in deinem Schoße nachzudenken begonnen habe, treu verehren."

Eine gründliche Vorbildung oder vielmehr eine auf jener Altersstufe seltene Reife des Geistes und Charakters brachte Klopstock auf die Universität Jena mit, wo er im Herbste 1745 die theologischen Studien begann. Er hörte philosophische Vorlesungen bei Daries, theologische bei Walch; doch erfahren wir über den Gang seiner wissenschaftlichen Studien nichts Näheres. Da ihm das wüste Leben in Jena nicht zusagte, so begab er sich schon nach einem halben Jahre um Ostern 1746, vornehmlich um mit seinem Vetter Johann Christoph Schmidt aus Langensalza zusammen zu sein, auf die Universität Leipzig.

Indeß fieng ſchon in Jena ſein Epos an ſich zu geſtalten. Aber der Schwung ſeiner Begeiſterung, die Kraft der aus ihr hervorſtrömenden Redefülle vermochte ſich den ſchleppenden Alexandrinern nicht anzubequemen; zu Trochäen konnte ſich Klopſtock eben ſo wenig entſchließen, wie er die von Milton gebrauchten zehnſilbigen Jamben im Deutſchen nachzubilden verzweifelte: ſo wählte er nach langem Sinnen jene poetiſche Proſa, in welcher ihm Bodmer mit dem Beiſpiele ſeiner Ueberſetzung des „verlorenen Paradieſes“ vorangegangen war. Allein in dem Streben, ſeinem Gedichte die höchſte Vollendung, auch der Form, mitzutheilen, konnte er ſich mit der Proſa nicht begnügen. In Leipzig machte er die erſten Verſuche, den Hexameter, deſſen Schönheit er längſt in den Epikern des Alterthums erkannt hatte, im Deutſchen nachzubilden. Die erſte Anregung dazu war ohne Zweifel von Gottſched ausgegangen, der in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt die Möglichkeit, deutſche Hexameter zu machen, durch einige keineswegs verächtliche Proben dargethan und den Gebrauch dieſes Verſes den jüngeren Dichtern mit eindringlichen Worten empfohlen hatte. „In dieſer neuen Art“, äußerte er, „müßten wir das Herz faſſen, endlich einmal ungereimte Verſe zu machen. . . . . Ich weiß wohl, daß dieſes deutſchen Ohren noch ziemlich fremde und unangenehm klingen wird. Allein denen, die einen lateiniſchen Vers Virgils oder Horatii in dergleichen Silbenmaß ohn' alle Reime ſchön finden, iſt es in Wahrheit eine Schande, wenn ſie eben dieſen majeſtätiſchen Wohlklang, den ſie dort bewundern, nur im Deutſchen entweder nicht hören oder doch verwerfen wollen. Meines Erachtens fehlt nichts mehr, als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrſamkeit noch an Witz noch an Stärke in ſeiner Sprache fehlt, auf die Gedanken geräth, eine ſolche Art von Gedichten zu ſchreiben und ſie mit allen Schönheiten auszuſchmücken, deren ſonſt eine poetiſche Schrift außer den Reimen fähig iſt. Denn wie ein Milton in Engelland ein ganz

Heldengedicht ohn' alle Reime hat schreiben können, welches itzt bei der ganzen Nation Beifall findet, so wäre es ja auch im Deutschen nicht unmöglich, daß ein großer Geist was Neues in Schwang brächte."

Professor Christ zwar eiferte gegen die Tollheit, den antiken epischen Vers in unserer Sprache nachahmen zu wollen; an einem Sommernachmittage jedoch machte sich Klopstock 1746 entschlossen an's Werk, und das ungewohnte Versmaß gelang ihm über Erwarten; in wenig Stunden hatte er eine Seite Hexameter zu Stande gebracht. Seitdem erklang seine Dichtung vom Beginn auf's neue in schwungvollerem Rhythmus. Nur sein Freund Schmidt, mit dem er auf einem Zimmer zusammenwohnte, war Zeuge seines poetischen Strebens. Als der erste Gesang in Hexametern vollendet war, bewirkte es ein glücklicher Zufall, daß auch Cramer, der in demselben Hause wohnte — es war das seines nachmaligen Schwiegervaters Radike —, in's Geheimnis gezogen wurde. Durch ihn wurde Klopstock der jungen Dichtergenossenschaft der Bremer Beiträger zugeführt. Er fand unter ihnen nicht sowohl eine Leitung, denn deren bedurfte er nicht, als die poesievolle Wärme der Freundschaft, die in ihm ihren beredtesten Sänger gewann. Zwar unterwarfen Cramer und Ebert sein Gedicht der strengsten Kritik, und Klopstock fügte sich ihr; aber für das beschränkte und durch die Pflicht gegenseitiger Prüfung beschränkende Streben der Beiträger war er schon zu selbständig. Die Freunde fühlten das auch, und fast bereuten sie später, den Anfang des „Messias" gedruckt zu haben. „Wir werden", äußerten bereits 1748 einige gegen Sulzer bei dessen Aufenthalt in Leipzig, „Klopstocken nicht ermuntern fortzufahren; er hat etwas unternommen, das über seine Kräfte ist."

Seit 1747 versuchte Klopstock auch die lyrischen Versmaße der Alten als ein „Lehrling der Griechen" in seinen Oden nachzubilden. Mit der Elegie „die künftige Geliebte", mit den

herrlichen Oden „auf meine Freunde“ (1767 „Wingolf“ betitelt), „an Giseke“, „an Ebert“ ward für die lyrische Poesie eine neue Bahn eröffnet; eine solche aus der Tiefe der Empfindung hervorquellende, in glänzenden Strahlen poetischer Fülle emporsteigende Sprache hatte Deutschland noch nicht vernommen. Allein zunächst war es noch nicht der Lyriker Klopstock, den es bewundern sollte, sondern der Epiker. Im vierten Bande der Bremer Beiträge erschienen 1748 die ersten drei Gesänge des „Messias“, womit er seine akademische Zeit gewissermaßen abschloß. Ein günstiges Geschick hatte für das erste Hinaustreten an die Oeffentlichkeit den richtigsten Moment ausersehen. Was unter andern Umständen ein Fehler gewesen wäre, ein Fragment in die Welt zu schicken, ward dies Mal der Weg zum Erfolg. Hätte Klopstock, wie er zuerst wollte, die Herausgabe seines epischen Gedichts bis zu dessen Vollendung verschoben, es wäre zu jeder andern Zeit ungleich kühler aufgenommen worden. Allein jetzt mußte es durch Form und Inhalt nach allen Seiten zünden. Was die Schweizer Kritiker Jahre lang in Streitschriften verfochten hatten, war in dieser Dichtung in Erfüllung gegangen; mehr als alle ästhetischen Abhandlungen vernichtete sie den Gottschedianismus wie mit einem Schlage und stellte sich an den Eingang einer neuen Literaturepoche. Bodmer erkannte dies augenblicklich; schon als ihm 1747 von Gärtner die ersten beiden Gesänge mitgetheilt wurden, nannte er sie „etwas Ungemeines“ und erkannte, daß Miltons Geist auf dem jungen Dichter ruhte. Er verkündigte Klopstocks Lob 1749 in den „neuen kritischen Briefen“ und bestimmte Georg Friedrich Meier zu seiner überschwänglich beifälligen „Beurtheilung des Heldengedichts der Messias“; dadurch richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter, die durch den Widerspruch der kritischen Urtheile aus Gottscheds Lager nur erhöht wurde. Auf Kanzel und Katheder ward das neue Dichtwerk bald gepriesen, bald geschmäht. Wo die einen

ein poetisches Meisterwerk sahen, fürchteten die andern die Rückkehr des lohensteinischen Schwulstes; wo die einen die heiligste religiöse Weihe, die erhebendste Erbauung fanden, stießen die andern den Weheruf der durch die Dichtung gefährdeten Rechtgläubigkeit aus. Gottsched, aus allen seinen Positionen gedrängt, schämte sich nicht, die dargebotene Hand zu ergreifen, und äußerte in seinem „bescheidenen Gutachten, was von den bisherigen christlichen Epopöen der Deutschen zu halten sei" (1752), daß er sich höchlich wundere, wie die Gottesgelehrten so ruhig sitzen und dem Unwesen zusehen könnten, ohne zu bedenken, welch einen unvermeidlichen Schaden die neuen geistlichen „Lügenden" in einer zur Freigeisterei und Religionsspötterei geneigten Zeit nothwendig anrichten müßten.

Während der „Messias" den Namen des jungen Dichters durch die deutschen Lande zu tragen begann, hatte dieser gegen Ostern 1748 die Universität verlassen und sich nach Langensalza begeben, wo er dem Sohne des Kaufmanns Weiß, eines Verwandten, Unterricht ertheilen sollte. Hier befand sich auch die Familie seines Oheims Schmidt, dessen Sohn sein Studiengenosse und innigster Freund in Leipzig gewesen war. Marie Sophie, die mit allen Reizen jungfräulicher Schönheit geschmückte Tochter des Hauses, hatte schon bei früheren Besuchen auf sein Herz Eindruck gemacht. Ein Briefwechsel während der akademischen Jahre begann ein engeres Seelenband zu knüpfen; sie schwebte ohne Zweifel bei der Elegie „die künftige Geliebte" dem Dichter vor und zog ihn auch jetzt nach Langensalza. Bei dem Wiedersehen im Frühjahr 1748 schlug diese Liebe in helleren Flammen empor und verschlang sich mit allem, was Edles und Erhabenes in seiner Seele war. So gab er in den Oden, die seine Geliebte unter dem Namen Fanny feierten, seiner zu religiöser Andacht verklärten Liebessehnsucht dichterisch Ausdruck. „Bardale" (früher „Aedon" genannt) geleitet uns zu den ersten

noch heiteren und hoffnungsvollen Frühlingstagen, welche dem Wiedersehen folgten. Da aber der Jüngling nur seine Liebe und seinen Dichterruhm, nicht zugleich Amt und Reichthum — seine Eltern waren ohne ihre Schuld in ihren Vermögensumständen zurückgekommen — in die Wagschale legen konnte, so fand er, obgleich nicht geradezu abgewiesen, doch nicht die Gegenliebe, die er gehofft hatte; er fühlte, daß er einem „Beglückteren", einem reicheren Bewerber werde weichen müssen. Die Oden „an Fanny", „der Abschied", „an Gott" sind die elegischen Ergüsse der Liebesschwermuth. Um diese Zeit arbeitete er zugleich an dem vierten Gesange der Messiade, wo die Liebessehnsucht einer reinen, jugendlichen Seele in Lazarus (später in Semida umgewandelt) und Cidli geschildert ist. Schmidt und Bodmer waren die nächsten Vertrauten, denen er sein liebekrankes Herz ausschüttete. Beide machten seine Wünsche zu ihrer eignen Angelegenheit und waren bemüht, sie zu fördern. „Und nun führe ich Sie noch", schrieb er am 10. August 1748 an Bodmer, „unter dem Versprechen des tiefsten Stillschweigens in das innere Heiligthum meiner Angelegenheiten. Ich liebe das zärtlichste und heiligste Mädchen, an welches meine dritte Ode gerichtet ist [‚die künftige Geliebte'], auf das zärtlichste und heiligste. Sie hat sich noch nie gegen mich erklärt und wird sich auch schwerlich gegen mich erklären können, weil unser Stand sehr verschieden ist. Aber ohne sie kann ich durchaus nicht glücklich sein. Ich beschwöre Sie demnach bei dem Schatten Miltons und Ihres seligen Knaben, bei Ihrem großen Geiste beschwöre ich Sie, machen Sie mich glücklich, mein Bodmer, wenn's Ihnen möglich ist." Auf einen theilnehmenden, tröstenden Brief Bodmers erwiderte Klopstock am 27. September mit religiöser Ergebung: „Ich weiß nicht, ob derjenige, dessen Schicksal mir so viel Schmerz ordnet, hier keine Glückseligkeit für mich sieht, wo ich so viel Glückseligkeit sehe, oder ob er vorhersieht, daß ich itzo die Freuden der ersten Um-

armungen auszuhalten noch nicht fähig sein werde, und daß er mich also erst ruhiger werden lassen will. So viel weiß ich, daß ich auf seinen ewigen Tafeln nicht den leisesten Zug ändern kann, und daß ich viel Beruhigung, insonderheit itzt, da ich dieses schreibe, darin finde, daß ich mich ihm unterwerfe, und daß ich derjenigen, die ich so unaussprechlich liebe, die allerreinste Glückseligkeit, auch wenn sie mich nicht wiederliebt, aus vollem Herzen wünsche."

Bodmer stellte darauf in einer eindringlichen väterlichen Epistel der Geliebten des Dichters die Pflichten vor, die sie als „seine irdische Muse" zu erfüllen habe: „Sie sollen den Poet mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe beseelen; Sie sollen ihm einen Geschmack der Freundschaft mittheilen, die macht, daß die ewigen Seelen von himmlischer Entzückung erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen. . . . . Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlösung Antheil. Die Nachwelt wird den ‚Messias' nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieser Gedanke wird allemal ein Segen sein. . . . . Nationen werden Ihnen dann nicht das Gedicht auf den Messias allein, sondern die Seligkeit mit danken, welche sie durch das Gedicht gefunden haben. Welche Last von Glückseligkeiten ist daran gelegen, daß der Poet das große Vornehmen vollende! Wie kostbar ist sein Leben Welten, die noch nicht geboren sind! Was für eine Verantwortung liegt auf denen, die ihn durch unwitzige Geschäfte, durch widrige Sorgen, durch eine stumme Wehmuth in seinem Umgange mit der himmlischen Muse stören, die das göttliche Gedicht dadurch an seinem Wachsthum verzögern!" In gleichem Sinne, nur jugendlich frischer, weniger zopfig und pedantisch sang damals Klopstock in der Ode „an Gott":

Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
Entgegenjauchzen, will ich mein volles Herz

In heißen Hallelujahliedern,
Ewiger Vater, vor dir ergießen! — — —
Das Lied des Sohnes, trunken in ihrem Arm
Von reiner Wolluſt, will ich erhabener
Enkeln, die gleich uns lieben, gleich uns
Chriſten ſind, ſeligen Enkeln ſingen!

Indeß wurde dadurch noch nichts geändert. Am 26. Januar 1749 bekannte er Bodmer, das Schickſal ſeiner Liebe habe ſich noch nicht entwickelt; da ihm noch „einige kleine Hoffnungen“ lächelten, lehnte er vorläufig Bodmers Einladung zu einem Beſuche in der Schweiz ab. Im Sommer 1749 heiterte ſich ſein Gemüth mehr auf, es kam ihm jetzt wahrſcheinlicher vor, daß er geliebt werde; „ſehr viel“, ſchrieb er am 7. Juni an Bodmer, „kömmt hierbei darauf an, daß ich mein Glück mache. Wie groß wird itzt das in meinen Augen, was ſonſt ſo klein in denſelben war! Ich weiß von Ihnen gewiß, daß Sie hierbei thun, was Sie thun können.“ Dazu wurden jetzt mehrere Pläne und Verſuche gemacht. Man dachte an eine Ausgabe des „Meſſias“ auf Subſcription, an eine Unterſtützung durch den Berliner Hof, den Prinzen von Oranien oder den Prinzen von Wales, bei dem ſich Haller durch den Leibarzt Werlhof verwandte, an eine Profeſſur in Göttingen oder Erlangen. Alle dieſe Hoffnungen ſchlugen fehl. Da Klopſtock um Oſtern 1750 ſeine Hauslehrerſtelle aufgeben mußte, in der ihn nur Fannys Nähe ſo lange feſt gehalten hatte, ſo verließ er im Mai Langenſalza, beſuchte ſeine Eltern in Quedlinburg und machte die Bekanntſchaft Gleims zu Halberſtadt, in deſſen Geſellſchaft er ſich dem heiterſten Genuſſe der Gegenwart hingab. Auch erfreute er ſich an neuen Ausſichten in die Zukunft. Abt Jeruſalem bot ihm eine Stelle an dem nach dem Vorbilde der engliſchen Collegien 1745 geſtifteten Carolinum in Braunſchweig an, wo bereits mehrere ſeiner Leipziger Studiengenoſſen eine Verſorgung gefunden hatten, ſo daß die Wiedervereinigung mit ihnen großen

Reiz für ihn haben mußte. Von einem andern Anerbieten meldete er am 6. Juni 1750 an Bodmer: „Hierauf habe ich nur vor wenig Tagen einen Brief mit dieser Nachricht bekommen. Der Herr Baron von Bernstorff, ehemaliger Gesandter des Königs von Dänemark in Paris, gehet von Paris zurück, die Stelle eines Staatsraths in Kopenhagen anzunehmen. Er kehrt in Hannover bei seinem Bruder ein, und sagt daselbst, er wolle mir bei seinem König eine Pension auswirken, und wenn mein ‚Messias' vollendet wäre, könnte ich eine Hofprediger- oder Professorstelle bekommen. Wenn ich nach Braunschweig gienge, sollte ich mich nicht auf lange Zeit einlassen, oder sollte mich sonst nicht weit entfernen, weil meine Gegenwart vielleicht bald in Kopenhagen nöthig wäre." Um eine Entscheidung seines Schicksals abzuwarten, schob Klopstock die Reise nach Zürich, wohin Bodmer ihn wiederholt und immer dringender eingeladen hatte, noch auf einige Wochen hinaus. Er besuchte noch Braunschweig und in Gleims Gesellschaft Magdeburg, wo er die Bekanntschaft des Predigers Sack und Sulzers machte. Ein Vorspiel zu dem Züricher Aufenthalt meldet uns ein Brief an Fanny: „Soll ich Ihnen diese Frauenzimmer beschreiben? Es würde zu lang werden. Ich will Ihnen nur sagen, daß es eine ungemein süße Sache ist (denn ich habe sie recht sehr und recht oft erfahren), wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebkost und zugleich verehrt wird. Ich habe von Lazarus und Cidli oft vorlesen müssen, mitten in einem Ringe von Mädchen, die entfernter wieder von Männern eingeschlossen wurden. Man hat mich mit Thränen belohnt. Wie glücklich war ich, und ach! wie viel glücklicher würde ich sein!" Doch verschweigt er nicht, daß er beim Abschiede die Mädchen alle mit einem Kusse belohnt habe. Am 13. Juli 1750 trat er, da von Kopenhagen noch keine Nachricht einlief, in Begleitung der Schweizer Sulzer und Schultheß die Reise nach Zürich an, wo er am 23. Juli anlangte.

Mit welchem Entzücken er in Bodmers Arme eilte, ſpricht die an ihn gerichtete Ode aus, und noch lebhafter malt ſich die heitere Stimmung, die ihn in dieſen glücklichen Tagen erfüllte, in ſeinen Briefen. „Ich habe ſchon die Freude ganz genoſſen," ſchreibt er am 25. Juli, „den ehrlichſten Mann das erſte Mal in meinem Leben zu ſehn, den ich, wenn ich ſonſt an ihn dachte, mir als einen entfernten, unvergleichlichen Freund vorſtellen mußte, welchen ich in meinem Leben niemals ſehen würde. Freude, wahre Freude iſt mir im vollſten Maße zu Theil geworden. So viele wahre Menſchen, die ich überdies habe kennen gelernt, und die mich lieben! — Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der ganzen Erde! — Wenn ich an die kleinern Freuden, an die ſchönen Gegenden, an den vollen Genuß dieſer ſchönen Gegenden, an die jugendliche, an die ſtillere Luſt der Geſellſchaft, an die offene Freimüthigkeit des Umgangs, wenn ich an dies alles denke, wie viel ich ſchon davon genoſſen habe, und wie viel mir noch bevorſteht, wie ſanft und mit wie vollem Herzen kann ich mich da dem Vergnügen ganz überlaſſen!" Der Gipfel der Freude war die Fahrt auf dem Züricher See, welche in der meiſterhaften Ode des Dichters ein unvergängliches Denkmal erhalten hat.

Acht junge Männer, lauter Verehrer Klopſtocks, hatten ſich auf Hirzels Vorſchlag vereinigt, dem berühmten Gaſte zu Ehren eine Luſtfahrt zu veranſtalten und dazu eben ſo viele junge Damen ausgewählt, welche durch Bildung und Sinn für Poeſie der Geſellſchaft des Meſſiasdichters beſonders würdig ſchienen. Am 30. Juli um fünf Uhr Morgens fuhren ſie in einem der größten Boote des Sees ab. Ein vorhergegangenes Gewitter hatte die Luft gereinigt; ſanfte Winde begleiteten die Fahrt und heiterten den Anfangs von leichtem Gewölk umzogenen Himmel auf, ſo daß die ſchöne Natur, welche die Ufer des Sees ſchmückt, ſich im hellſten Sonnenglanze vor dem Auge aufthat. Bei dem Land-

gute einer befreundeten Familie wurde Rast gemacht und gefrühstückt. Die herrlichste Aussicht über den See und seine Ufer breitete sich hier aus; „doch schien unser Dichter“ — schreibt Hirzel in der ausführlichen Schilderung, die er seinem Freunde Kleist von diesem frohen Tage gibt — „weniger davon gerührt als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfblick auszuspähen vorfand. Da lernte ich einsehen, warum Klopstock die meisten Gleichnisse in seinem göttlichen Gedichte aus der Geisterwelt hernimmt. Nie sah ich jemand die Menschen aufmerksamer betrachten; er gieng von einem zum andern, mehr die Mienen zu beobachten, als sich zu unterreden. Noch war uns ein neues Vergnügen bereitet; der ältere Sohn unsers ehrwürdigen Gastwirths, der eine nicht gemeine Stärke besitzt, den Flügel zu spielen, gab uns ein italienisches Solo zu hören. Klopstock belauschte auf den Gesichtern unsrer Mädchen den Eindruck, den die Musik machte; er schien darnach bestimmen zu wollen, welche die zärtlichste wäre.“ Nachdem man wieder zu Schiffe gestiegen war, wurde Klopstock aufgefordert, etwas aus den noch ungedruckten Gesängen des „Messias“ vorzulesen. Er wählte die im fünften Gesange enthaltene Schilderung von den unschuldigen Bewohnern eines Gestirns der Milchstraße, die den Tod nicht kennen, und denen der Stammvater das Elend der gefallenen und daher sterblichen Erdenbewohner, vornehmlich die Schrecken des Todes und der Trennung beschreibt. Es erfolgte eine wehmüthige Stille und eine ernsthafte Unterhaltung über das menschliche Elend, bis allgemach die Heiterkeit wieder siegte; und Klopstock selbst trug am meisten dazu durch sein munteres Gespräch bei, auf das immer die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet war. „Ueber seine Fröhlichkeit“, schreibt Hirzel, „herrscht freie Vernunft wie über seinen Ernst; seiner Witz begleitet seine Reden alle, deren Seele Gefälligkeit und Freude ist. Wenn uns seine ehrwürdigen Gedichte in eine zärtliche Wehmuth versetzten,

so erheiterte uns bald wieder sein aufgeweckter Geist und führte die vorige Freude zurück." Nochmals zu einer Vorlesung aus dem „Messias" aufgefordert, trug er die elegische Episode von Lazarus und Cidli aus dem vierten Gesange vor. „Unsere Schönen", erzählt Hirzel, „fanden sich in einer ganz neuen Welt. Solche Gedanken hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer eingeflößt; sie belohnten unsern göttlichen Dichter dafür mit Blicken voll Liebe. Man wagte nicht über jene himmlische Liebe zu sprechen, bis einer von der Gesellschaft das Stillschweigen mit der gelehrten Anmerkung unterbrach, nirgends hätte er noch die platonische Liebe so prächtig geschildert gesehen. Klopstock, der die wahre Liebe, die Tochter der Natur, allzu gut kennt, verwarf diesen Beifall und versicherte, daß er hier ganz eigentlich die zärtlichste Liebe im Auge gehabt habe, die ungleich höher wäre als die platonische Freundschaft; Lazarus liebte seine Cidli ganz und gar. Wir stimmten ihm aus vollem Herzen bei, und Plato war nicht unser Mann." Unter erheiternden Gesprächen kam man gegen Mittag nach Meilen, einem schönen Dorfe am See, wo die Gesellschaft an einer wohlbesetzten Tafel Platz nahm; beim Wein stieg die Fröhlichkeit und Vertraulichkeit. Man trank auf das Wohl der abwesenden Freunde,

„In des Vaterlands Schoß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand";

auch die Gesundheit der „göttlichen" Fanny wurde ausgebracht. Klopstock „erwiderte mit einem sanften Ernst, der die Empfindungen seiner großen Seele verrieth; doch ließ er den Ernst dieses Mal nicht siegen; er sah die frohe Gesellschaft an und trank und scherzte." Er war auch an diesem Tage am wenigsten aufgelegt, den schwermüthigen Liebhaber zu spielen. Ein Fräulein Schinz, die jüngste in der Gesellschaft, hatte ihn ganz gewonnen; wo in seiner Ode „der Zürcher See" jetzt Fanny genannt wird, war

Anfangs ihrer, „der fühlenden Schinzin“, gedacht. Klopstock selbst legt davon in einem Briefe an Fannys Bruder ein sehr naives Bekenntnis ab: „Das Mädchen in seiner siebzehnjährigen Unschuld, da es so unvermuthet so viel und ihm so neue Sachen hörte, und zwar von mir hörte, vor dem es sein schwarzes, schönes Auge mit einer so sanften und liebenswürdigen Ehrerbietung niederschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte und einmal in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte, ich sollte selbst bedenken, wie hoch derjenige von ihm geschätzt werden müßte, der es zuerst gelehrt hatte, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen — — — Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch sehr viel Küsse gegeben habe; die Erzählung möchte Ihnen sonst zu ernsthaft erscheinen.“ Unter Gesang fuhr die Gesellschaft am Mittag nach der Au hinüber, einer anmuthigen, von einem Eichenwalde gekrönten Halbinsel, wo der Besitzer des dortigen Landhauses, Zunftmeister Lavater, die Züricher Freunde und ihren gefeierten Gast freundlichst aufnahm. „Klopstock, von Freude belebt, hüpfte mit seinem Mädchen durch den Wald und half meiner Doris [Hirzels Frau] das Lied auf Hallers Doris singen.“ Nachdem man sich auf Spaziergängen zerstreut und die Reize des Ortes, von dem Klopstock sich stets eine Zeichnung als ein theures Blatt der Erinnerung aufbewahrte, nach allen Seiten genossen hatte, wurde gegen Abend die Rückfahrt angetreten. Klopstock las noch ein Fragment aus dem „Messias“, die Klagen des Abbadona, „des redlichsten Teufels, den je die Hölle sah“. Die Herzen der Mädchen waren so gerührt, daß sie einmüthig den Dichter baten, den reuevollen Teufel in seinen Schutz zu nehmen und ihm die Seligkeit zu schenken. Um den Ernst nicht überhand nehmen zu lassen, las Klopstock darauf eine anakreontische Ode seines Vetters Schmidt vor und sang Lieder von Hagedorn. Schon war die Sonne untergegangen, als man noch einmal ausstieg und eine

Strecke am Ufer fröhlich fortwanderte. „Klopstock erblickte von ungefähr eine kleine Insel; diese besetzten wir; fünf Freunde mit ihren Mädchen nahmen den ganzen Raum ein. . . . . Hier endlich eroberte Klopstock von dem sprödesten der Mädchen einen Kuß, und wir eroberten auch Küsse; denn wie wollten sie sich retten, die guten Mädchen, ohne die zarten Füße zu benetzen?“ Unter Sternenschein fuhr man der Stadt zu; Klopstock bat noch einmal Hirzels Frau, Hallers „Doris“ zu singen. Um zehn Uhr schloß sich der Reigen der schönsten Stunden —:

„In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein,
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!“

Dem Andenken an diesen froh genossenen Sommertag widmete Klopstock die Ode „der Zürcher See“, in welcher seine lyrische Poesie zwar nicht völlig aus dem Kreis der Betrachtung heraustrat, doch zuerst den erfrischenden Einfluß der heiteren Naturempfindung erfuhr.

So fand sich Ernst und Frohsinn in dem Charakter und in dem Leben des jugendlichen Dichters zusammen. Wohl mochten Bodmer und seine älteren Freunde verwundert sein, den Dichter der himmlischen Verzückungen, dessen Auge kaum auf der Erde zu weilen schien, so menschlich, so heiter zu finden und den in Liebesmelancholie zerfließenden Elegiker am Arme der Mädchen fröhlich dahinhüpfen und Küsse erhaschen zu sehen. War Bodmer schon hierüber ungehalten und sprach sich auch über einige Stellen der Züricher Ode mißbilligend aus, so hielt er noch weniger seinen Unwillen zurück, als Klopstock den Umgang mit ihm mehr mit der Gesellschaft jüngerer Freunde vertauschte. Es kam zwischen beiden zu einem förmlichen Bruche. An Sack schrieb Klopstock, er sei nach Zürich gereist, um an Bodmer einen Feind zu bekommen. Er verließ das bodmer'sche Haus, wo er zuerst gastliche Aufnahme gefunden hatte, und lebte mit andern Freunden zusammen, besonders mit Rahn, einem talentvollen jungen Kauf-

mann, der damals eine neue Art, auf weiße Seide zu drucken, erfunden hatte und zu einem darauf gegründeten Unternehmen sich mit Klopstock zu associieren Willens war. Klopstock, der jede neue Aussicht, sein äußeres Glück in der Welt zu machen, mit Begierde ergriff, schrieb darüber auch an Fanny (10. September 1750) und schloß mit der rührenden Liebesbitte: „Ich kann Ihnen, allerliebste Schmidtin, weiter nichts mehr sagen; denken Sie an meine vielen Thränen, an meine bangen Schmerzen der Liebe, die schon Jahre gedauert haben, und die ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören wollen, hart gegen mein blutendes Herz zu sein.“ Bald darauf giengen erwünschte Nachrichten aus Kopenhagen ein. Durch Vermittlung der Minister Johann Hartwig Ernst von Bernstorff und von Moltke hatte der König von Dänemark, Friedrich V., dem Dichter des „Messias“, damit er größere Muße zur Vollendung seines Gedichts habe, ein Jahrgehalt von vierhundert Reichsthalern bewilligt, das 1754 auf sechshundert Thaler erhöht ward. Klopstock beeilte sich nun, den vierten und fünften Gesang des „Messias“ zu vollenden, um dem Könige den ersten Band des Werkes überreichen zu können; zugleich verfaßte er die Ode an Friedrich V., welche als Widmung dem Gedichte vorgedruckt ward.

Im Februar 1751 reiste Klopstock von Zürich ab, mit Bodmer versöhnt und von ihm mit seinem besten Segen entlassen; freilich konnte dieser es noch lange nicht verschmerzen, daß der junge Dichter so wenig dem Idealbilde glich, das er sich von ihm gemacht. Mit aufrichtigem Danke dachte hingegen Klopstock nicht blos in den Briefen, die er bald nach seiner Abreise an Bodmer und die übrigen Züricher Freunde schrieb, sondern bis in das späteste Alter an die Schweiz zurück; er bekannte, daß er hier erst in die Welt gekommen sei, nachdem er vorher nur auf Schulen gewesen. Während der langsamen Postreise nach Quedlinburg verfaßte er die Ode „Friedrich V.“, welche an

Bernstorff und Moltke gerichtet und als der erste Gruß des Dankes für die günstige Wendung seines Geschicks anzusehen war. Den März brachte er (Langensalza vermied er dies Mal) größtentheils zu Quedlinburg im Kreise seiner Familie zu, besuchte in Braunschweig seine Freunde und nahm über Hamburg seinen Weg nach der dänischen Hauptstadt. Mit Schmerz erfüllte ihn der Abschied von Eltern, Geschwistern und Freunden; tief ergriff ihn vor allem der letzte Besuch bei der geliebten Großmutter. Noch bei seiner Abreise nach der Schweiz war sie frischen Alters gewesen; jetzt fand er sie ganz verwandelt. Bleich saß sie, den Fuß auf doppelte Teppiche hingesenkt, den Stab in der Hand, mit starrem Auge und nahm an dem Geschick des Enkels, den sie so sehr geliebt hatte, keinen Antheil; doch zog es ihn noch stets zu ihr hin: oft besuchte er sie. Als er endlich kam, um Abschied zu nehmen, raffte sie noch einmal ihre Kraft zusammen; neubelebt erhob sie sich, kaum des Stabes bedürfend, richtete hoch ihr Haupt empor; ihr Auge gewann wieder Leben, die Stimme Klang. Sie legte ihm die Hand auf die Stirne und segnete ihn mit Worten höherer Begeisterung. Der Eindruck dieser Scene blieb Klopstock unvergeßlich; sechsundsiebzig Jahre alt, dichtete er im Andenken an sie die Ode „der Segen".

In Hamburg machte er die persönliche Bekanntschaft Hagedorns, nach der ihn oft schon verlangt hatte. Auf den Wunsch seines Freundes Giseke lernte er dort eine Verehrerin seines „Messias", Meta Moller, die Tochter eines Hamburger Kaufmanns (geboren am 16. März 1728), kennen, nicht ahnend, daß dieser Besuch für die Zukunft seines Lebens so bedeutungsvoll werden sollte. Auf sonderbare Weise war Meta mit dem „Messias" bekannt geworden. Bei einer Freundin, die sie besuchte, sah sie Haarwickeln liegen; sie nahm eine in die Hand, fand sie mit Versen bedruckt, welche die Freundin für unverständliches, dummes Zeug erklärte; neugierig geworden, erkundigte sie sich nach dem

Buch und begann sogleich die Lectüre. Ueber den Eindruck derselben schrieb sie im März 1758 an Richardson: „Einst in einer glücklichen Nacht las ich meines Mannes Gedicht, den ‚Messias'. Ich war sehr gerührt. Den folgenden Tag fragte ich einen Freund [Giseke] nach dem Autor dieses Gedichts, und dies war das erste Mal, daß ich Klopstocks Namen hörte. Ich glaube, ich liebte ihn gleich; meine Gedanken waren immer erfüllt mit ihm, weil sein Freund mir so vieles von seinem Charakter sagte. Doch hatte ich keine Hoffnung ihn zu sehen, bis ich unerwartet erfuhr, daß er durch Hamburg kommen werde. Gleich schrieb ich demselben Freunde, er möge mir Gelegenheit verschaffen, den Verfasser des ‚Messias' zu sehen, wenn er nach Hamburg komme. Dieser erzählte ihm, daß ein gewisses Mädchen in Hamburg ihn zu sehen wünsche, und zur Empfehlung zeigte er ihm einige Briefe, worin ich kühne Kritiken über Klopstocks Verse gemacht hatte. Klopstock kam, und kam zu mir [4. April 1751]. Ich muß bekennen, so große Vorstellungen ich mir auch von seinen Vorzügen machte, so hatte ich mir nimmer einen so liebenswürdigen Jüngling gedacht, als ich fand. Dies machte Eindruck. Nachdem ich ihn zwei Stunden gesehen hatte, war ich genöthigt, den Abend in einer Gesellschaft zuzubringen, welche mir nie lästiger gewesen war. Ich dachte, ich sah nichts als Klopstock. Den anderen Tag sah ich ihn wieder, auch den folgenden, und wir waren ganz ernsthaft Freunde; aber den vierten Tag reiste er ab. Es war eine ernste Stunde, die Stunde des Abschieds. Er schrieb bald nachher, und von dieser Zeit an war unser Briefwechsel recht fleißig." Unmittelbar über den Eindruck, den Klopstock auf sie gemacht, und über die leidenschaftlich wachsende Neigung beider berichtete Meta in gleichzeitigen Briefen an Giseke. Sie gehören zu den köstlichsten Schätzen unserer Literatur, alle durchdrungen von wahrer, hinreißender Empfindung glücklicher Liebe, belebt von natürlicher Frische und gewinnender Herzlichkeit. Metas liebens-

würdiges, anmuthiges, munteres Weſen — ſie iſt vielleicht die edelſte unter all den Frauen, die durch ihr Verhältnis zu Dichtern und Schriftſtellern Einfluß auf die deutſche Literatur gewannen — ſpiegelt ſich in ihren Briefen auf die ſchönſte Weiſe wieder. Den Eindruck, den Klopſtock von ihr aus Hamburg mit fortnahm, ſchilderte er am 1. Mai 1751 in einem Briefe an Gleim: „Dieſes Mädchen iſt im eigentlichſten Verſtande ſo liebenswürdig und ſo voller Reize, daß ich mich bisweilen kaum enthalten konnte, ihr insgeheim denjenigen Namen zu geben, der mir der theuerſte auf der Welt iſt. Ich bin oft und lange bei ihr allein geweſen. Ich habe ihr viel von meiner melancholiſchen Geſchichte erzählen müſſen. Wenn Sie, mein Gleim, hätten ſehen ſollen, wie ſie mir zuhörte, wie ſie mich manchmal unterbrach, wie ſie weinte — — und wie ſehr ſie meine Freundin geworden iſt! — Dieſes Mädchen litt ſo viel, ſo unausſprechlich viel, und ſie war doch diejenige nicht, um derentwillen ich ſo viel gelitten habe. Was muß ſie für ein Herz haben!“

Indeß war Klopſtock in Kopenhagen auf das freundlichſte empfangen worden. Die Miniſter Bernſtorff und Moltke behandelten ihn als ihren Freund, und er war manche Stunden in der auserleſenen Geſellſchaft, die ſich um ſie verſammelte. Auch von dem vortrefflichen jungen König erhielt er viele Beweiſe ſeiner Gunſt; er verlebte mit ihm mehrere Sommermonate (1751) auf dem Luſtſchloſſe Friedensburg, wo er ſich ungeſtört ſeinen dichteriſchen Arbeiten hingeben konnte. Die Ode „Friedensburg“, in welcher das innige Verhältnis des Dichters zur Natur einen milden Ausdruck fand, entſtand in jenen Tagen. Inzwiſchen erſchien der erſte Band des „Meſſias“ (Halle, 1751), welcher außer den verbeſſerten erſten drei Geſängen den vierten und fünften Geſang enthielt, und beſchäftigte auf's neue die Kritik.

Das liebebedürftige Herz unſers Dichters hatte noch keinen Frieden gefunden. Noch klammerte es ſich leidenſchaftlich an den

Gedanken an, sich Fannys Besitz zu erringen; seine Briefe an Fanny, ihren Bruder, der sich jetzt weniger warm als früher für ihn verwandte, und an Gleim geben Zeugnis davon. Das geliebte Mädchen blieb sich in ihrer spröden Haltung immer gleich; sie wechselte noch Briefe mit ihm, ohne sich nach irgend einer Seite hin zu entscheiden. So geneigt Klopstock auch jetzt noch war, ihr Benehmen zu entschuldigen, so mußte er doch schon die Frage aufwerfen, ob sie ein so gefühlvolles Herz wie er habe. Noch wollte er, wie früher Bodmern, seinen Freund Gleim zum Vermittler wählen; doch der Vater wies dies zurück und äußerte gegen Gleim, er möge seinen Sohn herumlenken helfen; einen bessern Freundschaftsbeweis könne er ihm nicht geben. „Manchmal wünsch' ich," schrieb Klopstock am 30. October an Gleim, „daß ich sie niemals gesehn, nie ihren Namen hätte nennen hören; so könnte doch mein Herz durch das große Glück der Liebe glücklich werden, so könnte ich vielleicht eine andre lieben. Aber das kann ich nun nicht." So sehr er sich auch selbst noch zu täuschen geneigt war, lag doch in diesen Worten schon, daß er „die andre" liebte, daß Meta in seinem Herzen gesiegt hatte. Seit dem Winter wurden seine Briefe an Meta oder, wie er sie gerne nannte, Clärchen wärmer und konnten das Geständnis der Liebe nicht mehr zurückhalten. „Ich wußte es", schrieb er im Juli 1752 an Cramer, „gegen das Ende des vorigen Jahrs ganz gewiß, daß ich mein Clärchen liebte, und hatte es schon nicht lange nach der Zeit, da ich sie vor einem Jahre verließ, sehr zu empfinden angefangen, diese Empfindungen sehr oft in Briefen nicht ganz unverrathen gelassen, endlich nicht mehr verschweigen können ..... und hierauf (seit dem December 1751) war ich zwar nicht ganz ohne Hoffnung; und diese Hoffnung, weil sie mir so oft und mit so vielem Rechte sehr ungewiß vorkam, so war sie mit allen Schmerzen der Liebe sogar bis einige Tage nach meiner Ankunft begleitet." Im Frühling 1752 reiste der König nach Holstein,

um sich in seiner Trauer zu zerstreuen: er hatte im December 1751 seine edle Gemahlin Luise verloren. Klopstock, der seiner hohen Verehrung für die Königin eben in der Ode auf ihren Tod poetisch Ausdruck gegeben hatte, war im Gefolge Friedrichs V. Sogleich eilte er nach Hamburg zu Meta, und schon nach einigen Tagen erfolgte das beiderseitige Geständnis herzlicher Liebe. Die zart gefühlten Oden „an Sie", „Ihr Schlummer", „der Verwandelte", „das Rosenband", „an Cidli" (diesen Namen gab er der Geliebten in seinen Gedichten) schildern die glücklichen Empfindungen des „Liebend-Geliebten", nicht minder die Briefe jenes Liebesfrühlings. Am 8. Juli schrieb er an Gleim: „Ich sage Ihnen, daß ich unaussprechlich glücklich bin ...., daß ich die kleine Moller liebe ...., daß sie mich so sehr liebt, als sie geliebt wird, und daß sie die geliebteste unter allen geliebten Mädchen ist." Meta machte hiezu die Nachschrift: „Hätten Sie wohl gedacht, daß die Moller in Hamburg so glücklich sein würde? Nein! das dachten Sie wohl nicht, daß Klopstock noch einmal so ein Mädchen lieben würde! — O, wenn Sie wüßten, wie er geliebt wird! das übertrifft alles, sogar Klopstocks Liebe selbst; doch nur ein bischen! denn er liebt mich recht sehr." Und welch edles Gefühl spricht sich in den Zeilen an Klopstock aus: „Ich küsse dich auch für alles, was du an Fanny geschrieben hast. Ach, Klopstock, an die Zeit muß ich nicht denken. Mir kommen sehr oft die Thränen in die Augen, wenn ich denke, was du alles mußt ausgestanden haben. Ich kann das sehr gut fühlen. Könnte ich dir doch das wieder belohnen! Itzt kann ich es noch nicht, aber wenn ich erst deine Frau bin, dann kann ich es, und dann will ich es thun. Ja, Klopstock, du sollst als Frau dir keine bessere wünschen können, als ich sein werde." Von Hamburg aus machte Klopstock im Sommer einen Ausflug nach Quedlinburg. Mit den Freunden in Braunschweig, Quedlinburg und Halberstadt, Gärtner, Ebert, Giseke, Cramer, Gleim, Ramler, verbrachte er fröhliche Tage.

Seine dichterische Muse war durch das glückliche Gefühl, das seine Seele jetzt hob, sowie durch den Verkehr mit den Lieben in der Heimath freudig erstarkt. Energischer als je zuvor sprach sich sein stolzes Vaterlandsgefühl in den Oden „Fragen" und „die beiden Musen" aus, und die balladenartige Ode „Hermann und Thusnelda" feierte zum ersten Mal den Helden, welchen nachmals seine Poesie gleich dem „Messias" zu verherrlichen suchte. Im Herbste kehrte er nach Kopenhagen zurück — auf der Reise entstand wahrscheinlich das kleine Gedicht „Furcht der Geliebten" — und arbeitete fleißig an der Messiade, durch deren Herausgabe er sich überdies einige Erleichterung für seine bevorstehende häusliche Einrichtung zu verschaffen hoffte, weßhalb er wegen einer Subscription auf den zweiten Band des Gedichts in jenen Jahren viel verhandelte. Da Metas Mutter (der Vater war bereits verstorben) noch zögerte, in die Verbindung ihrer Tochter mit „einem Fremden" zu willigen, und endlich nur widerstrebend den Bitten derselben nachgab, so ward die Hochzeit noch verschoben. Das ganze Jahr 1753 verbrachte Klopstock in Dänemark. Am 10. Juni 1754 erschien endlich der ersehnte Tag, wo die Liebenden zu Hamburg getraut wurden. Klopstock reiste dann mit der jungen Frau nach Quedlinburg, um sie den Eltern vorzustellen, welche die neue Tochter auf's herzlichste empfiengen. Doch ward bald darauf die Freude getrübt, da Klopstock von einem hitzigen, nicht ungefährlichen Fieber befallen wurde; es verwandelte sich dann in ein Wechselfieber, das ihn erst im Herbst verließ. Im October wurde die Rückreise nach Kopenhagen angetreten.

Es folgten Jahre voll freudigen poetischen Schaffens und erfüllt vom schönsten Glück liebevoller Häuslichkeit, in welchem Klopstock seine kühnsten Hoffnungen erfüllt sah. Wie könnte man die eheliche Zärtlichkeit, die treue Anhänglichkeit innig verbundener Seelen reizender malen, als Meta in ihren Briefen es that!

Ein Jahr nach ihrer Vermählung schrieb sie (am 11. Juni 1755) von Lyngbye aus, wo Klopstock bei seinem dort etablierten Freunde und Schwager Rahn die Sommermonate zuzubringen pflegte, an ihre Schwester: „Sogleich beim Erwachen sagte ich: Heute vor einem Jahre, mein Klopstock! — Gott sei Dank! Gott sei Dank! sagte er. Das hat er gestern wohl hundertmal gesagt. Und dann hat er auch gesagt: Frau nach meinem Herzen! beste Frau! einzige Meta! du Engel! du mein Herz und meine Seele! Ja, das hat er gesagt und noch vieles dergleichen. Ach, und das hat er schon ein ganzes Jahr gesagt. Ach meine Schwestern! ach meine Mutter! ach alle meine Lieben! wie glücklich bin ich! wie glücklich ist eure Meta! Ein ganzes Jahr habe ich nun schon meinen Klopstock! Und weiß es, daß er der Mann ist, den ich mir von ihm vorstellte. Ihr Lieben vergeßt doch nicht, Gott immer für mich zu danken. Du Kleinmüthige, du hattest das nimmer erwartet!" Und so geht es durch die weitere Reihe der wenigen Jahre, die ihr das schönste Erdenglück bereiteten, fort. „Wenn du so viel über Klopstock empfindest," schrieb sie im März 1757 an dieselbe Schwester, „wenn du im ‚Messias' liest, so kannst du denken, was ich empfinden muß, wenn ich ihn arbeiten sehe und meine Seele dann unaufhörlich den Gedanken denkt: Er ist dein Mann! Ja, ich bin die allerglückseligste Frau! Einen Mann zu haben, dessen Eigenschaften alle so groß, so schön und so gut sind als Klopstocks Genie — das ist Glückseligkeit!" Metas Briefe an Richardson, mit dem sie eine Correspondenz in englischer Sprache unterhielt, lassen uns ebenfalls in dies häusliche Glück und zugleich in die Werkstatt des Messiasdichters blicken: „Es ist ein entzückendes Vergnügen für mich," schrieb sie am 6. Mai 1758, „Sie mit dem Gedichte meines Mannes bekannt zu machen. Niemand kann es besser als ich, da ich diejenige bin, welche das meiste von dem kennt, was noch nicht bekannt ist, indem ich bei der Geburt der jungen Verse zugegen

bin, welche in Fragmenten beginnen, hier und da, bei Gegenständen, mit denen seine Seele erfüllt ist. Er hat verschiedne große Fragmente des ganzen Werks fertig. Sie werden denken, daß zwei Personen, die sich so lieben wie wir, nicht zwei Zimmer nöthig haben; wir sind immer in demselben. Ich still, still mit meiner kleinen Arbeit, sehe nur manchmal das liebliche Antlitz meines Mannes, welches so ehrwürdig ist in Thränen der Andacht bei dem Erhabnen seines Gegenstandes. Mein Mann liest mir seine neuen Verse und erlaubt mir meine Kritiken." Auch in einem Briefe an die Schwester vom November 1755 erwähnte sie, daß er am „Messias" immer mit Thränen in den Augen arbeite. Da Klopstock eine sehr unleserliche Hand schrieb und sein Manuscript für den Druck erst durch die Hände der Abschreiber gehen mußte, so übernahm Meta diese Mühe mit „erstaunlicher Freude". So treu schmiegte sich ihr Geist dem seinigen an, daß sich in ihren eignen schriftstellerischen Versuchen der Abdruck seiner dichterischen Eigenart wiederfindet. Daher konnte sie auch dem Triebe nicht widerstehen, tagebuchartig sein Leben zu beschreiben. „Meine Absicht", äußerte sie darüber, „ist eigentlich nur, mich bei dem, was seinen Charakter betrifft und was einige Verbindung mit dem ‚Messias' hat, aufzuhalten." Diese Aufzeichnungen sind jedoch nicht in die Oeffentlichkeit gelangt. Allein dem Glück sollten auch schmerzliche Ereignisse folgen. Am 28. October 1756 verlor Klopstock seinen Vater durch den Tod. „Cramer hat uns eben die Nachricht von Quedlinburg gebracht," schrieb Meta an ihre Schwester. „Welch eine Stube voll Betrübten ist hier! Mein, mein Klopstock! Aber er betrübt sich wie ein Mann und wie ein Christ. Stille Thränen, gen Himmel geschlagene Augen und gefaltete Hände, das ist seine Betrübnis. Das erste nach der ersten, langen Stille war: Ich habe dich noch! — und umarmte mich mit vieler Inbrunst." Aber auch dies theuerste Besitzthum sollte ihm nicht lange mehr bleiben. Nach mehreren getäuschten

Hoffnungen schien sich für Meta im Sommer 1758 endlich der Wunsch erfüllen zu sollen, Mutter zu werden. „Ein Sohn von Klopstock," ruft sie mit froher Sehnsucht aus, „o wann werde ich ihn haben!" Sie begab sich zu den Ihrigen nach Hamburg, um dort ihre Entbindung zu erwarten und — um ihr Grab auf dem heimathlichen Boden zu finden. Sie war auf den Tod lange vorher gefaßt. „Gott mag mir geben, was er will" — heißt es vom 10. September in einem der rührenden, Liebe athmenden Briefe, die sie ihrem damals noch entfernten Gatten schrieb — „ich bin immer glücklich, ein ferneres Leben mit dir oder ein Leben mit ihm! Aber wirst du mich auch so leicht verlassen können als ich dich? da du nur in dieser Welt bleibst, und in einer Welt ohne mich? Du weißt, ich hab' immer gewünscht, die Nachbleibende zu sein, weil ich wohl weiß, daß dies das schwerste ist. Doch vielleicht will Gott, daß du es sein sollst, und vielleicht hast du mehr Kräfte."

Im September reiste Klopstock nach Hamburg und brachte ihr durch seine Nähe in den schweren Stunden ihres letzten Kampfes den Trost des Glaubens und der Liebe, ein Zeuge ihrer engelgleichen Geduld und Ergebung. Niemand wird ohne Rührung und Erhebung die Geschichte ihrer letzten Lebensstunden in den Briefen lesen, mit denen Klopstock 1759 die kleine Sammlung ihrer hinterlassenen Schriften eingeleitet hat. In der Scene zwischen Gedor und Cidli im fünfzehnten Gesange des „Messias" (Vers 419—475) hat er das Gedächtnis ihrer Sterbestunde erneuert; ähnlich beschrieb er den Moment ihres Abschieds in einem Briefe an Cramer acht Tage nach ihrem Tode. „Du hast wie ein Engel ausgehalten," sagte Klopstock zu ihr; „Gott ist mit dir gewesen! Gott wird mit dir sein! der Allerbarmherzigste ist mit dir gewesen! Sein großer Name sei gepriesen! Er wird dir helfen. Wenn ich das Unglück hätte, kein Christ zu sein, so würde ich es itzt werden! Sei mein Schutzengel, wenn es unser Gott zuläßt!" —

„Du bist der meinige gewesen!“ erwiderte Meta. — „Sei mein Schutzengel,“ wiederholte Klopstock, „wenn es unser Gott zuläßt!“ — „Wer wollte das nicht sein!“ sagte sie; er drückte ihr noch einmal die Hand und eilte fort. Wenige Minuten später war sie verschieden — am 28. November 1758. Den todten Sohn im Arm, ward sie in's Grab gelegt. „Sie ist noch nicht“, schreibt Klopstock am 10. April 1759, „an der Stelle begraben, wo ich einmal bei ihr zu ruhen wünsche. Ich will unser Grab in Ottensen oder auf einem andern Dorfkirchhofe weiter an der Elbe hinauf machen lassen. Ich werde eine schöne Gegend um derer willen aussuchen, die sich im Frühlinge der Auferstehung freuen mögen.“ So geschah es denn auch. Ein einfacher Denkstein trägt die von Klopstock verfaßte Inschrift, und die Schwestern pflanzten zwei Linden neben das Grab, die jetzt auch des Dichters Gruft beschatten — „Saat von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen!“ Sein Schmerz war zu groß, als daß er sie, die „die Glückseligkeit seines Lebens“ gewesen war, in poetischen Elegien hätte verherrlichen können; doch versagte er sich den Trost nicht, durch die Herausgabe ihrer kleinen Aufsätze und Dichtungen ihr ein Gedächtnis im Herzen der Freunde zu stiften.

Im Beginn der glücklichen Zeit seiner Ehe hatte Klopstock die Arbeit am „Messias“ rasch gefördert und die epische Erzählung mit dem zehnten Gesange bis zum Kreuzestode geführt. Da er den Gedanken an einen Druck auf Subscription aufgeben mußte, ließ er die ersten zehn Gesänge, die gelungenere Hälfte des großen Gedichts, 1755 in einer doppelten Ausgabe erscheinen, einer Kopenhagner, die er Anfangs auf eigne Kosten drucken lassen wollte, aber vom Könige zum Geschenk erhielt, und einer hallischen, über deren Verlag er sich mit dem Buchhändler Hemmerde, dem Verleger des früheren ersten Bandes, verständigte. Nun gestattete er sich einige Ruhe und wandte sich wieder zur lyrischen Poesie. In dieser trat jetzt ein folgenreicher Wendepunkt

ein. Die aus den Verhältnissen des wirklichen Lebens hervorklingenden vollen Töne der tiefen, echt menschlichen Empfindung verlieren sich mehr und mehr; der Dichter reißt sich meist los von dem Boden des wirklichen Lebens und verweilt bei den Abstractionen der religiösen Poesie, in der das Gefühl einer überirdischen Seligkeit sich in Exclamationen erschöpft und der concrete Ausdruck ihm oft unter den Händen entschlüpft. Seine ästhetische Theorie unterschied zwischen dem erhabenen religiösen Gesange und dem zum Volke sich „herunterlassenden" Liede; beide Gattungen der lyrischen Poesie baute er an. Seit 1756 dichtete er *geistliche Lieder*, deren erster Theil 1758 erschien — er enthielt zugleich Umdichtungen mehrerer älterer Kirchenlieder —, der zweite 1769; an diese schlossen sich die *Hymnen*, welche zum großen Theil den Jahren 1758 und 1759 angehören. Eine stofflich dem „Messias" verwandte Dichtung ist die 1757 vollendete sentimental-elegische Idylle in dramatischer Form „*der Tod Adams*".

Klopstocks Leben, das bis dahin mit seiner Poesie in engster Verbindung stand, berührt sich von jetzt an nur noch selten mit seinen Gedichten; Klopstock, der heitere, lebensfrische und durch muntere Geselligkeit liebenswürdige Mann, der in seinen Briefen und in den Schilderungen seiner Freunde durch sein rein menschliches, natürliches Wesen, das aller schlaffen Sentimentalität abhold zu sein scheint, uns anzieht, ein Jüngling noch im Freundeskreis und von froher Jugend umringt, erscheint nur selten mehr in seinen Dichtungen; in diesen gefällt er sich besser auf einer erkünstelten Höhe, an der der Verstand mehr Antheil hat als das Gemüth. Die volle menschliche Empfindung bricht fast nur noch in den kleineren Oden hervor, die er dem Andenken an die geschiedenen Freunde widmet, „die frühen Gräber" (1764), „die Sommernacht" (1766), „die Erinnerung" (1795). Sie zählen zu den vollendetsten Gebilden der klopstockischen Muse; in einigen von ihnen gelingt dem Dichter, was im allgemeinen erst durch

Goethes Lyrik möglich wurde, Empfindungen, auch ohne daß ein bestimmtes Wort sie ausspricht, in der dichterisch-musikalischen Stimmung vernehmbar ausklingen zu lassen.

Nach Kopenhagen im August 1759 zurückgekehrt, lebte er in innigem Verkehr mit einigen geistvollen deutschen Männern, die sich in der dänischen Hauptstadt zusammenfanden, Cramer, dessen Zeitschrift „der nordische Aufseher" er in jenen Jahren mit mehreren poetischen und prosaischen Arbeiten ausstattete, Gerstenberg, Sturz und andern. Der letztere gibt in einer formal-vollendeten Schilderung ein Bild Klopstocks aus jenen Jahren frischer, männlicher Kraft, die beste Charakteristik, die wir von einem Zeitgenossen über den gefeierten Sänger besitzen: „Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließet über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bei Höhern einschmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück, nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr ..... Selten findet ihr ihn in der sogenannten guten Gesellschaft ..... Dafür zog Klopstock lieber mit ganzen Familien seiner Freunde auf's Land; Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Oerter, finstre, schauervolle Gebüsche, einsame, unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns drein ..... Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wenn er so mit einer Reihe Knaben daherzog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt; aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur ..... Eislauf predigt er mit der Salbung

eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken ..... Kaum daß der Reif sichtbar wird, so ist es Pflicht, der Zeit zu genießen und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuspüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Wasserſammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab ..... Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter." Auch in seiner Poesie verherrlichte er dieses uralte germanische Vergnügen. Im Jahre 1764 entstand die treffliche Ode „der Eislauf", an die sich die späteren „Braga", „die Kunst Tialfs" und „der Kamin" anschlossen. Wiederholt warnt er in ihnen vor den Gefahren des Schlittschuhlaufes; denn er wäre beinahe selbst im Anfang des Jahres 1762 auf dem See bei Lyngbye ein Opfer seiner Verwegenheit geworden. Das noch nicht fest gefrorene Eis brach unter seinen Füßen ein. Sein Retter ward Beindorf, dessen er in einer seiner letzten Oden dankbar gedacht hat; Klopstock behielt in der Todesgefahr so viel Geistesgegenwart, daß er dem jungen Manne, der ihm die Hand zu reichen bemüht war, Anweisung zu geben vermochte, wie er ihn, ohne selbst mit einzubrechen, herausziehen könne.

Im Sommer 1762 begab sich Klopstock wieder nach Deutschland und verweilte in den heimathlichen Gegenden am Harz volle zwei Jahre. Er lebte abwechselnd in Quedlinburg bei den Seinigen, in Halberstadt bei Gleim oder in Magdeburg bei dem ihm eng befreundeten Kaufmann Bachmann, einem Manne von ausgebreiteten gelehrten Kenntnissen. Sehr behagte ihm das Landleben auf dem Gute des Herrn von Asseburg im Selkethale. In dieser belebenden Umgebung, die seinem Geiste neue Schwingen gab, ergriff ihn auch eine warme Liebesneigung zu einem „süßen" Mädchen in Blankenburg, welches er Done nennt, Luise Sidonie Wilhelmine Elisabeth Diedrich (1742 geboren). Ein zartes Gedicht an sie aus Halberstadt, 2. December 1762, das mit der Strophe anfängt:

Du zweifelst, daß ich dich wie Meta liebe? —
Wie Meta lieb' ich, Done, dich!
Dies saget dir mein Herz voll Liebe,
Mein ganzes Herz!

fehlt in der Sammlung seiner Gedichte, da er, wie seine Briefe an Gleim bezeugen, diese Angelegenheit mit größter Verschwiegenheit behandelte. Seine Bewerbung war Anfangs hoffnungsvoll. „Ich bin nun", schreibt er am 15. December 1762 an Gleim, „schon wieder acht Tage hier, und ich entdecke an dem sehr geliebten Mädchen täglich neue Eigenschaften des Herzens, die mich sehr glücklich machen. Sie ist bisher noch immer ein wenig zurückhaltend gewesen, und daher kömmt es, daß ich mit der Abnahme ihrer Zurückhaltungen immer etwas Neues entdecke." Vornehmlich der reiche und anspruchsvolle Vater, der seine Tochter nicht gern so weit außer dem Lande geben wollte, trat dieser Verbindung hinderlich in den Weg; alle Versprechungen Klopstocks, auch der Titel eines Legationsrathes, der ihm gerade damals ertheilt worden war, thaten keine Wirkung. Mit dem Sommer des nächsten Jahres wurde das Verhältnis abgebrochen. Das kleine mit der Jahrzahl 1771 bezeichnete Gedicht „Edone" steht vielleicht noch in Beziehung zu dieser Liebesneigung des Dichters. Er arbeitete während dieser Jahre viel am „Messias", vollendete das Trauerspiel „Salomo", das 1764 erschien, und begann das Drama „David", das erst 1772 veröffentlicht wurde.

Geistig gestärkt und von erhöhter Liebe zum deutschen Vaterlande erfüllt, kehrte Klopstock im Juli 1764 nach Kopenhagen zurück, wo er wieder mit dem Minister von Bernstorff auf's innigste zusammenlebte, meist auf dessen Landsitze Bernstorff Seine Poesie, wenn auch noch an der Fortsetzung des „Messias" festhaltend, war jetzt vorzugsweise der Verherrlichung des deutschen Volkes und der Erweckung einer kräftigen Vaterlandsliebe gewidmet. Die schönsten seiner patriotischen Oden fallen in die Jahre 1764 —

1768. Allein sein Vaterlandsgefühl entzündete sich nicht an der politischen Erhebung Deutschlands, welche die Kriegesthaten des großen Preußenkönigs im Gefolge hatten; von Friedrich II., dem Eroberer, dem Freigeist, dem Bewunderer und Nachahmer der französischen Literatur, wandte sich Klopstock mit Schmerz und Groll ab. Dagegen pries er die Herrlichkeit des deutschen Geistes, die hohen Ziele, welche deutsche Wissenschaft und Kunst schon erreicht hatte oder eben erstrebte. Während er 1752 noch den Ausgang des Wettkampfes zwischen der deutschen und englischen Muse nicht zu entscheiden wagte, tadelt er 1764 in der Ode „der Nachahmer" die, welche noch andrer Gesang als Griechengesang schreckt; in „Wir und Sie" (1766) spottet er dessen, dem das Herz nicht glüht beim Schall des Namens Vaterland; das Bewußtsein, sittlich und geistig den Engländern überlegen zu sein, treibt ihn sogar zu dem frevlen Wunsch, sie im Kampf der Schlacht uns gegenüber zu sehen. In der Ode „Unsre Fürsten" (1766) preist er die deutschen Dichter, die ohne Unterstützung und Aufmunterung ihrer Fürsten sich zu klassischer Höhe herangebildet haben. Er feiert die Herrlichkeit „unsrer Sprache" (1767) und singt den stolzen Vaterlandsgesang (1768), einen Hymnus auf die Sitte und die Thaten der Deutschen. Sprachliche und mythologische Studien standen hiemit in Verbindung; er gewann zugleich mit seinem Freunde Gerstenberg, der 1766 die „Gedichte eines Skalden" herausgab, eine begeisterte Liebe zu der germanisch-nordischen Mythologie, welche er auch bei der Umarbeitung der älteren Oden seit 1767 an die Stelle der früher gangbaren griechisch-römischen mythologischen Bildersprache setzte.

Im Jahre 1768 erschien der dritte Band des „Messias", welcher Gesang 11—15 enthielt. Dann wandte sich Klopstock zur dramatischen Darstellung der Geschichte Armins, des Befreiers des deutschen Volkes von der Römerherrschaft. Er verband die dramatischen Scenen mit lyrischen Bardengesängen und nannte

daher diese dramatischen Dichtungen Bardiete. „Hermanns Schlacht", die Schilderung der Niederlage des römischen Feldherrn Varus im Teutoburger Walde, erschien 1769. Gleichzeitig begann er das zweite Drama „Hermann und die Fürsten" (Anfangs „Hermann und Ingomar" benannt), welches den Angriff der Deutschen auf die nach dem Rhein zurückziehenden Römer unter Cäcina darstellt; es wurde erst 1784 gedruckt. „Hermanns Tod" schloß 1787 diese dramatische Trilogie. „Weil mir's", schreibt Klopstock im December 1767 an Gleim, „mit diesem Vaterländischen sehr von Herzen gegangen ist, und ich mich dabei weder auf einen kritischen Dreifuß noch Vierfuß hinsetzte und nach Herausbringung des vielleherenden Satzes: ein Nationalgedicht interessiert die Nation, die es angeht! geschrieben habe, so denke ich, daß jenes Vaterländische wieder zu Herzen gehen soll." Einer solchen patriotischen Gesinnung begegnen wir jetzt überall in seinen Briefen. Er interessiert sich warm für den „Barden" Ossian, weil dieser als Caledonier ihm für einen Deutschen gilt, und erbittet sich von Macpherson „die eisgrauen Melodien zu einigen lyrischen Stellen des großen Dichters". Er beschäftigt sich mit dem Angelsachsen Kädmon und dem Dichter des „Heliand", den er in einer wörtlichen Uebersetzung herauszugeben denkt, erfreut über die „alte Kernsprache" und „manches vielbedeutende poetische Wort, das wir armen Neulinge verloren haben". Auf das strengste verwirft er die Abhängigkeit von der ausländischen Literatur. „Das einzige Uebersetzen," schreibt er im September 1769 an Gleim, „das ich nun den Deutschen noch zur Noth erlaube, ist aus dem Griechischen. Doch genug! ich werde zu warm, wenn ich nur an eine Jochkriecherei denke!" Das waren Gesinnungen, mit denen er, der deutscheste Dichter, die Jugend der siebziger Jahre entzündete und für vaterländisches Selbstgefühl begeisterte. Auch nach oben hin schien sein Bestreben nicht ohne Erfolg zu bleiben. Was von Berlin, wo der französisch gebildete Friedrich regierte, nicht zu erwarten

war, schien in Wien, wo mit Joseph II. ein deutsch gesinnter Fürst den Kaiserthron bestiegen hatte, in Erfüllung zu gehen, eine Förderung der deutschen Nationalliteratur durch den Staat.

Die erste Anregung gab die Bekanntschaft Klopstocks mit dem österreichischen Gesandten in Kopenhagen, Grafen Wellsperg. Dieser, ein warmer Freund der vaterländischen Literatur, forderte unsern Dichter auf, einen Plan auszuarbeiten, wie dieselbe vom Kaiser unterstützt werden könne. Bei seinem Abgang von Kopenhagen nahm er Klopstocks Vorschläge mit nach Wien; man hoffte den Fürsten Kaunitz und den Grafen Dietrichstein und durch diese den jungen Kaiser für das Project günstig zu stimmen. Klopstock hatte eine Akademie im Sinne, welche als höchste Schiedsrichterin über literarisches Verdienst die Aufgabe haben sollte, Schriftsteller zu belohnen, junge Talente zu ermuntern und zu unterstützen, die geistigen Kräfte für gewisse Zwecke zu vereinigen und dadurch die Literatur zu leiten. Er versicherte zu wiederholten Malen, daß er für sich nichts suche; er würde sich glücklich schätzen, wenn er etwas für die thun könnte, „denen es in den Wissenschaften gelungen wäre"; indeß lag es in der Natur seines Entwurfs, daß man für den Vorsitz in dieser Nationalakademie keinen andern als ihn ausersehen konnte. Lessing und Gerstenberg bezeichnete er als die künftigen Dramaturgen des kaiserlichen Nationaltheaters, das nicht auf die Launen des Publicums Rücksicht zu nehmen brauche, sondern berufen sei, den Geschmack desselben zu bilden. Er vergaß auch die Nationalgeschichte nicht und wünschte, daß man für die besten Arbeiten über einzelne Perioden Preise aussetze: „solche Erklärungen in einer Ankündigung sind Stacheln, die in dem olympischen Wettlaufe das Pferd, das leicht genung zum Siege ist, zwar nur von ferne blinken zu sehn braucht, aber sehn muß es sie gleichwohl." Indem er einräumte, daß es in einer so vielseitigen Sache verschiedne Arten der Ausführung gebe, hob er als den Hauptpunkt hervor, der Kaiser müsse entweder

gar nichts für die Wissenschaften thun oder etwas, das seiner würdig sei. Die Ausgaben könnten nur im Beginn erheblich sein, da schon viel da sei, das Belohnung verdiene. Aber auch den Anfang mit gerechnet, habe dem Könige von Polen seine Oper in wenigen Jahren mehr gekostet, als diese Unterstützung der Wissenschaften in vielen kosten würde. Und welcher Unterschied wäre dann in den Folgen! Auf der einen Seite diese nun vergessene Oper, die nur einigen Vergnügen gemacht habe, und auf der andern Seite die Wissenschaften in Deutschland zu einer Höhe gebracht, welche von der Geschichte als Epoche würde bemerkt werden!

Obwohl Klopstock auf seine wiederholten Erörterungen nur durch ganz unbestimmte Antworten vertröstet wurde, so stieg doch seine Hoffnung auf einen günstigen Erfolg, da ihm der Kaiser sein von Brillanten eingefaßtes Brustbild „nicht zur Belohnung, sondern zur Bezeugung seiner Hochachtung" übersandte. Auch wurde die Dedication der „Hermannsschlacht", in der sich Klopstock offen vor ganz Deutschland über die Hoffnungen aussprach, die er von des Kaisers Unterstützung in Betreff der deutschen Literatur hegte, von der Wiener Staatskanzlei gut geheißen. In dieser Zueignung der „Hermannsschlacht" an Kaiser Joseph II. deutete er auf jene Pläne hin, als er die wohl überlegten Worte niederschrieb: „Wenn der Geschichtschreiber redet, so lobt nicht er, sondern die That. Und ich darf That nennen, was beschlossen ist und bald geschehen wird. Der Kaiser liebt sein Vaterland, und das will er auch durch Unterstützung der Wissenschaften zeigen. Nur dies darf ich sagen." Indeß ließ man in Wien den Plan bald ganz fallen. Man rieth Klopstock zu einer Reise nach Wien; allein ohne eine ausdrückliche, dringendere Einladung wollte er diese nicht unternehmen. Er sah bald ein, daß er sich in seinen Erwartungen getäuscht habe, und hielt in der Ode „die Roßtrappe" (1771) die ernste Mahnung nicht zurück:

— Dein ehrenvoll Wort (des Worts Ankündiger trauret!)
Hältst du das dem Vaterlande nicht, so schweigt
Auch von dir die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn.

Die Vereitlung des Planes, in Wien einen neuen Schauplatz seiner Wirksamkeit zu finden, mochte Klopstock auch aus persönlichen Gründen verdrießlich sein, weil seit dem Tode seines geliebten fürstlichen Gönners (1766), den die Elegie „Rothschilds Gräber" mit aufrichtigstem Schmerze betrauerte, sein Aufenthalt in Dänemark weniger Annehmlichkeiten bot und er unter der neuen Regierung selbst wegen seiner Pension nicht ganz ohne Sorgen war. Im Jahre 1770 erfolgte, was lange befürchtet war: der treffliche Minister Graf Bernstorff erhielt seine Entlassung, und das ihm feindlich gesinnte Ministerium Struensee ergriff unter dem schwachen Christian VII. auf einige Jahre die Zügel der Regierung. Klopstock begleitete den edlen Freund nach Deutschland und wählte Hamburg, wo er viele Verwandte und Freunde hatte, zu seinem Wohnsitze. Hier war er Anfangs in Bernstorffs Hause oder mit ihm auf seinen Gütern im Lauenburgischen. Stintenburg, auf einer Insel des Schallsees reizend gelegen, malt uns eine Ode des Dichters zugleich mit dem Charakter des geliebten Besitzers. Da die dänische Regierung von Klopstock 1771 Auskunft verlangte, wie alt er sei, aus welchen Gründen er eine Pension beziehe und wie viel Vermögen er besitze, so schien er mit dem Verlust seines Gehaltes bedroht zu sein; doch entschied man zu seinen Gunsten, und er bezog es bis an sein Ende auch im Auslande. Seinen Wohlthäter verlor er schon im Februar 1772 durch den Tod, bald nachdem dieser nach Struensees Sturz den Ruf zum Wiedereintritt in das dänische Ministerium erhalten hatte. Klopstock zog, als die Gräfin Bernstorff Hamburg verließ, in das Haus des Herrn von Winthem, der mit Metas Nichte Johanna Elisabeth ver-

heirathet war — Klopstock erwähnt sie in mehreren Oden, besonders ihres seelenvollen Gesanges wegen, unter dem Namen Windeme —; auch wohnte er mehrere Sommer in einem gemietheten Garten vor dem Dammthore.

Die ersten Jahre seines Hamburger Aufenthalts verflossen ihm in reger literarischer Thätigkeit. Zunächst vollendete er die Revision seiner Oden. Die erste Sammlung derselben ließ die Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt 1771 veranstalten, gleichsam als Manuscript für Freunde und daher nur in vierunddreißig Exemplaren gedruckt. Um dieselbe Zeit stellte Christian Friedrich Daniel Schubart verschiedne Oden und prosaische Aufsätze Klopstocks, mit mehreren unechten vermischt, unter dem Titel „Klopstocks kleine poetische und prosaische Werke" zusammen. Dies veranlaßte den Dichter, 1771 die erste Originalausgabe seiner Oden zu veröffentlichen, in der diese vielfach überarbeitet und verbessert erschienen, während jene Abdrücke nur die älteren Lesarten wiedergaben. Klopstock widmete diese Ausgabe seinem Freunde und Gönner Bernstorff. 1772 folgte sein Trauerspiel „David". In diesen Jahren beendete er auch den „Messias", dessen letzte Gesänge (15—20) im Jahre 1773 erschienen. Er schloß das Werk würdig mit der erhabenen Ode „an den Erlöser", die er am Morgen der Vollendung (im März 1773) unter hervorstürzenden Thränen schrieb:

„Ich hofft' es zu dir! und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang!"

Mit freudiger Rührung gedenkt er der jugendlichen Ehrbegier und frommen Begeisterung, der gehobenen Empfindung in den schönen Momenten des dichterischen Schaffens und des ihm schon hienieden zu Theil gewordenen Lohnes: er hat die Thränen des Christen geweckt und darf hinaus in die Zukunft nach der himmlischen Thräne blicken:

„Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn,
Und du hast mir mein Straucheln verziehn!"

Von der Anerkennung und Verehrung der Nation wie auch des Auslandes erhielt Klopſtock jetzt die vielfachſten Beweiſe. Als er im Jahre 1773 ein theoretiſches Werk „die deutſche Gelehrtenrepublik“ ankündigte und zu einer Subſcription aufforderte, ſchien der Nation eine Gelegenheit geboten zu ſein, dem Dichter einen Tribut ihres Dankes darzubringen. „Viele wohldenkende Männer,“ erzählt Goethe im zwölften Buch von „Dichtung und Wahrheit“, „darunter mehrere von großem Einfluß, erboten ſich, Vorausbezahlung anzunehmen, die auf einen Louisd'or geſetzt war, weil es hieß, daß man nicht ſowohl das Buch bezahlen als den Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit für ſeine Verdienſte um das Vaterland belohnen ſollte. Hier drängte ſich nun jedermann hinzu; ſelbſt Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre Sparbüchſen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieſer heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tauſend Pränumeranten [richtiger: gegen dreitauſend fünfhundert] zuſammen. Die Erwartung war auf's höchſte geſpannt, das Zutrauen ſo groß als möglich. Hiernach mußte das Werk bei ſeiner Erſcheinung [1774] den ſeltſamſten Erfolg von der Welt haben; zwar immer von bedeutendem Werth, aber nichts weniger als allgemein anſprechend. Wie Klopſtock über Poeſie und Literatur dachte, war in Form einer alten deutſchen Druidenrepublik dargeſtellt, ſeine Maximen über das Echte und Falſche in lakoniſchen Kernſprüchen angedeutet, wobei jedoch manches Lehrreiche der ſeltſamen Form aufgeopfert wurde. Für Schriftſteller und Literatoren war und iſt das Buch unſchätzbar, konnte aber auch nur in dieſem Kreiſe wirkſam und nützlich ſein. Wer ſelbſt gedacht hatte, folgte dem Denker; wer das Echte zu ſuchen und zu ſchätzen wußte, fand ſich durch den gründlichen, braven Mann belehrt; aber der Liebhaber, der Leſer ward nicht aufgeklärt, ihm blieb das Buch verſiegelt, und doch hatte man es in alle Hände gegeben, und

indem jedermann ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die meisten ein solches, dem sie auch nicht den mindesten Geschmack abgewinnen konnten. Die Bestürzung war allgemein, die Achtung gegen den Mann aber so groß, daß kein Murren, kaum ein leises Murmeln entstand." Indeß blieben auch die strengen Urtheile der öffentlichen Kritik nicht aus.

Klopstocks Einfluß trat jetzt besonders da hervor, wo die junge Schriftstellerwelt sich an ihn drängte und sich um ihn als den Veteranen und den Chorführer der vaterländischen Poesie schaarte. In ähnlicher Weise, wie der Leipziger Wingolfbund in Klopstocks Jugendzeit, hatte sich in Göttingen ein Kreis strebsamer, für Poesie und Vaterland begeisterter Jünglinge an einander geschlossen. Klopstock, mit dem einige der Mitglieder schon persönlich bekannt waren, genoß hier die ungemessenste Verehrung, weniger als der Dichter des „Messias" denn als der lyrische Sänger der Freundschaft und der Vaterlandsliebe. Die Grafen Stolberg übersandten 1773 an Klopstock eine Auswahl der Gedichte des Bundes und erhielten belobende und theilnehmende Worte zurück. Des Dichters Geburtstag ward zu einem Bundesfest: ein mit Blumen bestreuter Lehnstuhl, auf dem Klopstocks Werke lagen, stand ledig obenan; an dem Vortrag klopstockischer Oden erwärmten sich die verbrüderten Jünglinge. Klopstock setzte auf den Bund große Hoffnungen für die künftige Dichterrepublik und riß die Mitglieder zum höchsten Enthusiasmus hin, als er in seiner „Gelehrtenrepublik" ihrer mit prophetischen Worten gedachte. Endlich kam er selbst im Herbste 1774 nach Göttingen auf der Durchreise nach Karlsruhe, wohin ihn der Markgraf Karl Friedrich geladen hatte, „begierig," wie er an ihn schrieb, „den Dichter der Religion und des Vaterlandes bei sich zu sehen". Der Bund ward durch seine Gegenwart zum höchsten Selbstgefühl gehoben. „Mit dem Bunde", schrieb Voß im November 1774 an seinen Freund Brückner,

„hat er große Dinge im Sinn, sein Plan ist aber noch nicht völlig bestimmt . . . . . Alles, was wir schreiben, muß strenge nach diesem Zweck, nach Geschmack und Moral geprüft werden, eh' es erscheinen darf. Er selbst unterwirft sich dem Urtheil des Bundes. Zwei Drittheile von den Stimmen entscheiden. Er will durchaus nicht mehr als eine Stimme haben und zwar auf unser Bitten die letzte. Nebenabsichten sind — die Vertilgung des verzärtelten Geschmacks, ferner der Dichtkunst mehr Würde gegen andre Wissenschaften zu verschaffen, manches Götzenbild, das der Pöbel anbetet, z. B. einen Heyne, Weiße, Ringulf u. s. w. zu zertrümmern, die Schemel der Ausrufer, wenn sie zu sehr und zu unverschämt schreien, umzustürzen u. s. w." Wie bei den Wiener Projecten trug sich Klopstock auch jetzt noch immer mit der Idee einer literarischen Dictatur. Auf der Weiterreise kam er nach Frankfurt, wo er mit Goethe vertraulich verkehrte, in dem Hause seiner Eltern wohnte und sich von ihm die ersten Fragmente des „Faust" vorlesen ließ. Goethe begleitete ihn nach Darmstadt und führte ihn zu seinem Freunde Merck. Goethe charakterisiert den Eindruck, den Klopstocks Persönlichkeit auf ihn machte, sehr scharf: „Er war klein von Person, aber gut gebaut, sein Betragen ernst und abgemessen, ohne steif zu sein, seine Unterhaltung bestimmt und angenehm. Im ganzen hatte seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten." Jederzeit bewahrte Goethe dem Dichter, den er als Jüngling so hoch verehrte, ein freundlich-dankbares Andenken; sein Verdienst um die Begründung unserer Literatur stellte er namentlich in der Einleitung zum zehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" mit treffenden Worten dar. Friedrich Heinrich Jacobi suchte den verehrten Dichter in Karlsruhe auf: „Dieser Klopstock", schrieb er von ihm an Sophie von la Roche, „ist für mich Ideal echter menschlicher Größe."

In Karlsruhe erhielt Klopstock von dem vortrefflichen Fürsten

die ehrenvollsten Auszeichnungen und kehrte mit dem Titel eines markgräflich-badischen Hofraths und einer lebenslänglichen Pension im Frühling 1775 nach Hamburg zurück, das er seitdem mit Ausnahme kleiner Ausflüge nicht wieder verließ. Mit dieser Reise ist Klopstocks Leben für den Literarhistoriker gewissermaßen abgeschlossen. Den zweiten Band der „Gelehrtenrepublik" ließ er vergebens erwarten, der Göttinger Bund gieng aus einander, ohne eines seiner Projecte fördern zu können, und nur einige wenige seiner Mitglieder, vornehmlich Graf Friedrich Leopold zu Stolberg und Voß standen noch in einiger Berührung mit ihm. Den unmittelbaren Verkehr mit Goethe, der früher sehr innig gewesen war, brach er 1776 ab, als man den Mahnbriefen nicht die erwartete Folge leistete, die er, durch falsche oder übertriebene Gerüchte von Goethes und des Herzogs Karl August Treiben in Weimar getäuscht, an den jüngeren Dichter schrieb. In Hamburg sah sich Klopstock von einem engen Kreis von Verehrern und Verehrerinnen umgeben, deren unbedingte Bewunderung nicht immer vortheilhaft auf des alternden Dichters Wesen und Handeln wirkte. Fast unter seinen Augen wurde Karl Friedrich Cramer, der Sohn des berühmten Theologen und geistlichen Liedersängers, zum Panegyristen Klopstocks (seit 1777). Die weitere Entwicklung der deutschen Literatur geschah ohne ihn und ohne sein unmittelbares Eingreifen. Es war eine bedauerliche Folge seiner einseitigen Abgeschlossenheit, daß er der neueren Literatur, an deren Begründung er selbst so viel Antheil gehabt hatte, sich dergestalt fern hielt, daß er kaum noch irgend eine Erscheinung, so bedeutend sie sein mochte, in ihrer vollen Größe anerkannte und noch weniger ihr einen Einfluß auf seine geistige Richtung gestattete. Daher blieb denn auch, was von ihm ferner noch ausgieng, auf den esoterischen Kreis seiner Verehrer beschränkt. Die beiden letzten Bardiete fanden nicht die Theilnahme wie die „Hermannsschlacht", obschon sie, wenigstens

„Hermanns Tod“, an allgemein poetischem und speciell dramatischem Werthe dieser Dichtung nicht nachstanden; sie erschienen, als man dem abstracten altgermanischen Enthusiasmus und dem ganzen Bardenwesen schon entfremdet war. Mehr und mehr gieng nun Klopstocks literarische Thätigkeit von der Dichtkunst, in der er sich im wesentlichen erschöpft hatte, auf ästhetische, grammatische und metrische Forschungen über. Seine Arbeiten über diese Gegenstände („Fragmente über Sprache und Dichtkunst“, 1779, „grammatische Gespräche“ 1794 und andere) enthielten in einer meist bizarren Form viele feine Bemerkungen neben manchen Seltsamkeiten. So suchte er in einem neuen System der deutschen Rechtschreibung den Grundsatz consequent durchzuführen, man solle genau der richtigen Aussprache folgen und alle überflüssigen Buchstaben wegwerfen, also „Fi“ statt „Vieh“, „haz“ statt „hat's“ schreiben. Als 1780 die Messiade in einer neuen Ausgabe gänzlich überarbeitet und im einzelnen oft gebessert erschien, veranstaltete Klopstock zwei Drucke derselben, einen in herkömmlicher Orthographie, den andern in seiner neumodischen Schreibung. Sein Streben war hier wie bei all diesen sprachlichen und metrischen Untersuchungen ein Ausfluß seiner vaterländischen Gesinnung; principiell befand er sich oft im Rechte, aber in der Ausführung kam er selten über einen wohlmeinenden Dilettantismus hinaus. Die werthvollste Frucht dieser Arbeiten blieben seine Versuche, einzelne Stücke aus griechischen und römischen Autoren in's Deutsche zu übersetzen; obwohl auch hier nicht von allen Grillen frei, wußte er doch oft den Geist und die Stimmung des Originals auf das glücklichste wiederzugeben. Aber auch in Klopstocks eigner Poesie zeigen sich die Spuren dieser halb oder ganz wissenschaftlichen Thätigkeit: viele seiner letzten Oden sind mehr als Fragmente der grammatischen Abhandlungen denn als lyrische Erzeugnisse anzusehen.

Die Odendichtung begleitet ihn bis an's Ziel des Lebens,

aber sie leidet unter grammatischen und metrischen Künsteleien: man fühlt nur selten noch den Pulsschlag des warmen Dichterherzens durch die starre Hülle; in den meisten dieser späteren Oden drückt der oft spitzfindige Verstand die menschliche Empfindung nieder, in vielen stört auch die Härte des Ausdrucks, die Ungelenkigkeit des Satzbaus, die Dunkelheit einzelner Anspielungen. Klopstock selbst fühlte es und sprach es 1778 auch in der Ode „die Krieger" aus, daß er „in der Oede des Hains" sang, wenn seinem Bragaliede nicht etwa Stolberg schattenumhüllt von dem Moosstein horchte. Indeß, wenn gleich der künstlerische Werth der Oden geringer wird, geben sie uns doch ein treues Bild von des Dichters letzten Jahren und geleiten uns vor allem durch sein inneres Leben. Bietet doch auch von jetzt an sein äußeres Leben nur geringe Veränderungen dar, unter denen kaum die von erheblichem Einflusse war, daß er im October 1791 als siebenundsechzigjähriger Greis seine Nichte Johanna Elisabeth, verwittwete von Winthem, die treue, liebevolle Pflegerin seines Alters, sich antrauen ließ. „Jetzt lebt er", schrieb der jüngere Cramer schon im Jahre 1777, „als ein wahrer Weiser, der sein Tagewerk beschlossen hat und mit Zufriedenheit darauf zurücksehen kann, arbeitet noch nach Lust, aber mehr mit dem Verstande als der Begeisterung, legt die letzte Hand an seine Werke und lebt so still zufrieden in seinem gesellschaftlichen Zirkel, der klein, aber erwählt ist."

Während sein Antheil an dem Gange der Literatur schwächer ward, bewahrte er sich doch ein reges Interesse für die Zeitereignisse, und wie nahe traten diese dem zu geselligem Verkehr geneigten Manne in einer Welthandelsstadt wie Hamburg! Den nordamericanischen Freiheitskampf begrüßte er 1781 in der Ode „der jetzige Krieg" als „die Morgenröthe eines nahenden großen Tags"; hoffnungsvoll pries er die bürgerlichen und kirchlichen Reformen Josephs II., während er über Friedrich II., den Ver-

ächter der deutschen Literatur, die volle Schale seines Zornes ausgoß. Nicht alle Jahre waren durch poetische Ergüsse bezeichnet; 1785—1787 schien Klopstocks Muse völlig zu feiern, bis der vielverheißende Beginn der französischen Revolution sie noch einmal mächtig erregte.

Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon;
Die Morgenschauer dringen den Wartenden
Durch Mark und Bein: o komm, du neue,
Labende, selbst nicht geträumte Sonne!

Gesegnet sei mir du, das mein Haupt bedeckt,
Mein graues Haar, die Kraft, die nach sechzigen
Fortdauert; denn sie war's, so weit hin
Brachte sie mich, daß ich dies erlebte!

In dieser Freude, wie sie die Ode „die états généraux" (1788) aussprach, betrübte ihn nur, daß die französische und nicht die deutsche Nation den Weg zur Freiheit bahnte; in der Ode „Sie und nicht wir" (1790) beklagte er dies als den einen Schmerz, den die heilende Zeit ihm nie lindern werde. Dem Republicanismus Klopstocks war jene damals allgemeine kindliche Unerfahrenheit eigen, in der man sorglos mit dem Feuer spielte. Er siegelte mit einem Brutuskopfe, trug einen Stock vom Felde bei Boston und sprach unverhohlen den Grundsatz aus: „Sobald ein Volk eins wird, Republik sein zu wollen, so darf es auch." Der französischen Nationalversammlung von 1792 blieb die Gesinnung des berühmten deutschen Dichters nicht verborgen; sie übersandte ihm das Diplom eines französischen Bürgers, das ihn sehr erfreute. Er schrieb an den Minister Roland am 19. November 1792 (im ersten Jahre der Republik), damals noch auf einen glücklichen Ausgang hoffend: „Es ist unmöglich, die Ehre zu verdienen, die einem Ausländer widerfährt, der von der französischen Nationalversammlung mit dem Bürgertitel beschenkt wird. Das einzige, was ihn bis auf einen gewissen Grad dessen

würdig machen kann, ist sein vor dieser einzigen, unsterblichen Erhebung vorhergehender Civismus." Indeß war der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo Klopstock sich schmerzlich getäuscht von der blutigen Katastrophe der Revolution abwenden sollte. Der republicanische Terrorismus des Schreckensjahres 1793 entlockte ihm die elegischen Oden „mein Irrthum", „der Eroberungskrieg", „die beiden Gräber" und andre. Die Töne dieser Wehmuth klingen noch bis zum neuen Jahrhundert in seinen Oden nach; dennoch begrüßte er das Erscheinen der „heiligen Menschlichkeit" 1801 auf's neue in der Thronbesteigung des Kaisers Alexander I.

Näher tritt der greise Dichter unserm Herzen in denjenigen Oden der letzten Lebensperiode, in denen er süße und wehmüthige Erinnerungen früherer Jahre erneut und der theuren Abgeschiedenen gedenkt; es erfüllte sich, was er in der Jugendode „an Ebert" gesungen hatte, daß er bestimmt sei, die Freunde seiner Jugend zu überleben, und gerührt gedachte er jener frohen Tage und seiner Meta, mit der er bald auf immer vereinigt zu sein hoffte. So schloß sich der Kreis seiner Oden wieder mit der Jugendperiode zusammen. In diese führte ihn auch die Revision seiner Oden zurück, welche er für die Gesammtausgabe seiner Werke, die seit 1798 bei Göschen erschien, übernahm; desgleichen erfuhr die Messiade, welche hier den dritten bis sechsten Band der sämmtlichen Werke bildete (1799—1800), vielfach die letzte bessernde Hand des Dichters, vornehmlich in metrischer Hinsicht. Die Ode „die höheren Stufen" vom Februar 1802, die bereits die Aussicht in ein künftiges Leben eröffnete, war die letzte Gabe seiner Muse.

Trotz seines hohen Alters war Klopstock noch als ein rüstiger Greis, ohne eine bedeutende Abnahme seiner Kräfte zu fühlen, in das neue Jahrhundert eingetreten. 1801 fieng er an zu kränkeln, und mit dem Frühling 1802 traten die ersten bedenklichen Vorzeichen eines nahen Scheidens ein. Er war am

6. Mai zu einem in der Nähe von Ottensen wohnenden Freunde hinausgefahren, um bei ihm der monatlichen Mittagsgesellschaft beizuwohnen, deren Mitstifter er gewesen war; er nahm immer gern Theil an ihr, und zwar dies Mal um so freudiger, weil er durch seinen Gesundheitszustand längere Zeit an dem Besuche dieses Freundekreises gehindert worden war. Er sah im Vorüberfahren schweigend mit feierlichem Ernst nach der vom Winde bewegten Linde an Metas Grabe, deren er wehmüthig vor allem in der Ode „das Wiedersehn" von 1797 gedachte:

„Lang sah ich, Meta, schon dein Grab
Und seine Linde wehn;
Die Linde wehet einst auch mir,
Streut ihre Blum' auch mir!"

Eine Stunde darauf traf ihn mitten in der Gesellschaft seiner Freunde eine schlagartige Betäubung, so daß er fiebernd, fast einem Sterbenden gleich, nach seiner Wohnung zurückgebracht wurde. Schon fürchtete man sein nahes Ende; doch seine gesunde Natur widerstand nochmals der Gefahr. Noch einmal konnte er sich des schönen Herbstes freuen. Auch im Winter hatte er noch mehrere gesunde Tage, wo er sich selbst der geselligen Freude wieder heiter hingab. Mit dem Februar wurde jedoch die Abnahme seiner Kräfte immer sichtlicher; seit dem 17. Februar verließ er das Krankenlager nicht mehr. Die Besuche der Freunde verbat er sich, um nicht durch ihre Theilnahme zu sehr erschüttert zu werden. Nur seine Gattin und seine Stieftochter, die ihn mit zärtlichster Liebe und Aufmerksamkeit pflegten, behielt er um sich und bat sie oft, ihn nicht zu verlassen; in seinen letzten Augenblicken nannte er sie noch seine Engel.

Der letzte Kampf ward ihm nicht leicht gemacht; er litt besonders in den ersten Krankheitswochen viel. Im März ließen die körperlichen Schmerzen etwas nach, weil er immer schwächer wurde und, um schlafen zu können, sich durch Opium betäubte.

Der Trost der Religion war ihm stets nahe. Erhebende biblische Kernsprüche wiederholte er oft und ließ sich aus der Bibel vorlesen. Seine Schwägerin schrieb über diese letzten Lebenswochen: „Er schlummerte viel, und wenn er erwachte, so hörten wir in den wenigen Worten, daß er mit allen seinen Vorstellungen schon im Himmel war; keinen irdischen Gedanken hatte er weiter, seine reine Seele war schon bei Jesu Christo, ehe sie sich vom Leibe trennte. Sie können Sich nicht vorstellen, mit welcher Andacht er diesen heiligen Namen allemal aussprach, so oft er sich selbst zum Tode einsegnete und uns tröstete. . . . . Der Tod Marias im zwölften Gesange des ‚Messias' schien wachend und träumend seine Seele zu beschäftigen. Er sagte oft Stellen daraus, die so ganz für ihn waren; denn er starb diesen Tod. ‚Ach, wo ist der Engel, der mir helfen soll?' rief er einmal. Auch dachte er an sein Kind und sagte mit heitrer Freude: ‚Nun werde ich Vater zu dem Kinde!' . . . . . Für jede Erquickung, für jede Erleichterung dankte er mit einer solchen Freundlichkeit, daß es uns das Herz zerriß; wir würden weniger gelitten haben, wenn er verdrießlich gewesen wäre. Wenn er die Augen aufschlug und immer eine vor seinem Bette fand (allein war er keine Minute), dann sagte er: ‚Ich weiß wohl, daß ihr mich nicht verlaßt!' Mit meiner Schwester ihrer Tochter, die in vier Wochen fast nicht aus seinem Zimmer kam und ihn mit unermüdeter Sorgfalt pflegte, hat er zuletzt gesprochen. Er sagte: ‚Ich danke dir für deine Treue, Gott segne dich! Gott segne euch alle!' Nach dem sprach er nicht mehr. Meine Schwester, ihre Tochter und ich saßen den letzten Morgen [14. März 1803] vor seinem Bette. Fünf Stunden schlummerte er ruhig, da wachte er auf. Meine Schwester fragte ihn, ob er trinken wolle; er sagte deutlich ja und trank ohne Beschwerde und legte sich wieder zum Schlummer hin. . . . . Es war zwölf Uhr. Die Betglocke schlug — nur diesen ernsten Schall hörten wir, der

ſeinen immer leiſer werdenden Athemzug begleitete, und bald hörten wir nichts mehr. Da blieben wir noch anderthalb Stunden ſo ſitzen und ſagten es niemand im Hauſe, auf daß kein Geräuſch entſtehen ſollte. Wir weinten nicht, wir fühlten es, daß der Allgegenwärtige mit ihm und mit uns war. Wir ſahen den heiligen Staub mit ſchweigender Ehrfurcht an, und das Himmliſche in ſeiner Miene erinnerte mich an die Stelle ſeines ‚Meſſias' im vierten Geſang, wo er von der ewigen Ruhe ſagt, daß ſterbende Chriſten durch ihr Lächeln im Tode beim Namen ſie nennen."

Das Leichenbegängnis, womit man ſeiner ſterblichen Hülle die letzte Ehre erwies, war ein unvergeßlicher Beweis der Liebe und Verehrung, die man von allen Seiten dem großen Dichter widmete; keinem Deutſchen iſt eine ſo glänzende Todtenfeier als freie Huldigung zu Theil geworden. Alle Klaſſen der Bürger Hamburgs und Altonas ſchienen ſich zu dieſer vereinigt zu haben; auch die fremden Geſandten ſchloſſen ſich an, um von der Verehrung des Auslandes Zeugnis zu geben. Unter dem Glockengeläute von allen Thürmen der beiden Städte und dem Gefolge von Tauſenden ward die Leiche am 22. März nach Ottenſen hinausgetragen. Man ſetzte den Sarg in der Kirche vor dem Altar nieder; die Meſſiade, die bis dahin dem Sarge vorangetragen worden war, wurde aufgeſchlagen auf dieſen gelegt und mit Lorbeerzweigen bedeckt. Chorgeſänge, meiſt Compoſitionen klopſtockiſcher Dichtungen, weihten dieſen Moment. Unter dem Geſange

„Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh'!"

trug man den Sarg nach der Stätte, wo er in die mit Blumen beſtreute Gruft neben ſeiner Meta eingeſenkt wurde. Seine hinterbliebene Gattin, die jetzt auch neben ihnen ruht, ließ einen marmornen Denkſtein auf die Gruft ſetzen. Seine Vaterſtadt Quedlin-

burg hat ihrem berühmtesten Sohne ein einfaches Denkmal in dem Wäldchen bei der Stadt errichtet.

In der Lebensgeschichte Klopstocks drückt sich auch sein persönlicher Charakter aus; sein Leben ist im vollsten Sinne als das Resultat seines sittlich-geistigen Wesens aufzufassen. Der moralische Ernst, der schon den Jüngling im Kreise der Mitstrebenden als den Sänger der Erlösung mit einer höhern Weihe umgab, begleitete ihn durch's Leben, doch gemildert durch heitern Naturgenuß, der auch den Winterfreuden auf der Eisbahn einen poetischen Reiz abzugewinnen verstand, durch Frohsinn und Geselligkeit im vertrauten Freundeskreise. Wie die religiöse Begeisterung, die ihn über das Weltliche erhob, ihm ein Bedürfnis des Herzens war, so sehnte er sich nicht minder nach Freundschaft und Liebe als den süßesten Gefährten des irdischen Daseins; mit demselben warmen Gefühl, mit dem er sich an Freund und Geliebte anschloß, weihte er sich dem Vaterlande, als dessen würdigen Sohn und Repräsentanten er sich fühlte. So zog er um sich einen Kreis, den er mit seinem idealen Gefühl erfüllte, alles ausschließend und fern haltend, was mit diesem nicht im Einklang stand. Dieser Abgeschlossenheit seiner energischen Persönlichkeit entsprach die abgemessene Haltung, die das Gefühl seiner geistigen Bedeutung und sittlichen Würde verrieth, welche er in allen Verhältnissen, auch an den Höfen der Fürsten sowie im Verkehr mit den anspruchsvollen höhern Ständen zu behaupten den Muth und die Festigkeit besaß. Eine so gedrungene, von Selbstgefühl gehobene, bewußte Persönlichkeit brachte es mit sich, daß von außen wenig auf sie einzuwirken war; jene Empfänglichkeit, die aus Leben und Welt immer neue Nahrung schöpft, jene geistige Beweglichkeit, die mit dem Zeitalter, das der Dichter durchlebt, verschiedne Wandlungen durchmacht und in ihm nach verschiednen Richtungen vorwärts strebt, war Klopstock versagt. Auf allen Stufen des Lebens blieb er sich gleich, als ob das im

großen Umschwunge der Geister sich umgestaltende Zeitalter — ein halbes Jahrhundert — fast spurlos an ihm vorübergegangen wäre.

Ein Dichter, dessen ganzer Charakter dermaßen auf einer tiefen Innerlichkeit beruhte, konnte nur zur lyrischen Poesie berufen sein. Oden, Hymnen und Elegien sind das eigentliche Element seiner Muse; in ihnen ist seine ganze Individualität zu vollkommenem Ausdruck gelangt; religiöse Erhebung, schwärmerische Jugendfreundschaft und Liebessehnsucht finden in den Formen seiner Lyrik erhabene Töne, und das kräftige Selbstgefühl, das den Dichter durchdrang und über die Gegenwart emporhob, das Verlangen nach Größe und Verdienst kleidet sich schön in den stolzen Enthusiasmus für des Vaterlandes Thaten und seines Volkes Werth. In seiner Lyrik erschloß sich zum ersten Mal die Fülle des deutschen Gemüthes. Der sittliche Ernst, der religiöse Tiefsinn, der Hang zur Contemplation und zu abstracter Gefühlsschwelgerei — wie sie Grundzüge der klopstockischen Lyrik sind, so bilden sie auch den Kern des deutschen Charakters. Den höchsten Beifall mußte daher Klopstock in jener Zeit ernten, wo die deutsche Nation diesem Leben in abstracten Ideen träumerisch hingegeben war. Je mehr die reale Welt in unserm nationalen Leben zu ihrem Rechte gelangte, desto mehr nahm die Gewalt ab, die Klopstocks Poesie über die Gemüther ausübte. Der tiefere Sinn der Geschichte der Völker blieb ihm trotz mancher historischer Kenntnisse und trotz eines lebhaften Interesses für Geschichte verborgen gleichwie das innere Wesen von Shakespeares Dramen, denen er nicht den vollen Geschmack abgewinnen konnte. Ihm mangelte daher die Anlage zur epischen und zur dramatischen Poesie, obschon er in beiden Gattungen nach dem höchsten Dichterruhme rang. Hätte er statt der Erlösungsgeschichte einen rein geschichtlichen Stoff, wie er Anfangs beabsichtigte, für seine Epopöe gewählt, so würde seine Schwäche in der epischen Darstellung noch mehr hervorgetreten sein. Der „Messias“, als

Epos betrachtet, läßt fast alles vermissen, was einer epischen Nationaldichtung, welche eigentlich in Klopstocks Plan lag, ihren Werth gibt. Der erzählende Theil ist darin der schwächste; es fehlt der epische Körper, die wahrhaft menschliche Handlung. Der Dichter verzichtet auf das, was dem Epos Leben und Bewegung gibt, auf Mannigfaltigkeit und Wechsel der Begebenheiten und Verschiedenheit der Charaktere. Während sein Vorbild, Miltons „verlorenes Paradies", die wahrhaft epische Handlung eines tragisch ausgehenden Kampfes zwischen Gut und Böse darstellt und (z. B. in der Person Satans oder Adams und Evas) scharf ausgeprägte Charaktere zeichnet, schildert Klopstock nur einen leidenden Erlöser, den die übrigen Personen seiner Dichtung einförmig in anbetendem Staunen oder in ohnmächtigem Grollen umgeben. Der Held des Epos ist seiner menschlichen Natur fast ganz entkleidet; er ist nicht sowohl der sanfte Meister im Kreise der Jünger, der liebevolle Lehrer, zu dessen Füßen Maria die Tröstungen des Himmels vernimmt, als vielmehr der mit allen Kräften der Allmacht ausgerüstete Gott, an dem alles Menschliche nur als die um der Passion willen erwählte Hülle erscheint. Zwischen seiner Allmacht und seinem Leiden fehlt jede Vermittlung; der Gottmensch, der in eben dem Augenblicke, da er die bittersten körperlichen und seelischen Schmerzen leidet, den Engeln Befehle gibt und Trost spendet, entzieht sich der Einbildungskraft des epischen Dichters. Aus den Engeln des Himmels und den Dämonen der Hölle redet meist nur die Abstraction des absolut Guten und des absolut Bösen, und was auf der Erde vorgeht, ist ein bloser Widerschein des Außerweltlichen. Die menschlichen Charaktere sind entweder den Geistern der Hölle gleich, oder sie sind engelreine Wesen, welche die Erde schon hinter sich haben und mit ihrem geistigen Sinn bereits in den Vorhöfen des Himmels und in dem Kreise der Seligen wandeln; das gilt besonders von der zweiten Hälfte des Gedichts, wo die Scene fast

ganz von der Erde hinweg verlegt wird. Sogar, was die biblische Ueberlieferung an epischen Motiven darbot, hat Klopstock nur zum geringsten Theile benützt; von der richtigen Einsicht geleitet, daß er an eindringlicher Kraft mit den einfachen Berichten der Evangelisten nicht wetteifern könne, beschränkte er die Erzählung äußerer Vorgänge in seinem Gedichte auf ein Minimum und legte das Hauptgewicht auf die Darstellung des innern Gemüths- und Seelenlebens, aus dem er selbst seine Gleichnisse mit Vorliebe wählte. Ist daher die Messiade als Epos mißlungen, so nimmt sie als lyrische Dichtung auch künstlerisch eine hervorragende Stelle ein. Die pietistische Auffassung des Christenthums, der Klopstock huldigte, mußte eben so sehr als des Dichters eigene, allem plastischen Schaffen abholde poetische Anlage zur lyrischen Gestaltung des Stoffes drängen, und zur Zeit ihres Erscheinens übte die Messiade auch hauptsächlich ihre Wirkung durch die lyrisch-elegische Kraft, welche ihre schönsten Partien auszeichnete; diese ergriff die Herzen mit einer fast an's Wunderbare grenzenden Allgewalt. Gebete und Hymnen auf Gott und den Erlöser, Schilderungen der Liebe und der Trennung im Tode, der idyllischen Unschuld und der reuigen Sehnsucht, sie weckten „die Thräne des Christen", die Rührung der Leser und noch mehr der frommen Leserinnen. In der nüchternen Verstandespoesie der vorausgehenden Jahrzehnte war die Empfindung des deutschen Gemüthes erstarrt; nun ließ Klopstock dem ganzen Ueberschwang seines leidenschaftlichen Gefühles in seiner Poesie freien Lauf: die Eisrinde schmolz, und die Zeitgenossen, noch unverwöhnt und daher doppelt empfänglich, waren geneigt, dem „Messias" eine fast religiöse Verehrung zuzuwenden, ihn nahezu auf eine Stufe mit der Bibel zu setzen. Daß die Nation den „Messias" als ein Andachtsbuch hinnahm, hatte indeß für den Dichter die bedenkliche Folge, daß er unbewußt sich in den Dienst einer Tendenz stellte: die Verherrlichung der Religion, die Erweckung religiös-

sittlicher Empfindungen ward zum Hauptzweck; die moralische Güte und nicht die poetische Schönheit galt ihm als letztes Ziel seines Dichtens. Dazu beschränkte ihn die Unveränderlichkeit des kirchlichen Dogmas, das allgemein bekannt war und an dem alle zäh festhielten, in der Freiheit seines poetischen Schaffens. Im Beginn des Gedichtes bewahrte er sich, indem er die Episode von Abbadona nach eigner, kühner Erfindung dem Hauptplane einfügte, noch ziemlich ledig von jenen Fesseln; später minderte sich zwar Klopstocks Toleranz keineswegs, aber seine religiöse Gesinnung wurde ängstlicher, und bis in die Wahl des einzelnen Ausdruckes verfuhr er nunmehr vorsichtiger und bedenklicher. Um so leichter schweifte er nun von der epischen Handlung zu lyrisch-descriptiven Episoden ab — auch seine Gewohnheit, zerstreute Fragmente auszuarbeiten, anstatt in der natürlichen Reihenfolge zu bleiben, trug dazu bei —, je mehr er fühlte, daß er durch die Schilderung der erhabenen Scenen einer jenseitigen Welt und durch die Enthüllung des Gefühlslebens der Nebenpersonen eine größere Wirkung erreichte als durch die im Kreis der Haupthandlung sich fortbewegende Erzählung.

War die Messiade der Erguß seiner lyrischen Stimmung, so mußte sie selbst wieder einen bestimmenden Einfluß auf die ganze Lyrik Klopstocks ausüben. Wäre diese mehr sich selbst überlassen geblieben, so würde sie sich wie in seiner Jugendzeit inniger an die wirklichen Vorgänge seines Lebens angeschlossen haben. Allein die einförmige Erhabenheit der Messiasdichtung ließ die heitere Lebensauffassung und die leichtere Beweglichkeit lyrischer Rhythmen immer schwerer neben sich aufkommen und gab Klopstock jene beschränkten Theorien „von der heiligen Poesie“ und „von der besten Art über Gott zu denken“ ein, welche er in besonderen Abhandlungen und in der Einleitung zu den geistlichen Liedern entwickelte. Hier erkennt man, wie sehr Klopstock, namentlich als das erste Dichterfeuer des Jünglings verglüht

war, bei seinem poetischen Verfahren durch Theorien geleitet ward. Die heilige Poesie, deren Zweck es ist, durch die geoffenbarte Religion das Herz ganz zu rühren, galt ihm als höchste Dichtgattung, wie ihm begeisterte und bewundernde Empfindung, anbetende und schwärmerische Hingabe als die beste Art über Gott zu denken erschien. Auf dieser künstlichen Höhe droht zuletzt auch der Ausdruck der höchsten Verehrung als ein leerer Schall zu verklingen, weil das Göttliche nicht mehr in harmonischem Zusammenhange mit dem Menschlichen sich darstellt. In Klopstocks religiösen Hymnen wie in seinen geistlichen Liedern rückt diese Gefahr oft nahe, und nur, wo der Dichter jenen Anknüpfungspunkt nicht verschmäht, wie in der großartig vollendeten Ode „die Frühlingsfeier" und in dem Morgen- und Abendliede, dringen uns die erhabnen Klänge seiner Lyrik unmittelbar zum Herzen.

An einem ähnlichen Mangel leidet seine patriotische Poesie. Er entflieht der Gegenwart, um ein Traumbild vaterländischer Größe zu schmücken, die er erst im Werden begriffen sieht, und eine weit entlegene, in's Dunkel altgermanischer Wälder sich verbergende Ruhmesepoche zu preisen, mit der unsere Nation nur noch durch sehr schache Fäden zusammenhängt. Auch hier ergreift uns seine kraftvolle Sprache nicht sowohl in dem hohlen Klange stürmischer Bardenlieder als in den ernsten Mahnungen an die Zeitgenossen, den Werth der eigenen Nationalität den Nachbarvölkern gegenüber zu erkennen und durch geistiges Emporstreben zu erhöhen.

Während sich in den idyllischen und elegischen Stellen des „Messias", in den der Freundschaft und Liebe gewidmeten Oden der Jugendzeit und in den religiösen Hymnen aus den Jahren gleich nach Metas Tode Klopstocks dichterisches Können in seiner ganzen Fülle zeigt, lassen sich seine Epigramme, so geistreich und gewandt auch namentlich die gereimten unter ihnen sind, nach Form und Inhalt mit den Versuchen anderer Poeten in dieser

Dichtungsart nicht vergleichen, und in seinen Dramen, besonders in den biblischen Trauerspielen, offenbart sich der Mangel jedes dramatischen Geschickes: die Tragödie scheint in die Uranfänge ihrer Entwicklung zurückversetzt; ohne sich des Wesens der dramatischen Kunstform bewußt zu sein, bedient sich der Dichter ihrer unterschiedslos wie sonst der epischen und erniedrigt sie dadurch bis zur bloßen äußerlichen Form des Dialogs. Aber auch bei diesen im ganzen mißglückten Versuchen verleugnet sich nie das große Verdienst, das sich Klopstock als Schöpfer unserer neuern deutschen Dichtersprache erworben hat. Er entriß zuerst unsre Sprache der Weichlichkeit und charakterlosen Breite, die uns aus den Werken eines Gottsched, Gellert und ihrer Genossen angähnt, und hauchte ihr die Kraft seines Geistes, das Feuer seiner Empfindung ein. Wie er selbst an Luthers herrlicher Bibelsprache sich genährt hatte, so ist auch wiederum seine Messiade in ihrem Einwirken auf unsere Sprachbildung nur mit der Bibelübersetzung Luthers zu vergleichen. Zwar ist die Sprache Klopstocks noch nicht zu reiner Klassicität harmonisch durchgebildet; er ringt noch mit ihr, macht gewaltsame Versuche und verliert sich im Streben nach kraftvollem Ausdruck bald in eine rhetorische Ueberfülle, wie namentlich in den frühern Oden und im „Messias", oder in eine den Gedanken versteckende Gedrängtheit, wodurch er seine spätern Oden fast ungenießbar machte.

Klopstock hätte unsere Sprache nimmermehr so von Grund aus neu gestalten können, hätte er nicht zugleich antik-griechische Silbenmaße in die deutsche Poesie eingeführt. Was in den bisherigen Formen der gereimten Dichtung zur Umbildung der Sprache geschehen konnte, das hatte Haller geleistet. Dies war aber im Grunde wenig. Erst die durch Klopstock erweiterte Metrik lehrte uns die Bildsamkeit unserer Muttersprache einsehen und trieb zur Lösung der schwierigsten Aufgaben metrischer Kunst. Freilich gieng auch hier Klopstock zu weit. Den musikalischen Reiz des Reimes,

den unsere Sprache nur schwer entbehrt, verwarf er als „schmetternden Trommelschlag, lärmend und lärmend mit Gleichgetöne“; nachdem er sich zwei Jahrzehnte lang in griechischen Versmaßen oder in ganz freien rhythmischen Gebilden ohne strophische Gliederung glücklich versucht hatte, wagte er seit dem Ende der sechziger Jahre nach dem Muster der antiken Metren neue Strophenformen zusammenzustellen, von denen einzelne vorzüglich gelangen, viele aber eine gewisse Ungelenkigkeit nicht überwanden. Den Ton des einfach-innigen Volksliedes, das sich in schlichten Versmaßen bewegen muß, hat darum Klopstock nur selten getroffen, am besten vielleicht in der an Meta gerichteten Ode „das Rosenband“ vom Jahre 1753. Allein es galt bei all diesen Versuchen, ein ganz neues Gebiet für unsere Sprache zu erobern, und dies gelang Klopstock, weil er nicht als ein pedantischer Grammatiker die fremden Silbenmaße nachkünstelte, sondern weil er sie in vollkommenen Einklang mit seiner Sprache und mit seiner ganzen Poesie brachte, so daß sie nicht als ein aus zufälliger Wahl umgegürtetes Gewand erschienen, sondern im schönsten Ebenmaße sich der anmuthigen Gestalt anschmiegten. Dadurch hörten die griechischen Versmaße auf, fremdartige Klänge zu sein; es begann erst hiemit das wahre, geistige Verständnis der griechischen Dichtkunst, an deren Hand unsre neuere Poesie auf ihre klassische Höhe geleitet worden ist. Alle unsere großen Dichter haben an der Quelle von Klopstocks gewaltiger Sprachschöpfung ihre Jugend genährt; die Nachwelt wird, auch wenn Klopstocks Werke noch weniger als jetzt gelesen werden sollten, nie vergessen, daß mit den ersten Messiasgesängen eine neue, vielleicht in gleichem Glanze niemals wiederkehrende Periode unserer poetischen Literatur begann. Was Gottfried von Straßburg über Heinrich von Veldeke sagt, der gleichfalls am Eingang einer ruhmvollen Literaturepoche steht, läßt sich auch auf Klopstock anwenden: „Er impfte das erste Reis in deutscher Zunge.“

Johann Wilhelm Schaefer's

Geſchichte der deutſchen Literatur

des XVIII. Jahrhunderts

in überſichtlichen Umriſſen und biographiſchen Schilderungen.

Zweite, vermehrte und vollſtändig umgearbeitete Auflage,

herausgegeben

von

Dr. Franz Muncker.

Neue Ausgabe in zehn Heften.

Viertes Heft.

Des Geſammtwerkes erſtes Buch, fünftes Capitel.

Die vorzüglichſten Dichter der Vereine zu Halle, Halberſtadt und Berlin.

Leipzig.

T. O. Weigel.

Die vorzüglichſten Dichter der Vereine zu Halle, Halberſtadt und Berlin.

1. Johann Peter Uz. 2. Joh. Wilh. Andr. Gleim.
3. Ewald Chriſtian von Kleiſt. 4. Karl Wilhelm Ramler.
5. Johann Georg Jacobi.

Die vorzüglichſten Dichter der Vereine zu Halle, Halberſtadt und Berlin.

1. Uz.

Johann Peter Uz, am 3. October 1720 zu Ansbach geboren, eines Goldſchmieds Sohn, zeigte während ſeiner Schuljahre auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt neben dem wiſſenſchaftlichen Fleiße eine lebhafte Neigung zur Malerei und Poeſie; in der letztern waren vornehmlich Anakreon und Horaz ſeine Lieblinge und Vorbilder. 1739 begab er ſich auf die Univerſität Halle. Neben den juriſtiſchen Studien, zu denen er beſtimmt war, beſchäftigte er ſich daſelbſt auch mit Geſchichte und Philoſophie unter Baumgartens und Wolffs Anleitung. Durch Baumgarten wurde er mit den Theorien der ſchönen Literatur bekannt und auf die Schriften der Schweizer Aeſthetiker aufmerkſam gemacht. Als er eines Tages in einem Buchladen nach einer Schrift von Bodmer fragte, traf er mit Gleim zuſammen; ein Geſpräch entſpann ſich, das die für beide ſo folgenreiche Freund-

schaft einleitete. Ein gleiches Interesse an Poesie zog auch Götz aus Worms und Rudnik aus Danzig, die damals in Halle studierten, in diesen Kreis. Man übte sich in Uebersetzungen der Alten, besonders des Anakreon, der neben Horaz als das Muster der Lyrik des heitern Lebensgenusses zu hohem Ansehn gelangte und 1746 von Uz und Götz in reimlose Verse übertragen erschien, wie sie längst durch die Schweizer empfohlen worden waren und fast gleichzeitig in Langes und Pyras Gedichten zur Anwendung gelangten. Reimlose Verse versuchte auch Uz in dem „Lobgesang des Frühlings", welcher im Juni 1743 ohne seinen Namen in Schwabes „Belustigungen" abgedruckt wurde. Dieses Gedicht erscheint als eine der ersten Proben des Hexameters, dem eine kurze Vorschlagsilbe vorausgeschickt ist, erweist sich in der That aber nur als eine etwas freier behandelte Abart des durch eine feste Cäsur getheilten Alexandriners, in welchem an bestimmten Stellen die kurzen Silben verdoppelt sind.

Ich will, vom Weine berauscht, die Luft der Erde besingen,
Ihr Schönen, eure gefährliche Luft,
Den Frühling, welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend unsre Gefilde beherrscht.

Uz wagte keinen Versuch weiter in der reimlosen Poesie; doch gieng das Beispiel für andere nicht verloren: noch Kleist bildete seinen Hexameter nach diesem Vorbilde.

Nach beendigten juristischen Studien kehrte Uz im Frühjahr 1743 nach Ansbach zurück, wo er 1748 die Stelle eines Secretärs bei dem markgräflichen Justizcollegium erhielt, ein Amt, das ihm nur ein sehr geringes Einkommen gewährte. Niemand fand er dort, der sein poetisches Streben theilte; daher dünkte er sich gleichsam in einer Wüste zwischen halb Wilden — so eng war damals der Sinn für Poesie auf einige wenige Literaturstätten beschränkt — und beneidete seinen Gleim um den Aufenthalt in dem geistreichen Berlin. Indeß fuhr er fort, in

seiner Einsamkeit gesellige Freude, Liebe, Wein und Frohsinn zu singen, und sandte seine Lieder an Gleim, der ihn aufmunterte und 1749 die erste Sammlung der lyrischen Gedichte von Uz herausgab. Die Poesie, die er in diesen Liedern auszudrücken suchte, war ihm bis dahin im Leben nicht nahe getreten; es sind daher seine scherzenden Lieder nur gemacht, nicht empfunden, zum Theil schwache Nachbildungen fremder Scherze. Eine poesievollere Zeit war der leider nur kurze Aufenthalt zu Römhild im Meiningischen, wohin er sich als Secretär einer Reichscommission begab, die einen Rechtsstreit zwischen Meiningen und Coburg zu schlichten hatte. Die schöne Natur, die ihn hier umgab, der herzliche Umgang, den er genoß, besonders die Freundschaft mit Grötzner, dessen jüngste Schwester ihm zärtliche Gefühle einflößte, alles dies trug dazu bei, die Jahre 1752 und 1753 auch für seine Poesie productiv zu machen.

„Ich seh', o Hartenburg, dich immer mit Entzücken:
Dein Angedenken soll mir keine Zeit entrücken;
Und wenn ich deinen grünen Rücken
Und Römhilds Grazien und Grötzners Wein und Kuß
Verlassen muß,
Will ich nach dir im Geiste blicken,
Soll meine Muse dich mit ihren Lorbeern schmücken,
Daß, wie man Tiburs Hain, das holde Tempe preist,
Auch du der Nachwelt heilig seist.

Nach Ansbach zurückgekehrt, blieb Uz mit seiner Geliebten noch in Briefwechsel; allein eine eheliche Verbindung kam nicht zu Stande, vielleicht auch aus dem Grunde, weil Uz' häusliche Verhältnisse sehr beschränkt waren, und der Sänger der Liebesfreuden blieb ihnen wie sein Freund Gleim immer fern. Doch bewahrte er sich stets das zufriedne Gemüth; es mußte ihm daher das Lehrgedicht „die Kunst stets fröhlich zu sein" besser gelingen als die komische Epopöe „Sieg des Liebesgottes", welche zwar gegen des Verfassers Willen, aber mit vollem Recht

von dem Verleger als eine Nachahmung von Popes „Lockenraub“ angekündigt wurde.

Seine Poesie wandte sich seitdem mehr der ernsten, belehrenden Gattung zu und gewann dabei nicht nur an Tiefe des Gedankens, sondern auch an Wahrheit der Empfindung, weil hier sein weiches Gemüth, seine tüchtige sittliche Gesinnung sich aussprach. „Die Wissenschaft zu leben“, „die wahre Größe“, „die Glückseligkeit“ und vor allen die „Theodicee“, um nur die zu ihrer Zeit gepriesensten Oden von Uz zu erwähnen, reihen sich den Lehroden Hallers würdig an; am liebsten vernehmen wir noch jetzt seine ernsten patriotischen Mahnungen in den Oden „das bedrängte Deutschland“ und „an die Deutschen“, worin er der gegenwärtigen Zwietracht und Erschlaffung seiner Nation ein Bild von der Kraft der Vorzeit entgegenhält. In seinen geistlichen Liedern drückt Uz ein reines, sittliches Gefühl in gefälligen, populären Formen aus; unter den derzeitigen Dichtern des Kirchenliedes steht er Gellert am nächsten. Zu Klopstocks Höhe vermochte sich seine Odenpoesie nicht zu erheben, wie er denn auch keineswegs zu den Bewunderern des Messiassängers gehörte. Ihm blieb überhaupt der Schwung einer von poetischem Drange erfüllten Seele fremd. Dagegen verwandte er auf die formale Ausfeilung seiner Verse einen unermüdlichen Fleiß; die äußerste Correctheit und Eleganz des Ausdrucks war für ihn höchstes Gesetz. Er war der Ansicht, daß nur die Jugend zum poetischen Schaffen geeignet sei, und schloß mit richtiger Selbsterkenntnis um das Jahr 1763, wo sich überdies durch seine Ernennung zum Assessor am kaiserlichen Landgericht des Burggrafthums Nürnberg und zum markgräflichen Rath sein Geschäftskreis erweiterte und seine Arbeiten vermehrten, seine dichterische Laufbahn.

Daß er in einzelnen Stellen seiner poetischen Episteln der bodmerischen Anglomanie und seraphischen Verstiegenheit ge-

spottet hatte, zog ihm einen Streit mit dem leicht verletzten Züricher Kritiker zu; auch Wieland in der Periode seiner asketischen Tugendschwärmerei mischte sich darein und rechnete in der Zuschrift seiner „Empfindungen eines Christen" an den Oberconsistorialrath Sack in Berlin den guten Uz unter das „Ungeziefer" der „leichtsinnigen Witzlinge", deren schädlichem Wirken der fromme Christ und vornehmlich der Gottesgelehrte nach Kräften steuern müsse. Uz, tief getränkt, weil er nicht als Dichter, sondern an seinem moralischen Charakter angegriffen worden war, rechtfertigte sich in einer poetischen Epistel an Gleim auf milde, doch nicht witzlose Weise; energischer wiesen die Kritiker der Berliner Schule, Mendelssohn, Nicolai und Lessing den Angriff Wielands ab. Doch es verging kein volles Jahrzehnt, so erkannte und bereute der Dichter der „komischen Erzählungen" selbst das Unrecht, das er Uz zugefügt hatte, wie ihn hinwieder dieser als einen unserer größten Genien anerkannte; auch mit Bodmer söhnte sich Uz völlig aus.

Sein ferneres Leben verfloß in Ruhe und Zufriedenheit, getheilt zwischen Berufsarbeiten, Lectüre und Umgang mit Freunden. Seine gewissenhafte Amtsthätigkeit erwarb ihm allgemeine Achtung und Anerkennung. Seine Lectüre beschäftigte sich am meisten mit den von Jugend auf lieb gewonnenen klassischen Dichtern; an der neuern deutschen Poesie, wie sie um 1770 sich entwickelte, fand er kein Gefallen; Bürgers Balladen erschienen ihm wie Bänkelsängerei. In einiger Beziehung zu seinen poetischen Bestrebungen stand noch seine Theilnahme an einer prosaischen Uebersetzung des Horaz, welche einige Ansbacher Freunde veranstalteten und 1773 erscheinen ließen, und seine Mitredaction des neuen ansbachischen Gesangbuchs (1781), wozu die Acten und Vorarbeiten mehrere Foliobände betragen haben sollen; einige ältere Kirchenlieder wurden von ihm umgearbeitet.

Uz starb in hohem Alter an den Folgen eines mehrmals

wiederkehrenden Schlagflusses am 12. Mai 1796. Noch in seinen letzten Momenten vernahm er, daß er vom Könige von Preußen, dem die ansbachischen Fürstenthümer zugefallen waren, zum Justizrath und Landrichter zu Ansbach ernannt worden sei. Seine Werke erschienen noch 1804 in einer von Weiße besorgten Prachtausgabe, als man sich der Töne seiner Lyrik schon völlig entwöhnt hatte.

---

2. Gleim.

Bei dem Emporstreben unsrer Nationalliteratur, da kein tonangebender Hof durch seine Gunst die poetischen Talente aufmunterte und in seine Nähe zog, keine Akademie die von der öffentlichen Stimme ausgezeichneten Dichter um sich versammelte, waren die Männer von großer Bedeutung, welche, wenn auch selbst ohne geniale Productivität, durch ihren Eifer in der Förderung junger Talente, durch ihre Beziehungen zu ihren dichtenden Zeitgenossen die Liebe zur vaterländischen Literatur belebten und durch ihre Persönlichkeit, wie durch ihre Freundschaft und Protection einen Mittelpunkt bildeten, an den sich die werdende Nationaldichtung anschloß. Bei allem, was in Sachsen für die schöne Literatur geschah, ist Gottscheds Einfluß dankbar anzuerkennen; nur seine Beschränktheit, seine eigensinnige Opposition gegen die Literatur, die sich in Folge der von ihm ausgegangenen Anregungen gestaltete, brachte ihn bald gegen das jüngere Geschlecht in eine schiefe Stellung. Bodmer trat in ein günstigeres Verhältnis zu der werbelustigen Jugend, weil er sie auf den neuen Bahnen, die sie einschlug, mit enthusiastischer Aufmunterung und Theilnahme begleitete und die jüngeren Dichter in die Nation einzuführen bemüht war. Gleim stand ein halbes Jahrhundert hindurch in ähnlichen Beziehungen zu der poetischen Literatur,

und die nachwachsende Generation übertrug auf ihn den Vaternamen, mit dem Bodmer lange Zeit geehrt worden war.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geboren am 2. April 1719, hatte gleich den meisten deutschen Dichtern des vorigen Jahrhunderts nicht das Glück, eine freundliche, sorgenfreie Jugend zu durchleben. Sein Vater, Steuereinnehmer zu Ermsleben, einem Städtchen in dem damals schon preußischen Fürstenthum Halberstadt, hatte von seinem kärglichen Einkommen eine Familie von zwölf Kindern, unter denen neun Söhne waren, zu ernähren. Wilhelm leistete ihm schon als achtjähriger Knabe Schreiberdienste und begleitete ihn auf seinen kleinen Reisen in die umliegenden Dorfschaften. Wiederholter Aerger über empörende Erpressungen, die unter dem soldatischen Willkürregiment Friedrich Wilhelms I. ungeahndet von den Officieren gegen einen Vater von Söhnen geübt werden konnten, zog dem Vater, als unser Gleim erst in seinem sechzehnten Jahre stand, ein tödtliches Gallenfieber zu; die Mutter folgte ihm bald in's Grab nach, und die beiden ältesten Geschwister übernahmen die Sorge für die verwaisten jüngeren Brüder und Schwestern.

Nachdem Gleim sich auf der Stadtschule zu Wernigerode für die akademischen Studien vorbereitet hatte — auch die ersten Versuche in Reimen fielen in diese Zeit —, begab er sich 1738 auf die Universität Halle, um die Rechte zu studieren; fünfzig bis sechzig Thaler waren alles, was er jährlich erhielt, um seine Bedürfnisse zu bestreiten. Unter den Lehrern, deren Unterricht er genoß, zog ihn Baumgarten am meisten an; er äußerte selbst, dessen Dissertation „de nonnullis ad poema pertinentibus" habe die schlafenden Geister geweckt. Gleim schloß hier den Freundschaftsbund mit Uz, Götz und Rudnik, in welchem wie im Leipziger Verein, gegenseitige Ermunterung und Kritik waltete. Horaz und Anakreon waren ihre Lieblinge; reimlose Gedichte, damals in Halle die Parole des Tags, wurden versucht; auch Gleim

begann den ersten „Versuch in scherzhaften Liedern“, den er 1744—1745 drucken ließ.

Im Jahre 1740 erhielt Gleim, als er die Universität verließ, ein Anerbieten, als Secretär des Finanzministers von Reinhart in dänische Dienste zu treten. Da sich dies jedoch zerschlug, nahm er in Potsdam bei dem Obersten von Schulz eine Stelle als Hauslehrer, dann als Secretär des Prinzen Wilhelm zu Schwedt an und machte hier die Bekanntschaft mit dem Lieutenant von Kleist, welche bald zur innigsten Freundschaft ward. „Kleists Musenkunst erweckt zu haben,“ sagt sein Biograph Körte, „war eine von Gleims liebsten Erinnerungen, und er pries sich dessen mit eifersüchtiger Heftigkeit.“ Auch die Freundschaft mit dem Schweizer Arzt Hirzel und mit Spalding ward durch die Liebe zur Poesie geknüpft. Ramler, der die Medicin erwählen sollte, wurde durch Gleim der schönen Literatur erhalten; er verschaffte jenem eine Hauslehrerstelle bei seiner ältesten Schwester und befreite ihn dadurch von dem Studium, dem er keine Neigung entgegenbrachte.

Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen Albrecht zu Brandenburg-Schwedt, nahm 1744, als der zweite schlesische Krieg ausbrach, Gleim als seinen Secretär mit sich nach Böhmen. Nach dessen bald darauf erfolgtem Tode wurde Gleim Stabssecretär beim Fürsten Leopold von Dessau. Empört jedoch über dessen harte Executionen, nahm er seinen Abschied und gieng 1745 nach der Heimath zurück. Längere Zeit suchte er vergebens zu einer Anstellung zu gelangen. Endlich hatte er das Glück, 1747 zum Domsecretär in Halberstadt gewählt zu werden. Jetzt begannen glückliche Jahre. Sein Vorgänger starb sehr bald; da Gleim nachmals ein Canonicat an dem Stifte Walbeck erhielt, so hatte er ein ansehnliches Einkommen. Die Amtsgeschäfte waren nicht lästig; mit den Herren des Domcapitels stand er im besten Vernehmen. Freunden war stets sein gastliches Haus geöffnet, und

mit den entfernten, besonders mit seinem geliebten Kleist, blieb er in fleißigem Briefwechsel. Ausflüge in die Nachbarschaft führten ihn zu Ebert und Zachariä in Braunschweig, Lange in Laublingen, zu Cramer und Klopstock. Besuche von dichterischen Freunden waren ihm selige Feste; man feierte sie mit Rosen und Wein, wobei man, zumal da der Sänger des Weins wenig oder gar keinen Wein trank, mit allzu viel Aufwand anakreontischer Spielereien das Leben poetisch zu schmücken versuchte. Gleims Freundschaft war immer innige Vertraulichkeit; daher wurde er auch Klopstocks Vertrauter in seiner Liebe zu Fanny und hätte gern als Vermittler ihm Beistand geleistet. Doch er selbst war in der Liebe noch unglücklicher als sein Freund, wenn auch leichter im Unglück getröstet. Einen kurzen Liebesfrühling im Jahre 1753 war er Bräutigam mit einem Mädchen in Blankenburg; aber zur Zeit, da die Freunde das Hochzeitsfest erwarteten, war das Verhältnis schon wieder gelöst; Gleim sah, daß er einer Unwürdigen sein Herz geschenkt hatte, und der Sänger der Amoretten ließ sich nie wieder von den Schlingen weiblicher Schönheit fesseln. Er nahm die Tochter seines Bruders zu sich; durch ihre Wirthschaftlichkeit wie durch ihre geistige Bildung, ihren Sinn für alles Schöne gereichte diese seinem Hause so sehr zur Zierde, daß ein Theil der Verehrung, welche Gleim von seinen zahlreichen Freunden gewidmet wurde, auch auf „Gleminde" übergieng. Einen Ersatz für alle andere Liebe fand sein zärtliches Herz in der Freundschaft. Konnte er auch nur mit wenigen der Freunde zusammenleben, so sammelte er doch deren Bildnisse um sich und schmückte damit das beste Zimmer seiner Wohnung, welches er seinen Musen- und Freundschaftstempel nannte. Die meisten Bilder ließ er auf seine Kosten malen und brachte während seines Lebens eine Sammlung von einhundert und achtzehn Portraits der von ihm verehrten Männer, größtentheils persönlicher Freunde, zusammen.

Im Winter von 1754 auf 1755 war Gleim in Berlin, wohin er oft in Angelegenheiten seines Domcapitels reisen mußte. Hier lernte er Lessing persönlich kennen, während zur gleichen Zeit Wieland in Briefwechsel mit ihm trat. Als er eines Tages mit dem jungen Prinzen von Preußen zusammen war, zeigte ihm dieser Bilder zu la Fontaines Fabeln und fragte ihn, ob er auch Fabeln machen könne. „Nein," erwiderte Gleim; „denn es ist nichts schwerer als Fabeln zu machen." Der Gedanke beschäftigte ihn seitdem, und mit der Hast und Flüchtigkeit, die allen gleimischen Dichtungen schädlich ward, war schnell eine Sammlung von Fabeln zu Stande gebracht, wobei die Erfindung meistens Phädrus, la Fontaine und Gay angehörte. Die Freunde rühmten den naiven, seinen scherzhaften Liedern verwandten Erzählungston, weßhalb Gleim auch in spätern Jahren in seiner Manier fortfuhr, ohne indeß die Popularität der gellert'schen Fabel erreichen zu können.

Mit dem siebenjährigen Kriege eröffnete sich die ruhmreichste Periode seines Dichterlebens. Die meisten Dichter seiner Zeit, auch seine Freunde Klopstock und Uz, redeten in ihren Poesien dem Frieden das Wort und wandten sich entrüstet von den Verheerungen des Krieges und seinen Helden ab; Gleim hingegen, in dessen Wesen bis auf seine körperliche Haltung etwas Militärisches lag und der selbst an den Erinnerungen seiner kurzen Campagne im zweiten schlesischen Kriege mit besonderm Wohlgefallen hieng, fühlte sich von den Thaten seines Heldenkönigs, dessen Sache er für die allein gerechte in diesem Kriege hielt, zur höchsten Bewunderung hingerissen. Wenn Friedrich angegriffen ward, konnte er gelegentlich ein Virtuos in der Grobheit sein; einem Fremden, der in ansehnlicher Gesellschaft auf den Preußenkönig loszog, sagte er kurz: „Herr, wissen Sie nicht, daß Halberstadt sieben Thore hat?" Mit seinen Gedanken weilte er beständig im preußischen Heerlager, aus welchem sein Kleist ihm die genauesten

Berichte über alle Kriegsvorgänge einsandte. Anfangs hatte er die Absicht, der „Curtius seines Alexanders“ zu werden; aber er sah bald ein, daß Geschichtschreibung nicht sein Beruf sei; er zog es vor, sein „Homer“ oder sein „Tyrtäus“ zu werden. Die anakreontische Leier ward beiseite gelegt. Gleim dichtete Kriegslieder in der Person eines im Felde mitkämpfenden Grenadiers. Es zeigte sich hier, wie auch das schwächere Talent über sich selbst erhoben ward, getragen von den großen Ereignissen seiner Zeit und ergriffen von den Eindrücken der Gegenwart. Die „preußischen Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier“ waren der Ausdruck der lebendigen Theilnahme, womit das Volk nicht allein in den preußischen Staaten, sondern weit über dessen Grenzen hinaus die Siege Friedrichs begleitete. Auch dem Volke galt es als ein Krieg für die von Gott beschützte, gerechte Sache, nicht als ein muthwillig hervorgerufener Eroberungskrieg. Zwar waren diese Lieder mit ihren bisweilen gesuchten Anspielungen auf antike Verhältnisse noch weit entfernt, echte Volkslieder zu sein, so daß sie von dem gemeinen Soldaten im Lager und im Felde gesungen worden wären; der Patriot überschrie, wie Lessing treffend sich ausdrückte, den Dichter; allein sie waren national, gesund, einfach, sanglich und drangen mit ihrer deutschen Gesinnung in's Volk ein. „Hier hat einmal“, urtheilte Herder 1767 in seiner zweiten Sammlung von Fragmenten über die neuere deutsche Literatur, „ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland echt und brav deutsch gesungen, ohne an andre Nationen sein Genie zu verpachten ..... Die edle Einfalt, die deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Colorit, alles ist so sehr in die Laune und in den Wohllaut unsrer Sprache eingetaucht, daß diese wenige Stücke gleichsam ein Grenzstein sein können, wo unsre Dichtkunst an Franzosen und Engländer grenzt.“ In diesem Sinne waren Gleims Kriegslieder eine That der

deutſchen Nationaldichtung; ſie zeigten, woher die Seele, der belebende Hauch für deutſche Lyrik ſtamme. Anfangs erſchienen ſie einzeln, bis 1758 die erſte Ausgabe, von Leſſings Vorbericht eingeleitet, im Druck erſchien, zwar anonym, doch war Gleims Name bald kein Geheimnis mehr.

Gleim war indeſſen vom Unglück des Krieges nicht ganz verſchont geblieben. Im September 1757 plünderten die Franzoſen rings um Halberſtadt. „Mein Garten, der mein Paradies war, mein einziges Vergnügen, an dem ich den ganzen Sommer gearbeitet habe, iſt in zwo abſcheulichen Stunden zur Wüſtenei gemacht“ — ſo klagte Gleim gegen Kleiſt, doch mit dem Zuſatz: „Der Krieg mag mir alles rauben, wenn er mir nur meinen Kleiſt läßt.“ Um ſo freudiger erſcholl das Lied von der Schlacht bei Roßbach, welche die Franzoſen verjagte. Doch drang im Januar 1758 wiederum ein franzöſiſches Corps in Halberſtadt ein, um zu brandſchatzen; nur mit Mühe ſchützte Gleim ſein Haus vor Plünderung. Er hatte kurz darauf die Freude, mit Kleiſt vier glückliche Tage in Bernburg zu verleben; es war das letzte Mal, daß ſie ſich ſahen. Im Auguſt 1759 endete Kleiſt zu Frankfurt an der Oder, wohin er vom Schlachtfelde bei Kunersdorf ſchwer verwundet gebracht worden war. Gleim eilte auf die erſte Nachricht von ſeiner Verwundung nach Magdeburg, um ſeinem Freunde von dort aus durch ruſſiſche Gefangene Hilfe zu bereiten. Er erhielt hier die Nachricht von ſeinem Tode. Jetzt fühlte er ſich verwaiſt auf der Erde; ſein einziger wehmüthiger Troſt war, des Freundes Briefe wieder und wieder zu leſen. Im nächſten Frühlinge klagte ſein Lied noch der Nachtigall ſein Leid in rührenden Worten:

Ich denk' an meinen Kleiſt, o liebe Philomele,
Vergebens ſingeſt du!
Du ſingſt ihn nicht hinweg, den Gram aus meiner Seele,
Ich höre dir nicht zu.

Kein Kleist ist auf der Welt, die Welt ist mir zu enge,
Vergebens singest du!
Wenn mir ein Engel jetzt, wenn mir Eloa sänge,
So hört' ich ihm nicht zu!

Ein treues Andenken bewahrte er bis an sein eigen Grab dem Freunde; Kleists Ruhm war sein Stolz. Ein Ehrengemälde Kleists stiftete er in der Berliner Garnisonkirche. Auch trug er für seine Hinterlassenen Sorge.

Wenige Jahre darauf hatte der enthusiastische Dichterfreund, der jedes irgendwo auftauchende Talent zu ermuntern und zu unterstützen bereit war, eine neue Gelegenheit, seine uneigennützige Thätigkeit zu beweisen. Bei einem Besuche in Berlin im Sommer 1761 lernte er die damals vielgepriesene Dichterin Anna Luise Karsch (1722—1791) persönlich kennen, nachdem er schon Briefe mit ihr gewechselt hatte. Er lud sie nach Halberstadt ein, öffnete ihr sein gastliches Haus und führte sie bei dem Domdechanten Freiherrn von Spiegel und dem Grafen zu Stolberg-Wernigerode ein, welche durch ansehnliche Unterstützungen ihre äußere Lage erleichterten. Man konnte jetzt auch eine deutsche Dichterin, für die der Name Sappho schon bereit war, mit anakreontischen Festen feiern. „An den Tafeln der Domherren und in den Zirkeln der besseren Gesellschaft hörte man", wie Körte berichtet, „Lieder auf Lieder, und die Becher wie die Dichterin sah man oft mit Myrten, Blumen und Lorbeer bekränzt, also daß die Karschin ein heiteres Leben mit sich brachte, wohin sie trat." Gleim suchte den Geschmack seiner Clientin durch seine Kritik und durch die Lectüre altklassischer Dichter zu bilden; auch unterzog er sich der Sorge, ihre Gedichte auf Subscription herauszugeben, wodurch er ihr einen Reinertrag von zweitausend Thalern verschaffte. Die halberstädtischen Lieder an Thyrsis verriethen indeß allzu deutlich, daß die vierzigjährige Dichterin auch als Frau noch dem Namen einer Sappho Ehre zu machen suchte

und das Verhältnis zu ihrem Beschützer gern in ein engeres Band verwandelt hätte. Auf seine Weise wußte Gleim diesen Wünschen auszuweichen. Nach etwa einmonatlichem Aufenthalte reiste die Karschin über Magdeburg nach Berlin zurück und fand hier bei den Feierlichkeiten in Folge des Hubertusburger Friedens eine neue Gelegenheit, sich durch ihre Reimfertigkeit Freunde zu erwerben.

Als mit dem Frieden die idyllische Ruhe des deutschen Bürgerlebens wiederkehrte, fand unser Gleim nichts anderes mehr zu besingen als den frohen Genuß des Lebens, und zwar nicht in neuen Tönen, sondern in der tändelnden, nur selten von wahrer Empfindung durchhauchten anakreontischen Weise, die seine ersten Lieder angeschlagen hatten, und größtentheils mit erborgten Sprüchen des Frohsinns und der Lebensweisheit. Ein zierliches Heftchen nach dem andern flog in dem nächsten Jahrzehnt als Lieder nach Anakreon, Petrarca, Horaz und Minnesingern in das Publicum, alles leicht und ohne Feile hingeworfen, so daß allmählich auch die sonst gegen ihn so rücksichtsvolle Kritik den Wunsch nicht mehr zurückhielt, Gleim möchte auf seinen Ruhm etwas eifersüchtiger sein und nicht so viel Mattes und Unbedeutendes unter seinem Namen erscheinen lassen. Allein ihm war das Reimen und Dichten, wenn auch nicht gerade Herzenssache, doch sein Lebenselement wie die Luft, welche er athmete, und seine jüngeren Freunde besonders bestärkten ihn durch ihr Lob, an das er sich zu sehr gewöhnt hatte, um es nicht als einen Tribut der Freundschaft zu fordern, in der falschen Meinung von dem Werth seiner poetischen Sächelchen.

An diese jüngeren Freunde schloß sich Gleim jetzt um so lebhafter an, als im Fortgang des Lebens von den älteren nur wenige seine Liebe mit gleicher Zuneigung erwiderten. Mit Ramler, dessen kühlere Natur sich von dem überschwänglichen Gefühle Gleims stets ferne hielt, kam es zu einem förmlichen

Bruch, als Gleim eine Ode des Freundes auf dessen Wunsch einer minutiösen Kritik unterzog. Ramler fühlte sich beleidigt und antwortete mit einer hämischen und verletzenden Kritik der gleimischen Fabeln. Seine Briefe schienen Gleim so überlegt boshaft und herzlos, daß er ihm schrieb (1764): „Ihre beiden letzten Briefe stoßen dem Faß den Boden aus. So ganz abscheulich zeigt mein so sehr von mir geliebter Ramler sich darin, daß ich's nicht ertragen kann, daß ich die Augen wegwenden muß, tief im Herzen betrübt über das abscheuliche Bild dessen, der mein Freund war. Zeile vor Zeile jener Briefe glühet von Bosheit, stößt mir einen Dolch in's Herz, den, daß Sie den Freund in meinem Herzen auslöschen und tödten, den ich so sehr liebte. Aber besser ist es, ihn verlieren, als ihn behalten, wie er ist; ich werde in Berlin sein und ihn nicht sehen, und ich bitte ihn, daß er auch mich nicht sehe." Dennoch traf er im Januar 1765 zufällig mit Ramler in einer Gesellschaft bei Nicolai zusammen. Er fand sich hier durch Ramlers Benehmen noch mehr verletzt und söhnte sich niemals wieder mit ihm aus. Kurz vor Ramlers Tode, 1797, äußerte Gleim in einem Briefe an Grillo: „Ramler soll krank sein. Es thut mir sehr leid. Sie wissen, er ist Ramler, und ich bin Gleim. Wüßt' ich aber, daß ein Schreiben von Gleim ihn, wenn nicht gesund, nur nicht kränker machte, wahrlich so schrieb' ich an ihn." Bei andern Freunden klagte Gleim wiederholt, daß sie mit ihm in der Wärme und der brieflichen Versicherung ihrer Freundschaft nicht gleichen Schritt hielten, und in dieser Hinsicht forderte er sehr viel. Er klagte dann wohl, daß bei seinen Freunden nach dem vierzigsten Jahre die jugendliche Wärme des Gefühls abnehme, was er mit seiner großen Sammlung freundschaftlicher Briefe beweisen könne. Klopstock, gegen den er diese Bemerkung äußerte, ward auch mit solchen Vorwürfen nicht verschont und erwiderte ihm 1772 mit der Offenheit wahrer Freundschaft: „Wann habe ich denn auf-

gehört, Ihr Freund zu sein? und warum fahren Sie denn immer fort, mich dessen zu beschuldigen? Wenn ich nicht der standhafte Freund wäre, der ich bin, und mit dieser Gesinnung besonders der Ihrige, so würden es just solche unverdienter Weise oft wiederholte Anklagen sein, die mich wankend machen würden. Aber ich bin gleichwohl immer Ihr Freund geblieben." Allerdings entfremdete sich Gleim durch seine tyrannische Eifersucht manche seiner Freunde. Der Grund lag aber noch tiefer. Gleims geistige Bildung war zu oberflächlich und flüchtig, um von dieser Seite den zu höherer Reife des Geistes gelangten Gefährten, einem Klopstock und Lessing, einen wesentlichen Gewinn gewähren zu können: er war bereit zu hören und zu bewundern, ohne aber mit gleichem Maß wieder geben zu können.

Die Freundschaft mit Johann Georg Jacobi, den Gleim 1766 im Bade zu Lauchstädt kennen lernte, machte den Anfang einer liederreichen, von sentimentaler Zärtlichkeit junger Dichter versüßten Zeit. Es bildete sich auf kurze Dauer um Gleim ein halberstädtischer Dichterkreis, den er gern zu einer „Vorbereitungsakademie" auf die Universität, zu einer „Humanitätsschule" erweitert hätte, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, junge, talentvolle Männer zu befördern und in seine Nähe zu fesseln. Oft erneuerte er diesen Plan, den er nie sich verwirklichen sah. Indeß gelang es ihm, für seinen Jacobi eine Präbende in Halberstadt zu erwirken. Nach dem Tode seines Wohlthäters bekannte es Jacobi öffentlich, daß er ihm das Glück seines Lebens verdanke, weil er damals bei dem Antritt seiner akademischen Laufbahn in Halle entschlossen gewesen sei, die Muse des Gesanges zu verlassen. Schon 1768 erschien, von einem Freunde herausgegeben, die halb poetische, halb prosaische Correspondenz der beiden, „Briefe von den Herren Gleim und Jacobi", Ergüsse einer gekünstelten Sentimentalität voll von Amorettentändeleien, welche selbst jene empfindsame Zeit der Monotonie und Gehalt-

losigkeit beschuldigte. 1769 ließ sich Jacobi in Halberstadt nieder; bald kamen Benjamin Michaelis, Jähns, Sangerhausen, Benzler, Gleims gleichnamiger Neffe, Gleim der Jüngere genannt, und Klamer Schmidt hinzu, Jünglinge, mit denen Gleim wetteifernd liebte und dichtete. Jähns raffte 1772 ein früher Tod hinweg; bald folgte ihm Michaelis nach; Gleim bewies sich ihm noch als treuer Freund, indem er die dürftigen Eltern des Geschiedenen unterstützte. Im Herbst 1772 gelang es ihm, Wilhelm Heinse, der ihm von Wieland empfohlen war, eine Hauslehrerstelle in Halberstadt zu verschaffen. So ward die Gesangeslust immer rege erhalten; besonders war im Winter 1773 auf 1774 der poetische Kreis sehr productiv und durch die heiterste Geselligkeit belebt. Man wechselte Sinngedichte, Lieder und vornehmlich poetische Episteln, eine Dichtungsart, zu der Gleim seine jungen Freunde beständig aufmunterte. Gleim sang in diesen Jahren seine „Lieder für das Volk", an denen selbst Lessing große Freude fand, und das Lehrgedicht „Halladat oder das rothe Buch", welches 1774 erschien und von seinen Freunden als die reifste Frucht seiner Poesie freudig willkommen geheißen ward. Unangenehme Vorfälle des letzten Jahres hatten sein Gemüth bei ernsteren Lebensbetrachtungen festgehalten; daher schrieb er gleichsam sich zum Troste eine Reihe didaktischer Gesänge, eine Art Laienbrevier nieder, in denen ein edler, menschenfreundlicher Sinn und eine vielseitige Lebenserfahrung und Menschenkenntnis sich in einfacher Form aussprach. Boysens Uebersetzung des Koran, welche Gleim damals las und stellenweise in poetischer Form nachbildete, trug zu dem Ton und der orientalischen Färbung dieser Gesänge wesentlich bei.

Sehr schmerzlich war für ihn, daß im Frühling 1774 Jacobi Halberstadt verließ, um in Düsseldorf die Zeitschrift „Iris" herauszugeben, und auch Heinse dorthin als Mitarbeiter entführte. Mit dieser Trennung begann für Gleim eine einsame Zeit. Er

ſchrieb damals an Jacobi: „Im Tempel der Freundſchaft bin ich nun wohl ganz ohne Zweifel der Getreueſte! Faſt alle meine Freunde wurden mehr oder weniger nicht eben ungetreu, kalt aber! Die meiſten fiengen's feurig an, ſchlugen in ätnaiſchen Flammen der Freundſchaft auf; zuletzt, was war's? das Flämmchen eines Nachtlichts! — Nein, ich will nicht klagen. Traurig aber iſt's, erfahren, welch ein elendes, jämmerliches Ding es iſt mit unſerm Leben. Da ſitze ich einſam nun auf meiner Zelle; die Bilder aller meiner Freunde ſeh' ich an und ſeufze nach ihnen hin, ſuche um mich her noch ein ſympathetiſches Herz, finde keins ſo warm von Bruderliebe, als ich's wünſche." Indeß er fand ſolche Herzen doch ſtets von neuem und trat ſelbſt mit den jungen Celebritäten der Sturm- und Drangperiode in nähere Verbindung. Sehr erfreut war er über die perſönliche Bekanntſchaft mit Herder und Johannes Müller, mit denen er einen Briefwechſel unterhielt; vergebens verſuchte er ſie für den preußiſchen Staat zu gewinnen. Goeckingk und Tiedge lebten längere Zeit in ſeiner Nähe und ſchloſſen die Reihe der Dichter des halberſtädtiſchen Kreiſes. Gleim war freilich zu alt, um an neue Liederweiſen ſich zu gewöhnen. Die Romanzen, die er in jenen Jahren dichtete, waren nur luſtige und traurige Stadtgeſchichten, die aber alle durch bänkelſängeriſchen Ton beluſtigen ſollten. Doch fanden ſeine Gedichte jetzt nur wenig Gehör, ſelbſt da nicht, als er in der bekannten Grenadierweiſe Kriegslieder für den bayriſchen Erbfolgekrieg ſang und dem preußiſchen Patriotismus Worte lieh.

Seiner Verehrung für den großen König ward erſt am 22. December 1785 der ſeit lange gewünſchte Lohn, zur Audienz bei ihm zugelaſſen zu werden. Nach dem kurzen Bericht, den ein Gedicht Gleims über ihr Geſpräch gibt, war der Inhalt unbedeutender als in der Unterredung mit Gellert. Der König ſcheint die Frage aufgeworfen zu haben, ob Wieland oder Klop-

stock größer sei; Gleim antwortete ausweichend. Als er entlassen wurde, begegnete er dem Herzog zu Braunschweig-Oels. „O wie so gern hätt' ich", rief Gleim, „den alten Hut, den der Monarch trug, als ich ihn sprach!" — „Ich verspreche Ihnen den Hut nach Friedrichs Tode," erwiderte der Herzog. Und er hielt Wort. Gleim bewahrte ihn nachmals als eine heilige Reliquie. Er erhielt auch durch einen Freund die Schärpe, welche Friedrich II. im siebenjährigen Kriege getragen hatte.

Gleim hatte es vor andern schmerzlich empfunden, daß der Held seiner Kriegesmuse die deutschen Lieder seiner vaterländischen Sänger mit Verachtung von sich gewiesen hatte. Als 1786 der große König starb, hoffte er mit Friedrich Wilhelm II. ein segensreiches Zeitalter für die deutsche Poesie anbrechen zu sehen. In einem Huldigungsschreiben bat er gleich nach der Thronbesteigung den neuen Herrscher um Schutz für die deutsche Muse. In einem huldvollen Handschreiben sagte Friedrich Wilhelm ihm denselben zu; Aehnliches versprach der Minister Hertzberg. Aber von diesen Hoffnungen gieng keine in Erfüllung. Gleim klagte zugleich die speculative Philosophie an, daß sie das Interesse an der schönen Literatur schwäche.

Trotz seines vorrückenden Alters nahm seine Sangeslust nicht ab. Den Krieg gegen die französische Republik verfolgte er mit lebhaftem Geiste und dichtete neue *Kriegslieder* und *Zeitgedichte*, in denen er zum Widerstand gegen die Revolution und zum Kampf gegen Frankreich antrieb. Die poetische Form war mangelhafter als in den früheren Zeitgedichten, und Gleim konnte der Geißel der „Xenien" nicht entgehen:

> Ach, ihm mangelt leider die spannende Kraft und die Schnelle,
> Die einst des Grenadiers herrliche Saiten belebt.

Nur eine schwache Abwehr brachte Gleims versificiertes Gegengeschenk „*Kraft und Schnelle des alten Peleus*".

Gleim hatte das Glück, die Zunahme des Alters nicht zu

fühlen. Freunde versüßten ihm noch die letzten Jahre seines Lebens durch jene warme Anhänglichkeit, durch die man seine Seele ganz gewinnen konnte; Voß, Baggesen, Jean Paul waren unter ihnen. Als Voß ihn im Frühling 1794 zum ersten Mal kennen lernte, schrieb er: „Jeden Augenblick wünsch' ich dir Theil an unserer Glückseligkeit, mit Gleim, dem Einzigen an hoher Menschlichkeit, dem wahrhaft göttlichen Greise, und mit seinen liebenswürdigen Nichten zu leben. Gleim empfieng mich wie ein Vater den spätgebornen Sohn, der, schon für verloren geachtet, aus der Fremde zurückkehrt." Und an Gleim schrieb er nach einem zweiten Besuche im Frühjahr 1796: „Meine Liebe, Edler, grenzt an Ehrfurcht, ich möchte sagen, an Andacht. Ich strebe besser zu werden, um des besten Mannes, den ich fand, nicht unwürdig zu sein. Aber mit Ihnen geworden zu sein: ich verliere mich in dem heiligen Gedanken!" Als Gleim erfuhr, daß Seume, der ihm einige Gedichte mit der Bitte um sein Urtheil eingesandt hatte, in dürftigen Verhältnissen lebe, schickte er ihm zwanzig Louisd'or mit den Worten, er habe gehört, daß Seume Mangel leide; das müsse keiner seiner Freunde, so lange er selbst noch eine Mahlzeit bezahlen könne. Wie viele ähnliche Züge seiner Freude am Wohlthun sind uns aufbewahrt!

Seine Stelle als Domsecretär, in der er sich durch treue Pflichterfüllung fünfzig Jahre hindurch bewährt hatte, legte er 1797 nieder und behielt nur noch die Verwaltung der Stipendien für Studierende, weil er dadurch mit Jünglingen in einer angenehmen Beziehung blieb und ihnen mit Rath und That wohlthun konnte. Bis in sein achzigstes Jahr genoß er einer ungestörten Gesundheit. Seitdem klagte er über Abnahme der Sehkraft, so daß er in den letzten Lebensjahren fast erblindete. Doch hörte er nicht auf, Verse und Briefe zu dictieren, zuletzt, da er sein Ende herannahen fühlte, Abschiedsbriefe an die Freunde. An Klopstock richtete er die Worte, die dieser, selbst schon leidend,

nicht mehr zu leſen bekam: „Ich ſterbe, lieber Klopſtock! Als ein Sterbender ſag' ich: in dieſem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt; in jenem wollen wir's nachholen. Die Muſe hat mich bis an den Rand des Grabes begleitet und ſteht noch bei mir. . . . . Ich laſſe mich in meinem Garten begraben. Um das Grab herum ſtehn in Marmor die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde.“ So ward es von den Hinterbliebenen erfüllt, als der Greis am 18. Februar 1803 ſanft entſchlummert war. Klamer Schmidt ruft ihm die ſchönen Worte nach: „Du aber ruhe wohl, Menſch von edelem Metall! Freund der Freunde, Vater ſo vieler und wie oft auch der meinige! Leicht Zürnender! Leicht zu Sühnender! Der du im auflodernden Feuer ſelbſt die abbittende Hand ſchon bereit hielteſt! Forſcher nach jeder beſcheidenen Tugend! Aufmunterer jedes aufkeimenden Talents! Was an dir Schlacke war — viel war's nicht, aber geſchieden hab' ich's ſchon lange vorher, ehe du endeteſt; was an dir Gold, bewahr' ich im ſtillen Gemüth und zeig' es nur den wenigen, die es wie ich für Gold anerkennen.“

3. Kleiſt.

Nachdem die Poeſie lange Zeit für eine Nebenbeſchäftigung der Gelehrten gegolten und wiederum in den gelehrten Kreiſen vorzugsweiſe ihr Publicum gefunden hatte, war endlich die Zeit gekommen, wo der Dichter ſich als ſolcher eine ſelbſtändige und geachtete Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft errang und ſeine Schöpfungen den ganzen gebildeten Theil der Nation zur Theilnahme heranzuziehen begannen. Erſt dadurch ward es möglich, daß der Dichter die conventionellen Formen der Gelehrtenpoeſie verließ und mit ſeiner rein menſchlichen Perſönlichkeit in die Dichtung eintrat, daß die Wahrheit des Lebens den erborgten

Schein verdrängte und das eigene Leben durch die Poesie verklärt und erhöht wurde. Man muß sich die engen Schranken, innerhalb deren sich damals die poetische Empfindung und das gesellschaftliche Leben bewegte, vergegenwärtigen, um zu begreifen, daß es folgenreiche Siege für unsere Nationaldichtung waren, wenn für Klopstocks Liebe zu Fanny alles, was für Poesie Sinn hatte, sich interessierte und wenn um Kleists Tod der beste Theil der Nation trauerte, weil es ein Dichter war, der den Heldentod auf dem Schlachtfelde starb. Mit der Ehrfurcht vor der Persönlichkeit der Dichter hob sich die Verehrung der vaterländischen Poesie.

Ewald Christian von Kleist wurde am 7. März 1715 zu Zeblin in Pommern, einem Gute seines Vaters unweit Cöslin, geboren. Seine erste Erziehung wurde vernachlässigt; wild und roh nach Landjunkerart wuchs er auf. Seit seinem zehnten Jahre verlebte er die Knabenzeit auf der Jesuitenschule zu Polnisch-Krone in Großpolen und seit 1729 auf dem Danziger Gymnasium ohne bedeutenden Gewinn für seine geistige Ausbildung, ein Freund körperlicher Uebungen und geneigt zu muthwilligen Streichen und Händeln mit seinen Mitschülern. Als er jedoch im Jahre 1731 die Universität Königsberg bezog — der Vater hatte ihn zum Civilfach bestimmt —, erwachte in ihm ein reger wissenschaftlicher Trieb. Mit der Jurisprudenz verband er das Studium der Philosophie, Mathematik und Physik und zeigte die ihm angeborene Munterkeit seines Wesens im Eifer der Disputationen.

Da sein älterer Bruder bald darauf die Verwaltung der väterlichen Güter antrat, mußte Kleist sich um eine Anstellung im Staatsdienst bemühen. Man veranlaßte ihn nach Dänemark zu gehen, wo er Verwandte hatte. Von ihnen ließ er sich bewegen, 1736 in dänische Militärdienste zu treten. Dieser Stand sagte zwar seiner Neigung nicht zu; doch fügte er sich nach und nach in die neuen Verhältnisse, die ihm durch den Umgang mit

einigen gebildeten Officieren angenehm gemacht wurden. Jedoch als er 1738 nach Danzig auf Werbung geschickt war, ergriff ihn wieder die Neigung zu einem bürgerlichen Amte. Diese ward vornehmlich genährt durch die Liebe zu Wilhelmine von der Golz, welche er auf einer Reise zu seinen in Preußen wohnenden Schwestern kennen gelernt hatte. Seine Neigung wurde von dem Mädchen, das durch Schönheit und Bildung seiner werth war, erwidert, von ihrer Mutter begünstigt. Kleist bemühte sich um eine Anstellung in polnischen oder sächsischen Diensten und begab sich deßhalb, mit Empfehlungsbriefen versehen, nach Frauſtadt, wo der sächsische Hof sich gerade aufhielt. Allein der Versuch war vergeblich; er mußte in den dänischen Militärdienst zurückkehren, ohne Aussicht auf Befreiung aus seiner Lage, ohne Hoffnung auf den Besitz seiner Geliebten. Jetzt erst fühlte er ganz den Ernst des Daseins: der jugendliche Frohsinn war für immer dahin, er trug eine schwermüthige Stimmung, das Gefühl eines verfehlten Lebens, stets mit sich.

Im Jahre 1740 wurde er als Pommer von Friedrich II. aufgefordert, den dänischen Dienst zu verlassen. Er trat als Lieutenant beim Regimente des Prinzen Heinrich in die preußische Armee; 1741 wurde er zum Premierlieutenant befördert. Das Militärleben in Potsdam war ihm noch einförmiger und langweiliger als das in Kopenhagen. Er hatte wenig Umgang; denn seinen Kameraden mißfiel sein Sinn für Bildung wie ihm ihre Rohheit. Sein Mißmuth wurde zugleich durch Unvorsichtigkeit im Schuldenmachen vermehrt. 1743 ward er in einem Duell schwer am Arme verletzt. Gleim hörte im Hause des Obersten von Schulz mit vieler Theilnahme des jungen verwundeten Officiers erwähnen und begab sich zu ihm. Kleist beklagte sich, daß ihm das Lesen verboten sei; Gleim erbot sich, ihm vorzulesen. Unter anderm trug er dem Kranken einige seiner „scherzhaften Lieder“ vor, auch das „an den Tod“. Bei den Worten

„Tod, was willst du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küssen!"

brach Kleist in lautes Lachen aus; dadurch ward die Wunde aufgerissen, und es erfolgte ein heftiges Erbluten, das dem Arzte Spuren des drohenden Brandes an der Wunde entdeckte. Man konnte der Gefahr noch vorbeugen, bald heilte die Wunde, und Kleist sagte lächelnd seinem Freunde: „Der Dichtkunst und Ihnen verdank' ich also meine Genesung!" — Dies sollte indeß noch in einem schöneren Sinne in Erfüllung gehen. Gleims Freundschaft ward eine Erquickung für Kleists vereinsamtes Gemüth und weckte in ihm auf's neue die fast entschlummerte Neigung zu poetischen Versuchen. Seine früheren Reimereien betrachtete er als „Schmiralien" und einen „Plunder", der nur zum Wegwerfen getaugt hätte. Jetzt schlug er die anakreontischen Töne seines Freundes an und übersandte diesem im December 1743 sein erstes „anakreontisches" Gedicht, für das er in einem französisch geschriebenen Briefe um Nachsicht bat. Allein seinem Gemüthe gehörte weit mehr die elegische Wehmuth an, welche ihm die Gedichte des folgenden Jahres eingeben sollte. Er erhielt die Nachricht, daß Wilhelmine von ihren Verwandten, die allen Briefwechsel zwischen den Liebenden verhindert hatten, gezwungen worden war, eine vortheilhaft scheinende Heirath einzugehen. Seine Elegie „an Wilhelmine" spricht seinen tiefen Schmerz aus mit zürnendem Seitenblick auf die glänzende Welt, in der er sich nicht berufen scheint, sein Glück zu machen. Das von dem reifen Schiller noch gerühmte elegisch-didaktische Gedicht „Sehnsucht nach Ruhe" führt dieses Thema weiter aus und sucht den Trost für die Täuschungen der Welt in der stillen Natur:

„Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein."

In diesen beiden Gedichten, welche zuerst 1745 in Schwabes „Belustigungen" abgedruckt wurden, sind die Grundzüge der

Poesie Kleists bereits enthalten: er ist der Sänger der Natur als des vor dem Drange des Lebens schützenden Asyls und zugleich — der gelähmte Kranich, den seine Fabel schildert.

Der zweite schlesische Krieg, den Kleist 1744 und 1745 mitmachte, verscheuchte seinen Unmuth nicht. Er hatte das Unglück, nach der Uebergabe von Prag bei der Besatzung zurückbleiben zu müssen und theilte, da Prag sich nicht lange gegen den andringenden Feind halten ließ, den schlecht geleiteten Abzug derselben. Er verlor dabei seine ganze Bagage und zog sich überdies in Folge der Strapazen eine gefährliche Krankheit zu. Das Jahr 1745 brachte er im Standquartier zu Brieg zu, wo er mitten unter den Waffen das Glück des Landlebens sang („das Landleben, an Ramler"; „der Vorsatz, an Uz") und vielleicht schon die erste Idee zu dem beschreibenden Gedichte „die Landlust" faßte.

Als er im Januar 1746 nach Potsdam zurückgekehrt war, fand er dort zwar seinen Gleim nicht mehr; doch blieb dieser der Vertraute seiner Gemüthsstimmungen und seiner poetischen Arbeiten. Vor seinen Standesgenossen mußte er solche Beschäftigungen sorgfältig verborgen halten; denn unter Officieren war es „eine Art von Schande", wie er selbst klagte, ein Dichter zu sein. Ein junger Officier bei dem nämlichen Regimente, Namens Seidlitz, war der einzige, dem er sich vertraulich öffnen konnte. Auch erfreute ihn eine Zeit lang der Umgang mit dem Schweizer Hirzel, mit dem er später in Briefwechsel blieb. Vor allem aber waren Gleims Briefe seine schönste Erheiterung und Erquickung; in Prosa und Versen segnete er den Tag, der ihm diesen zum Freunde gab. „Ich schwöre Ihnen", schrieb er im April 1746, „bei der Heiligkeit meiner Freundschaft, daß ich mein Leben noch einmal so traurig und fast wie Thomsons Marmorsäule ewig stumm und jammernd zu Ende gebracht hätte, wenn ich Sie nicht hätte kennen lernen. Vorher schätzte mich niemand einen

Kreuzer werth. Soll ich den Urheber meines Glücks nicht lieben und hoch halten? Ewig soll Ihnen die zärtlichste Freundschaft gewidmet sein.“ Die Briefe aus seinem freudelosen Potsdamer Garnisondienst wiederholen oft die Klage über seine verdrießliche Lage sowie über manche Kränkung und Zurücksetzung, die er erfuhr; denn der Chef seines Armeecorps wie seine Umgebung sah in ihm den hypochondrischen Gelehrten, nicht den tüchtigen Militär, so streng er sich auch die Beobachtung der Pflichten seines Dienstes zum Gesetz machte. Mitunter äußerte er Lust, in andere Dienste zu treten oder jetzt noch zum Civilfach überzugehen. Am innigsten war unstreitig der Wunsch, sein Leben auf dem Lande zu beschließen. Dies Verlangen zog ihn auch immer wieder zu seinem beschreibenden Gedichte zurück, das die Freuden des Landlebens zu schildern bestimmt war. Es war ihm aber eigen, nicht nach einem durchdachten Plane und mit Ausdauer zu arbeiten, so daß die Dichtung nur fragmentarisch vorwärts rückte. Als Versmaß wählte er jene aus dem reimlosen Alexandriner herausgebildete unvollkommene Form des Hexameters mit einer kurzen Vorschlagsilbe, wie sie ähnlich Uz in seiner Frühlingsode angewandt hatte; so versuchte er gleichzeitig mit Klopstock und doch völlig unabhängig von ihm dies Metrum zuerst in einer größeren Dichtung. Der Einfluß der englischen Poesie ist übrigens auch bei ihm unverkennbar; wie Klopstock in Milton und Young Nahrung für seine religiöse Epik fand, so sah Kleist in Thomsons „Jahreszeiten“ sein Vorbild. Den „Messias“ lernte er kennen, als er eben im Begriffe war, sein Gedicht zu vollenden. „Sie haben doch schon“, schrieb er am 10. Juni 1748 an Gleim, „den ‚Messias‘ in den neuen Beiträgen gelesen? Ich bin ganz entzückt darüber. Miltons Geist hat sich über den Verfasser ausgegossen. Nur schade, daß die Versart noch toller ist wie die meinige! — Nun glaube ich, daß die Deutschen noch was Rechts in den schönen Wissenschaften mit der

Zeit liefern werden; solche Poesie und Hoheit des Geistes war ich mir von keinem Deutschen vermuthen."

Im Laufe von zwei Jahren war sein beschreibendes Gedicht nicht über den ersten Gesang vorgerückt. Die einzelnen Stücke wurden Gleim und durch Hirzels Vermittlung auch Bodmer zur Kritik vorgelegt. Ramler, dem seine Freunde bereitwillig das oberste Urtheil in Sachen der Sprache und Metrik zugestanden, arbeitete das Ganze mit seiner kritischen Feile durch, suchte die lose zusammenhangenden Fragmente in engere Verbindung zu bringen, Uebergänge zu machen, zu streichen und zu verbessern. Kleist lobte die Arbeit des freundschaftlichen Censors als unvergleichlich und meinte, Ramler habe noch nichts gemacht, das so schön wäre als sein „Frühling"; es schimmert durch diese Aeußerung schon die Ironie des Unwillens hindurch, weil ihm, wie er sich in demselben Briefe ausdrückt, Ramler das Exercitium ein wenig zu stark corrigiert habe. „Anfangs murrte meine Eigenliebe freilich ein wenig," schreibt er ein ander Mal, „besonders da ich sah, daß er oft was weggelassen oder verändert, was mir gut dünkte; allein er hat sonst so viel Schönheiten hinzugethan, daß man diese Kleinigkeiten leicht missen kann." Indeß wollte er doch die Ueberarbeitung Ramlers nicht für sein eigen Werk ausgeben und entschloß sich, den ersten Gesang seiner „Landlust", dem er auf Gleims Anrathen die Aufschrift „der Frühling" gab, in seiner originalen Form und, da kein Verleger zu finden war, auf eigne Kosten drucken zu lassen. Diese Ausgabe für Freunde erschien mit der Jahrszahl 1749, richtiger 1750. In demselben Jahre besorgte Hirzel den schön ausgestatteten Züricher Abdruck. Ramler zog seine Arbeit wieder zurück; in einzelnen Stellen waren seine Verbesserungen von dem Dichter benützt worden. „Ach, wenn ich doch nur den Sommer machen könnte! Wenn ich auch keinen Vortheil davon hätte als Freunde, welch ein Lohn!" schrieb Kleist an Gleim im Juni 1750. Allein die Fortsetzung des Gedichts unterblieb.

Das Werk wurde in Deutſchland und der Schweiz mit freudigſter Bewunderung aufgenommen und begründete Kleiſts Dichterruhm. Aehnlich wie die Meſſiade gewann es die allgemeine Theilnahme weniger durch das, was der Titel verſprach, nicht ſowohl durch das Gemälde der Natur im Frühling, wie es von Thomſon in allen Einzelheiten ſorgfältig hingezeichnet und ausgeführt war, als durch die Lyrik des Gemüths, das die Sehnſucht nach Ruhe hier auf einen größeren Schauplatz übertrug und zu idylliſch-elegiſchen Schilderungen erweiterte, das bald vom Lobe des Schöpfers, bald von dem Verlangen nach Liebesglück und dem Entzücken der Freundſchaft überſchwoll oder Tugend und Weisheit pries.

Um dieſe Zeit konnte Kleiſt auch mit ſeiner äußeren Stellung zufriedner ſein, nachdem er bis dahin nur über Zurückſetzung zu klagen gehabt hatte; er wurde im Mai 1749 Stabscapitaine. Im Juni 1751 erhielt er eine Compagnie; 1752 wurde er auf Werbung nach der Schweiz geſchickt. Bei dieſem verdrießlichen Geſchäft hatte er die Freude, mehrere literariſche Bekanntſchaften zu machen und alte Freunde wiederzuſehen. „Zürich iſt wirklich ein unvergleichlicher Ort,“ ſchrieb er im November 1752 von dort an Gleim, „nicht nur wegen ſeiner vortrefflichen Lage, die unique in der Welt iſt, ſondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menſchen, die darin ſind. Statt daß man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geſchmack antrifft, trifft man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreißig derſelben an. Es ſind zwar nicht lauter Ramler; allein ſie denken und fühlen doch alle, haben Genie und ſind dabei luſtige und witzige Schelme. Ich mag zwar in der Luſt nicht zu weit gehn, damit ich nicht Klopſtocks Schickſal habe, und ich kann auch meinem Temperament nach nicht; indeſſen profitier' ich davon, ſo viel ich kann, und bringe meine Zeit ſehr angenehm hin.“ Breitinger rühmte er als einen Mann von Einſicht, der zugleich ein freier Weltmann und ein Erzpoliticus

ſei; Bodmer ſchien ihm für ſeine Jahre ſehr vergnügt und aufgeweckt; auch lernte er bei dieſem einen „gewiſſen“ Wieland kennen: „Er iſt zwar noch ſehr jung, will aber doch ſchon die Welt reformieren und hat wirklich erſtaunlich viel Genie; er arbeitet nur ein wenig zu viel und wird ſich ohnfehlbar bald erſchöpfen oder ſich wenigſtens ungeſund ſtudieren; denn er denkt an gar keine Erholung.“ Kleiſt hoffte in Zürich einige Monate zu bleiben, da ihm von der Regierung die Erlaubnis zum Werben ertheilt war; aber die Stadt wollte den preußiſchen Werber nicht dulden; man wollte ihn feſtnehmen, und er entwiſchte „bei Nacht und Nebel“, worauf er ſich einige Monate in Schaffhauſen aufhielt. Bei der Erinnerung an die Züricher, die ihn gar zu ſchlecht behandelt hatten, fühlte er ſich noch manchmal die Galle überlaufen; in zahlreichen, einförmigen und meiſt witzloſen Epigrammen auf die Käſe liebenden Schweizer machte er ſeinem Aerger Luft.

Im Garniſonleben zu Potsdam befiel ihn wieder die ſchwermüthigſte Stimmung; außer einigen kleinen Idyllen und Sinngedichten, zu denen er ſich ſelbſt die Anlage abſprechen zu müſſen glaubte, hatte die Poeſie keinen Gewinn von ſeinem einſamen Leben; „ich kann es darin nicht mehr aushalten!“ rief er „nach fünfzehn traurigen Jahren“ aus. Noch kurz vor dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges ſprach er das Verlangen aus, bald vom Soldatenſtande loszukommen. Am 10. April 1756 ſchrieb er an Gleim: „Es ſind verſchiedene Capitaines ſeit kurzem Oberforſtmeiſter geworden. Wenn mir das Glück, das wunderlich genug iſt, einmal einen ſolchen Poſten zuwürfe, ſo verließ' ich mit Freuden meine Hoffnung zum baldigen Major. Dies wär' eine Bedienung ſo recht nach meinem Sinne. Immer zu reiſen und silvis inerrare, das wäre ſo meine Sache. Es iſt nicht unmöglich, daß ich reüſſiere; man weiß, daß ich kranke, und der König wie der Prinz wollen mir jetzt wohl.“ Seiner wankenden Geſundheit wegen gebrauchte er eine Cur im Bade

Freienwalde, wo er sich so vergnügt fühlte, wie er in zehn Jahren nicht gewesen war. Wider Vermuthen erhielt er im Anfang des Juli Befehl, zu seinem Regimente zurückzukehren. Der Krieg brach aus, und Kleist rückte mit in Sachsen ein.

„Das unruhige Leben", schrieb er aus dem Lager bei Pirna, wo man das sächsische Heer eingeschlossen hatte, „gefällt mir ganz ungemein; ich bin vergnügter und gesunder als je, ob ich gleich zuweilen mit den armen weinenden Leuten, denen ich ihr Korn aus der Scheune nehmen muß, weil meine Pferde sich das Hungern nicht angewöhnen wollen, mitweine und ihr Unglück gewiß so sehr fühle als sie selbst!" Er sehnte sich nach einer Gelegenheit, sich durch Heldenthaten auszuzeichnen, fürchtete jedoch, daß er nicht zu den wenigen gehöre, denen so etwas aufgehoben sei: „Ich freue mich oft auf den Tod wie ein Schiffer nach Sturm und Ungewitter auf den Hafen." — Im Februar 1757 ward er zum Major bei dem Regimente des Generals von Hausen ernannt, welches im März desselben Jahres zur Besatzung nach Leipzig verlegt wurde. Dem thatendurstigen Manne war nun die Beförderung, nach der er sich so lange gesehnt hatte, ein neues Leid. Trauernd verließ er die Compagnie, in der er, wie er an Gleim schrieb, „eben so gern als Musketier geblieben als in Garnison als Major gegangen wäre". Doch brachte ihm der Leipziger Aufenthalt nicht blos neue Freunde, Lessing, Brawe, sondern die durch den Krieg verjüngte Sangeslust trieb auch mehrere der schönsten Blüthen seiner Dichtkunst hervor. Im Mai 1757 sang Kleist die siegesstolze Ode „an die preußische Armee", die zuletzt der Sehnsucht nach muthigen Kriegsthaten, die seine Brust erhob, einen würdigen Ausdruck verleiht:

Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel!

Kurz vor dem Beginn des Krieges (1756) hatte er seine kleineren Gedichte unter dem Titel „Gedichte von dem Verfasser des Frühlings“ zusammengestellt; im folgenden Jahre (doch mit der Jahrszahl 1758) folgte eine zweite Sammlung: „neue Gedichte von dem Verfasser des Frühlings“; sie enthielt unter anderm die vortrefflichen Idyllen „Milon und Iris, an Lessing“, „Irin, an Geßner“, die Fabeln „der gelähmte Kranich“ und „Arist“, die erzählenden Gedichte „Emire und Agathokles“ und „die Freundschaft, an Gleim“. Die kleine poetische Novelle „Cissides und Paches“, die Schilderung einer Heldenthat aus der makedonischen Geschichte, nicht minder durch die hohe Gesinnung als durch die schlichte und kraftvolle poetische Form ausgezeichnet, wurde in Leipzig begonnen.

Zwei Freunde sing' ich, die voll Edelmuth
Sich gegen ein gewaltig Heer Athens
Mit kleiner Macht beherzt vertheidigten.
O Kriegesmuse, sei dem Vorsatz hold!
Begeistre mich, auf daß der eh'rne Klang
Der Waffen aus dem Liede widerschall'
Und mein Gesang der That nicht unwerth sei.

Wie Gleim unter dem Eindruck der großen Zeit ein anderer geworden war, so auch Kleist: der Krieg erfüllte die deutsche Dichterbrust mit thatkräftigem Leben und trieb zur Darstellung männlicher Thaten. Lessing, ohne dessen Umgang Kleist den Aufenthalt in Leipzig unerträglich gefunden hätte, veranlaßte ihn, das Talent seines Freundes völlig verkennend, zu einer dramatischen Arbeit, einem Trauerspiele „Seneca“, dessen später vielleicht in Versen auszuführender Entwurf in den Wintermonaten niedergeschrieben wurde. Kleist dachte damit die einfache Urform des Dramas, auf die Klopstock in seinem „Tod Adams“ zurückgegangen war, neuerdings zu versuchen; allein er mußte selbst gestehen, daß er sich niemals um das Trauerspiel gekümmert und höchstens drei Tragödien, ohne auf den Plan Acht zu geben,

gelesen habe; es wäre daher der schülerhafte Versuch besser ungedruckt geblieben. „Hätte mir Lessing nicht zugeredet," schrieb er im März 1758 an Gleim, „ich hätte es nicht drucken lassen; denn ich kenne seinen Werth zu gut und habe zu wenig Mühe darauf verwandt, als daß es gut sein könnte."

Bis zum Mai 1758 blieb Kleist, kleine Executionsaufträge abgerechnet, in Leipzig, wo er sich besonders in den letzten Monaten beim Militär wie auch bei den Einwohnern die größte Liebe erworben hatte. Im September 1757 hatte ihm der König durch eigenhändigen Befehl die Aufsicht über das Leipziger große Feldlazareth übertragen. Dadurch erhielt er Gelegenheit, nach seiner Menschenliebe für das Beste der Leidenden zu sorgen. Ihn verlangte jedoch, an dem Ruhm im Felde Theil zu nehmen; er wandte sich daher an den Prinzen Heinrich selbst mit dem Gesuch, das hausen'sche Regiment zur activen Armee zu ziehen. Endlich marschierte man im Mai über Zwickau nach Hof. Unterwegs dichtete er die Hymne „Groß ist der Herr!" „Cissides und Paches" ward im Laufe des Sommers vollendet, aus dem Lager bei Maxen sandte er am 22. September 1758 an Gleim den dritten und letzten Gesang, worauf das Gedicht einzeln im Druck erschien. An Hirzel schrieb Kleist über den günstigen Eindruck, den das Werkchen selbst in seiner militärischen Umgebung machte: „Der ‚Cissides' hat mir viel mehr Credit gemacht als der ‚Frühling'; alle alten Generale haben mich dafür recht freundschaftlich umarmt." Vornehmlich mußte der todesmuthige Epilog das Herz eines preußischen Kriegers ergreifen.

Der Tod für's Vaterland ist ewiger
Verehrung werth. Wie gern sterb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängnis ruft!

Mit solchem Verlangen sehnte er sich nach einer Affaire, bei der sich auch persönlicher Muth auszeichnen konnte. Zum ersten Mal bot sie sich ihm dar, als er im November 1758

den plauischen Grund bei Dresden mit großer Besonnenheit gegen die Oesterreicher deckte und diese dadurch hinderte, die preußische Armee von Dresden abzuschneiden. Den Winter verlebte er wieder „so ruhig, als wenn gar kein Krieg mehr wäre," im Winterquartier zu Zwickau und entwarf hier, weil es mit den Versen nicht gelingen wollte, den Plan zu einer dem englischen „Zuschauer" ähnlichen Monatsschrift „der Sittenrichter", wozu er einige prosaische Aufsätze ausarbeitete; Ramler und Lessing sollten die Herausgabe leiten. Doch er kam wenig über das Project hinaus. Seit dem nächsten Frühjahr ließ ihm die Unruhe der Märsche so wenig Muße, daß außer einigen Epigrammen kein Gedicht mehr zu Stande kam. Im August rückte er mit dem Corps des Generals von Fink an die Oder, wo Friedrich II. seine Armee zusammenzog, um den vereinigten Oesterreichern und Russen die Spitze zu bieten.

Der Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759 sah Kleist mit heiterstem Muthe entgegen, als wäre ihm endlich gewährt, wonach er sich so heiß gesehnt hatte. Das fink'sche Corps erhielt seinen Posten vor der Fronte des rechten Flügels der preußischen Armee. Anfangs drang derselbe glücklich vor; dann mußte er sich vor den heftigen Angriffen der Feinde zurückziehen. Der Kampf erneuerte sich jedoch auf's lebhafteste; die Preußen rückten von neuem vor, und Kleist half drei Batterien mit seinem Bataillon erobern. Schon waren ihm im Gefecht die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet, so daß er den Degen in die linke nehmen mußte. Unter dem Kanonenfeuer der Feinde führte er sein Bataillon gegen die vierte Batterie. Er sammelte die Fahnen seines Regiments um sich und nahm selbst einen Fahnenjunker, der schon drei Fahnen trug, beim Arme. Siegesfroh vorrückend, ward er von einer Kugel am linken Arme verwundet; er faßte den Degen wieder mit der blutenden Rechten und glaubte schon sein Ziel auf wenig Schritte erreicht zu haben, als ihm durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert ward

und er sogleich vom Pferde stürzte, seinen tapferen Soldaten zurufend: „Kinder, verlaßt euern König nicht!“ Zweimal versuchte er noch mit fremdem Beistand, sein Pferd wieder zu besteigen; allein die Kräfte verließen ihn; er sank in Ohnmacht. Einige seiner Soldaten trugen ihn hinter die Fronte und übergaben ihn ärztlicher Behandlung. Unter den Händen des Wundarztes erwachte Kleist wieder aus seiner Betäubung; eben war jener beschäftigt, ihn zu verbinden, als er, von einer Kugel in den Kopf getroffen, todt neben dem hilflosen Verwundeten niedersank. Kosaken zogen Kleist nackt aus und warfen ihn an einen Sumpf. Er fiel in einen ohnmächtigen Schlummer. So fanden ihn in der Nacht einige russische Husaren, die ihn zu ihrem Wachtfeuer trugen und mit einem Mantel und Hut bedeckten. Am Morgen wurde ihm dies von beutegierigen Kosaken wieder geraubt. Nachdem er bis um zehn Uhr unter schrecklichen Schmerzen nackt und hilflos auf seinem Strohlager gelegen hatte, sah er einen russischen Officier vorüberreiten, gab ihm seinen Rang zu erkennen und ward auf einem Wagen nach Frankfurt an der Oder gebracht, wo er am Abend in der äußersten Erschöpfung anlangte. Auf die anhaltenden Bitten des dortigen Professors Nicolai ward er in dessen Wohnung getragen und genoß der sorgfältigsten Pflege. Anfangs hatte man noch einige Hoffnung, ihn retten zu können. Er war ruhig und sogar heiter, las öfters und unterhielt sich mit den ihn besuchenden Frankfurter Gelehrten und russischen Officieren. Elf Tage nach der Schlacht trennten sich die zerschmetterten Knochen und zerrissen eine Pulsader. Er verblutete sich stark, ehe ihm Hilfe gebracht werden konnte. Seitdem war sein Zustand hoffnungslos. Er starb standhaft und gefaßt in der Frühe des 24. August 1759. Der russische Commandant in Frankfurt gab Befehl, ihn mit allen militärischen Ehrenbezeugungen zu begraben. Russische Grenadiere trugen den Sarg, dem ein Gefolge russischer Officiere und der

angesehensten Einwohner der Stadt sich anschloß. Als es an einem Officiersdegen fehlte, um ihn nach militärischer Sitte auf den Sarg zu legen, nahm ein russischer Stabsofficier seinen eignen Degen von der Seite mit den Worten: „Ein so würdiger Officier muß nicht ohne dieses Ehrenzeichen begraben werden."

Bei Kleists Grabe trauerte gleichwie bei Gellerts Tode die deutsche Muse in einer Unzahl von Elegien. Worte des bittersten Leides rief Lessing ihm nach: neben Mendelssohn war Kleist seinem Herzen am nächsten gestanden. Schmerz und Verehrung waren aufrichtig; man weinte nicht um den Dichter allein, um den edlen Menschen vielmehr, über dessen Engelreinheit unter seinen Freunden nur eine Stimme war. Schon war die Zeit gekommen, wo der edle Thomas Abbt (1738—1766) es aussprechen konnte, daß in Kleist der sterbende Krieger den unsterblichen Dichter weit hinter sich lasse. Zu seinem Grabe pflegte der Verfasser der trefflichen Schriften „vom Tode für das Vaterland" und „vom Verdienste" am liebsten seine Wanderschritte zu richten und fühlte sich im Innersten erhoben. Auch die späte Nachwelt fühlt sich noch gestärkt von dem Hauche, der von der Gruft des heldenmüthigen Frühlingssängers herüberweht.

---

4. Ramler.

Ramlers Leben entbehrt durchaus aller poetischen Momente wie sein Charakter des zarten liebevollen Hauches, der uns bei einem Gleim für manche Schwächen des Poeten entschädigt. Seine Dichtungen sind am Studiertisch producierte Kunststücke, dennoch als solche für ihr Zeitalter von großer Bedeutung und für die Fortentwicklung unserer Literatur ein wichtiges Moment. Seines poetischen Berufes sich nur allzu wohl bewußt, sang er, der Berliner Odendichter, stets mit Aufgebot seines ganzen lyrisch-rheto-

rischen Pathos. Durch die unerbittliche kritische Feile, die er bei seinen eignen und bei fremden Producten anwandte, wurde er zum eigentlichen Zucht- und Stockmeister unserer Poesie; das einseitige formale Princip erlangte durch ihn noch einmal eine hervorragende Bedeutung in unserer werdenden Literatur.

Karl Wilhelm Ramler wurde am 15. Februar 1725 zu Colberg geboren, der Sohn des dortigen Acciseinspectors. Von seiner ersten Lebensperiode und seiner ersten geistigen Ausbildung erfahren wir wenig. In seinem elften Jahre ward er einer Waisenhausschule in Stettin und im Jahre 1740 dem Waisenhause in Halle übergeben. Die Neigung, sich in Versen zu üben und speciell die Dichter nachzuahmen, die man auf der Schule las, trat in diesen Jahren entschieden hervor, ohne daß man jedoch das Talent des Jünglings aufgemuntert oder durch Anleitung sonderlich gefördert hätte. Später trug die Bekanntschaft mit Gleim, Uz und Götz dazu bei, ihn in der Liebe zur Poesie zu befestigen.

Nachdem er seine Gymnasialstudien in Halle vollendet hatte, kehrte er in seine Heimath zurück und gieng von da nach Berlin, wo er das Collegium anatomicum besuchen sollte. Allein das medicinische Studium, zu welchem ihn sein Vater bestimmt hatte, sagte ihm nicht zu. Ende 1744 oder Anfang 1745 traf er mit Gleim zusammen, der ihn in Halle nicht kennen gelernt hatte; seine Klage, daß er wider seine Neigung sich der Arzneikunde widmen sollte, rührte den neuen Freund so sehr, daß er ihm 1746 eine Hauslehrerstelle bei seiner Schwester in Lähme nahe bei Berlin verschaffte, damit er der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften nicht zu entsagen brauche. Von dort kehrte er 1747 wieder nach Berlin zurück. Bald darauf erhielt das Corps der Cadetten zu Berlin auf Friedrichs II. Befehl eine bessere Einrichtung. Bisher nur mit mechanischem Exercieren und nicht minder mechanischen Religionsübungen beschäftigt, sollte es jetzt nach des Königs Ausdruck „vernünftig werden“ und zunächst in der Logik und der

philosophischen Propädeutik Unterricht erhalten. Ramler erhielt 1748 ein solche Maitre-Stelle, mit der später der Titel eines Professors verbunden ward.

Wer den Bildungszustand der jungen Militärs kannte, mußte zu der Einsicht gelangen, daß mit philosophischen Abstractionen wenig geholfen sei. Ramler wurde durch seine Vorliebe für poetische Literatur auf den richtigen Weg geleitet, die Jünglinge in der deutschen Sprache heimisch zu machen, ihnen Geschmack für die Literatur einzuflößen und sie durch historische Darstellungen mit großen Begebenheiten der Völkergeschichte bekannt zu machen. Dadurch erhielt Ramler in dem französierten Berlin eine ähnliche Wirksamkeit wie Gellert in Leipzig. Der Sinn für deutsche Poesie wurde durch ihn zuerst in der preußischen Armee angeregt, und viele gestanden dankbar, wie viel sie in dieser Hinsicht ihm schuldig geworden waren; auch Knebel war unter den Zöglingen, die er für deutsche Dichtkunst gewann und bildete.

Ramler hatte von seinem dichterischen Berufe eine sehr hohe Meinung. Er ist selbst der Glückliche, den er in der Ode „an Lycidas" pries, den

„seine Mutter unter den zärtlichen
Gesängen heller Nachtigallchör' empfieng".

So dünkte er sich von der Muse schon bei der Geburt zum Dichter geweiht zu sein:

„Ununterwiesen wird er als Knabe schon
Die Frühlingsblume singen und froh bestürzt
Sich einen Dichter grüßen hören.
Ihm wird die jüngste der Charitinnen,
Die Tugendfreundin Scham, sich zur Führerin
Erbieten. Ihm wird Pallas die Wolke früh
Vom Auge nehmen, daß ihr Jünger
Wahrheit und blendenden Trug erkenne."

Die Natur hatte ihm jedoch die poetische Weihe versagt. Was in Klopstocks Oden aus einer vollen Brust in ergreifenden Tönen

hervorſtrömte, Sehnſucht und Schmerz der Liebe und religiöſe Begeiſterung, iſt ſeinem Herzen ſtets fremd geblieben. Seine Poeſie iſt ein kunſtvolles Spiel mit angelernten dichteriſchen Bildern und eleganten Phraſen, wobei ihm ein durch Lectüre und ſorgfältige Uebung erworbenes und früh ausgebildetes Feingefühl für Metrum und Wohlklang zu Hilfe kam. Wie überhaupt der halliſchen Schule, war ihm von früher Jugend an Horaz ſein lyriſcher Muſterdichter, deſſen metriſche Formen, Einkleidung und Schmuck er ſich bis auf die kleinſten Eigenthümlichkeiten angeeignet hatte. *Nachbildungen horaziſcher Oden* veröffentlichte er ſchon in den „bremiſchen Beiträgen“; auch ſpäterhin gehörten ſie zu ſeinen Lieblingsarbeiten, bis er zuletzt ſämmtliche Oden des Horaz in antiken Versmaßen überſetzt hatte. Seine *lyriſchen Originaldichtungen* (ſeit 1744) weiſen nicht nur in ihrem Bau, ſondern ſelbſt in ihren einzelnen Wendungen und ihrem mythologiſchen Beiwerk überall auf dies Vorbild zurück. Es nimmt ſich daher die Lebensweisheit des von allen Scherzen des Amor und Bacchus umlächelten venuſiniſchen Sängers im Munde des frugalen Berliner Profeſſors oft ſeltſam genug aus, da er das Glück der Liebe und die Fröhlichkeit beim Becherklange nie an ſich ſelbſt empfunden hatte und nur von einſamen Spaziergängen im Thiergarten oder aus ſeinem Berliner Montagsclub in ſeine Dichterwerkſtatt zurückzukehren pflegte. Darum lehnte ſich ſeine Lyrik nicht an das eigne Leben an, in welchem er für ſeine Geſänge keinen Stoff finden konnte; jeder Gegenſtand war ihm eben recht, der ſich in eine horaziſche Odenform bringen ließ, ein Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen war, oder die Einweihung eines Kamins in einem Gartenhauſe eben ſo gut wie die Großthaten ſeines Königs.

Indeß waren es dieſe allein, welche ſeine Lyrik auf den größeren Schauplatz welthiſtoriſcher Begebenheiten verſetzten; für ſeine Oden war der Auguſtus gefunden, deſſen der Zögling des

Horaz bedurfte. Es glühte in seiner Brust nicht das Feuer der Verehrung eines Gleim oder Kleist, sondern ihn trug nur derselbe patriotische Stolz, den jeder seiner Mitbürger für den großen König empfand, und ihn, den „Einzigen", schmückte er mit dem pomphaften Cultus antiker Mythologie und den panegyrischen Huldigungen horazischer Reminiscenzen; als Apoll oder Osiris oder Hercules erschien er ihm, und die griechische Götterwelt bildete einen Kranz um ihn. Streift man diese Zierathen ab und nimmt seinen Gedichten den künstlich verschlungenen metrischen Bau, so bleibt nur eine höchst prosaische Gedankencomposition übrig, die im besten Falle nichts als das Skelett einer horazischen Ode ist.

Friedrich II. ließ seinen Sänger, der ihm in seinen Triumphliedern ein unvergänglicheres Denkmal als von Stein und Erz gesetzt zu haben hoffte, unbeachtet und unbelohnt. Unmöglich konnte er Ramler als Dichter schätzen, besonders wenn man ihm dessen Oden durch eine französische Uebersetzung, in der die einzige Schönheit derselben verloren gehen mußte, empfehlen wollte; doch scheint ihm die gereimte Ode „an den Fabius" ein Wort des Beifalls entlockt zu haben. Die Zeitgenossen freilich, denen Ramler für einen der größten Lyriker aller Zeiten galt, mochten die Gleichgültigkeit des großen Königs gegen seinen Sänger kaum begreifen. Doch ehrt es Ramler, daß er sich nicht mit seinen Lobgesängen zum Ohr des Königs drängte und ihm seine Gedichte nicht zusandte. Mit gerechtem Stolze konnte er in der Ode „der Triumph" von sich rühmen, daß sein Lied keinem Golde, auch nicht dem seines Königs feil sei; so fuhr er fort, den besten der Könige zu singen, ob er gleich, deutscher Töne nicht gewohnt, sein Ohr zu Galliens Schwänen neigte.

Ramlers Fleiß war auf alles das gerichtet, was zur Form der Poesie gehört. In seinen Gedichten wurde unablässig jedes Wort, ja jede Silbe auf die Wagschale gelegt, und zwar mit solcher Kleinmeisterei, daß häufig der prosaische Ausdruck an die

Stelle des poetischen trat. Er schätzte das Studium der Mythologie der Alten vornehmlich aus dem Grunde, weil sie ihm eine Fundgrube für allegorischen Aufputz der Poesie war. Er stand daher auch seinem Freunde, dem Maler Bernhard Rode, als mythologischer Interpret zur Seite, als dieser die Thaten Friedrichs unter der Form der Arbeiten des Hercules darzustellen unternahm, und schrieb 1790 eine „kurzgefaßte Mythologie", in welcher man kaum einer Ahnung griechischen Geistes und Glaubens begegnet. Man möchte selbst seine geistlichen Cantaten, unter denen „der Tod Jesu" durch Grauns Composition berühmt geworden ist, zu derselben Kategorie rechnen, da ihnen alle christlich-religiöse Innerlichkeit abgeht; hingegen sind gerade hier poesievolle Reminiscenzen an die Bibel mit formalem Geschick künstlerisch verwerthet.

Als Theoretiker stand Ramler trotz des griechisch-römischen Costüms auf dem Boden der Franzosen, nur ein verbesserter Gottsched. So bearbeitete er Batteux' „Einleitung in die schönen Wissenschaften" als ästhetisches Handbuch für angehende Poeten; es wurde von 1758 bis 1774 viermal aufgelegt und genoß lange Zeit ein großes Ansehen. Indem Ramler es sich zur Aufgabe machte, die französischen Beispiele des Originals durch Proben deutscher Dichter zu ersetzen, gieng er die vorhandene poetische Literatur sorgfältig durch, wählte die nach seiner Ansicht gelungensten Gedichte aus und arbeitete sie, damit sie seinen Ansprüchen auf Mustergültigkeit völlig Genüge leisteten, theilweise um. Es erwuchs daraus ein Trieb, nicht nur die Gedichte anderer zu sammeln, sondern auch nach seinem Sinne zu verbessern und mit der Strenge, die er gegen seine eigenen übte, durchzufeilen. Daraus entstanden die Sammlungen „Lieder der Deutschen" (1766), „lyrische Blumenlese" (1774), „Fabellese" (1783—1790) und „Sammlung der besten Sinngedichte der deutschen Poeten" (1766). Logaus und Wernickes Epigramme gab er, die ersteren in

Verbindung mit Lessing, nach ähnlichen Grundsätzen überarbeitet heraus.

Auf Recensionen von Werken der neuern Literatur ließ er sich nicht gern ein, weil er zu wenig fähig war, über eine Dichtung als ein Ganzes zu urtheilen. Nur kurze Zeit nahm er Antheil an den „kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit auf das Jahr 1750" (im Verein mit Sulzer und andern Berliner Freunden); mit dem nächsten Jahrgange sagte er sich davon los. Er übte lieber das praktische Censoramt, indem er die Werke seiner dichtenden Zeitgenossen unter seine Feder nahm. Seine Freunde, die seiner Autorität in Sachen des Geschmacks, besonders der Sprache und Metrik, sich willig und dankbar unterwarfen, bestärkten ihn in der hohen Meinung von seinem feinen ästhetischen Urtheil. Götz, Ludwig Heinrich von Nicolay (1737—1820), Moses Ephraim Kuh (1731—1790) und andere gestatteten ihm mit ihren Gedichten zum Behuf der Herausgabe frei zu schalten, und es ist nicht zu bestreiten, daß sie an Glätte der Form dadurch sehr gewonnen haben, wenn gleich Ramler für die Eigenart der Dichter wenig Sinn und Schonung bewies. Sein Verhältnis zu Gleim wurde durch gegenseitige Kritiken völlig untergraben; bei aller Bewunderung für des Freundes poetisches Talent war Kleist über die vollständige Umschmelzung seines „Frühlings" durch Ramler doch leise verstimmt. Nach Kleists Tode veranstaltete dieser eine Sammlung seiner Werke und übernahm dabei nochmals das Verbesserungsgeschäft, welches indeß Kleists Freunden so anstößig war, daß ihn Chodowiecki in einer satirischen Zeichnung darstellte, wie er eben beschäftigt ist, den todten Kleist zu rasieren, mit der Unterschrift: „Lasset die Todten ungeschoren!" Anders dachte jedoch Lessing über Ramlers kritische Feile; auch Voß nahm ihn eindringlich gegen die Anklagen, die man gegen dies Säuberungsgeschäft laut werden ließ, in Schutz. Lessing ließ ihn mit seinen

Liedern und Sinngedichten frei ſchalten, überſandte ihm „Minna von Barnhelm“ Act für Act und erbat ſich ſeine Verbeſſerungsvorſchläge, die er ſelbſt in den meiſten Fällen gut hieß; auch bei der Ausarbeitung des „Nathan“ verfuhr er auf ähnliche Weiſe und nahm von Ramler mehrere Aenderungen in den Text auf. Weniger mochte er es dieſem Dank wiſſen, daß er ſich die Mühe gab, einen großen Theil ſeiner proſaiſchen Fabeln in Verſe zu bringen, wie es denn auch ein undankbares und nutzloſes Geſchäft war, Geßners auserleſene Idyllen und deſſen epiſches Schäfergedicht „der erſte Schiffer“ in Hexameter zu bringen. Bei niemand ſtieß Ramler mit ſeiner Luſt zu ändern heftiger an als bei Magnus Gottfried Lichtwer (1719—1783), von deſſen Fabeln er 1761 eine Auswahl in „verbeſſerter“ Geſtalt anonym herausgab. Lichtwer nannte in der Vorrede zu ſeiner neuen Ausgabe der Fabeln (1762) dies Verfahren, „anderer und zwar noch lebender Verfaſſer Schriften ohne deren Einwilligung zu verändern oder gar zu verſtümmeln“, ungewöhnlich unter geſitteten Völkern, niederträchtig und ſtrafbar; Ramlers Aenderungen verwarf er: „Es ſcheinet, als wenn alles, was er [der „Verfälſcher“] nur berühret, in ſeiner Hand ſich verſchlimmert habe.“ Uebrigens gieng Lichtwer dennoch, obwohl er die Correcturen ſeines „Verbeſſerers“ nicht aufnahm, bei der Reviſion ſeiner Fabeln in deſſen Spuren und änderte gerade da, wo Ramlers Verſtümmlungen die Mängel aufgedeckt hatten.

Mit dem ſiebenjährigen Kriege war dem Berliner Horaz die poetiſche Begeiſterung faſt ganz verflogen. Nur ſelten gelang ihm noch, wie in der gereimten Ode „an die Liebe“ von 1768, ein ſchöner Ausdruck zarter Empfindung. Selbſt die beſſeren ſeiner ſpäteren Gedichte, ſo die Ode „an den Kaiſer Joſeph II.“, veranlaßt durch deſſen Beſuch bei Friedrich II. im Lager zu Neiße (1769), hoben ſich meiſt kaum über die Proſa empor. So widmete Ramler die letzte Periode ſeines Lebens vorzugsweiſe

jenen Sammlungen und Ausgaben ausgewählter Stücke von andern deutschen Dichtern sowie der Uebersetzung von Oden des Horaz, Catull, Anakreon, der Sappho und von Sinngedichten des Martial.

Hatte er sich von dem Helden seiner Gesänge keines Beifalls und Lohnes zu erfreuen gehabt, so erlebte er spät noch die Befriedigung, ihn bei dessen Nachfolger zu finden. Friedrich Wilhelm II., der ihm stets Wohlwollen bewiesen hatte, ertheilte ihm seit dem August 1786 zu seinem Gehalte eine besondere Pension von achthundert Thalern. Einige Jahre darauf (1790) legte Ramler sein Lehramt bei dem Cadettencorps nieder und besorgte gemeinschaftlich mit Engel und, als dieser 1793 zurücktrat, noch drei Jahre hindurch allein die Direction des königlichen Nationaltheaters; erst 1796 legte er sie wegen zunehmender Schwäche und Kränklichkeit nieder. Auch wurde er 1786 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und bald darauf auch der Akademie der Künste ernannt.

Bis zum Antritt seines letzten Lebensjahres hatte er eine fast ununterbrochene Gesundheit genossen. Dann schwanden die Kräfte schnell hin. Die Leiden des Krankenbetts wurden ihm nicht erspart; doch blieb sein Gemüth ruhig und heiter bis an's Ende. Er starb an der Lungensucht am 11. April 1798.

---

5. Johann Georg Jacobi.

Die jüngeren Lyriker des gleimischen Freundschaftsbundes bis auf Tiedge herab erheben sich nur wenig über die anakreontischen Tändeleien oder die Rhetorik moralisierender Sentimentalität. Nur Jacobi ragt unter ihnen hervor, dessen Bedeutung für die Literatur eben darin besteht, daß er unter den ersten war, welche die Lyrik von dem Spielen mit erkünstelten Gefühlen zur Natur

und Wahrheit zurückführten und ihr durch den einfachen Ausdruck rein menschlicher Empfindung die edelste Weihe gaben.

Ein wohlhabender und allgemein geachteter Kaufmann zu Düsseldorf, Johann Konrad Jacobi, welcher Sinn für geistige Bildung, das Vermächtnis eines gelehrten Vaters, mit gewandter Geschäftskenntnis verband, war der Vater von zwei um die deutsche Literatur hoch verdienten Männern. Der Poesie gehört Johann Georg, der ältere Sohn, an. Die Geschichte der Philosophie gibt Friedrich Heinrich Jacobi eine Stelle unter den edelsten und tiefsinnigsten Denkern unserer Nation.

Johann Georg Jacobi, am 2. September 1740 geboren, hatte von frühster Kindheit an einen schwächlichen, zart organisierten Körper. Als eine Folge anhaltender Kränklichkeit in den Jahren der ersten Entwicklung blieb ihm eine gewisse Unbehilflichkeit in körperlichen Bewegungen und eine große Reizbarkeit der Nerven. Charakteristisch ist für diese zarte Natur, daß ihn noch in spätern Lebensjahren der Schwindel anwandelte, wenn er sich in freier, offener Gegend mit unbegrenzter Aussicht befand, so daß er nicht gern die eng umschränkten Räume verließ, in denen das Auge an Mauern, Wald und Hecken einen Anhaltspunkt hatte.

Seine geistigen Anlagen entwickelten sich unter der Anleitung von Hofmeistern so glücklich, daß seiner Neigung, Theologie zu studieren, zumal da der Großvater diesem Fache angehört hatte und ein Oheim sich darin auszeichnete, gern Folge gegeben ward. Auch der Trieb zu poetischen Nachahmungen wurde durch die Beschäftigung mit den Sprachen und der Literatur frühzeitig angeregt. Mit seinem fünfzehnten Jahre war nicht nur ein deutsches Drama, „der Selbstmörder Nero", fertig geworden, sondern auch ein französisches Trauerspiel, dessen Stoff ihm die Lectüre von Fénélons „Télémaque" an die Hand gegeben hatte, „le traître Protésilas", ein französisches Nachspiel, mehrere

Gelegenheitsgedichte und geistliche Lieder — jedenfalls ein Beweis, daß er sich durch frühzeitige Uebung in beiden Sprachen Gewandtheit des Ausdrucks zu verschaffen suchte. Eine zärtliche Neigung, die am Eingange seiner reiferen Jugendjahre durch den Tod des geliebten Mädchens eine ideale Weihe erhielt und lange Zeit im Jünglingsherzen wehmüthig nachklang, gab der poetischen Gemüthsstimmung einen tiefern Gehalt. Für die Strenge der wissenschaftlichen Studien mochte freilich der Sinn weniger gereift und vorgebildet sein, als der junge Dichter 1758 die Universität Göttingen bezog, um seinem anfänglichen Plane gemäß sich der Theologie zu widmen. Die Demonstrationen der wolffischen Philosophie und die orientalische Gelehrsamkeit eines Michaelis sagten ihm indeß weniger zu als die Lectüre der Dichter, die er auch über die italienische, spanische und englische Literatur ausdehnte. Da ein Brodstudium unerläßlich schien, so ergriff er die Jurisprudenz. Kaum jedoch hatte er mit dieser Wissenschaft die erste Bekanntschaft gemacht, als ihn im Jahre 1760 die Göttingen näher rückenden Kriegsereignisse von dort vertrieben, weßhalb er einen Winter bei seinem Oheim in Celle zubrachte.

Seit dem Frühjahr 1761 verweilte er auf der Universität Helmstedt, leidlich mit der Rechtsgelehrsamkeit beschäftigt, der er so wenig wie der Theologie einen Reiz abzugewinnen vermochte. Seine Abneigung mußte noch mehr verstärkt werden, als er im folgenden Jahre in Düsseldorf mit seinem aus der Schweiz heimgekehrten jüngeren Bruder zusammentraf, welcher, obwohl zum Kaufmannsstande bestimmt, während seines Aufenthaltes in Genf nach freier Neigung seine geistigen Anlagen durch vielseitige literarische Studien ausgebildet hatte und nun dem Bruder ein tieferes Verständnis der französischen Poesie eröffnete. Als Johann Georg sich im Herbst wieder nach Göttingen wandte, war es ihm unmöglich geworden, sich noch fernerhin ernstlich mit Jurisprudenz zu beschäftigen. Es bedurfte nicht erst vieler Ueberredung,

als Klotz, damals in der Blüthe seines Alters und Ruhmes, mit dem er in Göttingen Bekanntschaft machte, ihm vorschlug, die Rechtsgelehrsamkeit aufzugeben und sich auf dem Gebiete der Aesthetik und schönen Literatur zu einem akademischen Lehramte vorzubereiten. Das Corpus juris ward einem Freunde zum Geschenke gemacht, der es sich verabredetermaßen aus dem Fenster zuwerfen lassen mußte — zum Zeichen entschiedenen Bruchs mit aller Juristerei. Seitdem widmete sich Jacobi ganz seinen Lieblingsstudien. Als eine Probe seiner ästhetischen Kenntnisse erschien 1763 eine Vertheidigung des Tasso („vindiciae Torquati Tassi") wegen der Anwendung des Wunderbaren im Epos, und als Dichter machten ihn die „poetischen Versuche" (1764) und einige andre Kleinigkeiten, z. B. „der Tempel der Wissenschaften" (in poetischer Prosa) auch dem weiteren Publicum bekannt.

Klotz erhielt bald darauf eine Professur in Halle; er bewirkte auch die Berufung seines Freundes. Jacobi lehrte seit 1765 als Professor ohne Gehalt Philosophie und schöne Wissenschaften. Es waren Zeiten geringer Ansprüche, auch in der Wissenschaft, in denen jedoch eine freie geistige Ausbildung manchmal um so freudiger gedieh und bei genialen Naturen der gelehrte Apparat beim Unterrichte der akademischen Jugend durch die Wärme der Begeisterung und die daraus hervorquellende geistige Anregung aufgewogen ward. Jacobi war einer der ersten, welche auf deutschen Universitäten die Studierenden in die italienische und spanische Literatur einführten. Er hielt unter anderm Vorträge über Tasso und machte sich als Kenner der spanischen Sprache durch die Uebersetzung der Romanzen des Gongora (1767) bekannt.

Bei diesen literarhistorischen Studien trat Jacobis poetische Production, die noch nicht von einem tiefen inneren Drange hervorgerufen war, wieder zurück; er schien ihr fast ganz entsagen zu

wollen. Inzwischen lernte er 1766 im Lauchstädter Bade Gleim kennen. Ein dichterisches Talent zu ermuntern und es mit überwallender Freundschaft an sich heranzuziehen, war dem enthusiastischen Chorführer der deutschen Dichterjugend eine Epoche des höchsten Lebensgenusses. Jacobis Besuch bei Gleim ward mit allem, was zarte Aufmerksamkeit ersinnen konnte, gefeiert. Halb dichterische, halb prosaische Briefe, die zwischen den Getrennten gewechselt wurden, unterhielten den Hang zu sentimentalen Tändeleien, welche dem gleimischen Kreise für poetische Anregungen galten. An der Veröffentlichung dieser Briefe (1768) hatte die Eitelkeit, von der Jacobi so wenig wie Gleim frei war, eben so viel Antheil als die Freundschaft. Gleims Bemühungen, seinen jungen Freund nach Halberstadt zu ziehen, waren von Erfolg. Jacobi erhielt auf seine Verwendung vom Könige von Preußen die Erlaubnis zum Ankauf eines Canonicats im Stifte Halberstadt und verließ im December 1769 Halle, um sich in der Nähe seines Gleim niederzulassen.

Jacobi machte nun den Cursus der halberstädtischen Poesie redlich durch. Kleine empfindsame Gemälde, meistens in Episteln, in denen Prosa und Poesie wechselten, Reiseschilderungen in Sternes Manier, Lieder im Geschmack der Amoretten- und Grazienpoesie, lyrische Singspiele und Cantaten giengen in die Welt, wurden gepriesen und in's Französische übersetzt. Mehrere dieser Dichtungen erschienen zuerst in Wielands „deutschem Mercur", an dem Jacobi längere Zeit als eifriger Mitarbeiter thätig war. Gleim war erfreut, einen deutschen Chapelle und Greffet bewundern zu können. Ein Denkmal der halberstädtischen Periode war die erste Sammlung seiner sämmtlichen Werke in drei Bändchen (1770—1774). Sie würde jedoch den Namen Jacobis schlecht bei der Nachwelt vertreten, wenn die hier gebotenen Dichtungen nicht als bloße Vorstufe anzusehen wären, die er nach wenig Jahren schon überwunden hatte.

Im Frühling 1774 trennte sich Jacobi von Halberstadt zu Gleims großem Verdrusse, zumal da er auch Heinse mit sich fortnahm. In Düsseldorf begann er, von diesem als Mitarbeiter unterstützt, die Herausgabe der sogar im Ausland mit vielem Beifall aufgenommenen Zeitschrift „Iris“ für Damen, welche von 1774 bis 1776 in acht Bändchen erschien und Beiträge von Goethe, Lenz, Friedrich Heinrich Jacobi, Sophie von la Roche, Gleim und andern enthielt. Jetzt ward auch Jacobi von dem frischeren Hauche der Poesie ergriffen, welcher von den Rhein- und Maingegenden wie von Göttingen aus die gesammte Literatur erwärmend und belebend durchdrang. Er entsagte den oberflächlichen Gefühlständeleien; er griff in den eignen Busen, zog das Leben der Gegenwart in den Kreis seiner Betrachtung und verbreitete sich in populären Aufsätzen ähnlich wie Möser in seinen „patriotischen Phantasien“ über sittliche und politische Zustände des Vaterlands. Für seine lyrische Poesie, in der seine literarhistorische Bedeutung besteht, trat eine neue Epoche ein; sie bewahrte die wohlklingende, harmonische Form, die er sich in der Schule der französisch-anakreontischen Lyrik angeeignet hatte, schöpfte aber eine neue Wärme aus der Tiefe der Empfindung und kam in einzelnen, zart empfundenen, melodischen Liedern, z. B. „Das letzte Roth am Himmel wich“ (an Chloen), der goethischen so nahe, daß eines derselben, „Sommertag“, sogar in die Sammlung von Goethes Gedichten gerathen ist. Die schönen Gedichte „Vertrauen“ („Die Morgensterne priesen ꝛc.“), das Aschermittwochslied, die „Litanei auf das Fest aller Seelen“, „die Linde auf dem Kirchhofe“, das „Wiegenlied für ein Mädchen“, „die Mutter“, das „Lied einer Mutter“ und manche ähnliche Gedichte späterer Jahre verrathen nicht mehr den tändelnden Anakreontiker, sondern sind erfüllt von wahrem, innigem Gefühl und in die wohllautendste Sprache gekleidet.

Mehrere Jahre lebte Jacobi ohne ein öffentliches Amt; doch hatte ihn die Neigung zu einer akademischen Wirksamkeit nicht verlassen. Es stimmte daher zu seinen Wünschen, als er 1784 einen Ruf an die Universität zu Freiburg im Breisgau erhielt, welche, damals noch in österreichischem Besitz, unter der aufgeklärten Regierung Josephs II. neu und besser eingerichtet wurde. Jacobi hielt hier bis in das letzte Jahr vor seinem Ende Vorlesungen über Aesthetik und Literatur des Alterthums wie der neuern Zeit und sammelte während einer fast dreißigjährigen Lehrthätigkeit einen großen Kreis von Studierenden aller Facultäten um sich, so daß er nicht wenig dazu beigetragen hat, in den oberrheinischen Gegenden den Sinn für schöne, besonders auch für vaterländische Literatur anzuregen und zu beleben. Selbst außer der akademischen Jugend fanden sich Zuhörer aller Stände in seinem Hörsaale ein, der, obwohl geräumig, oft die seinen Vorträgen begierig horchende Menge nicht fassen konnte. Besonders wurden seine Vorlesungen über deutschen Stil, bei denen er hauptsächlich künftige Theologen vor Augen hatte, fleißig besucht; für einen engeren Kreis verband er damit praktische Uebungen, in dieser Seite seiner akademischen Wirksamkeit an Gellert und Ramler erinnernd. Die Predigt liebte er so sehr, daß er nicht selten, wenn er zu Besuchen bei Freunden verweilte, die Kanzel bestieg. Von seiner Redegabe waren auch die Trauerreden auf Joseph II. und Leopold II. Zeugnis.

Sein reines, kindliches, arglos sich hingebendes Gemüth, das stets für alles Edle und Heilige offen war, erwarb ihm allgemeine Liebe und Hochachtung. Er hatte viele Freunde und keinen Feind; ohne Streit, den Frieden in der Seele, gieng er durch's Leben. Erst 1792 verheirathete er sich mit einem Mädchen aus dem Schwarzwalde, das eine Zeit lang seine Wirthschaft besorgt hatte. Seine Marie, die seine Poesien als Naide

gefeiert haben, gewährte ihm ein häusliches Glück, wie es ſein Sinn für einfachen Genuß des Lebens ſich wünſchte.

Die Kriegsdrangſale, welche die obern Rheinlande wiederholt heimſuchten, ließen auch ſein Haus nicht unberührt und forderten von ihm manches Opfer. Eine Folge der politiſchen Veränderungen Deutſchlands war, daß Freiburg 1806 in den Beſitz Badens übergieng. Der Großherzog Karl Friedrich ertheilte Jacobi unter Anerkennung ſeiner Verdienſte den Charakter eines Hofraths.

Als Schriftſteller bis zu den letzten Lebensſtufen thätig, gab er von 1803 bis 1813 die ſogenannte „jüngere oder neue Iris“ als Taſchenbuch heraus; viele der ausgezeichnetſten Vertreter der damaligen Literatur lieferten Beiträge dazu. Seine Freunde drangen in ihn, eine Geſammtausgabe ſeiner Werke zu redigieren. Er folgte dieſer Aufforderung und gab nach ſorgfältiger Muſterung, welche zeigte, wie ſtreng er über ſich ſelbſt urtheilte, ſeit 1807 die letzte Sammlung ſeiner Werke in ſieben Bänden heraus; ihre günſtige Aufnahme beim deutſchen Publicum war der beſte Beweis, daß der Dichter, obwohl die damals herrſchende Kritik der romantiſchen Schule ihn als beſeitigt anſah, doch die Achtung der Nation noch nicht verloren hatte.

Der herbſte Schmerz ſeines Lebens ſollte ihn noch wenige Jahre vor ſeinem Ende treffen. Sein einziger, hoffnungsvoller Sohn Fritz ward ihm 1811 in der Blüthe der Jugend entriſſen. Von dieſem Kummer vermochte ſich der Greis nicht wieder aufzurichten. Einige Erheiterung brachte ihm im folgenden Jahre der Beſuch ſeines damals in München lebenden Bruders Friedrich Heinrich. Die Ereigniſſe des Jahres 1813 begleitete er noch mit der wärmſten Theilnahme, obgleich gerade in dieſer Zeit die Abnahme ſeiner Kräfte ihn nöthigte, ſeine akademiſchen Vorleſungen zu ſchließen; doch leuchtet noch eine geiſtige Friſche aus dem

letzten seiner Gedichte, in welchem er den Eingang des Jahres 1814 mit patriotischen Hoffnungen begrüßte. Er entschlummerte sanft am 4. Januar 1814. Die Beweise der aufrichtigen Verehrung, die den Geschiedenen während seines Lebens umgeben hatten, begleiteten ihn zu seiner Ruhestätte. Studierende der Universität trugen den Sarg, den ein Lorbeerkranz schmückte; ein Chor junger Mädchen sang des Dichters Aschermittwochslied: „Weg von Lustgesang und Reigen!"

Johann Wilhelm Schaefer's

Geſchichte der deutſchen Literatur

des XVIII. Jahrhunderts

in überſichtlichen Umriſſen und biographiſchen Schilderungen.

Zweite, vermehrte und vollſtändig umgearbeitete Auflage,

herausgegeben

von

Dr. Franz Muncker.

Neue Ausgabe in zehn Heften.

Fünftes Heft.

Des Geſammtwerkes erſtes Buch, ſechſtes Capitel.

Gotthold Ephraim Leſſing.

Leipzig.

T. O. Weigel.

Gotthold Ephraim Lessing.

Geboren am 22. Januar 1729, gestorben am 15. Februar 1781.

Was Hagedorn und Haller, die Bremer Beiträger, Uz und Gleim, Kleist und Ramler, Weiße und Jacobi leisteten, wirkte auf die geistige Bewegung der Nation nicht weit über ihr Jahrhundert hinaus. Selbst Klopstock, so hoch er unter seinen Genossen hervorragte und mit der Fülle seines poetischen Gefühls sprachgewaltig die Gemüther erregte, reicht dennoch mit seinem unmittelbaren Einflusse kaum über die Grenze seines Lebens hinaus und gilt den jetzt Lebenden mehr als eine ehrwürdige historische Erscheinung denn als ein mit jedem neuen Geschlechte in unvergänglichem Glanze fortdauernder Nationaldichter.

Anders Lessing. Mit Geisteskraft und Geistesklarheit in gleichem Maße ausgerüstet, eröffnete er nicht nur durch seine lebendige Einwirkung auf seine Zeit für das Geistesleben und die Literatur seines Volkes neue Bahnen, von den Zeitgenossen

meist nur halb verstanden und oberflächlich beurtheilt, sondern leuchtet noch unserm Jahrhundert, das erst zum vollen Verständnis seines geistigen Gehaltes durchgedrungen ist, als ein Stern voran, welcher aus den oftmals verworrenen Bestrebungen zur Klarheit führt und allen, die im Dienste der Wahrheit stehen, das unverrückbare Ziel weist, beides ein Reformator seines Zeitalters und ein Seher der Zukunft.

In dem Schoße des patriarchalischen Familienlebens in einem frommen protestantischen Pfarrhause fand Lessing die erste Erziehung und Bildung, eine Gunst des Geschickes, die sich in dem Leben vieler unserer größten Männer bewährt hat. Sein Vater Johann Gottfried Lessing (1693—1770) war seit 1718 Katechet, seit 1724 Archidiaconus und seit 1733 erster Prediger zu Camenz in der Oberlausitz; die Mutter war die Tochter seines Vorgängers im Amte. Es war daher ein natürlicher Wunsch der Eltern, daß der älteste Sohn, Gotthold Ephraim, der ihnen am 22. Januar 1729 geboren ward — eine Reihe von Söhnen und Töchtern folgte ihm noch nach — in die Fußstapfen des Vaters und des Großvaters treten und dereinst im geistlichen Amte seinen Lebensberuf finden möge. Um so sorgfältiger wurde von vorn herein auf den Unterricht des Sohnes, dessen geistige Anlagen sich frühzeitig verriethen, Bedacht genommen. Gottfried Lessing war kein Prediger gewöhnlichen Schlages. In seiner Jugend hatte er die Absicht gehegt, sich zu einem akademischen Lehramte vorzubereiten. In Wittenberg, wo er seine Studien mit einer Vielseitigkeit, die sich selbst auf die englische Literatur erstreckte, betrieben hatte, erwarb er sich durch die 1717 zum Jubelfeste der Kirchenreformation herausgegebene „vindiciae reformationis Lutheranae ab nonnullis novatorum praejudiciis“ einen gelehrten Ruf, den er später noch durch mehrere theologische Abhandlungen, namentlich aber als Uebersetzer Tillotsons so sehr erhöhte, daß er mit den angesehensten der älteren Theologen,

einem Mosheim, Rambach, Löscher und andern in fortgesetztem Briefwechsel stand.

Nachdem der Sohn den ersten Unterricht vom Vater und eine Zeit lang zugleich von einem Privatlehrer, einem Bruder des nachmals mit Lessing befreundeten Christlob Mylius, erhalten hatte, wurde er der Camenzer Stadtschule übergeben, bis der Vater Gelegenheit fand, ihn am 21. Juni 1741 unter die Zöglinge der Fürstenschule zu Meißen aufnehmen zu lassen. Unter der strengen Zucht dieser Anstalt, mochte sie auch manches Einengende und Pedantische für den nach frischer geistiger Bewegung verlangenden Jüngling haben, gewann er einen festen Grund in den alten Sprachen, nicht ohne zugleich von dem poetischen Reiz der Literatur des Alterthums ergriffen zu werden. „Theophrast, Plautus und Terenz", äußerte er 1754 in einer Vorrede zur Sammlung seiner Schriften, „waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studierte." In dieser Wahl spricht sich bereits ein Vorgefühl seiner künftigen Bestimmung aus, wie sein Fleiß in den mathematischen Lectionen schon auf die Neigung zu scharfer Denkthätigkeit hinzuweisen scheint. Versuche in deutschen Reimen fanden neben den lateinischen Versexercitien eine Stelle; Lessing lernte Haller und das Beste der hallischen Dichter kennen, übersetzte nach ihrem Vorgang den Anakreon und entwarf nach den Erfahrungen und Beobachtungen, wozu ihm die kleine Welt, die ihn umschloß, Gelegenheit gab, ein Lustspiel „der junge Gelehrte", in dessen Tendenz sich schon ein Streben nach Befreiung von gelehrtem Pedantismus kund gibt. Ein Gedicht über die Mehrheit der Welten, aus dem Lessing 1753 einige Bruchstücke mittheilte, und ein anderes über die Kesselsdorfer Schlacht, das erst jüngst wieder aufgefunden worden ist, entstanden in jenen Schülerjahren.

Mit seinem siebzehnten Jahre hatte er den Schulcursus

vollständig durchgemacht. Auf eine Anfrage des Vaters ertheilte ihm der Rector Theophilus Grabner das Lob: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß; die Lectiones, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht; wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“ Der Vater suchte daher wiederholt höhern Orts um die Entlassung seines Sohnes vor Ablauf der gesetzmäßigen Frist nach. Am 30. Juni 1746 hielt Lessing seine Abschiedsrede, in der er de mathematica barbarorum handelte; sie scheint nicht mehr vorhanden zu sein. Dankbar versicherte er öfters, daß er es der Meißner Fürstenschule verdanke, wenn ihm etwas Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu Theil geworden sei. „Wie gerne wünschte ich“, bekannte er acht Jahre später in der genannten Vorrede, „mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe!“

Nach einem kurzen Aufenthalt im elterlichen Hause begab sich Lessing im September des Jahres 1746 auf die Universität Leipzig. Nach dem Plane der Eltern sollte er sich der Theologie widmen, um in ein Predigtamt, vielleicht dereinst in die geachtete Stellung des Vaters einzurücken oder sich als akademischer Docent der theologischen Wissenschaften einen Namen zu machen. So mochte sich auch der Jüngling, der zum ersten Mal aus klösterlicher Umgebung in die Welt eintrat, Anfangs seine Zukunft ausmalen. „Ich komme jung von Schulen“, schrieb er zwei Jahre später an seine Mutter, „in der gewissen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte.“ Er fieng an, verschiedenerlei Vorlesungen zu hören, und vertiefte sich in die Büchergelehrsamkeit, namentlich in Wolffs philosophische Schriften; allein seinem Streben vermochte nichts ein Genüge zu leisten, nichts ihn auf die Dauer zu fesseln. „Doch es dauerte nicht lange, so giengen mir die Augen auf..... Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber

nimmermehr zu einem Menschen machen." Er kam in Umgang mit Leuten von einer andern als blos gelehrten Bildung und schämte sich seiner Schüchternheit und Unbeholfenheit. Er lernte „tanzen, fechten, voltigieren" und „suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen".

Zu den Jünglingen des sich damals bildenden Leipziger Dichtervereins konnte sich Lessing nicht hingezogen fühlen. Diese hielten sich innerhalb der Schranken eines regelrechten Studienfleißes und bewahrten streng den sittlichen Anstand, mit dem es Lessing in seinem aufsprudelnden genialen Jugendmuthe nicht immer genau nahm. Dagegen fanden sich unter seinen frohen Genossen auch einige Schauspieler und jener Christlob Mylius, der mit dem Verein der Bremer Beiträger gebrochen hatte. Mylius, schon seit 1742 auf der Universität, lebte in großer Dürftigkeit; sein lockeres Wesen, seine zerrissene Kleidung, seine ganze äußere Erscheinung erregte in dem zierlichen Leipzig nicht geringen Anstoß. Obwohl er ohne höheres Streben und ohne edleren sittlichen Sinn war, zeigte er doch eine große geistige Regsamkeit, besonders als Herausgeber des „Freigeists", der „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths" und der mehr wissenschaftlichen Zeitschrift „der Naturforscher". Durch mehrere seiner naturhistorischen Aufsätze zog er die Aufmerksamkeit gelehrter Naturforscher, selbst eines Haller, auf sich. Auch seine poetischen Versuche, in denen er zwar noch ganz auf dem Standpunkt Gottscheds blieb, erhielten damals Beifall. Lessing schloß sich an ihn an und ward so sehr in die gleiche Richtung hineingezogen, daß er auf den Gedanken fiel, Medicin zu studieren, und Vorlesungen über Chemie und Botanik hörte. Die Eltern waren mit dem neuen Plane ihres Sohnes sehr unzufrieden und wurden nur einigermaßen durch dessen Versicherung begütigt, daß er sich zugleich „auf Schulsachen legen" wolle und „daß es ihm gleich sein würde, ob er einmal durch dieses oder jenes fortkäme".

Obwohl er auf dem Gebiete der Wissenschaft noch unentschieden und unstät umherschweifte, so behielten doch im ganzen die philologischen Studien den Vorrang. Am regelmäßigsten besuchte er die Vorlesungen Johann August Ernestis, eines Gelehrten von umfassendem Gesichtskreise, welcher durch wissenschaftliche Gründlichkeit und geschmackvolle Behandlung des Alterthums einen weit greifenden Einfluß auf die Bildung seines Jahrhunderts ausübte. Neben ihm that sich im Fache der Alterthumswissenschaft Johann Friedrich Christ hervor, der geistvolle Ausleger der lateinischen Lustspieldichter und einer der ersten, welche für eine richtige Auffassung der antiken Kunstwerke Bahn brachen. Auch war Lessing ein fleißiges Mitglied des von Kästner geleiteten Disputatoriums, das ihm größere Dienste leisten konnte als Gellerts Practicum. So wenig er sich daher an das herkömmliche regelmäßige Studium band, so verschwendete er doch nicht lässig seine akademischen Jahre, sondern sammelte sich einen Schatz von Kenntnissen und bildete vor allem den Sinn für wissenschaftliche Behandlung und Gewandtheit in der Form.

In jenen Kinderjahren unserer Literatur wurden Studenten ihre Reformatoren. In Leipzig hatte Lessing die Beispiele vor Augen; die Verfasser der „bremischen Beiträge" waren kaum über die Studienjahre hinaus. Auch er fühlte früh den Trieb, als Autor hervorzutreten; doch begann er nicht mit kritischen und gelehrten Abhandlungen, wie man aus seiner nachmaligen literarischen Thätigkeit schließen möchte, sondern versuchte sich als Dichter. In Mylius' „Ermunterungen", die seit dem Herbst 1746 erschienen, finden sich von Lessing anakreontische Lieder, Fabeln und ein Lustspiel „Damon oder die wahre Freundschaft", das er nicht in die Sammlung seiner Schriften aufgenommen hat. Zahlreicher sind seine Beiträge zu dem in den Jahren 1747 und 1748 erschienenen „Naturforscher"; hier stand er Mylius als Mitherausgeber zur Seite und besorgte vornehmlich

den belletristischen Theil, während Mylius den wissenschaftlichen übernahm. Eine Verbindung mit Gottsched suchte er nicht.

Von besonderem Einfluß auf die Entwicklung des lessingischen Geistes war die Leipziger Bühne, die damals unter der Leitung der Neuberin zu den bedeutendsten in Deutschland gehörte. Lessing brachte gleichwie Weiße das Interesse für das Theater von der Schule nach Leipzig mit; beide wurden Freunde und besuchten fleißig die Vorstellungen. Um sich ein Freibillet zu verschaffen, übersetzten sie gemeinschaftlich mehrere französische Stücke, den „Hannibal" von Marivaux in Alexandrinern, den „Spieler" von Regnard und andere. Lessing trat mit mehreren Mitgliedern der Theatergesellschaft und ihrer Principalin in vertrauten Verkehr. Noch 1754 in der Vorrede zu Mylius' Schriften gestand er dieser „berühmten Schauspielerin" eine „vollkommne Kenntnis ihrer Kunst" und „männliche Einsichten" zu, und noch auf der Höhe seiner dramaturgischen Kritik sprach er von ihr als einer Schauspielerin, wie Deutschland sie seitdem nicht wieder gehabt. Geleitet durch richtigere Bühnenkenntnis, überarbeitete er 1747 sein Lustspiel „der junge Gelehrte". Kästner, dem er es zur Kritik vorlegte, erklärte sich beifällig darüber und gab manchen Wink, den noch der spätere Lessing dankbar anerkannte. Frau Neuber, die er gleichfalls um ihr Urtheil angieng, erzeigte ihm die Ehre einer Aufführung (im Januar 1748). Weiße wurde durch den Erfolg des Stückes ebenfalls zu dramatischen Arbeiten angeregt, und wetteifernd versuchten sich die Freunde in Entwürfen zu Lust- und Trauerspielen. „Meine Lust zum Theater", schreibt Lessing in der erwähnten Vorrede von 1754, „war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte."

Mitten in diese frohen Tage, als ihm der Autorruhm zum ersten Mal entgegenkam, fiel ein Brief des besorgten Vaters: mit ernster Strafrede warf er ihm den Umgang mit dem im

elterlichen Hause übel angeschriebenen und als Freigeist verrufenen Mylius sowie mit Komödianten vor, die dort für nicht minder liederlich und verführerisch galten, und tadelte, daß er sich mit Komödienschreiben abgab zu einer Zeit, wo er den gelehrten Studien leben sollte. In aufgeregter Stimmung lief Lessing sogleich mit dem Briefe zu Weiße und warf ihn auf den Tisch mit den Worten: „Lesen Sie einmal den Brief, den ich soeben von meinem Vater erhalte!“ In der ersten Aufwallung wollte er den Komödienzettel, auf dem die Aufführung des „jungen Gelehrten“ angekündigt wurde, nach Camenz schicken; davon hielt ihn Weiße zurück. Das ausführliche Schreiben, in welchem er demnächst seine Beschäftigungen und seine Liebe zum Theater zu rechtfertigen suchte, vermochte indeß die Befürchtungen der Eltern nicht zu beschwichtigen. Ein Freund des väterlichen Hauses, der den Auftrag erhalten hatte, sich bei seinem Aufenthalt auf der Leipziger Neujahrsmesse nach der Aufführung des Sohnes zu erkundigen, brachte die Nachricht zurück, daß dieser wirklich ein Komödienschreiber geworden sei, mit Komödianten umgehe und sogar den von der Mutter überschickten Weihnachtsstollen in solcher Gesellschaft bei einer Flasche Wein verzehrt habe. Die Mutter, über die Verirrung des Sohnes tief bekümmert, bestimmte den Vater, ein durchgreifendes Heilmittel anzuwenden. Er schrieb dem Sohne: „Setze dich nach Empfang dieses sogleich auf die Post und komme zu uns. Deine Mutter ist todkrank und verlangt dich vor ihrem Ende noch zu sprechen.“

Lessing folgte ungesäumt, wenn er gleich zweifelte, daß die Nachricht begründet sei. Es war keine leichte Sache, in der Januarkälte auf den damaligen elenden Postwagen eine Reise von mehreren Tagen zu machen. Am ganzen Leibe vor Kälte zitternd, trat er in's Elternhaus. Da wurde das Herz der Mutter weich, und aus den Vorwürfen, die ihm zugedacht waren, ward eine traute Unterredung. Bald überzeugte sich auch der Vater, daß

der junge Student ſeine Zeit nicht ſo unnütz verbracht hatte, wie man fürchtete, und ſich mit ihm über Literatur und ſelbſt über theologiſche Fragen gern und mit Einſicht unterhielt. Als er endlich eine Predigt machte und den Beweis lieferte, daß ihm zu einem Predigtamte nichts abgehe, wurde auch die Mutter ziemlich mit ihm ausgeſöhnt.

Bis Oſtern (1748) blieb Leſſing im Hauſe der Eltern, benützte die gelehrte Bibliothek des Vaters und verfaßte nebenher anakreontiſche Lieder ſowie ein Luſtſpiel „die alte Jungfer", das er zwar 1749 herausgab, jedoch von der Sammlung ſeiner dramatiſchen Werke ausſchloß. Er hatte das Vertrauen des Vaters in ſolchem Maße wiedergewonnen, daß ſeine Schulden bezahlt wurden und er nach der Univerſität Leipzig zurückkehren durfte.

Der Vorfall hatte auch ſeine ernſte Seite. Die durch den raſchen Entſchluß des Vaters herbeigeführte Unterbrechung ward für Leſſing ein Glück; ſie riß ihn aus dem verlockenden Rauſche des Beifalls, der ſeinem Luſtſpiel zu Theil ward, führte ihn zum wiſſenſchaftlichen Studium zurück und verhinderte übereilte Schritte, welche ſeine fernere Lebensrichtung geändert haben würden und ihn nie zu der Höhe hätten gelangen laſſen, die er ſpäter erreicht hat. Oft erzählte er, daß er ſelbſt Luſt bekommen habe mitzuſpielen, wenigſtens in ſeinen eignen Stücken. Es klingt daher die Nachricht anderer glaubhaft, daß er kurz vor ſeiner Reiſe zu den Eltern mit einem ſeiner Bekannten auf das Hamburger Theater habe gehen wollen. Zwar trat er auch nach ſeiner Rückkehr auf die Univerſität in die alten Verhältniſſe wieder ein und gab ſich der Liebe zu Theatervorſtellungen lebhaft hin. Allein dies währte nur kurze Zeit. Die beſten Mitglieder der neuberiſchen Truppe giengen fort; auch Mylius verließ im Juli 1748 Leipzig, um in Berlin ſein Glück zu verſuchen. Für Leſſing kam noch ein anderer Umſtand hinzu, ihm Leipzig zu

verleiden. Er hatte sich für einige Schauspieler verbürgt, und diese schickten kein Geld; er gerieth dadurch auf's neue in Schulden. Als ihn Weiße eines Tages besuchen wollte, erfuhr er, Lessing sei auf einige Tage verreist. Er war mit seinem Vetter Lessing, der ihn in Leipzig besucht hatte, nach Wittenberg, wo dieser seine Studien betrieb, gereist, um von da sich nach Berlin zu begeben. Da er in Wittenberg erkrankte, auch Mylius Berlin wieder verließ, so blieb er vor der Hand noch auf der Universität und ließ sich am 13. August 1748 unter die Studierenden aufnehmen, in der Absicht, den Winter dort zuzubringen, wozu auch der Vater seine Einwilligung gab. Als jedoch Mylius im November nach Berlin zurückgieng, beschloß auch Lessing, seinen früheren Plan wieder aufzunehmen und sich jetzt selbständig einen Weg durch's Leben zu bahnen. An die Eltern schrieb er: „Nach Hause komme ich nicht; auf Universitäten gehe ich jetzo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann." Seine akademischen Jahre waren somit geschlossen.

In der That hatte bereits der zwanzigjährige Jüngling, der in Berlin als selbständiger Mann auftrat, sich eine geachtete Stellung in der damaligen Literatur erworben. Seine lyrischen Gedichte wurden neben denen von Hagedorn, Uz und Gleim mit Auszeichnung genannt. Sie sind in der scherzhaften, spielenden Manier der Anakreontiker gehalten: das echte deutsche Lied kannte man bis auf Herder und Goethe nicht; doch trifft Lessing mehr als seine Vorbilder hin und wieder den Ton des einfachen Liedes glücklich, während die meisten seiner lyrischen Versuche in scharf zugespitzten Sinngedichten bestehen, deren geistreicher Witz neben den dem alltäglichen Leben entnommenen Gegenständen der herkömmlichen epigrammatischen Poesie auch literarische Fragen streift und durch die sorgfältige Ausfeilung der Form noch schärfer hervorspringt. In den didaktischen Gedichten steht Lessing auf

dem Boden der haller'ſchen Lehrdichtung, nicht ohne an den gelungenſten Stellen den Lehrling der Alten zu verrathen. Zur reinen Lyrik ſchwingt er ſich überaus ſelten empor; die wenigen (gereimten) Oden, die uns von Leſſing erhalten ſind, ſind Gelegenheitsgedichte, zu denen ihn weniger ſein inneres Empfinden als ſeine Stellung und äußere Umſtände trieben. Dem Dichter Leſſing war die unmittelbare Lyrik verſagt, weil auch der Kritiker Leſſing zu ihr kein perſönliches Verhältnis hatte: nie hat er ſich theoretiſch eingehender über ſie ausgeſprochen. Dagegen gelangen ihm trefflich mehrere poetiſche Fabeln und Erzählungen in la Fontaines Manier.

Zu den dramatiſchen Arbeiten der Leipziger Periode kam noch im Laufe des Jahres 1748 „der Miſogyn“ in einem Aufzug, der 1767 zu dreien erweitert erſchien, und im Beginn des folgenden Jahres „die Juden“ in einem Acte und „der Freigeiſt“ in fünf Acten hinzu, welche ſämmtlich nicht nur von der Kritik mit vielem Lobe willkommen geheißen wurden, ſondern ſich auch auf der Bühne großen Beifall erwarben und zwanzig Jahre hindurch in der Liebe des Publicums ſich behaupteten. Zwar ſind dieſe in jetziger Zeit wenig beachteten Jugenddramen Leſſings in der Manier des franzöſiſchen Luſtſpiels gearbeitet; ſie erſcheinen uns breit und ohne individuelles Leben; bis auf gewiſſe ſtereotyp gewordene Charaktere und bis auf die antikiſierenden Namen huldigen ſie der herrſchenden Mode; die drei Einheiten ſind ſtreng, bisweilen ſogar etwas künſtlich gewahrt; überall, ſelbſt im „Freigeiſt“, den er zuerſt in Verſen ſchreiben wollte, begnügte ſich Leſſing ſchließlich mit der Proſa. Allein im Vergleich mit der damaligen dramatiſchen Literatur, welche noch nicht über die Leiſtungen von Gellert und Johann Elias Schlegel hinausgekommen war, iſt ein weſentlicher Fortſchritt nicht zu verkennen. Nicht nur war Leſſingen mehr als andern neben dem Studium der römiſchen Komiker die Bühne

eine Bildungsschule geworden, in der er gelernt hatte, was zu einer wirksamen Darstellung gehöre — der plumpe, aber treffende Witz seiner Bedientenscenen zeugt davon —; er hatte auch mit aufmerksamem Blicke die Welt um sich her betrachtet. Wie er im „jungen Gelehrten" damit begann, die Thorheiten, die er in seiner kleinen Welt beobachtet hatte, zu geißeln, so tragen auch die folgenden Stücke unverkennbare Spuren seiner Lebenserfahrungen wie seiner geistigen Jugendfrische, ja es deutet manches auf die künftige Richtung seiner geistigen Individualität hin. Daß er den Freigeist durch einen frommen Theologen, in welchem uns das Bild seines Vaters entgegentritt, zurecht weisen und beschämen läßt, darf uns nicht befremden; denn nie wollte er den Freigeistern beigezählt werden: aber die Toleranzidee, die dreißig Jahre später der „Nathan" verherrlichte, treffen wir schon in den „Juden" als einen in Lessings sittlicher Natur liegenden Grundzug.

Lessing hatte die dramatische Literatur fleißig studiert. Er kannte nicht nur das Beste der Franzosen, unter denen er neben Molière besonders Marivaux hoch schätzte; er kannte auch Holbergs Lustspiele und widmete der römischen Komödie, mit der er schon auf der Schule vertraut geworden war, ein tief eindringendes Studium. Als er im October 1749 zu Berlin in Gemeinschaft mit Mylius die Herausgabe der „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" begann, schrieb er die ausführlichen und kenntnisreichen Aufsätze über Plautus, übersetzte dessen „captivi", nach seiner Ansicht „das vortrefflichste Stück, welches jemals auf den Schauplatz gekommen ist", begann den „Pseudolus" zu bearbeiten und dichtete nach dem „trinummus" seinen „Schatz", ein in lebendigem Dialog gehaltenes Lustspiel, das die Anspielungen des Originals auf römische Zustände glücklich auf deutsche Verhältnisse übertrug und sich daher lange auf der Bühne erhielt, übrigens aber das breit entfaltete Sittengemälde des Plautus zu einem knapperen, nach Art des

Terenz dramatisch geschlossenen Charakter- und Intriguenstück umgestaltete. Um des Dramas willen lernte er in Berlin das Spanische und machte den Plan zu einer Uebersetzung von Calderons „das Leben ein Traum". Zahlreiche Komödien und Tragödien wurden in diesen und den folgenden Jahren nach verschiedenartigen, besonders französischen und italienischen Mustern entworfen und fragmentarisch ausgeführt, mehrfache Abhandlungen über das Drama und die Schauspielerkunst ausgearbeitet.

Bis dahin war Lessing vorwiegend als Dichter aufgetreten. Mit dem Jahre 1751 lernte ihn Deutschland auch als Kritiker kennen. Den ersten Anstoß gab die Nothwendigkeit, sich in dem Druck der Armuth einigen Erwerb als Schriftsteller zu verschaffen. Er verfaßte seit dem Februar 1751 die kurzen Literaturberichte in der „vossischen Zeitung", von April bis December 1751 als besondre Beilage „das Neueste aus dem Reiche des Witzes", worin alles Bedeutende von seiner Hand herrührte. Den theologischen und philosophischen Fragen lieh er aufmerksame Theilnahme und begann seine „Gedanken über die Herrnhuter", ein Fragment von staunenswerther Vollendung der Form, niederzuschreiben; selbständig besprach er die jüngsten Producte der französischen und deutschen Literatur. Sein kritisches Urtheil schloß sich in den Grundprincipien den Theorien der Schweizer an; doch war er nicht blind gegen ihre Mängel. Mit derselben Schärfe, mit der er Schönaich die Strenge seiner Kritik fühlen ließ, wandte er sich gegen Bodmers Patriarchaden, und nicht minder bewies seine Zergliederung der Anfangsverse des „Messias", daß er mit seinem Urtheil über den Parteien stand.

Mit Anfang des nächsten Jahres zog sich Lessing in das stille Wittenberg zurück, wo damals einer seiner Brüder studierte, und beschäftigte sich, beinahe aller poetischen Production entsagend, mit gelehrten Forschungen, vornehmlich in der Kirchen-

geschichte. Diese Richtung seiner Studien dauerte auch fort, als er in den letzten Monaten des Jahres 1752 wieder nach Berlin zurückkehrte. Mit kritischem Sinne durchforschte er die Literaturgeschichte, und die trockensten Untersuchungen hatten für ihn den nämlichen Reiz wie sonst der Entwurf eines neuen Dramas. Daraus erwuchsen die Verbesserungen zu Jöchers Gelehrtenlexikon, die er nachmals diesem zur Benützung überließ. Baylés historisch-kritisches Wörterbuch, hiebei sein Vorbild, war in jener Epoche seiner Geistesbildung der Gegenstand eines folgenreichen Studiums, das ihn nicht nur in die historische Forschung, sondern auch in die Hauptfragen der Philosophie und Religion tiefer hineinführte. Aus diesen kritischen Untersuchungen gieng der Plan zu den „Rettungen" hervor, apologetischen Abhandlungen meist theologischen Inhalts über unrechtmäßig in der Geschichte übel berüchtigte Männer aus der Periode der Reformation, welche ihm ein großes Ansehen selbst im Kreise der Gelehrten verschafften. Die Vertheidigung des Horaz gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit ward mit Recht als eine bedeutende philologische Arbeit geschätzt. Die Streitschriften gegen den als Dichter hoch angesehenen Lange in Laublingen in Bezug auf dessen mißrathene Uebersetzung des Horaz, besonders das 1754 erschienene „Vademecum für den Herrn Samuel Gotthold Lange", zeigten Lessings Meisterschaft in der vernichtenden Kritik sowie seine immer voller sich entwickelnde stilistische Fertigkeit und machten ihn als Kritiker zugleich geachtet und gefürchtet. Während seines Wittenberger Aufenthalts hatte er sich die Magisterwürde erworben und stand nun mit vielen angesehenen Gelehrten, unter andern mit dem berühmten Göttinger Theologen Michaelis, in Briefwechsel. Jetzt hatte sich auch das Verhältnis zu den Eltern freundlich gestaltet. Der Vater erkannte die Tüchtigkeit seines Sohnes, welchen er wie Goethes Vater den in andere Bahnen einlenkenden Sohn als einen „singularen Menschen" anschauen mochte, und mischte

sich mit seinen Wünschen und Rathschlägen nicht ferner in den Gang seines Lebens.

Es war unter den damaligen Verhältnissen schwierig, sich als Schriftsteller eine unabhängige Existenz zu sichern, und Lessing hat unter dem Druck des Mangels mehrere Jahre hindurch hart gelitten. Vollends mußte es einem Geiste, dem alles Oberflächliche verhaßt war, unerträglich dünken, die Schriftstellerei als ein Handwerk zu betreiben, um sich gegen Noth zu schützen. Indeß mußte er sich auch manchmal zu solchen Arbeiten gebrauchen lassen, wie er denn während seines ersten Berliner Aufenthalts einige Bände von Rollins römischer Geschichte, dann zu Wittenberg die Schrift des Spaniers Huarte „Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften" und im Jahre 1753 den ersten Band von Marignys „Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen" übersetzte. Nachdem er schon 1751 ein Bändchen lyrischer „Kleinigkeiten" herausgegeben hatte, veranstaltete er jetzt eine Sammlung seiner „Schriften", die von 1753 bis 1755 in sechs Bänden erschien. Das Verhältnis zu der vossischen Zeitung scheint er gegen 1755 ganz aufgegeben zu haben.

Mylius verließ im Frühjahr 1753 Berlin. Eine Gesellschaft von Naturfreunden hatte sich vereinigt, um für ihn die Kosten einer Reise nach Amerika zu bestreiten; er sollte Naturbeobachtungen anstellen und Naturalien sammeln. Allein nachdem er die ihm zugestellten Summen verthan hatte und in Schulden gerathen war, fand er in London am 6. März 1754 einen frühen Tod. Lessing gab eine Sammlung der vermischten Schriften seines Jugendfreundes heraus. Der Freundschaftsdienst verwandelte sich jedoch in eine strenge Beurtheilung, deren Schärfe zu allgemeiner Ueberraschung bewies — was später noch andere erfahren sollten —, daß Lessings Kritik sich ihre Urtheile nie von der Freundschaft dictieren ließ und die Mittelmäßigkeit auch bei denen, die zu ihm in nahem Verhältnis standen, nicht mit Schonung behandelte.

Eine größere Bedeutung — wenn auch nicht für Lessings eignen Bildungsgang, der nur wenig durch seine Freunde, unter denen ihm keiner geistig ebenbürtig war, bestimmt wurde, aber doch für die Literatur — hatten die Bekanntschaften, die er demnächst mit Nicolai und Mendelssohn anknüpfte. Sie beide konnten sich vorzugsweise als seine Vertrautesten in der zweiten Hälfte seines Lebens, in der Periode seiner vollendeten Reife betrachten.

Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811), der Sohn eines angesehenen Berliner Buchhändlers, hatte den Geschmack für wissenschaftliche und belletristische Lectüre, den er vornehmlich der Berliner Realschule verdankte, während seiner buchhändlerischen Lehrjahre in Frankfurt an der Oder und in Berlin mit vielem Eifer auszubilden gesucht. Als nach dem Tode seines Vaters der ältere Bruder die Handlung übernahm, konnte er sich seiner Lieblingsneigung unbeschränkt hingeben. Wenn gleich ohne geistige Tiefe und gründliche Durchbildung, erwarb er sich doch als Autodidakt ein nicht unbedeutendes encyclopädisches Wissen, das sich in Sachen des Geschmacks und literarischen Urtheils ganz besonders an den Kritiken Lessings erweiterte, so daß er in der schönen Literatur sich deren unparteiischen Standpunkt aneignete. Nachdem er 1753 in seinem Erstlingsversuche über Miltons „verlornes Paradies" noch eine Lanze für die Schweizer gebrochen hatte, schrieb er 1754 im lessing'schen Sinne mit einer gewissen jugendlichen Frische die „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" (1755 erschienen), welche, da sie Gottsched und Bodmer gleichmäßig angriffen, großes Aufsehen erregten und für ihre Zeit von erheblichem Einflusse auf die ästhetische Beurtheilung waren. Der Stil der Kritiken Lessings war so glücklich copiert, daß Sulzer diesen selbst für den Verfasser hielt. Durch eine zufällige Mittheilung waren Lessing die ersten Aushängebogen zu Gesicht gekommen und hatten in ihm den Wunsch erregt, mit dem Verfasser in persönlichen Verkehr

zu treten. So entſpann ſich die erſte Bekanntſchaft. Damals und für die nächſten vier bis fünf Jahre konnte Nicolai dem älteren und reiferen Genoſſen wohl genügen; im allgemeinen aber ſtand er, der bei allen wiſſenſchaftlichen Fragen nie einen andern Maßſtab als den des „geſunden Menſchenverſtands“ kannte, zu tief unter Leſſing, als daß er im Stande geweſen wäre, wo es ſich um die höchſten Angelegenheiten des menſchlichen Geiſtes handelte, die Größe ſeines Freundes auch nur zu faſſen, geſchweige ihm etwas zu geben. In den ſechziger und ſiebziger Jahren lockerte ſich daher das Band, das ihn mit Leſſing verknüpfte, immer mehr. Dem Vorkämpfer des Rationalismus, der an den größten Erſcheinungen der neueren Literatur mit kleinlicher Kritik mäkelte und nergelte, konnte Leſſing ſich nicht mehr nahe fühlen.

Anders verhielt es ſich mit den Freundſchaftsbeziehungen zu Moſes Mendelsſohn (1729—1786), den Leſſing um dieſelbe Zeit kennen lernte. Das Schachſpiel hatte ſie zuerſt zu einander geführt. Leſſing mußte ſich ſeinem innerſten Weſen nach, das von der pedantiſchen Fachgelehrſamkeit ſich fern zu halten liebte, von einem Manne angezogen fühlen, der, ein Jude und Seidenhändler, ſich in der philoſophiſchen und ſchönen Literatur tüchtig umgeſehen hatte, und, was für ihn mehr galt, ſich als einen ſelbſtändigen Denker zeigte. Da ſein armer Vater in Deſſau ihn nicht ernähren konnte, mußte der dreizehnjährige Knabe, des Deutſchen noch kaum mächtig, aber in der talmudiſtiſchen Literatur ſchon wohl bewandert, nach Berlin gehn, wo er in der größten Dürftigkeit ſeine jüdiſchen Studien fortſetzte und allmählich durch die Unterſtützung reicherer Glaubensgenoſſen dazu gelangte, lateiniſch zu lernen und ſich in den mathematiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſowie in der neueren ſchönen Literatur umzuſehen. Raſch wurde die Selbſtthätigkeit ſeines Geiſtes dadurch geweckt. Einſt gab ihm Leſſing eine Abhandlung von Shaftesbury zu leſen. Als Moſes nach einiger Zeit das Buch zurückbrachte, fragte

ihn Lessing, wie es ihm gefallen habe. „Nun ja," erwiderte Mendelssohn, „recht gut; aber so etwas kann ich auch machen." Lessing nahm ihn beim Wort. Nach einiger Zeit brachte Mendelssohn ein Manuscript und bat den Freund es durchzulesen. Mehrere Monate vergiengen, ohne daß Lessing darüber sprach. Endlich fragte ihn Mendelssohn, ob er es gelesen habe, und war nicht wenig überrascht, als ihm zur Antwort ein gedrucktes Exemplar seiner „philosophischen Gespräche" überreicht wurde. Lessings Ermunterung hatte ihn zum Schriftsteller gemacht. Die Briefe „über die Empfindungen", welche den Namen des Verfassers auch im Auslande bekannt machten, folgten bald nach. An sie schloß sich 1761 eine Sammlung seiner „philosophischen Schriften", 1767 „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele", halb eine Uebersetzung, halb eine freie Nachbildung des platonischen Dialogs, 1785 die deistisch gehaltenen „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes". Alle diese Werke bekundeten neben speculativer Gründlichkeit eine bis dahin in Deutschland bei philosophischen Schriften nicht gekannte blendende Meisterschaft des Stils. Für seine Glaubensgenossen wurde Mendelssohn durch zahlreiche Uebersetzungen aus dem Hebräischen und anderweitige Werke, welche auch den Juden die ihnen bisher verschlossene deutsche Sprache und Literatur eröffneten, sowie durch seine manchfachen Bemühungen, ihre politische und sociale Lage zu verbessern, ein segensreich wirkender Reformator. Lessing bewahrte bis an sein Ende die größte Hochachtung vor Mendelssohns Geist und Charakter. Er war der einzige unter seinen Freunden, zu dem ihn eine innigere Geistesverwandtschaft hinzog.

Ein gemeinsames Band in diesem literarischen Triumvirate war in jenen Jahren die englische Literatur, mit der Lessing durch Nicolai und Mendelssohn, die sich viel damit beschäftigt hatten, noch mehr als bisher vertraut wurde. Ein Denkmal seiner Freundschaft mit Moses ward die Schrift „Pope ein Metaphysiker!" (1755).

Die Berliner Akademie hatte 1753 eine Preisaufgabe ausgeſchrieben: „Die Akademie verlangt eine Unterſuchung des popiſchen Syſtems, welches in dem Satze ‚alles iſt gut‘ enthalten iſt, und zwar ſo, daß man erſtlich den wahren Sinn dieſes Satzes der Hypothes ſeines Urhebers gemäß beſtimme, zweitens ihn mit dem Syſtem des Optimismus oder der Wahl des Beſten genau vergleiche, und drittens die Gründe anführe, warum dieſes popiſche Syſtem entweder zu behaupten oder zu verwerfen ſei.“ Mendelsſohn gab zu dieſer Abhandlung nur einiges philoſophiſche Material; die meiſterhafte Kritik, die hier geübt wird, iſt Leſſings Werk. Er bewies mit der feinſten Ironie, daß die Akademie ſich mit ihrer Preisaufgabe doppelt lächerlich gemacht habe, da Pope nur „alles iſt geſetzmäßig, all is right“ geſagt hatte, übrigens aber ein Dichter als ſolcher kein philoſophiſches Syſtem haben könne. Dadurch wurde zugleich die Scheidelinie zwiſchen Philoſophie und Poeſie gezogen und die Lehrdichtung vom Gebiet der eigentlichen Poeſie ausgeſchloſſen.

Das Studium der engliſchen Literatur erkennt man in mehreren Aufſätzen der im Jahre 1754 begonnenen und bis 1758 fortgeführten „*theatraliſchen Bibliothek*“, welche gleichſam als Fortſetzung der „Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters“ erſchien; doch war es noch nicht Shakeſpeare, auf den hier vorzugsweiſe der Blick fiel, ſondern die Theorien und Dramen eines Dryden und Thomſon, während außer den Tragödien des Seneca dem italieniſchen und franzöſiſchen Schauſpiel noch eine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde. Aber ſelbſt unter den Franzoſen waren es diejenigen Kritiker und Dramatiker, welche von der ſtelzenhaft gewordenen heroiſchen Manier zur Natur zurücklenkten und die Darſtellung des bürgerlichen Lebens in den Kreis des ernſten Dramas zogen. Leſſing ſympathiſierte mit Diderot, der gegen die ältere franzöſiſche Tragödie in Oppoſition trat, und theoretiſierte über das weinerliche oder rührende Luſtſpiel, das er, wenn auch nicht in ſeinen äußerſten Conſequenzen, ſo doch in ſeinen Prin-

cipien willkommen hieß. Da Lessing den Standpunkt seiner Kritik in die Production zu übertragen pflegte, so ist für seine dermalige Ansicht das dramatische Fragment „Samuel Henzi", 1749 bereits begonnen, sehr charakteristisch. Zwar ist es in Alexandrinern geschrieben und bewahrt noch mit Strenge die Einheit des Orts und der Zeit. Wie Lessing jedoch über diesen Zwang der französischen Kunstregeln dachte, liegt schon in den Worten ausgesprochen: „Gewisse große Geister würden diese kleine Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen." Darin jedoch entfernte sich Lessing wesentlich von der französischen Tragödie, daß er eine gleichzeitige Begebenheit, die Verschwörung Henzis gegen das Patricierregiment des Cantons Bern, behandelte und statt in die Gesellschaft von Fürsten und hochstehenden Helden uns unter die bürgerlichen Republicaner der Schweiz führte. Die ästhetische Neuerung erregte indeß beim Erscheinen des 1753 gedruckten Bruchstücks weniger Aufsehen als die dadurch hervorgerufene politische Polemik, welche die historische Treue in der Darstellung der Handlung und der Charaktere zum Gegenstand hatte und dadurch zugleich bewies, welche Wirkung ein Drama haben mußte, das die Conflicte des modernen Lebens zur Anschauung brachte. Von diesem Versuche war nur noch ein Schritt zu dem „bürgerlichen" Trauerspiel „Miß Sara Sampson", das in den ersten Monaten des Jahres 1755 vollendet ward.

Das bürgerliche Trauerspiel, welches mit seinen Wurzeln ebenso wie die rührende Komödie auf die moralischen Zeitschriften Steeles und Addisons zurückreicht, hatte sich in Frankreich und England mit den Dramen des Nivelle de la Chaussée und des George Lillo Bahn zu brechen versucht; besonders war Lillos „the merchant of London" (1731) für Lessing das nächste Vorbild geworden. Allein man hatte nur die heroischen Handlungen ihrer

Sphäre entrückt und auf bürgerliche Verhältnisse übertragen, war aber dadurch von neuem in's Unnatürliche und Widerliche gerathen, so daß dem Pranger und Galgen zuletzt die Ausübung der poetischen Gerechtigkeit zufiel. Lessing dagegen suchte den tragischen Conflict inmitten der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens auf, geleitet von den aus dem gleichen Boden entsprungenen Romanen Samuel Richardsons (1689—1761), der in der „Clarissa" für ein tugendhaftes, durch die Künste der Verführung in's Unglück gestürztes Mädchen die allgemeine Theilnahme erregt hatte.

Aehnlich sind die Motive in Lessings „Miß Sara Sampson"; England ist auch hier der Schauplatz der Handlung. Die unglückliche, durch die Versprechungen des Geliebten entführte Sara steht in erhabener Tugendreinheit neben der in allen Buhlkünsten erfahrenen leidenschaftlichen Marwood und zwischen ihnen der hin und her schwankende Mellefont, der zuletzt, als Sara der Eifersucht der Buhlerin zum Opfer gefallen ist, durch Selbstmord endet. Das Trauerspiel ist das Urbild der veredelten „Emilia Galotti" wie der nachströmenden bürgerlichen Tragödien überhaupt, welche diese Seite des bürgerlichen Lebens, die Liebe neben der Cabale und Schwäche, möglichst ausgebeutet haben. An frischer, lebendiger Kraft überragte Lessings Werk alles Bisherige so sehr, daß es allenthalben lauten Beifall und reichliche Thränen hervorrief. Der Dichter legte dies Mal selbst so viel Werth auf den Erfolg der Bühnenaufführung, daß er zu der ersten Vorstellung durch die ackermann'sche Gesellschaft nach Frankfurt an der Oder (am 10. Juli 1755) hinüberreiste.

Der Grund, daß sich „Miß Sara Sampson" nicht mehr auf der Bühne hat halten können, liegt in der Breite der ganzen Anlage und der rhetorischen Ueberfülle des Dialogs; nach Richardsons Vorbild bestrebt sich Lessing, jeden Moment der langsam sich entwickelnden oder leidenschaftlich wechselnden Empfindung auf

das genaueste wiederzugeben. Aber noch ist seine Prosa da und dort unbeholfen und schwerfällig; die volle Naturwahrheit in der Schilderung der Situationen, die lebendige Individualisierung der Charaktere ist noch nicht erreicht. Allein der Weg war gewiesen, den das Drama der nachfolgenden Periode einzuschlagen hatte, um der französischen Stützen entrathen zu können und zu selbständigem Gange fähig zu werden. Aeußerlich befolgte Lessing die Vorschriften der französischen Bühne: die Einheit des Ortes ist ziemlich sorgfältig, die Einheit der Zeit und der Handlung auf das strengste gewahrt. Im Wesentlichen dagegen verfuhr er ganz frei. Die prosaische bürgerliche Tragödie mit englischen Sitten wurde durch ihn in Deutschland heimisch; die „Miß Sara" hatte mehrere Nachfolgerinnen im deutschen Drama, und wäre nicht gleich darauf die Kriegszeit dazwischen getreten, welche die Schauspielertruppen zerstreute und selbst in den größeren Städten das Theater in Verfall brachte, so würde die unmittelbare Wirkung des Stückes noch mächtiger gewesen sein.

Die Vollendung dieses Dramas hatte Lessing dergestalt in Anspruch genommen, daß er sich eine Zeit lang von allen Berliner Verbindungen lossagte und aus den Zerstreuungen der großen Stadt sich nach dem stillen Potsdam zurückzog, wo er selbst Kleist, dessen Umgang er später so sehr schätzen lernte, nicht aufsuchte. In Berlin jagte wieder ein literarischer Plan den andern, ohne daß ein einziger zur Reife kam. Es handelte sich zunächst um neue journalistische Unternehmungen, unter denen die gemeinschaftlich mit Mendelssohn projectierte Zeitschrift „das Beste aus schlechten Büchern", wovon 1765 ein Heftchen gedruckt wurde, durch ihre echt lessing'sche Originalität vornehmlich merkwürdig ist. Auch beschäftigten ihn Pläne zu einer festen Anstellung; sogar an der Moskauer Universität, wo man die Professur der deutschen Sprache und Beredsamkeit besetzen wollte, schien sich dazu eine Aussicht zu eröffnen, die bald wieder verschwand. Sein

eigentlicher Platz war das Theater; zu dieſem zog ihn ein ſtets von neuem erwachendes Bedürfnis ſein ganzes Leben hindurch hin.

In Leipzig war um dieſe Zeit das Theaterunternehmen Kochs, mit dem Leſſing ſchon bei ſeinem früheren Aufenthalt daſelbſt in vertrautem Verkehr ſtand, zu großer Bedeutung gelangt; in ſeiner Geſellſchaft befand ſich ſeit einigen Jahren als erſter Schauſpieler der talentvolle Brückner, welcher Leſſing zum Theil ſeine theatraliſche Bildung verdankte. Im Herbſte 1755 verſchwand Leſſing plötzlich aus Berlin und lebte in Leipzig wieder mit Schauſpielern und unter dramatiſchen Arbeiten. Er gerieth in das Studium der Luſtſpiele Goldonis und faßte ſogleich den Entſchluß, einen Band von ſechs Luſtſpielen drucken zu laſſen. Indeß als er mit dem erſten, der „glücklichen Erbin“ (nach Goldonis „l'erede fortunata“), bis zum Schluß des zweiten Aufzugs gelangt war, verlor der Verleger, dem das Manuſcript nicht raſch genug geliefert ward, und dann auch der Autor die Luſt. Nur der erſte Aufzug iſt uns erhalten; man erſieht aus dieſem Bruchſtück, daß Leſſing im Luſtſpiel noch auf der Stufe ſeiner früheren Stücke ſtand.

Mit Weiße erneuerte er den freundſchaftlichen Verkehr. Durch ſeine Operetten hatte ſich dieſer auf's neue den Beifall der Menge erworben; doch ließ ſich Leſſings Urtheil dadurch nicht beſtechen. In der kurzen, von Weiße ſelbſt mitgetheilten Aeußerung ſprach es ſich treffend aus: „Wenn es Ihnen“, ſagte Leſſing zu ihm, „nur nicht immer ſo leicht würde, wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht ſchwer machen könnte, ſo würden Sie ein Schriftſteller werden — ich ſage nichts mehr.“ Weiße überließ er, da er ſich ſelbſt nicht dazu verſtehen mochte, die Abkürzung der „Miß Sara Sampſon“ für die erſte Aufführung auf der Leipziger Bühne. Mit ihm machte er auch kleine Ausflüge nach Altenburg und Gera. Gegen das Frühjahr 1756 beſuchte er Dresden und Camenz; nach langer Trennung ſah er ſeine Eltern wieder.

Um diese Zeit bot sich ihm eine unerwartete Gelegenheit zur Befriedigung seines Verlangens, die Welt zu sehen und sich aus dem einförmigen literarischen Leben herauszureißen. Mit welcher Freude er diese Gelegenheit ergriff, schildern uns seine Briefe. „Ich muß allerdings", schreibt er an Mendelssohn, „zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein ..... Ich werde nämlich nicht als ein Hofmeister [eine solche Stelle als Reisebegleiter hatte Sulzer schon in Berlin für ihn gehabt], nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knabens, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich mir sie nur selbst werde machen wollen ..... Er ist geneigt, mir alle Einrichtung zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir als ich mit ihm gereiset sein." Es war ein junger, unabhängiger Leipziger, Namens Winkler, Besitzer eines ansehnlichen Vermögens. Da dieser eine große Reise unternehmen wollte, wurde ihm Lessing durch einen Freund als Gesellschafter vorgeschlagen. Die Reise sollte von Ostern 1756 an zwei ein halb bis drei Jahre dauern, und vertragsmäßig sollte Lessing jährlich einen Gehalt von dreihundert Thalern erhalten und freie Station haben. Am 10. Mai 1756 verließen die Reisenden Leipzig und wandten sich über Magdeburg, Halberstadt, wo Gleim besucht wurde, Braunschweig und Hannover, überall mit Muße verweilend, nach Hamburg. Hier machte Lessing die Bekanntschaft Eckhofs, des größten Schauspielers seiner Zeit, der sich in einem Briefe an Weiße über die Tage ihres Umgangs mit lebhafter Freude äußerte. Von dort schlugen sie über Bremen, Oldenburg und Emden den Weg nach dem nördlichen Holland ein und fuhren über die Zuidersee nach Amsterdam, wo sie am 29. Juli anlangten. Von hier aus gedachten sie demnächst nach England überzusetzen; allein vorher schon fand

die Reise ihr Ziel. Der siebenjährige Krieg war ausgebrochen; die Preußen waren in Sachsen eingefallen, hatten Leipzig besetzt, und der Commandant der Stadt, General von Hausen, wählte das Haus zur großen Feuerkugel, das Winklers Eigenthum war, zur Wohnung. Dieser beeilte sich daher zurückzukehren, und Lessing befand sich seit Anfang des October wieder in Leipzig.

Zwar war der Reiseplan noch nicht ganz aufgegeben; allein in Folge von mancherlei Mißhelligkeiten, die schon unterwegs zu Zeiten das gute Einvernehmen gestört hatten, löste sich das Verhältnis bald völlig auf. Besonders hatte Lessing durch witzige Aeußerungen, in denen er für Preußen Partei zu nehmen schien, sowie durch seinen Umgang mit preußischen Officieren den sächsischen Patriotismus gegen sich aufgebracht. Da sich Winkler trotz des Contracts zu keiner Entschädigung bestimmen lassen wollte, so blieb Lessing nichts übrig, als seine Ansprüche auf dem Rechtswege geltend zu machen. Doch gelangte er erst nach einem achtjährigen Processe zu seinem Rechte; von der Summe, die ihm Winkler 1764 auszahlen mußte, blieb ihm nach Abzug der Kosten nicht einmal die Hälfte, kaum dreihundert Thaler, übrig.

Lessing blieb die erste Zeit nach seiner Reise, so sehr er sich zu seinen Berliner Freunden sehnte, in Leipzig, um den Gang seines Processes abzuwarten. Seine Lage war so kümmerlich und drückend wie nur je vorher. Durch literarische Arbeiten mußte er sich seinen kärglichen Unterhalt verschaffen; allein diese Erwerbsquelle versiegte in den Kriegsjahren, und um das tägliche Brod zu arbeiten, war überhaupt Lessings Sache nicht. Daher schlug er auch Hofmeisterstellen beharrlich aus. Die Noth veranlaßte die Uebernahme einiger Uebersetzungen. Er übertrug um diese Zeit Hutchesons „Sittenlehre der Vernunft", Richardsons „Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten äsopischen Fabeln" und Laws „ernsthafte Ermunterung an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben". Die letzte dieser Ueber-

setzungen mußte Weiße vollenden; denn Lessing, dem in Leipzig, wie er Mendelssohn gestand, Zeit und Weile lang wurde — und vor allem bei solchen Arbeiten —, war im März 1756 auf mehrere Wochen nach Dresden gereist.

Der Aufenthalt in Leipzig ward ihm am meisten durch den Umgang mit Ewald Christian von Kleist versüßt, der bald nach Lessings Rückkehr als Major nach Leipzig versetzt wurde; zu ihnen fanden sich dessen vertrauter Freund Johann Joachim Ewald, als Verfasser von Sinngedichten bekannt, Weiße, Joachim Wilhelm von Brawe, der in Leipzig studierte und mit dramatischen Arbeiten sich beschäftigte, überdies ein Freund philosophischer Discussionen. Es bildete sich sonach ein Kreis von Literaturfreunden, in welchem manchfache geistige Interessen zur Sprache kamen. Kleist erzählte oft mit Wärme von dem biederen Lessing — die beiden edlen Charaktere zogen sich gegenseitig an —; er bekannte, daß er seinem erheiternden Umgang die Genesung von seinem hypochondrischen Leiden verdanke, und doch war Lessings Gemüth gerade damals von Sorge und Unmuth umwölkt. Mit inniger Theilnahme gedachte Kleist mehrmals der trostlosen Lage seines trefflichen Lessing; auch ließ er ihm auf zarte Weise manche Unterstützung zukommen. Noch als Lessing wieder nach Berlin übergesiedelt war, stellte er ihm durch Gleim ein Geschenk von hundert Thalern zu; Lessing schrieb darauf unter dem 6. August 1758 an Gleim: „Der Herr von Kleist ist ein zu großmüthiger Freund, und auch das heißt schon sein gutes Herz mißbrauchen, wenn man nur alles annimmt, was es freiwillig thut. Ich habe mir diesen Vorwurf schon längst zu machen und bin nicht selten darüber mißvergnügt."

Es konnte den Anschein gewinnen, als ob Lessing, nachdem der Krieg die kochische Gesellschaft von Leipzig vertrieben hatte, der Beschäftigung mit dem Drama ganz entsagt habe, und in der That urtheilte Weiße so; Lessing fand eben die theatralischen

Arbeiten des einſtigen Studiengenoſſen nunmehr ſo ungenügend, daß er im Verkehr mit ihm auf ein tieferes Eingehen in dramatiſche Theorien und Entwürfe Verzicht leiſtete. Das Drama war ſein Lebenselement geworden, zu dem es ihn immer unwillkürlich zurückzog. Zwar gerieth die „theatraliſche Bibliothek“ in's Stocken, und erſt 1758 erſchien nach dreijähriger Pauſe das letzte Heft derſelben. Allein eine neue Anregung gieng von der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“ aus, einem umfaſſenden literariſchen Unternehmen Nicolais, der kurz vor dem Ausbruche des Kriegs ſein Project ankündigte; zugleich hatte er damit eine Aufforderung zu einer dramatiſchen Preisbewerbung verbunden, worin der Herausgeber fünfzig Thaler für das beſte deutſche Trauerſpiel ausſetzte. Seitdem war es ſchwieriger geworden, einen Verleger für die neue Zeitſchrift zu gewinnen. Leſſings Bemühen gelang es, den Buchhändler Dyk in Leipzig zur Uebernahme willig zu machen, ſo daß mit dem Jahre 1757 der erſte Band erſcheinen konnte. Leſſing beſorgte, ſo lange er in Leipzig war, die Correctur, ſah das Manuſcript vor dem Drucke durch und änderte oder ſtrich darin nach eignem Ermeſſen, lieferte jedoch nur wenige Beiträge aus ſeiner Feder. Mendelsſohn ward ein fleißiger Mitarbeiter und Mitherausgeber. Durch die vereinten Beſtrebungen der Freunde wurde die „Bibliothek“ zu der erſten bedeutenderen Zeitſchrift in Deutſchland, die weder Gottſched noch den Schweizern diente, ſondern ſelbſtändig über den Parteien ſtand. Da die „Bibliothek“ mit Nicolais „Abhandlung vom Trauerſpiele“ beginnen ſollte, gleichſam als dem Inbegriff der Regeln, nach denen die Preisrichter zu entſcheiden gedachten, ſo wurde Leſſing durch ſeine Berliner Freunde in eine ſchriftliche Discuſſion des Weſens der Tragödie hineingezogen, welche, durch eine Reihe von Briefen fortgeführt, ein anziehendes Vorſpiel zu den Erörterungen der ſpätern „Dramaturgie“ ward.

Cronegks „Codrus“, dem nachmals der Preis ertheilt ward,

hatte Lessings Beifall nicht; denn dieses Drama gehörte noch ganz der alten Schule an. Höher schätzte er das vorwärts strebende Talent seines Freundes Brawe, dessen „Freigeist" er zur Preisbewerbung einsandte. Das alles hatte auch in Lessing den Productionstrieb wieder rege gemacht. Schon am 22. October 1757 schreibt er: „Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein paar Monate Zeit darauf wenden könnte." Er räth daher halb scherzend, Nicolai möge, da Cronegk inzwischen gestorben war, für das nächste Jahr wiederum einen Preis für ein Trauerspiel aussetzen. „Unterdeß", schreibt er am 21. Januar 1758, „würde mein junger Tragicus fertig, von dem ich mir nach meiner Eitelkeit viel Gutes verspreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel „Emilia Galotti" gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich schon tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Acten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen. So viel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben." In Beziehung auf eben diesen Plan schreibt er am 2. April an Mendelssohn: „Ich bin auf einmal in eine Arbeit gerathen, in der ich mich gern auf keine

Weiſe habe unterbrechen wollen. Sie kennen mich, und ich kenne mich ſelbſt. Ich muß meine erſte Hitze zu nutzen ſuchen, wenn ich etwas zu Stande bringen will. Unterdeſſen haben Sie nicht Urſache, auf dieſe Arbeit neugierig zu ſein. Gegen Sie werde ich am wenigſten damit groß thun. Sie iſt faſt von der Art, von der nur Sie mich in Berlin ziemlich abgezogen haben." Das Werk blieb liegen, um erſt viele Jahre ſpäter in veränderter Geſtalt an's Licht zu treten.

Aus derſelben Quelle, der Liebe zu einer individuellen, an das wirkliche Leben der Gegenwart anknüpfenden Poeſie, leitete ſich Leſſings Intereſſe an den gleim'ſchen „Kriegsliedern eines Grenadiers" her, die er, ſobald die erſten Siegeslieder bekannt wurden, als eine bedeutende Erſcheinung der Lyrik begrüßte. Er beſorgte die erſte Ausgabe der Sammlung und empfahl ſie durch eine Vorrede der Liebe und Anerkennung der Nation. Im Mai 1758 erhielt Kleiſt Befehl, mit ſeinem Bataillon in's Feld zu rücken. Jetzt war auch Leſſing entſchloſſen, wieder nach Preußen ſeinen Wohnſitz zu verlegen und die Berliner Freunde aufzuſuchen. Noch vor Kleiſt, am 4. Mai 1758 reiſte er von Leipzig ab.

Geiſtig verjüngt und mit der Entſchiedenheit eines Mannes, welcher ſeines Zwecks ſich deutlich bewußt iſt, begann Leſſing ſeine literariſche Thätigkeit in Berlin. Hatte er beim Ausbruch des Krieges ſich beſchwert, er habe mit dem Könige von Preußen eine Rechnung abzumachen, weil er ihn gehindert, die Welt zu ſehen, ſo war dieſe durch die Schlacht bei Roßbach bezahlt. Von dem neugeweckten deutſchen Nationalgefühl war auch Leſſing inniger denn je ergriffen. Er warf den letzten Reſt franzöſiſcher Theorien von ſich, und die Idee einer nationalen Literatur ward ihm klarer und klarer. Deßhalb hieß er Gleims Kriegslieder freudig willkommen und warf einen forſchenden Blick in die ältere deutſche Literatur. Er las das „Heldenbuch" und die Rittergedichte des dreizehnten Jahrhunderts; er richtete ſeine Aufmerkſamkeit auf die kernhafte

ältere Lehr- und Fabelpoesie sowie auf die Dichter des dreißigjährigen Krieges. In Gemeinschaft mit Ramler, dessen Tact für Correctheit der Form er sehr hoch schätzte, unternahm er die Auswahl und Ueberarbeitung der Sinngedichte Friedrich von Logaus und gab in dem angehängten Glossar eine für jene Zeit höchst beachtenswerthe Probe deutscher Sprachforschung.

Das müßige Beiwerk der Kunstpoesie war ihm jetzt vollends zuwider geworden. Er suchte die Poesie auf ihre einfachen Grundnormen zurückzuführen. Dies Verfahren wandte er zunächst bei der Fabeldichtung an, bei der er die einfachen Formen der unter Aesops Namen aufbewahrten prosaischen Ueberlieferungen aus dem griechischen Alterthum herstellte. Die erste Anregung zur Wiederaufnahme dieser in früheren Jahren von Lessing eifrig gepflegten Poesie gieng wahrscheinlich von Richardsons Fabelbuche aus, das er in Leipzig übersetzte. Als er sich darauf mit einer Kritik der gleim'schen Fabeln beschäftigte, gewann seine Fabeltheorie eine festere Gestalt. 1759 erschienen „Fabeln, drei Bücher, nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts". Die Fabeln sind in schmuckloser Prosa verfaßt, ausgezeichnet durch Neuheit der Erfindung und treffende Präcision des Gedankens; die Abhandlungen verbreiten sich über das Wesen, die Behandlungsart und die Geschichte der Fabel. In ihnen erscheint Lessing am meisten unter allen seinen Schriften als Sohn seiner Zeit. Sein Satz, daß Kürze die Seele der Fabel sei, sein Versuch, den Gebrauch der Thiere in derselben zu erklären, beruht auf falschen Voraussetzungen und schreibt sich aus einer — damals allgemeinen — Unkenntnis der historischen Entstehung der Fabel her; die einzelnen Ergebnisse jedoch, zu denen Lessing gelangte, wirkten heilsam auf die Entwicklung unserer Literatur.

Auch im Drama tritt das Streben nach einfacher und gedrungener Darstellung hervor. Das herrlichste Beispiel würde uns sein „Doctor Faust" geben, an dem er seit einigen Jahren

arbeitete, wenn nicht dieſes Werk, das in der folgenden Zeit eifrig fortgeführt und vielleicht völlig zu Ende gebracht wurde, durch einen unglücklichen Zufall im Jahre 1775 verloren gegangen wäre. Nur wenige Scenen, die allerdings nur zum mindeſten Theil eine Verwandtſchaft mit Goethes Tragödie bekunden, haben ſich erhalten. Schon im März 1755 erwähnt Mendelsſohn das Drama, am 8. Juli 1758 berichtet Leſſing an Gleim: „Ich ſchreibe Tag und Nacht, und mein kleinſter Wunſch iſt jetzt, wenigſtens noch dreimal ſo viel Schauſpiele zu machen als Lope de Vega. Eheſtens werde ich meinen ‚Doctor Fauſt' hier ſpielen laſſen." Sein 1759 erſchienenes Trauerſpiel „Philotas", das aus einem einzigen, in die knappſten Formen gezwängten Acte beſteht, hat die einfachſte Anlage, die Darſtellung der Heldenthat eines Jünglings, der ſeinem Vaterlande freiwillig das Leben opfert. Die patriotiſche Begeiſterung, die der ſiebenjährige Krieg allenthalben entzündet hatte, durchflammt das Stück, deſſen Handlung in das klaſſiſche Alterthum verlegt iſt.

Der „Philotas" verrieth, daß Leſſing mit dem griechiſchen Drama vertrauter geworden war. Ein Zeugnis dieſer gründlichen Studien gibt uns ſein „Leben des Sophokles", wovon er 1760 ein aus gelehrten philologiſchen Unterſuchungen beſtehendes biographiſches Fragment, dem eine Analyſe der uns erhaltenen ſophokleiſchen Dramen ſich anſchließen ſollte, der Oeffentlichkeit übergab. Indeß verfolgte er mit gleicher Theilnahme die mit ſeiner Tendenz verwandten Beſtrebungen moderner Dramatiker. Daher entſchloß er ſich zu einer Ueberſetzung von Diderots Theater („der natürliche Sohn", „der Hausvater"), da dieſe bürgerlichen Dramen nicht blos mit ſeiner Oppoſition gegen das franzöſiſche Heldendrama zuſammentrafen, ſondern auch auf denſelben Grundlagen wie ſeine „Miß Sara" beruhten. Wenn gleich Leſſing ſpäter in der „Dramaturgie" namentlich dem „natür-

lichen Sohne" nicht mehr seinen vollen Beifall ertheilte, zollte er doch noch in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Uebersetzung, die in seinem Todesjahre erschien, dem „Hausvater" unbedingtes Lob und gestand zu, daß der Verfasser desselben den besten Einfluß auf die Bildung seines Geschmacks geübt habe: „Denn es mag mit diesem auch beschaffen sein, wie es will, so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderots Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre." Zu gleicher Zeit vermochte er mit jener großartigen Anschauung, mit welcher er die tragische Größe des griechischen Dramas zum ersten Mal klar erfaßte, die Tragödien Shakespeares zu würdigen. Damals sprach er das kühne, weithin in die Halle unserer Literatur hineinschallende Wort aus: „Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann, und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das alles blos der Natur zu danken zu haben scheinet und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket. Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille, obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher." Lessings Urtheil über den englischen Dramatiker war maßvoll und darum unantastbar richtig; auf die Kenntnis und Einführung Shakespeares

in unſere Literatur wirkte es in jedem Sinne ſegensvoll. Hierin erwies ſich Leſſings Kritik mit am fruchtbarſten, die jetzt, während des Berliner Aufenthaltes, zur vollen Reife gediehen war.

Gegen den Herbſt 1758 ſtarb Nicolais älterer Bruder, der bisherige Inhaber der Buchhandlung. Nun mußte jener ſeine Abſicht, in Muße nach ſeiner Neigung den literariſchen Beſchäftigungen zu leben, aufgeben und das Geſchäft übernehmen. Sowohl weil dies ſeine Zeit ſehr in Anſpruch nahm, als auch weil es unpaſſend erſchien, als Buchhändler ein in einem fremden Verlage erſcheinendes Journal zu redigieren, übertrug er die Herausgabe der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“ vom fünften Bande an dem lange widerſtrebenden Jugendfreunde Leſſings Weiße in Leipzig.

Im erſten Augenblicke dachte er nicht an das Unternehmen einer neuen Zeitſchrift. Der Plan zu einer ſolchen gieng von Leſſing aus. Nicolai erklärte ſich 1782 darüber: „Die damaligen Journale waren faſt alle froſtig, ſeicht, parteiiſch, voll Complimente; der Gedanke, daß man ein beſſeres ſchreiben ſollte, worin beſonders die Wahrheit deutlich herausgeſagt würde, war ganz natürlich.“ Damit iſt der erſte Keim der „Briefe die neueſte Literatur betreffend“ bezeichnet, welche mit dem 4. Januar 1759 in Nicolais Verlage zu erſcheinen begannen. Von Leſſing gieng auch die Idee aus, die Form von Briefen zu wählen; er machte ſich anheiſchig, die meiſten Beiträge zu liefern, wie denn auch die erſten ſechs Theile ihrem erheblichſten Inhalte nach von ihm herrühren, und beſtimmte dadurch den Standpunkt, den man einhalten wollte, und den Ton der Kritik. Neben ihm griff Mendelsſohn thätig mit ein; Nicolai hat an dem Inhalt der erſten Bände nur geringen Antheil.

Die Wirkung, die von den Literaturbriefen ausgieng, war recht eigentlich Leſſings Verdienſt. Ihr Hauptzweck war eine freie, ſelbſtändige, über alle perſönlichen Rückſichten ſich hinweg-

setzende Kritik, ein offener Kampf gegen veraltete Theorien, gegen Engherzigkeit und geistlose Mittelmäßigkeit, während in den übrigen kritischen Zeitschriften bald das lobhudelnde Cliquenwesen, bald die rücksichtsvolle Zahmheit kein entschiednes Urtheil aufkommen ließ. Was in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" mit ungenügenden Kräften versucht worden war, leisteten die Literaturbriefe; ihre Verfasser sahen von theoretischen Abhandlungen ab und beschränkten sich auf die Kritik der Schriften, die in Deutschland während des siebenjährigen Krieges erschienen waren. Der letzte Schweif von Gottsched und Bodmer, die poetischen Versuche des seiner eigentlichen Natur entfremdeten jungen Wieland, die matten Lehrgedichte, die Aufsätze Cramers im „nordischen Aufseher", welche Religion und Philosophie zu verquicken suchten, selbst einige Beiträge Klopstocks, dem Lessing sonst das höchste Lob zollte, zu jener Zeitschrift — kurz alles, was in erstorbenen Formen ein schwächliches Dasein fristete, ward von den Streichen der lebensfrischen Kritik getroffen, und während auf der einen Seite vernichtet ward, wies auf der andern dieselbe Kritik eine neue Bahn für die werdende Literatur. Herder durfte in Beziehung auf die Literaturbriefe sagen, die Quelle des guten Geschmacks sei geöffnet; man solle nur kommen und trinken.

Lessings beweglichem Geiste, der immer nach neuen Lebenselementen suchte und sie rasch ergriff, ward es schwer, an einem Orte lang auszuhalten. Was zusammentreffen mochte, um ihm Berlin wieder zu verleiden, ist nirgends mit deutlichen Worten ausgesprochen; doch läßt es sich aus den dortigen Verhältnissen einigermaßen schließen. Die Geistesgemeinschaft mit seinen Freunden war nicht mehr innig genug, um ihm den Verkehr mit ihnen unentbehrlich zu machen, stets mußte er das Gefühl in sich tragen, von ihnen nicht verstanden zu werden und sie zu der freien Höhe seiner geistigen Anschauung nicht heraufziehen zu können, während sie doch häufig Miene machten, gegen ihn einen

hofmeisterlichen Ton anzunehmen. Etwas der Art läßt sich zwischen den Zeilen lesen, wenn er nach seiner Abreise von Berlin in einem Briefe an Ramler sich selbst mit den Worten apostrophiert: „Wareſt du nicht Berlins satt? Glaubteſt du nicht, daß deine Freunde deiner satt sein müßten? daß es bald wieder einmal Zeit sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben? daß man nicht blos den Kopf, sondern nach dem dreißigsten Jahre auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse?“ Mehr als früher regte sich nunmehr das Verlangen, endlich durch eine Anstellung der Nothwendigkeit überhoben zu sein, nur von der Feder zu leben. Zur Erfüllung dieses Wunsches bot sich ihm 1760 eine Gelegenheit. Der General von Tauentzien, Gouverneur von Breslau, machte ihn zu seinem Secretär. Ohne seinen Freunden etwas von der Sache mitzutheilen, entfernte er sich aus Berlin, wo man ihm noch kurz vor seiner Abreise die Ehre erwiesen hatte, ihn zum auswärtigen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu ernennen. Er reiste über Frankfurt an der Oder — eine „Wallfahrt“ zu dem Grabe seines Kleist — und traf in den letzten Novembertagen in Breslau ein.

Die oberflächlichen Beurtheiler konnten sich nicht erklären, was Lessing zu diesem Schritte vermocht haben möge. Zu diesen gehörten auch seine Berliner Freunde, die Lessing seiner Gewohnheit gemäß nicht einmal dabei zu Rathe gezogen hatte. Sie glaubten ihn für die Literatur verloren, weil er nicht mehr ein fleißiger Mitarbeiter an den Literaturbriefen war, deren Fortbestehen durch seinen Abgang ernstlich bedroht war. Mendelssohn, nunmehr fast ihr ausschließlicher Verfasser, konnte der Aufgabe allein nicht genügen; nur indem man den talentvollen Thomas Abbt (1738—1766), der sich durch die Schrift „vom Tode für das Vaterland“ bereits einen geachteten Namen unter den deutschen Prosaikern erworben hatte — 1765 folgte sein Werk „vom Verdienste“ —, als Mitarbeiter gewann, konnten die

Literaturbriefe bis über den Friedensschluß hinaus (1765) fortgesetzt werden. Aber Lessing pflog mit den Freunden auch nicht mehr wie von Leipzig aus in Briefen philosophische Erörterungen. Ihnen schien seine Existenz jetzt zwischen mechanischen Secretärarbeiten und dem lockeren Zeitvertreib der vornehmen militärischen Welt getheilt zu sein. Es war allerdings in ihren Klagen etwas Wahrheit. Die besten Vormittagsstunden wurden durch seine Geschäfte in Anspruch genommen, die Mußestunden durch die zahlreiche Bekanntschaft, in die er gerieth. Er gieng der großen Welt nicht wie in seinen früheren Verhältnissen aus dem Wege, sondern gab sich den Zerstreuungen des Umganges hin, war Abends in Gesellschaft und — spielte. Er bekam einen leidenschaftlichen Hang zum Hazardspiel, der ihn nie wieder verlassen hat. Gewinn und Verlust, meinte er, habe sich bei ihm so ziemlich ausgeglichen. Die Ermahnungen der Freunde überhörte er. Mendelssohn warnte ihn durch die „Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen", die er einigen für ihn und vertraute Freunde bestimmten Exemplaren seiner „philosophischen Schriften" vordrucken ließ; der Schluß derselben lautete: „Die Spötter sagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu schaffen, ist über Feld oder schläft vielleicht, daß er erwache! — O nein! Dichten kann er, aber leider! will ja nicht. Reisen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter und zu Geschäften zu faul. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber itzt ist das Orakel verstummt, und die Narren trotzen ungezüchtiget. Er hat seine Geißel andern übergeben, aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen. — Und er,

Wenn er nicht hört noch spricht, nicht fühlt
Noch sieht, was thut er denn? — Er spielt."

Lessing selbst hatte Momente des Mißmuths, in denen er sich bitterer anklagte, als die besorgten Freunde es nur je hätten

thun können. „Nein, das hätte ich mir nicht vorgeſtellt,“ ſchrieb er am 30. März 1761 an Mendelsſohn; „aus dieſem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorſtellen ſollen und können, daß unbedeutende Beſchäftigungen mehr ermüden müßten als das anſtrengendſte Studieren, daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern laſſen, erlogene Vergnügen und Zerſtreuungen über Zerſtreuungen die ſtumpf gewordene Seele zerrütten würden, daß — — Ach, beſter Freund, Ihr Leſſing iſt verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen, er ſich ſelbſt nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — ſie ſo, ich weiß nicht was für Abſichten, aufzuopfern! Hundertmal habe ich ſchon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieſer Verbindung zu reißen. Doch, kann man einen unbeſonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?“ Er fügte aber dieſem Ausbruch der Schwermuth gleich die Worte hinzu, er habe vielleicht heute nur einen ſo finſtern Tag, an welchem ſich nichts in ſeinem wahren Lichte zeige.

Es iſt dies nur die eine Seite. Auf der andern ſteht ſein muthiges Wort: „Ich beginne ein Mann zu werden.“ Der Aufenthalt in Breslau war für Leſſing eine Bildungsſchule, wie ſie ihm die einſame Studierſtube nimmer hätte gewähren können. Er trat auf eine größere Weltbühne, verkehrte mit Menſchen von verſchiedenartigem Weſen und Charakter, mit dem Adel und den Officieren wie mit den Bürgern und Bauern, mit denen ihn ſein Amt in die vielfachſten Berührungen brachte. Im Sommer 1762 begleitete er den General zur Belagerung von Schweidnitz und im folgenden Jahre nach Potsdam zum Könige, von wo aus er ſeinen Freunden in Berlin einen Beſuch abſtattete. Bei ſeiner ſcharfen Beobachtungsgabe erwarb er ſich einen Reichthum von Menſchenkenntnis und Welterfahrungen; er ſpielte mit in dem Drama des gegenwärtigen nationalen Lebens. Waren ſeine bisherigen dramatiſchen Arbeiten das Ergebnis kritiſcher Literatur-

studien, so ward „Minna von Barnhelm“ das erste wahre Nationaldrama. Lessing schrieb den Entwurf 1763 in heiteren Frühlingsmorgenstunden in einem Garten bei der Stadt. Das Theater besuchte er fleißig, wenn er gleich in den wenigsten Vorstellungen bis zu Ende auszuhalten vermochte. Die schuch'sche Truppe, die damals in Breslau spielte, war zwar nicht ausgezeichnet; aber er holte sich Nahrung für seinen Geist auch aus dem kernhaften Witz der Burlesken, in denen für ihn noch Goldkörner nationaler Komik zu finden waren. „Nur selten“, sagt der Schauspieler Johann Christian Brandes in seiner Selbstbiographie, „wurden die Vorstellungen guter Burlesken, besonders zu des verstorbenen ältern Schuchs Zeiten, von ihm verabsäumt.“ Er empfand wieder Lust an seinem „Faust“ zu arbeiten, und mancherlei andere dramatische Entwürfe entstanden, die nicht einmal fragmentarisch zur Ausführung kamen.

Am wenigsten ahnten seine Freunde, daß er seine gelehrten Studien keineswegs an den Nagel hieng. Sein Einkommen verwandte er durchaus nicht blos für den Tand der großen Welt, sondern er sammelte sich eine bedeutende Bibliothek, durchsuchte die öffentlichen Bücherschätze und verkehrte mit gelehrten Philologen, auch wenn sie wie Arletius ausgemachte Pedanten waren. Besonders nachdem er 1764 eine schwere Krankheit überstanden hatte, zeigte sich sein Geist wieder in seiner vollen Spannkraft. Es tritt uns wieder der ganze Lessing entgegen, wenn er mitten unter Zerstreuungen Materialien zum „Laokoon“ sammelt, an den altdeutschen Anekdoten- und Novellensammlungen sich erfrischt, die Gedichte des Andreas Scultetus aus dem Staube der Bibliotheken hervorzieht und die Kirchenväter liest, um der Verfassung und dem Dogma der ältesten christlichen Kirche vorurtheilsfrei in den Quellschriften nachzuforschen. Der Baum war wieder in frischem Wachsthum; die Früchte reiften schnell, und die Zeit war nicht mehr fern, wo er nur zu

ſchütteln brauchte, um ſie der deutſchen Nation in den Schoß fallen zu laſſen.

Schon im November 1763 ſchrieb er dem Vater: „Es iſt Zeit, daß ich wieder in mein Gleis komme;“ noch beſtimmter in einem Briefe vom 13. Juni 1764: „Es ſollte mir leid thun, wenn ſich meine liebſten Eltern durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umſtänden einen falſchen Begriff ſollten gemacht haben. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, vielmehr mich mehr als einmal geäußert, daß mein itziges Engagement von keiner Dauer ſein könne, daß ich meinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr wie jemals entſchloſſen, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinne iſt, zu abſtrahieren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzern Reſt desſelben noch zum Sklaven zu machen.“ Weil er eine ſolche Sklaverei fürchtete, ſchlug er einen Ruf an die Königsberger Univerſität als Profeſſor der Beredſamkeit aus. Seitdem er in das Studium der alten Kunſtgeſchichte ſich vertieft hatte, beſchäftigte ihn der Lieblingsgedanke, nach Wien zu gehen und die kaiſerliche Bibliothek für ſeinen Zweck zu benützen, von dort Italien und vielleicht das Heimathland der antiken Kunſt mit eignen Augen zu ſehen. Um Oſtern 1765 verließ er Breslau und ſeine bisherige Stellung. „Wie es weiter werden wird,“ äußerte er in dem erwähnten Briefe an den Vater, „iſt mein geringſter Kummer. Wer geſund iſt und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umſtände befürchten, die einen außer Stand zu arbeiten ſetzen können, zeigt ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſicht. Ich habe ein beſſres und habe Freunde.“ Er nahm ſeinen Weg über Camenz nach Leipzig und reiſte von dort in Nicolais Geſellſchaft nach Berlin.

Als Leſſing nach Berlin in die früheren Verhältniſſe zurück-

kehrte, war es nicht, wie die Welt von ihm glaubte, seine Absicht, sich auf's neue als Journalist der Kritik der Tagesliteratur zu unterziehen. Er schloß 1765 die Literaturbriefe, wie er sie in's Leben gerufen und eingeleitet hatte, und überließ es Nicolai, die „allgemeine deutsche Bibliothek", welche das gesammte Literaturgebiet umfassen sollte, nach dessen eignem Plane (seit 1765) herauszugeben, ohne sich in die Tendenz und die Redaction dieser Zeitschrift einzumischen. Da man damals in den kritischen Journalen ängstlich die Anonymität wahrte, so konnte es bei seinem früheren Verhältnisse zu den Literaturbriefen nicht ausbleiben, daß man ihn bei manchen Angriffen der „allgemeinen deutschen Bibliothek" für den Urheber oder den Mitschuldigen hielt und seiner Versicherung, daß von ihm in der neuen Zeitschrift keine Zeile stehe, nur geringen Glauben schenkte. Ueberdies waren Mendelssohn und Abbt eifrige Mitarbeiter des Journals, in welchem es Nicolai gelang, auf mehrere Jahrzehnte hinaus Beiträge von einer unübersehbaren Anzahl der verschiedenartigsten deutschen Schriftsteller zu vereinigen.

Lessing benützte seine zweijährige Muße in Berlin hauptsächlich zur Ausarbeitung der Breslauer Entwürfe „Laokoon" und „Minna von Barnhelm".

Im Jahre 1766 erschien „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte. Erster Theil." Ein zweiter und dritter Theil sollten folgen: von jenem wurde nur ein ausführlicher Entwurf ausgearbeitet; von diesem scheint kaum etwas aufgezeichnet worden zu sein. Indem Lessing von Winckelmanns Erstlingsschrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" und von der Betrachtung der berühmten Laokoonsgruppe ausgieng, welche 1506 unter Papst Julius II. aufgefunden wurde, entwickelte er das Wesen der bildenden Kunst

in ihrem Verhältnisse zur Poesie. Er zog den Schleier weg von Homer und Sophokles, den größten Vertretern der griechischen Poesie, mit der er aus eigner Anschauung vertrauter war als mit den Werken der bildenden Kunst. Mit jener Schärfe, mit der er überall in seiner Kritik die Begriffe zu sondern und die Grenzen jedes einzelnen geistigen Gebietes zu bestimmen strebte, suchte er die jedem der beiden Kunstgebiete eigenthümlichen Principien auf. Das Wesen der bildenden Kunst setzte er in die Darstellung schöner Körper, die neben einander und bleibend im Raume erscheinen, das der Poesie vorzugsweise in die Schilderung von Handlungen, die nach einander und vorübergehend in der Zeit sich folgen. Die alte Vermischung der Poesie und Malerei, die jüngst erst wieder durch Breitingers Theorie gefördert worden war, somit die in der ganzen vorangehenden Literaturperiode mit Vorliebe gepflegte didaktische und beschreibende Dichtung ward beseitigt, dagegen das Drama und diesem zunächst das Epos als die höchste Stufe poetischer Darstellung bezeichnet. Man muß sich den Zustand der damaligen dichterischen Literatur vergegenwärtigen, um die Zaubermacht der Einwirkung dieses Werkes, das für alle strebenden Geister den heiteren Himmel wahrer Kunst ausbreitete, nachzuempfinden. Die Poesie erschien zu ihrer reinsten, erhabensten Würde verklärt, indem sie der ideale Ausdruck freier Menschlichkeit ward. „Wie vor einem Blitz", sagt Goethe im achten Buche von „Dichtung und Wahrheit", auf seine Jugend zurückblickend, „erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen; wir hielten uns von allem Uebel erlöst." Nicht blos durch den tiefen Gedankengehalt, sondern auch durch die unübertreffliche Schönheit der Darstellung ist diese Schrift unter Lessings wissenschaftlichen Arbeiten das vollendetste Kunstwerk geworden. Er zieht uns mit dramatischer Gewandtheit mitten in die Untersuchung hinein, fesselt

unser Interesse durch anmuthige Seitenwege und führt uns unerwartet auf neue Standpunkte, von wo sich uns freie Aussichten nach verschiedenen Seiten eröffnen. Wir müssen mit ihm suchen, mit ihm die manchfachen Irrpfade durchwandern, damit wir auch das Resultat zuletzt mitgefunden zu haben glauben. Herder konnte daher mit Recht sagen, Lessings „Laokoon" sei „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen".

„Minna von Barnhelm" brachte Lessing schon größtentheils ausgearbeitet von Breslau, so daß „verfertiget im Jahr 1763" auf den Titel gesetzt ward. In Berlin wurde das Stück vollendet und abgerundet, wobei der Dichter seinen Freund Ramler zu Rathe zog, zu dessen Sinn für Correctheit er großes Vertrauen hegte. Die meisten seiner Verbesserungsvorschläge, die indeß nur Einzelheiten betrafen, billigte er durch die Aufnahme in den Text. 1767 erschien „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück" besonders und in der Sammlung seiner Lustspiele, und das erste deutsche nationale Lustspiel begann von der Bühne herab, auf Liebhabertheatern und in Familienzirkeln eine so gewaltige, allgemeine Wirkung zu äußern, daß der Verfasser einsah, er habe nicht nur, wie er gewünscht, sich selbst, sondern auch alles bis dahin Vorhandene übertroffen. Alle dramatischen Dichtungen, die der „Minna" vorangiengen, Lessings eigne Dramen nicht ausgenommen, sind jetzt von der deutschen Bühne verschwunden; mit diesem Stücke treten wir in die neue Aera der dramatischen Kunst. „Diese Production", sagt Goethe in seiner Autobiographie, „war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete." Die deutsche Dichtung bemächtigte sich hier zum ersten Mal des nationalen Lebens und erschien als eine aus der kaum ver-

schwundenen kriegerischen Zeitepoche unmittelbar hervorgegangene Schöpfung. Einige Anspielungen auf die Ereignisse der letzten Jahre mahnten auch im einzelnen den Leser und Hörer des Stückes an die unmittelbare Gegenwart; die Handlung des Dramas verlegte Lessing in den August 1763. Die Charaktere tragen im Ernst wie im Scherz die Züge des deutschen Gemüths, dabei so manchfaltig und durch die Handlung selbst entwickelt, daß gerade auf deren scharfer Zeichnung wesentlich das Interesse des Stücks beruht. Der Franzose, ein Typus der damals in großer Anzahl in Deutschland umherirrenden französischen Glücksritter, bildet dazu den heitersten Contrast. Plan und Anlage des Ganzen ist musterhaft klar und geschlossen — die Einheit der Zeit ist streng, die des Ortes ziemlich gewahrt —; die Handlung bleibt, genau genommen, ein bloses Spiel — denn vor dem Beginn des Stückes ist der glückliche Ausgang bereits entschieden —, aber alles Einzelne darin ist scharfsinnig motiviert und sorgfältig mit einander verkettet. Einige Längen entstehen nur durch die dialektische Behandlung des Dialogs in dem zum ernsten Drama hinüberneigenden Kampf zwischen Ehre und Liebe, der an spanische Vorbilder erinnert; allein der Geist, der alle Theile des Dramas durchweht, ist von so unverwelklicher Frische, daß es das später lebende Geschlecht, für welches jener Reiz, den es für die Zeitgenossen von den Beziehungen zu der Gegenwart entlehnte, längst verschwunden ist, noch durch seinen bleibenden inneren Werth fesselt und an dem Prüfstein der Zeit sich als klassisches nationales Drama bewährt hat.

Mit diesem Werke, in welchem das patriotische Selbstgefühl des Preußen den schönsten Ausdruck gefunden hatte, nahm Lessing von dem preußischen Staat für immer Abschied. Der große König wußte den Geist des deutschen Denkers und Dichters nicht zu würdigen und wies den ihm wiederholt gemachten Vorschlag, Lessing als Bibliothekar in Berlin festzuhalten, zurück. Dieser folgte daher im Frühling 1767 dem lockenden Ruf, der von Hamburg aus an ihn ergieng.

Nächst dem Leipziger Theater hat das Hamburger die größte Bedeutung für den Aufschwung unserer dramatischen Kunst und Literatur. Unter Schönemanns Direction bildeten sich dort die ersten namhaften deutschen Schauspieler, ein Eckhof, Ackermann und Schröder, Männer voll hoher Begeisterung für ihre Kunst und von der Nachwelt unvergessen. In der kochischen Gesellschaft, die während des Kriegs von Leipzig nach Hamburg zog, glänzte Brückner, der Freund Lessings. Unter Ackermanns Leitung, der 1763 das Hamburger Theater übernahm, bildete Schröder sein ausgezeichnetes Talent völlig aus. Als Dramaturg ward Löwen, ein umsichtiger Kenner der Bühne, auch als Dichter nicht ganz ohne Verdienst, ein Vorläufer Lessings. Das Interesse für die Bühne hatte sich der höheren Stände dergestalt bemächtigt, daß aus deren Mitte ein Unternehmen hervorgieng, welches die deutschen Bühnenverhältnisse neu zu gestalten versprach. In der Ueberzeugung, daß das Theater, um den Namen eines Tempels der Kunst zu verdienen, von den Geldspeculationen der Directoren unabhängig sein müsse, bildete sich 1766 aus einigen Mitgliedern der reichen Kaufmannschaft ein Verein, um ein deutsches „Nationaltheater" zu gründen. Die Idee war vornehmlich von Löwen ausgegangen. Ackermann vermiethete der Gesellschaft von Fastnacht 1767 an auf zehn Jahre das Haus; Löwen und Eckhof übernahm Direction und Regie; Lessing wurde auf ihren Vorschlag der Antrag gemacht, als Theaterkritiker und Dichter mitzuwirken. Eine solche Thätigkeit lag zu sehr in der Richtung seiner Lieblingsneigungen, als daß er dem an ihn ergangenen Rufe sich hätte entziehen können. „Ich stand", schrieb er zwei Jahre später im Schlußwort der „Dramaturgie", „eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte, bis gerade auf diese Freunde. — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen; ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten, aber auch

die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu sein glauben konnte.“ Eine Anstellung als „Theaterdichter“ lehnte er ab; nicht einmal die Auswahl des Repertoires hieng von ihm ab; er wollte als Theaterkritiker wirksam sein. Zu dem Ende ward die „hamburgische Dramaturgie“ in's Leben gerufen, welche „ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten und jeden Schritt begleiten“ sollte, den die Kunst sowohl des Dichters als des Schauspielers thue. Die Worte, mit denen Lessing seine theatralische Zeitschrift einleitete, sprachen seine hohen Erwartungen aus, zu denen er im Beginn des Unternehmens berechtigt war, wenn auch schon einige Befürchtungen, die später eintrafen, sich zwischen den Zeilen lesen ließen. „Aus dieser ersten Veränderung“, hieß es unter anderm, „können auch bei einer nur mäßigen Begünstigung des Publicums leicht und geschwind alle andere Verbesserungen erwachsen, deren unser Theater bedarf. An Fleiß und Kosten wird sicherlich nichts gespart werden; ob es an Geschmack und Einsicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publicum in seiner Gewalt, was es hierin mangelhaft finden sollte, abstellen und verbessern zu lassen? Es komme nur und sehe und höre, und prüfe und richte! Seine Stimme soll nie geringschätzig verhört, sein Urtheil nie ohne Unterwerfung vernommen werden. Nur daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publicum halte, und derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen!“

Es kam jedoch vieles zusammen, um das Unternehmen im Beginn zu hemmen und auch Lessing seine Stellung zu verleiden. Das Theaterpersonal wollte von der Kritik nicht lernen und fühlte sich durch den leisesten Tadel verletzt. So gern sich Lessing mit der Kunst des Schauspielers beschäftigte, gab er doch, um ferneren Verdrießlichkeiten aus dem Wege zu gehen, mit der fünfund-

zwanzigsten Nummer der „Dramaturgie“ die Beurtheilung der Aufführungen ganz auf und beschränkte sich auf die Kritik der vorgestellten Stücke; aus ähnlichen Gründen ließ auch Löwen den Unterricht der Schauspieler fallen. Das ganze Unternehmen war von kurzer Dauer; man hatte sich in dem Publicum verrechnet; die Theilnahme erkaltete sehr bald. Es wurde noch ein Versuch gemacht, die Gesellschaft zusammenzuhalten, indem man sie im Winter in Hannover Vorstellungen geben ließ. Lessing folgte ihr nicht dahin und beschäftigte sich indessen damit, die „Dramaturgie“ auszuarbeiten und seinen „Doctor Faust“ fortzusetzen, den er in Hamburg auf die Bühne bringen wollte.

Da er den Untergang des Theaterunternehmens vor Augen sah, so gründete er inzwischen, um „seine Versorgung und sein Glück von sich selbst abhangen zu lassen“, in Gemeinschaft mit Johann Joachim Christoph Bode (1730—1793), dem vortrefflichen Uebersetzer englischer Romane von Sterne, Smollet, Goldsmith und Fielding, eine Buchdruckerei und Buchhandlung. Im Mai 1768 begann die Theatergesellschaft ihre Vorstellungen wieder in Hamburg, doch mit sehr geringem Erfolg, obgleich Schröder, der ihr Anfangs gefehlt hatte, sich ihr wieder anschloß. Löwen legte im Juli die Direction nieder; auch Lessing gab gleichzeitig mit ihm oder bald darnach seine Stellung zur Bühne auf. Seine dramaturgischen Kritiken umfaßten nur die ersten zweiundfünfzig Abende (bis zum 28. Juli 1767), während die Vorstellungen erst am 25. November 1768 mit Weißes „Eduard III.“ geschlossen wurden. Ackermann übernahm auf's neue das Haus und die Leitung der Hamburger Bühne, deren Seele jetzt Schröder ward; mit ihm stand Lessing während seines Aufenthalts in Hamburg im vertrautesten Verkehr, so daß das Beste, was er gewollt und erstrebt hatte, zum Nutzen der deutschen Bühne durch seinen Zögling in's Leben gerufen wurde. Der Unmuth, mit dem Lessing das vielversprechende Unternehmen scheitern sah, hat ihm

das herbe Schlußwort der „Dramaturgie“ eingegeben. „Ueber den gutherzigen Einfall,“ — ſo ruft er ſchmerzlich-bitter aus — „den Deutſchen ein Nationaltheater zu ſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter; faſt ſollte man ſagen, dieſer ſei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchwornen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen. Alles, was uns von jenſeit dem Rheine kömmt, iſt ſchön, reizend, allerliebſt, göttlich. Lieber verleugnen wir Geſicht und Gehör, als daß wir es anders finden ſollten.“ Aus dieſem Unmuth erklären ſich auch zum Theil die Worte, in denen Leſſing ſich damals den Namen eines Dichters abſprach, ſo richtig dieſes ſtolz-beſcheidene Bekenntnis, in einem beſchränkenden Sinne aufgefaßt, das Weſen der poetiſchen Production Leſſings bezeichnet.

Hatte ſich auch das Project eines Nationaltheaters in nichts aufgelöſt, ſo trug es doch eine für alle Zeiten dauernde Frucht, die „Dramaturgie“ Leſſings. Der Verfaſſer riß ſich von dem flüchtigen Intereſſe der theatraliſchen Aufführungen los und erweiterte ſeine Beurtheilung zu kritiſchen Abhandlungen, in denen die Geſetze der dramatiſchen Dichtkunſt, beſonders der Tragödie, umfaſſend erörtert wurden und ſo aus ihnen eine Grundlage für das deutſche Drama gewonnen ward. Die Kritiken der Trauerſpiele Corneilles und Voltaires vollendeten ſeine Polemik gegen die Tragödie der Franzoſen; dagegen geſtand er ihnen in der Luſtſpieldichtung, in welcher er namentlich Molières hohe Bedeutung anerkannte, einen eigenthümlichen Werth zu. Im Weſentlichen ſtellte er ſich, von den im „Laokoon“ entwickelten Principien ausgehend, auf den Boden der griechiſchen Poeſie; indem er die Poetik des Ariſtoteles auslegte, die er für eben ſo unfehlbar hielt wie die Elemente des Euklides, wies er die unabänderlichen Grundgeſetze,

den Kanon der dramatischen Poesie nach. Von da erhob sich sein Blick frei zu der wärmsten Anerkennung der Kunst Shakespeares, ohne daß Lessing darum gleich spätern Bewundrern des großen Britten der Regellosigkeit das Wort hätte reden wollen. Selbst dem spanischen Drama, mit dem er sich in Hamburg noch genauer bekannt machte, gestand er bis zu einem gewissen Grade seine Berechtigung in der Literatur zu. Ueberall stellte er die Wahrheit als die erste dramatische Forderung hin — nichts galt ihm als groß, was nicht wahr ist — und drang, so vielfach er auch auf die Literatur des Auslandes eingieng, auf die Selbständigkeit des deutschen Geistes. Eben von diesem Geiste ist das ganze Werk, das in der Schönheit der Form sich dem „Laokoon" an die Seite stellt, erfüllt; die sittliche Energie, welche die kritischen Untersuchungen begleitet, ist nicht der kleinste Theil seines Werthes und seiner Bedeutung für die Literatur der Folgezeit.

Das mit Bode unternommene Buchhändlergeschäft hielt Lessing noch die nächste Zeit in Hamburg zurück. Er war zu sehr Gelehrter im großen Stil und in finanzieller Berechnung zu wenig bewandert, um es durch praktische Gewandtheit für sich einträglich zu machen. Seine Pläne, dem Nachdruck zu wehren und durch eine Vereinigung der Schriftsteller den Verfassern einen größeren Antheil an dem aus dem Verkauf der Bücher erlangten Gewinne zu sichern, eine erweiterte Art des Selbstverlags, sind für ihn charakteristisch, stießen aber in der Ausführung auf Hindernisse und Widerstand von allen Seiten. Die Hoffnung auf die Wiener Gelehrtenakademie theilte er mit Klopstock, zu dem seine Beziehungen um diese Zeit inniger geworden waren; aber bald mußte er sie wie so manche andere wieder verschwinden sehen. Eine Einladung, nach Wien als Dramaturg zu gehen, wies er zurück. Aus Mangel an den nöthigen Geldmitteln mußte er auf seinen Lieblingswunsch, nach Italien zu reisen, vorläufig verzichten. Seine meist in Breslau gesammelte Bibliothek von sechstausend

Bänden hatte er größtentheils schon vor seiner Reise nach Hamburg veräußert; jetzt verkaufte er auch den letzten Rest derselben, ohne im Stande zu sein, sich von Schulden frei zu machen. Unter diesen trüben Umständen erheiterte ihn der vielseitige Umgang, wie er ihm in ähnlichem Maße in keiner Periode seines Lebens zu Theil geworden ist. Er verkehrte mit Gelehrten und Künstlern, Kaufleuten und Officieren, und unter diesen waren Männer wie der Mathematiker Johann Georg Büsch, Reimarus, Claudius, Basedow, der Capellmeister Bach, Schröder, anderer bedeutender Namen zu geschweigen. Auch mit geistvollen Frauen kam er mehr als früher in näheren Verkehr; unter ihnen ragten Reimarus' geistvolle Tochter Elise und die liebenswürdige Frau seines Freundes König hervor.

„Solche Umstände waren nothwendig," schrieb Lessing an Gleim, als der Ruf nach Hamburg erfolgt war, „die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fieng eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein ‚Laokoon' ist nun wieder die Nebenarbeit." Früher, als er sich's damals dachte, kehrte er zu den gelehrten Studien zurück; auf dem Gebiete der Kunstgeschichte focht er während seines Hamburger Aufenthalts den Streit mit dem Philologen Klotz aus.

Christian Adolf Klotz (1738—1771) hatte als ein talentvoller junger Gelehrter, der die philologischen Studien mit der schöngeistigen Bildung seiner Zeit zu verbinden suchte, sich früh zu Ehre und Ansehen emporgearbeitet. Fast noch ein Jüngling, ward er von Göttingen zur Professur der Philosophie und Beredsamkeit an die Universität zu Halle berufen und zum Geheimrath erhoben. Eine Reihe philologischer Schriften, die sich mehr durch einen eleganten lateinischen Stil als durch wissenschaftliche Tiefe und Gründlichkeit auszeichneten, erwarb ihm einen bedeutenden Rang unter den Gelehrten; seine Zeitschrift „Acta

literaria“ (seit 1764), noch mehr seine 1767 zu Halle begründete „deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften“ machte ihn als Kritiker gefürchtet, wie sie andrerseits einen Anhang von Literaten um ihn schaarte. Allein der früh erworbene Ruhm und die von Schmeichlern genährte Eitelkeit ward die Klippe, an der er scheitern sollte. Seine literarische Vielgeschäftigkeit hinderte ihn an gründlichen Studien und bildete höchstens die formale Seite seines Talentes aus. Da seinen Werken die sittliche Grundlage fehlte und seine Thätigkeit nur auf die Befriedigung der flachsten Eitelkeit berechnet war, so griff er bald zu den niedrigen Mitteln, wodurch sich ein Anhang erwerben und eine Clique zusammenhalten ließ. Lob und Tadel galten nicht der Sache, nicht den höheren Zwecken der Wissenschaft, sondern Schmeichelei zog die einen heran, und gemeine Medisance und Zwischenträgerei suchte denen etwas aufzuheften, die außerhalb der Partei standen, und die Neutralen zu schrecken. Vor Lessing hatte Klotz zu viel Respect, um seine Angriffe gegen ihn zu richten; er sprach mit Achtung von ihm und drückte sie ihm nach dem Erscheinen des „Laokoon“ auch in einem ohne Zweifel aufrichtig gemeinten Schreiben aus. Allein Lessing widerte das Cabalenwesen der klotzischen Partei an; hin und wieder berührte es ihn auch näher, als Klotz und seine Genossen, unter ihnen besonders Friedrich Just Riedel in Erfurt (1742—1785), sich mit immer lauterer Anmaßung zu Richtern des Geschmacks in der schönen Literatur aufwarfen. Lessing war auf einer Reise nach Leipzig zur Ostermesse 1768 mit dem Treiben der Partei näher bekannt geworden; er gab seine anfängliche Absicht, bei einem Besuche in Halle Klotz persönlich kennen zu lernen, nun völlig auf, nachdem er den Briefwechsel mit ihm bereits vor anderthalb Jahren abgebrochen hatte. Er gieng schon mit dem Gedanken um, an ihm ein Beispiel zu statuieren, daß die mit Unwissenheit gepaarte Anmaßung nicht ungestraft bleibe. Einen literarischen Anlaß gaben ihm die jüngst

erschienenen klotzischen Schriften, eine Abhandlung „über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke“ und Vorreden zu Meusels Uebersetzung der kunstgeschichtlichen Arbeiten des Grafen Caylus sowie zu dessen Uebersetzung des Apollodor. „Der Mann nimmt das Maul gar zu voll“, schrieb Lessing nach seiner Rückkehr von Leipzig an Nicolai, „und möchte lieber ein Orakel in solchen Dingen vorstellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwissendern armen Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreifußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geschnittenen Steinen ist die elendeste und unverschämteste Compilation aus Lippert und Winckelmann, die er öfters gar nicht verstanden hat; und alles, was er von dem Seinigen dazugethan, ist jämmerlich.“ Schon hier verrieth Lessing seine Absicht, „dem bewußten Manne eine Salve zu geben“; am 20. und 22. Juni erschien seine erste Erklärung gegen Klotz in zwei verschiednen Hamburger Zeitungen; Ende Septembers 1768 war der erste Theil der „Briefe antiquarischen Inhalts“ vollendet.

Die antiquarischen Briefe schlossen sich dem behandelten Gegenstande nach an den „Laokoon“ an; allein Lessing wollte dies Mal nicht Theoretiker sein und ließ den ästhetischen Gesichtspunkt ganz fallen; er war nur der wissenschaftliche Forscher, welcher die versteckteften und schwierigsten Pfade archäologischer Gelehrsamkeit mit einer Belesenheit und Gründlichkeit durchwanderte, als ob er dieses Studium, das er doch selbst hinterher „ein sehr armseliges“ nennen mußte, zu seiner Lebensaufgabe gemacht hätte. Und so frei stand er wieder über seinem Studium, daß er nach dem Erscheinen des ersten Theils der antiquarischen Briefe an Mendelssohn schrieb: „Ich schätze das Studium der Alterthümer gerade so viel, als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unsrer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.“ Der zweite

Theil des Werkes führte mehr die persönliche, man möchte sagen, sittliche Polemik gegen Klotz und seinen Anhang und deckte die Schleichwege des literarischen Coteriewesens mit einer so vernichtenden Schärfe und Energie auf, daß der Klotzianismus für alle Zeiten gezeichnet ist. Ueber den leidenschaftlichen Ton, der in einigen Punkten den Gegner schneidender traf, als er, allein für sich und nicht als Vertreter einer ganzen, verwerflichen Secte der literarischen Zunft betrachtet, verdiente, hat sich Lessing selbst später gegen Freunde in charakteristischen Worten geäußert: „Wenn die Wage auf der einen Seite, worauf das Unrecht liegt, zu sehr überschlägt, so muß man sich aus aller Leibeskraft auf die andere Schale legen, um wo möglich das Uebergewicht des Rechts wieder herzustellen."

Zu diesen polemischen Schriften war die vortreffliche Untersuchung „Wie die Alten den Tod gebildet" (1769) ein versöhnender Abschluß. Klotz hatte der lessingischen Behauptung im „Laokoon", daß die Alten den Tod nie als Skelett dargestellt hätten, widersprochen, nicht ganz mit Unrecht; aber nur in unbedeutenden Sculpturen aus der späteren Zeit kommen Skelette und Todtenschädel vor. Lessing suchte dagegen zu erweisen, daß er auf den echten Kunstwerken der Griechen als der Genius mit der umgekehrten Fackel erscheine, eine Auffassung, welche, so treffend auch darin die Schönheitsidee der Griechen hervorgehoben wurde, schon von Herder dahin berichtigt ward, daß es der Genius des schlummernden Lebens sei, welcher die Fackel senkt.

Während Lessing mit seinen antiquarischen Untersuchungen beschäftigt war, wurde Winckelmann in Triest ermordet. Lessing konnte wohl in manchen Punkten von dem genialen Schöpfer der neuern Kunstgeschichte abweichen; aber er hegte für ihn die größte Hochachtung und trug sich bis an's Ende seines Lebens mit dem Gedanken, eine Ausgabe seiner Werke zu veranstalten und sie mit Anmerkungen zu begleiten. Viele dachten damals, daß Lessing,

dessen Verlangen nach Italien längst kein Geheimnis war, dazu bestimmt sein könne, dessen Nachfolger in Rom zu werden. Allein ein anderes Anerbieten verhinderte die Ausführung seiner Reiseprojecte, zu der ihm überdies die Mittel unerschwinglich waren; seine Lage verglich er selbst damals mit einem Moraste, in den man immer tiefer hineinsinkt, je geschwinder man sich herausarbeiten will.

Im Herbst 1769 machte ihm sein Freund Ebert, Professor am Carolinum zu Braunschweig, im Namen des Erbprinzen Ferdinand den Antrag, die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel anzunehmen. Die Achtung, welche der Prinz, ein Verehrer deutscher Wissenschaft, für Lessing als Schriftsteller hegte, ward durch dessen persönliche Anwesenheit in Braunschweig im November 1769 so sehr erhöht, daß der Prinz selbst gestand, seine Erwartungen übertroffen zu sehen. Lessings Berufung war entschieden und war um so ehrenvoller, als man die Stelle erst für ihn frei machen mußte. Um Ostern 1770 machte er sich von Hamburg los und ward am 7. Mai in sein neues Amt eingeführt. Ueber seine Stellung schrieb er dem Vater, sie sei so, „als wenn sie von je her für mich gemacht wäre, und ich habe es nun so viel weniger zu bedauern, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewiesen. Sie ist auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur erst wieder auf dem Trocknen, das ist aus meinen Schulden, sein werde: sechshundert Thaler Gehalt nebst freier Wohnung und Holz auf dem fürstlichen Schlosse..... Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andere, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich beides zu verbinden suchen, oder, eigentlich zu reden, folget schon eines aus dem andern." In einem großen, wissenschaftlichen Sinne faßte Lessing seinen

Beruf auf, und in dieser Hinsicht war er, wie in allem, was er mit Liebe erfaßte, auch als Bibliothekar groß. Das Mechanische sollte seinen Gehilfen überlassen bleiben. Man konnte seiner Verwaltung vorwerfen, daß keine ordentliche Registratur der angeschafften Bücher statt fand, daß das Verliehene nicht immer aufgezeichnet wurde, daß er keine Rechnung ablegte; jedoch ließ der Nachweis über seine Verwaltung, welcher nach seinem Tode gegeben ward, nicht den geringsten Zweifel an seiner Uneigennützigkeit aufkommen. Wichtiger als der pünktliche Mechanismus, für den er nicht geeignet war, sind die literarischen Entdeckungen, die er unter den ihm übergebenen Bücherschätzen machte und für die Wissenschaft nützte. Ein höchst schätzenswerther Beitrag zur Dogmengeschichte war gleich Anfangs der Fund einer ungedruckten Schrift des Berengarius Turonensis, des Gegners der Lehre von der Transsubstantiation. Die Schrift, in der Lessing 1770 diese Entdeckung der gelehrten Welt bekannt machte, zeigte ihn zur Ueberraschung der Theologen als einen eben so scharfsinnigen Forscher auf dem Gebiete der Kirchengeschichte wie kurz zuvor auf dem der Archäologie. Ernesti war darüber so erfreut, daß er ihn in seinen Vorlesungen als ein Beispiel erwähnte, daß man, wenn man die alten Sprachen gründlich studiere, alles in der Welt mit Ehren behandeln könne. Den Berliner Freunden kam es unbegreiflich vor, ihrem Lessing statt unter den rationalen Aufklärern mitten unter den orthodoxen Dogmatikern zu begegnen. Die Freundschaft mit Nicolai war schon im Erkalten; Lessing konnte nicht mehr mit den Verfassern der „allgemeinen deutschen Bibliothek“ gehen.

Seine gelehrten Studien schienen in dieser Zeit an Vielseitigkeit noch mehr zu gewinnen. Die Beschäftigung mit der älteren deutschen Literatur, für die er schon in Breslau und Hamburg viel Interesse gehabt hatte, zog ihn auf's neue an, vor allem die Zeit, wo sich aus dem Schoße des Bürgerthums

die volksmäßige Erzählung und Lehrdichtung entwickelte. Er schrieb über die Fabeln des Bonerius, dessen Namen er zum ersten Mal nachwies, und verfertigte eine Abschrift des „Renners“ von Hugo von Trimberg, sowie er auch 1771 die schon in Schlesien aufgefundenen Gedichte des Andreas Scultetus herausgab. Eine Reihe von Notizen und Abhandlungen über ungedruckte Schriften erschien seit 1773 in dem Werke „Zur Geschichte und Literatur, aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“; bis zum Jahre 1781 kamen sechs „Beiträge“ heraus, welche die Universalität des lessingischen Geistes in's hellste Licht setzen.

Die Herausgabe einer Sammlung seiner vermischten Schriften fällt ebenfalls in die erste Zeit seines Aufenthaltes in Wolfenbüttel. Während er Ramlern nicht nur die Correctur überließ, sondern auch die Erlaubnis ertheilte, in den Gedichten zu ändern und, was ihm nicht gefiel, nach Belieben zu streichen, beschenkte er die Welt mit der meisterhaften Abhandlung „zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten“ (Catull, Martial, Dichter der griechischen Anthologie). Der Poesie schien er somit entsagen zu wollen, selbst dem Drama. Als ihm durch Sulzer der Antrag vermittelt wurde, nach Wien als Dramaturg zu gehen, äußerte er in einem Briefe an seinen Bruder (am 14. November 1771), ihm werde das Theater von Tage zu Tage gleichgültiger. Allein gerade in den nächstfolgenden Wintermonaten reifte sein neues Trauerspiel „Emilia Galotti“ zur Vollendung, so daß es am 13. März 1772 zum Geburtstage der verwittweten Herzogin von Braunschweig aufgeführt werden konnte.

Fast ein Menschenalter hindurch galt „Emilia Galotti“ für die größte deutsche Tragödie. Und mit Recht; denn eine ganze dramatische Literatur rankte sich an diesem Stamme empor. Es waren erst wenige Jahre verflossen, seit Lessing in den Schluß-

worten der „Dramaturgie“, zu einer Zeit, da er „Emilia Galotti“ keineswegs aus den Augen verloren hatte, von sich das berühmte Bekenntnis ablegte: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken.“ Das strenge Urtheil, welches Lessing, der oft so großartig bescheiden ist, hier gegen sich ausspricht, hätte die romantische Schule gern so ausgelegt, daß Lessing aus der Reihe unsrer großen dramatischen Dichter gestrichen worden wäre. Allein das eben ist die Größe von Lessings Genius, daß die Kritik unter seinen Händen in die poetische Production übergeht, daß kritische Forschung immer zuletzt in einem Dichtwerke ihren Abschluß erhält. Er konnte von sich sagen, daß er die dramatische Kunst studiert habe. „Emilia Galotti“ ist die volle, reife Frucht der umfassendsten Kenntnis der tragischen Kunst, der durchdachtesten Prüfung ihrer Gesetze, aus dem Studium Diderots, Shakespeares und der aristotelischen Poetik hervorgegangen. Von dem in „Minna von Barnhelm“ betretenen Wege, die Hand-

lung durch ihre Beziehung zur Gegenwart unserer Auffassung näher zu rücken, wich Lessing auch in seiner Tragödie nicht ab. Sie gehört der schwülen Atmosphäre an, die der französischen Staatsumwälzung vorangeht. Die Handlung führt uns nicht eine Virginia, nicht entlegene römische Zustände vor, sondern sie ist an einen der kleinen italienischen Fürstenhöfe versetzt; der Vergleich mit den dermaligen Sittenzuständen in Deutschland, wo der ähnliche Contrast zwischen reiner Bürgertugend und der Verdorbenheit der höhern Stände hervortrat, lag so nahe, daß man beim Erscheinen des Stückes darin Hindeutungen auf die Verhältnisse am Braunschweiger Hofe finden wollte.

Obgleich der Dichter das Motiv der Tragödie, die Rettung des Mädchens aus der Gewalt des Verführers durch den Tod von der Hand des Vaters, der Erzählung von der Virginia entlehnte, so streifte er doch alles Nebenwerk der römischen Zustände und vor allem das mitwirkende politische Motiv ab, um nicht die dramatische Handlung zu verwirren. Der Plan ist mit bewundernswürdiger Consequenz bis in's Kleinste sorgfältig bestimmt; nichts steht überflüssig; jeder der Charaktere, die oft nur in einer einzigen Scene mit wenigen Strichen gezeichnet sind, steht an seiner Stelle; durch die äußerste Einheit und Geschlossenheit der Handlung wird die drangvolle Stimmung der entscheidenden Momente so sehr erhöht, daß alle scheinbaren Verstöße des Dichters gegen die Gesetze der Wahrscheinlichkeit vollständig gerechtfertigt sind. Durch den Hauptcharakter, durch Emilia selbst, die im Kampfe zwischen sittlicher Würde und einer, wenn auch nur dunkel gefühlten, aber schon im Keime mächtigen Neigung zu dem Prinzen sich zum Tode hindrängt als dem einzigen Mittel der Rettung vor der dämonischen Gewalt, ist die Katastrophe in echt tragischem Sinne motiviert; durch das Auftreten der Orsina, in der das Geschick, welches Emilien droht, lebendig vor uns steht, wird die Entscheidung herbeigeführt. Die völlig schuldlose, ihrer

sittlichen Stärke sich bewußte Emilia wäre zu retten, aber nicht, die den herannahenden Sturm der Leidenschaft im Busen und zugleich ihre Schwäche fühlt. Immerhin mögen wir es verletzend und dem modernen Charakter der Situation widersprechend nennen, daß die Lösung in die Hand des Vaters gelegt ist; doch hat der Dichter durch die feinste Motivierung, vor allem durch die Charakteristik der Personen, in deren Mitte Emilia hineingestellt ist, darauf vorbereitet. Die Sprache des Dialogs ist knapp und gedrängt; sie verschmäht den Schmuck der Rede und die poetische Fülle; aber sie ist kernig und aus dem reinsten Born der deutschen Sprache geschöpft; sie ist zugleich epigrammatisch ausgebildet und auf die mimetische Kunst des Schauspielers berechnet; auf lange Zeit klingt sie durch die deutschen Prosatragödien und dramatischen Familiengemälde hindurch.

Nach der Vollendung der „Emilia Galotti" fühlte sich Lessing sehr abgespannt. Bei der sitzenden Lebensart und der Einsamkeit seines Wolfenbüttel litten Körper und Geist zugleich. Einige unangenehme Vorfälle, die sein Selbstgefühl kränkten, verschlimmerten seine hypochondrische Stimmung, die sich in seinen Briefen oft in den schmerzlichsten Ausbrüchen kund gibt. Hieraus erklärt es sich auch, daß er über den Erfolg seiner mit so vieler Mühe zu Stande gebrachten Dichtung so gleichgültig war, und daß er über die durch Herders und Goethes jugendlichen Flug ermunterten jungen Dichtertalente, welche die von ihm gezogene Grenzlinie der Freiheit vom Regelzwange überschritten, sich kalt und ungünstig äußerte. Goethes aufsteigender Genius fand jedoch auch bei ihm Anerkennung trotz seines herben Urtheils über den Wertherroman, dessen lyrische Tiefe er nicht nachzuempfinden vermochte. Ihn verletzte überdies, daß in der Darstellung des Werther der Charakter des jungen Karl Wilhelm Jerusalem, der ihm persönlich nahe gestanden war und seine Achtung gewonnen hatte, in ein falsches Licht gestellt war, weßhalb er dessen philo-

ſophiſche Aufſätze 1776 in polemiſch-apologetiſcher Abſicht herausgab.

Selten betrat er nur noch das Gebiet der Kunſtgeſchichte. „Laokoon“ mahnte zur Fortſetzung, aber vergebens. Die Abhandlung „vom Alter der Oelmalerei“ (1774) gab wenigſtens den Beweis, daß er noch gern den Blick dahin ſtreifen ließ. Es ſollte ihm auch endlich der lang gehegte Wunſch in Erfüllung gehen, im Vaterlande der Kunſt mit ihren herrlichſten Schöpfungen vertrauter zu werden und durch deren Anſchauung ſowie zugleich durch den Genuß der ſchönen Natur des Südens ſeine Seele zu erfriſchen und zu erweitern. In das Jahr 1775 fiel ſeine Reiſe nach Italien in Geſellſchaft des edlen Prinzen Leopold von Braunſchweig und ſeines Hofmeiſters. Auf der Hinreiſe beſuchte er die Freunde in Leipzig und Berlin und begab ſich darauf nach Wien, wo ihm eine glänzende Aufnahme zu Theil ward. Die Kaiſerin Maria Thereſia beſchied ihn zu ſich und unterhielt ſich mit ihm über die Bildungszuſtände Oeſterreichs. Er konnte ſeine eben nicht ſchmeichelhaften Anſichten darüber hinter der Erwiderung verſtecken, daß er ſich bei einem ſo kurzen Aufenthalte nicht anmaßen könne, darüber zu urtheilen. Die Kaiſerin nahm dies Geſtändnis für einen Tadel. „Ich glaube Ihn zu verſtehen“, ſagte ſie. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geſchmacke nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt. Ich habe alles gethan, was meine Einſichten und Kräfte erlaubten. Aber oft denke ich, ich ſei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in ſolchen Dingen nicht viel ausrichten.“ Wir kennen nicht den weiteren Verlauf des Geſprächs; zum Schluß der Audienz bot Maria Thereſia Leſſingen ein Empfehlungsſchreiben an den Grafen Firmian in Mailand an und ſchickte ihm kurz vor ſeiner Abreiſe (25. April) einen eigenhändigen Brief an dieſen berühmten Staatsmann zu.

Leſſing betrat Italien gegen Anfang des Mai und verweilte

dort über ein halbes Jahr. Dennoch hatte er von dieser Reise nicht den Gewinn, den sie ihm hätte bringen müssen, wenn er sie ein Jahrzehnt früher in einer jugendlicheren Stimmung und als Herr seiner Zeit in völliger Unabhängigkeit, die für ihn die eigentliche geistige Lebensluft war, hätte machen können. Sie wurde daher für ihn nicht wie für Goethe eine neue Lebensepoche; kaum läßt sich die Nachwirkung der dort empfangenen Eindrücke in seinen späteren Schriften bemerken, obwohl wir bei der Regsamkeit seines Geistes voraussetzen können und auch theilweise aus den Aufzeichnungen seines Tagebuchs erfahren, daß er die Schätze der Bibliotheken und Kunstsammlungen seiner aufmerksamen Beobachtung nicht entgehen ließ. Die Reise berührte zunächst Mailand und Venedig, wo er zum Himmelfahrtsfeste der Vermählungsfeier der Republik mit dem adriatischen Meere beiwohnte. Von da gelangte er über Bologna nach Florenz, wo ihn Hitze und hypochondrische Stimmung um allen Genuß brachten. Corsica wurde besucht, sodann Genua und Turin, welches ihm durch den Verkehr mit mehreren bedeutenden Gelehrten lieb wurde. Ueber Pavia, Modena und Bologna trafen die Reisenden endlich am 22. September in Rom ein. Kunstdenkmäler und Bibliotheken wurden, wie Lessings Tagebuch lehrt, eifrig aufgesucht, aber zu tiefem Studium reichte die durch mancherlei Zerstreuungen beschränkte Zeit des Aufenthaltes nicht hin. Man erzählt, daß er in Rom eines Tages Stunden lang vergebens gesucht wurde; endlich fand man ihn vor der Gruppe des Laokoon einsam und beschäftigt, über dies Kunstwerk neue Bemerkungen zu sammeln. Er begleitete den Prinzen zur Audienz bei dem Papste Pius VI., dessen schöne, imponierende Gestalt und leutseliges Wesen ihn ungewöhnlich überraschte und gewann. Neapel, wo sie den 17. October anlangten, war der Endpunkt ihrer Reise. Der Prinz erhielt die Nachricht, daß er zum Inhaber eines preußischen Regiments in Frankfurt an der Oder ernannt

ſei, und ſah ſich dadurch genöthigt, auf dem kürzeſten Wege die Rückreiſe nach Deutſchland anzutreten. In München trennte ſich Leſſing von ihm, um nochmals Wien zu beſuchen, wo er am 24. December eintraf. Längere Zeit verweilte er ſodann in Dresden, um noch einmal mit ſeiner ſeit fünf Jahren verwittweten alten Mutter zuſammen zu ſein. Er erfreute ſich beſonderer Gunſt von dem jungen Kurfürſten Friedrich Auguſt III., der gegen ihn den Wunſch ausſprach, ihn durch eine paſſende Anſtellung an ſein Heimathland zu feſſeln. Berlin beſuchte er zum letzten Mal in ſeinem Leben. Am 23. Februar 1776 kam er nach Braunſchweig zurück. Die Verhandlungen über eine Verbeſſerung ſeiner Lage, die er hier am Hofe betrieb, führten endlich dahin, daß ſein Gehalt auf achthundert Thaler erhöht wurde, er eine beſſere Wohnung erhielt und außerdem durch die Ertheilung des Hofrathstitels eine Auszeichnung empfieng, die freilich wie alle Titel in ſeinen Augen keinen Werth hatte. Dieſer Ausgang der Sache war deßhalb für ihn von beſonderer Wichtigkeit, weil er ſich dadurch in Stand geſetzt ſah, einen Bund zu ſchließen, der ſchon ſeit mehreren Jahren ſein ſehnlicher Wunſch geweſen war.

Während ſeines Aufenthaltes in Hamburg hatte Leſſing den Seidenhändler Engelbert König zu ſeinen vertrauteſten Freunden gezählt. Als dieſer im Jahre 1769 die Reiſe nach dem Süden antrat, von der er nicht zurückkehren ſollte, empfahl er ihm, gleichſam ſein nahes Ende ahnend, die Sorge für ſeine Familie. Leſſing erfüllte treu die Freundespflicht. Zu den Hinterbliebenen beſtand das innigſte Verhältnis fort und führte zu dem Wunſche, es zu einer Vereinigung für's Leben zu geſtalten. Der Briefwechſel, den er mit der Wittwe ſeines Freundes, Eva Katharina geb. Hahn (1736—1778), nach ſeiner Trennung von Hamburg, bis er das Ziel ſeiner Wünſche erreichte, mehrere Jahre hindurch führte, gewährt uns einen Blick in eine ſchöne

Seelengemeinschaft, wenn sie gleich, wie von der vorgerückten Lebensstufe beider nicht anders erwartet werden kann, der Frühlingswärme einer jugendlichen Liebe entbehrt. Als Lessing 1771 nach Hamburg gereist war, wurde die Neigung zum Entschluß. Die Heirath wurde verschoben, bis Frau König die verwickelten Fabrikangelegenheiten ihres verstorbenen Mannes in Hamburg und in Wien geordnet und die Auseinandersetzung mit dessen Gläubigern beendigt haben würde. Bei diesem Besuche war es, wo Lessing sich in den Orden der Freimaurer aufnehmen ließ. Noch mehrere Jahre dauerte es, bis Eva ihre Geschäftsverhandlungen abschließen konnte, wie denn auch Lessing für die in Aussicht gestellte Vergrößerung seines Hauswesens eine Verbesserung seiner Bibliothekarstelle wünschen mußte. Inzwischen machte er die Reise nach Italien, auf der er in Wien mit seiner Verlobten zusammentraf, die erst jetzt durch ihre persönliche Anwesenheit ihre Angelegenheit geordnet sah. Nach seiner Rückkehr traf er im Sommer 1776 die Vorbereitungen zum Empfange seiner Frau, richtete die neue Wohnung für sie ein und begab sich im October nach Hamburg, wo er am achten seine Vermählung in dem Hause einer Freundin seiner Braut in aller Stille feierte. An seinen Bruder schrieb er bald darauf von Wolfenbüttel aus: „Wenn ich dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, so wirst du wohl glauben, daß sie alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, so würde ich gewiß mit jeder andern noch unglücklicher geworden sein.“ Daß sein Lob nur die unparteiische Stimme der Wahrheit ist, geht aus den Aeußerungen aller derer hervor, welche die vortreffliche Frau kennen lernten. Wir gedenken hier vor allem der schönen Worte, mit denen der als Geschichtsforscher später ausgezeichnete Spittler in einem Briefe an Meusel den Eindruck schilderte, welchen er in dem Familienkreise Lessings empfangen hatte. „Ich weiß nicht, ob

Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen als bei Lessing — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmermehr kennen zu lernen. Die unstudierte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Bald darauf eröffnete sich Lessingen die Aussicht, eine seinen Wünschen entsprechende Versetzung nach Mannheim zu erhalten, das ihn um so mehr anzog, als seine Frau von dort gebürtig war. Nachdem man ihm im Herbst 1776, gleichsam die Unterhandlung einleitend, das Diplom eines ordentlichen Mitglieds der Mannheimer Akademie der Wissenschaften überschickt hatte, bot man ihm die Stelle eines Dramaturgen an dem Mannheimer „Nationaltheater" an. Da dieses schon mit dem nächsten Winter eröffnet werden sollte, so ward ihm überlassen, Schauspieler zu engagieren und nach eigenem Gutbefinden die Bedingungen des von ihm anzunehmenden Personals zu bestimmen. Lessing hegte große Erwartungen von dem neuen Unternehmen, das seiner nie ganz entschlummerten Neigung zum Theater entgegenkam. Er nahm daher Urlaub und reiste im Januar 1777 nach Mannheim. Obwohl er vom Kurfürsten sehr gnädig empfangen wurde, ward ihm doch bei den näheren Verhandlungen bald klar, daß die Cabalen einer mächtigen Gegenpartei seine Pläne durchkreuzen

und seine künftige Stellung unsicher und beschwerlich machen würden. Die weitern Anträge, die man ihm noch nach seiner Rückkehr machte, waren nicht nach seinem Sinne; er war zu rückhaltlos, zu wenig fügsam, um auf Vorschläge einzugehen, die ihm nicht aufrichtig gemeint schienen und ihn in eine Lage zu bringen drohten, die seinem geraden Charakter zuwider war. Es war daher für Lessing besser, daß er das Verhältnis bei Zeiten löste, ehe er bindende Verpflichtungen übernommen hatte. Für die poetische Literatur hätte man es vielleicht einen Gewinn nennen können, wenn er die theologischen Streitigkeiten, in die er hineingerathen war, mit der dramaturgischen Wirksamkeit vertauscht hätte, und zwar an einer Bühne, die bald zu den vorzüglichsten Deutschlands zählte.

Indeß gieng Lessings Beschäftigung mit den höchsten Problemen der Philosophie und Theologie nicht aus einem blos zufälligen äußern Anlaß hervor. Auch diese Richtung seines Denkens folgte aus der innersten Entwicklung seines Geistes. Philosophische Studien außerhalb des Gebietes der ästhetischen Kritik hatten ihn in verschiednen Lebensepochen lebhaft angezogen, und mit Aristoteles, Leibniz und Spinoza war er vertrauter als die meisten Philosophen von Fach. Seit er in Wolfenbüttel eine ruhigere Existenz gewonnen hatte, trat die Neigung zur metaphysischen Speculation mehr und mehr in den Vordergrund, und seine erste theologische Schrift bewies, daß er dogmatische Fragen mit demselben Ernst zu behandeln verstand wie die Grundprincipien ästhetischer Theorien. Von welchem Gesichtspunkte seine religionsphilosophische Speculation ausgieng, erkennt man aus einer bedeutungsvollen Stelle in einem Briefe an Mendelssohn (vom 9. Januar 1771), dem er das Manuscript der unten zu erwähnenden Schrift von Reimarus mitgetheilt hatte: „Ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müssen. Daß ich es zum Theil nicht

ſchon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu ſchleppen. Es iſt unendlich ſchwer zu wiſſen, wann und wo man bleiben ſoll, und tauſenden für einen iſt das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo ſie des Nachdenkens müde geworden. Ob dieſes nicht auch manchmal der Fall unſers Ungenannten [Reimarus] geweſen, will ich nicht ſo geradezu leugnen." Nichts Geringeres war das Ziel von Leſſings philoſophiſcher Speculation als eine Religionsphiloſophie, welche Religion und Philoſophie durch eine höhere ſpeculative Einheit verbindet, welche jedoch in der wiſſenſchaftlichen Behandlung die Gebiete beider getrennt hält und zwiſchen der Religion als Sache des Gefühls und der Philoſophie als den Reſultaten der abſtracten Verſtandesthätigkeit eine Scheidelinie zu ziehen ſucht. So ſondert er weiter die Religion Chriſti, das heißt die Religion, die Chriſtus ſelbſt ausübte, deren höchſtes Gebot die Liebe zu Gott und dem Nebenmenſchen iſt, und die chriſtliche Religion, deren Gegenſtand Chriſtus iſt, die im Laufe der Zeit dogmatiſch ausgebildet worden iſt. Jene Religion der thätigen Liebe, die im menſchlichen Gemüth gefühlt und nicht mit dem Verſtande begriffen werden will, ſchätzte er von ganzem Herzen; das Gebäude der chriſtlichen Theologie hingegen hielt er ſich berufen Stockwerk für Stockwerk nach den Grundſätzen der hiſtoriſchen Kritik zu unterſuchen: hier wollte er den Gebrauch der Vernunft und der freien Forſchung in keiner Weiſe beſchränkt und gehindert wiſſen. So gieng er auf die Berichte der Evangeliſten zurück und ſuchte ihr Verhältnis unter einander und zu den Ereigniſſen, die ſie darſtellten, geſchichtlich zu beſtimmen; den gemeinſamen Grund aller Dogmatik fand er in der Glaubensregel, wie ſie in den älteſten Symbolen der chriſtlichen Kirche feſtgeſetzt ward.

Auf dieſem ſpeculativen Standpunkte mußte er einſam und unverſtanden bleiben. Wenn er ſich nach beiden Seiten gegen die geiſtige Beſchränktheit der Parteiführer wandte, ward er von

den Orthodoxen wie von den Rationalisten gleichmäßig verschmäht, wenn auch die letzteren den bedeutenden Mann gern zu den Ihrigen zählten. Allerdings richtete er die ganze Schärfe seiner Beredsamkeit gegen die geistlose Orthodoxie, welche in bequemem Buchstabendienst verknöchert war. „O ihr Thoren!“ rief er den orthodoxen Zionswächtern zu, „die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anders am felsichten Ufer zerschmettert! O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung.“ Lessing gieng vom Protestantismus aus; aber indem er — allerdings in echt lutherischem Sinne — über ihn hinausschritt, näherte er sich einigermaßen dem Katholicismus. Die Reformation hatte, indem sie die erst später aufgezeichneten apokryphen Traditionen verwarf, alles Gewicht auf das ursprüngliche biblische Wort gelegt, das schon in den frühesten Zeiten in dem Kanon der heiligen Schriften fixiert worden war. Lessing wies nach, daß auch die Bibel eine Zeit lang den Einflüssen der schwankenden Tradition unterworfen war, und suchte daher die Entstehung unsres jetzigen Bibeltextes kritisch-historisch zu ergründen. Den unselbständig bei Luthers Sätzen verharrenden Orthodoxen hielt er das berühmte Wort entgegen: „Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein, und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntnis der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntnis andern mitzutheilen; denn ohne diese Mittheilung im einzelnen ist kein Fortgang im ganzen möglich.“ Jedoch mit gleichem sittlichen Unwillen wandte er sich von den seichten Aufklärern im Sinne

Nicolais hinweg. „Ich muß dir doch sagen," schrieb er am 2. Februar 1774 an seinen Bruder Karl, „daß du . . . . mein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht verstehst. Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? . . . . . Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie als Mistjauche gegen unreines Wasser?"

Lessing gelangte in Hamburg in den Besitz eines von Hermann Samuel Reimarus (1694—1768) handschriftlich hinterlassenen Werkes „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", in welchem dieser als Wolffianer durch mehrere Schriften bekannte Philosoph die Offenbarungstheorie und die historische Grundlage des Christenthums vom Standpunkte des negativen Rationalismus bestritt. Nicht weil Lessing mit dem aufklärerischen Nihilismus Hand in Hand gieng, wie die meisten seiner Zeitgenossen voraussetzten, sondern in der Ueberzeugung, daß der Streit noch immer den Geist der Prüfung genährt, Vorurtheile und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten und die geschminkte Unwahrheit verhindert habe, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen, gab er in den „Wolfenbüttler Beiträgen" einzelne Abschnitte des Werkes heraus. Namentlich erregte das 1778 als besondere Schrift veröffentlichte Fragment „von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger" in der theologischen Welt einen gewaltigen Sturm. Lessing wurde dadurch mitten in den Streit der Parteien hineingezogen. Es half ihm den Orthodoxen gegenüber nicht, daß er in einschränkenden oder wider-

sprechenden Zusätzen und Abhandlungen seine abweichenden Ansichten ausgesprochen hatte; der Herausgeber ward als der Mitschuldige angesehen. Johann Melchior Goeze (1717—1786), Hauptpastor in Hamburg, erhob vor allen die Stimme der orthodoxen Entrüstung und drängte Lessing, mit dem er früher in Hamburg auf freundschaftlichem Fuß verkehrt hatte, in die offene Polemik. „Antigoeze" war der Titel einer Reihe von lessingischen Streitschriften, die durch Gehalt wie durch die höchste Meisterschaft des Stils, der seine dramatische Kraft niemals in solcher Vollendung bewährt hat, gleich ausgezeichnet sind. Dieselbe Kunst des von innerer Leidenschaft durchglühten Stils bekunden zahlreiche, oft nur halb entworfene Erwiderungen auf die Angriffe anderer Gegner, die vor und neben Goeze sich in den theologischen Kampf mit Lessing eingelassen hatten; am bedeutendsten unter diesen Schriften durch Form und Inhalt ist die gegen den Superintendenten Reß in Wolfenbüttel gerichtete „Duplik" vom Jahre 1778.

Der Streit nahm für Lessing den verdrießlichen Ausgang, daß ihm im Sommer 1778 von der herzoglichen Regierung das Manuscript des Ungenannten, aus dem er die Fragmente entlehnt, abgefordert sowie die Censurfreiheit, die er als Bibliothekar bisher genossen hatte, genommen ward und man ihm sogar verwehren wollte, auswärts etwas drucken zu lassen. Doch ließ er diese letztere Beschränkung sich nicht gefallen, und seine Feinde irrten, wenn sie ihm ein gänzliches Stillschweigen auferlegt zu haben glaubten. Es gab für ihn noch ein anderes Gebiet, auf welches sie ihm nicht folgen konnten.

Außer diesen Verdrießlichkeiten brachte ihm das Jahr 1778 tiefen häuslichen Kummer. Im December 1777 wurde ihm ein Sohn geboren, der bald nach der Geburt starb. Mit jenem bitteren Humor des Schmerzes, der sich in manchen shakespearischen Scenen mit einer so erschütternden Wahrheit ausspricht, schrieb Lessing am Sylvesterabend 1777 an Eschenburg: „Meine

Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zaugen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen." Doch hatte er in dieſen Tagen, wie er an den Bruder ſchrieb, noch Hoffnung, daß ſie ihm erhalten bleiben werde, „deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird." Aber ſchon am 12. Januar 1778 meldete er eben dieſem ihren vor zwei Tagen erfolgten Tod. „Wenn du ſie gekannt hätteſt!" ſo äußerte er ſich in den einfachen Worten des tiefſten Schmerzes; „aber man ſagt, es ſei nichts als Eigenlob, ſeine Frau zu rühmen. Nun gut, ich ſage nichts weiter von ihr. Aber wenn du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürchte ich, nie wieder ſo ſehen, als unſer Freund Moſes mich gefunden hat, ſo ruhig, ſo zufrieden in meinen vier Wänden!" Seinen Stiefkindern, deren Erziehung ihm jetzt allein zufiel, widmete er die treuſte väterliche Sorge.

Seine Geſundheit litt, ſeit ihn der ſchwere Schlag betroffen; doch ſein Geiſt leuchtete in ſeinem vollſten Glanze, als habe ihn der Schmerz nur gereift und zur reinſten Humanität verklärt. Er begann die Bearbeitung der freimaureriſchen Geſpräche „Ernſt und Falk" und gab in „Nathan dem Weiſen" und in der gedankenſchweren Abhandlung „die Erziehung des Menſchengeſchlechts" das letzte Vermächtnis ſeines Geiſtes. Ihrem Inhalte nach bilden dieſe drei Schriften ein zuſammengehörendes Ganzes. Sie ſind nicht die unmittelbaren Früchte

der Polemik, sondern fassen unter einem höhern Gesichtspunkte die Ergebnisse seiner religionsphilosophischen Speculation zusammen. Der gemeinsame Grundzug ist die Idee der Humanität, welche Lessing dahin auffaßt: Es besteht unter den Menschen eine innere, durch die Natur und die geschichtlichen Verhältnisse begründete Ungleichheit; alle aber sind zu einem höheren Ziele berufen, und diese ihre Fortentwicklung ist die Erziehung des Menschengeschlechts. Alle Religionen sind Stufen der Erziehung; sie stehen im Zusammenhange mit der Idee der Religion, welche in der einzelnen Erscheinung in der Geschichte der Menschheit niemals zur vollkommensten Reinheit gelangen kann. Hier liegt der Schlüssel zu dem Gleichnis von den drei Ringen. Je höher die Religion steht, desto mehr bewährt sie sich durch thätige Menschenliebe, durch Duldung der Mitmenschen, die selbst in den minder Vorgeschrittenen nur „schwächere Mitschüler" sieht. Diese Toleranz schließt nicht den Glauben an eine positive Religion aus; darüber gibt Lessing in der Vorrede, die er dem „Nathan" vorausschicken wollte, eine charakteristische Erklärung: „Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. Denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug, doch dreist genug, mich als einen solchen nicht zu verstellen."

Der erste Entwurf zu „Nathan dem Weisen" ward nicht durch die Polemik gegen Goeze veranlaßt. „Ich habe", schrieb Lessing am 11. August 1778 an seinen Bruder, „vor

vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ." Er gedachte dann ſeiner Quelle, einer Erzählung in dem „Decamerone" des Boccaccio, und fügte hinzu: „Ich glaube, eine ſehr intereſſante Epiſode dazu erfunden zu haben, daß ſich alles ſehr gut ſoll leſen laſſen und ich gewiß den Theologen einen ärgern Poſſen damit ſpielen will als noch mit zehn Fragmenten." Eine didaktiſche Tendenz lag von vorn herein zu Grunde und wurde jetzt nur mehr in den Vordergrund gezogen, indem er verſuchen wollte, ob man ihn „auf ſeiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigſtens noch ungeſtört wolle predigen laſſen". Dennoch war er weit entfernt, ein polemiſches Stück zu machen. In Bezug auf dieſe anfänglichen Befürchtungen ſeiner Freunde ſchrieb er dem Bruder: „Mein Stück hat mit unſern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und ich will ihm den Weg nicht ſelbſt verhauen, endlich doch einmal auf's Theater zu kommen, wenn es auch erſt nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf ſchimpfen; doch dawider ſich öffentlich zu erklären, werden ſie wohl bleiben laſſen."

Im November 1778 war der neue Entwurf vollendet. Der Dichter beſchloß, in der Ausführung ſich nicht wie in den vorhergehenden Stücken der Proſa zu bedienen, ſondern der fünffüßigen Jamben, wohin ihn der ideale Inhalt des Stückes faſt unwillkürlich drängte. Nur ſcherzend warf er die Bemerkung hin, er mache es blos deßhalb in Verſen, um ſchneller fertig zu werden; denn ſeine Proſa habe ihm von je her mehr Zeit gekoſtet als Verſe. Im Metriſchen und Grammatiſchen nützte er auch bei dieſem Werke Ramlers Urtheil und ſandte ihm das Manuſcript partienweiſe zu. Doch können die Vorſchläge ſeines kritiſchen Freundes nur ſehr oberflächlich geweſen ſein, da er den Verfaſſer nicht einmal auf die Unregelmäßigkeiten im Bau und in der Verslänge

der Jamben aufmerksam gemacht zu haben scheint. Lessing bediente sich absichtlich dieser Freiheit. Sein Vers entbehrt aller lyrischen Elemente und ist daher durchaus dramatisch; zugleich mangelt ihm aber auch jeder Rhythmus, wodurch er allerdings die in dem Stücke vorwiegende dialektische Entwicklung des Gedankens unterstützt. Lessing arbeitete langsam; wiederholt klagte er, daß er sich an eine bestimmte Zeit gebunden und „zum Sklaven einer dramatischen Arbeit" dadurch gemacht habe. Die Vollendung der Dichtung zögerte sich bis zur Ostermesse 1779 hin. Das beabsichtigte Nachspiel „der Derwisch" unterblieb, da das Stück schon eine größere Ausdehnung gewonnen hatte, als er Anfangs gedacht hatte.

Lessing nannte es allgemein „ein dramatisches Gedicht", weil es sich den herkömmlichen Kategorien der dramatischen Poesie schwer unterordnen ließ. Indeß wollte er damit keineswegs die dramatische Form als unwesentlich und als den äußern Rahmen eines didaktischen Gedichts bezeichnen. Er hatte die Bühne auch bei diesem seinem letzten dramatischen Werke nicht aus den Augen verloren. „Noch kenne ich", schrieb er, „keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon itzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!" So hat es sich auch erfüllt. Die ersten Aufführungen des Werkes waren ohne Erfolg; allein in unserm Jahrhundert hat es seine Anziehungskraft in der Bühnendarstellung bewährt. Mag auch seiner inneren Natur nach das ruhige Raisonnement manchmal der dramatischen Bewegung des Dialogs Eintrag thun, mögen auch die meisten Charaktere mehr durch ihre gleichmäßige Stetigkeit und sittliche Würde als durch Leidenschaft und lebendige Entwicklung anziehen: gleichwohl ist die Handlung, die der Dichter mit glücklichem Tact in die Zeit der Kreuzzüge und nach Jerusalem verlegte, wo die drei monotheistischen Religionen neben einander bestehen, nach einem kunstvoll verschlungenen Plan angelegt, in welchem die zufällig scheinenden Einzelheiten unter der Fügung

einer liebevollen Vorsehung höheren Zwecken dienen müssen und schließlich die menschlichen Bestrebungen sich zur reinsten Humanität verklären, so daß innige Liebe, die sich in sittlicher That offenbart, ein brüderliches Band zwischen Menschen verschiedenen Glaubens und Charakters knüpft. Das ist nicht Indifferenz in der Religion, sondern die Religion selbst in ihrer schönsten menschlichen Erscheinung. „Introite, nam et hic dii sunt" war das Motto der Dichtung. Allein wie konnte Lessing die richtige Würdigung von seiner Zeit erwarten, da selbst die Nachwelt nur selten den hohen Sinn des Dichters zu erfassen vermocht hat und noch gar viele in dem „Nathan" einen gehässigen Angriff auf das Christenthum sehen! Ebenso fand die tiefgedachte Abhandlung „die Erziehung des Menschengeschlechts" nur wenige, die den Gehalt der kleinen Schrift begriffen: die Religionen, die im „Nathan" künstlerisch neben einander dargestellt sind, werden hier in wissenschaftlicher Untersuchung in ihrer geschichtlichen Folge nach einander betrachtet; der Islam fehlt aber in der Reihe; der Fortschritt der religiösen Entwicklung aus den polytheistischen Anschauungen zum Judenthum und von da durch das Christenthum hindurch zu dem „neuen, ewigen Evangelium" der reinen Sittlichkeit wird nachgewiesen.

Die Anfeindungen, die Lessing um seines „Nathan" willen zu erdulden hatte, thaten, obgleich er auf alles gefaßt war, seiner äußeren Stellung keinen Eintrag, da inzwischen der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand, der ihm seine Gunst und seinen Schutz niemals entzogen hatte, zur Regierung gelangt war. Allein die Art, wie die Welt das Beste, was er zu geben vermocht hatte, aufnahm, erweckte ihm oft ein schmerzliches Gefühl der Einsamkeit, und den Freunden schloß er nur selten sein Herz auf. Körperlich leidend, verlor er auch das Vertrauen zu seinen geistigen Kräften, und das Dasein lag schwer auf ihm. In seinem letzten Briefe an Mendelssohn, vom 19. December 1780, ist die

hoffnungslose Sprache des Scheidenden. „Ich glaube nicht," heißt es darin, „daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere bessern Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin itzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!" Er litt damals sehr an körperlicher Erschlaffung; es befiel ihn oft mitten in der gesellschaftlichen Unterhaltung eine plötzliche Schwere und Schlafsucht; sein Gedächtnis versagte ihm oft den Dienst; das Feuer seiner Augen fieng an zu verlöschen.

In diese Zeit seiner Kränklichkeit fiel ein Besuch des Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi. Berühmt wurde sein Gespräch mit Lessing über den Spinozismus, durch das die Frage, ob Lessing Spinozist gewesen, veranlaßt ward und nach dessen Tode einen lebhaften Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn, der seinen Freund gegen die Beschuldigung Jacobis in Schutz nahm, hervorrief. Lessing war einer der ersten, die eine wissenschaftliche Erkenntnis Spinozas in Deutschland begründeten; er hatte die höchste Achtung vor dem holländischen Philosophen; aber zugleich empfand er viel zu große Sympathie für die Subjectivität des einzelnen, als daß er sich nicht vielfach auch an Leibniz anschließen sollte: Spinozist in einem ausschließlichen Sinne war er nicht. Jacobis Anerbieten, Lessing möge zur Stärkung seiner Gesundheit eine Zeit lang in Pempelfort verweilen, konnte er nicht mehr annehmen; zu größern Reisen fehlte Muth und Kraft.

Im nächſten Winter nahm ſeine Schwäche zuſehends zu; er konnte nicht mehr arbeiten und war gegen alles gleichgültig; die Bruſtwaſſerſucht war hinzugetreten; er litt oft an Beängſtigungen. Zu ſeiner Zerſtreuung begab er ſich Ende Januars 1781 nach Braunſchweig. Am 13. Februar kam er aus einer Geſellſchaft engbrüſtig und erſchöpft nach ſeiner Wohnung: er fieng an, Blut auszuwerfen. Aerztliche Hilfe verſchaffte ihm einige Erleichterung; er ſcherzte mitunter noch mit den Freunden, die ihn beſuchten. Ueber die letzten Momente berichtete am zuverläſſigſten noch in ihrem Greiſenalter ſeine Stieftochter Amalie, die auf die Nachricht von ſeiner Erkrankung von Wolfenbüttel zu ſeiner Pflege herbeigeeilt war. „Am Abend dieſes verhängnisvollen Tages [15. Februar 1781] ſaß die bekümmerte Tochter vor der Schwelle des Krankenzimmers, um vor dem Auge des geliebten Vaters ihre Thränen zu verbergen. Man meldete dem Kranken, daß im Vorzimmer Freunde zum Beſuch ſeien. Da öffnet ſich die Thür, und Leſſing tritt herein, ein Bild des herzzerſchneidendſten Anblicks! Das edle Antlitz, ſchon durch hippokratiſche Züge markiert und vom kalten Todesſchweiße überdeckt, leuchtet von himmliſcher Verklärung. Stumm und unter einem unausſprechlich ſeelenvollen Blicke drückt er ſeiner Tochter Hand. Darauf neigt er ſich freundlich gegen die übrigen Anweſenden, und mit ſo entſetzlicher Anſtrengung es auch geſchieht, nimmt er ehrerbietig ſeine Mütze vom Haupte. Aber die Füße verſagen den Dienſt; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch dem ängſtlichſten Beſorgniſſe noch überraſchend, das theure Leben.“ Am 20. Februar wurden die ſterblichen Ueberreſte von den Freunden zu der Gruft auf dem Magnikirchhofe begleitet. Mehrere der erſten Bühnen Deutſchlands veranſtalteten eine würdige Todtenfeier; das Berliner Theater gieng mit einer Aufführung der „Emilia Galotti“ voran.

In Leſſing waren die ſittliche und die geiſtige Größe auf's

innigste mit einander verbunden. Wahrheit und Freiheit waren die Grundbedingungen seines Seelenlebens, seines Charakters wie seines Denkens. Nicht als ob Lessing in den Resultaten seines Denkens unfehlbar sei — der Adel seines Geistes ist eben das unablässige Streben nach Wahrheit, das ihm höher gilt als der Besitz der Wahrheit, der oft träge macht, der rückhaltlose Kampf für ihren Sieg, für die höchsten Schätze der Menschheit.

Er war mehr Denker als Schriftsteller. Niemals vermochte er es über sich, sein schriftstellerisches Talent zu einer literarischen Industrie herabzuwürdigen. Weil er alles mit ganzem Ernst behandelte, so arbeitete er doch langsam, und die Meisterschaft seines Stils ist die Frucht der Sorgfalt. Was er geschrieben hat, ist nur ein geringes Fragment der Geistesarbeit, die ihn unausgesetzt beschäftigte und ihm nur selten die Ruhepunkte gestattete, die nöthig waren, um einen einzelnen Gegenstand zu verarbeiten.

Unübertroffen ist die Form seiner Darstellung. Lessings Stil ist ein Ausfluß und Abbild seiner gesammten Persönlichkeit. Auch in ihm offenbart sich das Streben nach dem Wahren. Nicht die fertige Wahrheit lehrt Lessing, sondern er stellt den im Kampfe mit dem Unwahren werdenden Gedanken dar. Daraus erklärt sich der polemische Charakter seines Stils, die Brief- und Dialogform seiner Schriften. Einem wirklichen oder einem fingierten Gegner ringt er die Wahrheit ab; alle Waffen des Scherzes und des Ernstes, des Humors, der Ironie stehen ihm zu Gebote; sein erfinderischer Witz bietet ihm Gleichnisse und Bilder dar; überall zeigt sich die Kunst des Meisters, den abstracten Gedanken in einen sinnlich concreten Ausdruck zu fassen.

Abhold aller Sentimentalität, war sein Gemüth doch weich, zur Mildthätigkeit und Großmuth geneigt, mehr, als Klugheit und Vorsicht geboten; oft ward er von Bedienten betrogen, von Unwürdigen hintergangen. Gelderwerb und Sparsamkeit waren seine Sache nicht.

Seine perſönliche Erſcheinung machte den Eindruck der Offenheit und Wahrheit, der Biederkeit und freien Männlichkeit. Würde und Entſchloſſenheit war in der Haltung ſeines Hauptes, Anmuth und Sicherheit in allen ſeinen Bewegungen. Die Lebendigkeit ſeines Geiſtes ergriff ſchon in ſeiner klangreichen, ausdrucksvollen Stimme; aus dem klaren Blick ſeines tiefdunkelblauen Auges ſprachen Geiſt und Herzensgüte zugleich.

So hat ihn Rietſchels Meiſterhand in dem Standbilde zu Braunſchweig als lebensvolle Geſtalt, die durch das Coſtüm jener Zeit an charaktervoller Plaſtik nur gewonnen hat, wieder vor die nachlebenden Geſchlechter hingeſtellt. Während die Linke ein eben vollendetes Werk hält, ruht die Rechte auf der Bruſt, gleichſam den lebendig emporwallenden Drang des kühnen Forſchens andeutend. Mit männlicher Hoheit hebt ſich das ſchöne Haupt empor, ein wenig zur Rechten gewendet, als erwarte er mit feſtem Blicke den Gegner zum Kampfe.

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.

Johann Wilhelm Schaefer's

Geſchichte der deutſchen Literatur

des XVIII. Jahrhunderts

in überſichtlichen Umriſſen und biographiſchen Schilderungen.

Zweite, vermehrte und vollſtändig umgearbeitete Auflage,

herausgegeben

von

Dr. Franz Muncker.

Neue Ausgabe in zehn Heften.

Sechſtes Heft.

Des Geſammtwerkes erſtes Buch, ſiebentes Capitel.

Chriſtoph Martin Wieland.

Leipzig.

T. O. Weigel.

Christoph Martin Wieland.

Christoph Martin Wieland.

Geboren am 5. September 1733, gestorben am 20. Januar 1813.

„Dieser vorzügliche Mann darf als Repräsentant seiner Zeit angesehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete, wie er sich's zueignete und es wieder mittheilte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und genießbar begegnete." Mit diesen Worten bezeichnet Goethe treffend den Platz, welchen Wieland in der Geschichte der deutschen Literatur einnimmt. Nicht minder als Klopstock und Lessing hat er Antheil an ihrer Fortbildung; sein Einfluß auf sein Zeitalter ist nicht geringer: so darf er als der dritte in dem Triumvirat der Regeneratoren unserer Dichtung gelten, mag er gleich von Lessing an geistiger Selbständigkeit und sittlicher Energie sowie von Klopstock an Intensität der poetischen Begabung, von beiden an schöpferischer Genialität übertroffen werden. Da die Richtung seines innern Lebens vornehmlich durch die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke und Einwirkungen und zwar weit mehr der Lectüre als des Selbsterlebten bestimmt wird und seine geistige

vergnügte Thränen nicht zurückhalten konnte. Alle ihre Mienen waren Zärtlichkeit und Seele. Damals versprach sie mir, mir ihre Empfindungen zu schreiben." Wieland faßte in Folge dieser Unterhaltung die Idee zu dem ersten Werke, das er der Aufbewahrung werth gehalten hat, dem Lehrgedicht „die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt", worin er nach vorwiegend leibnizischen Ideen das Thema, daß alle Wesen zur Glückseligkeit bestimmt seien, auszuführen beabsichtigte. Mit solchen Liebesträumen und poetischen Entwürfen begab er sich im November 1750 nach Tübingen, um seine Universitätsstudien zu beginnen.

An Zimmermann schrieb er später, die Absicht seiner Eltern sei gewesen, „daß ich mich auf eines von den gelehrten Handwerken legen sollte, durch welche man, wo nicht sein Glück machen, doch wenigstens sein Brod verdienen kann. Soll ich sagen, daß es mein Glück oder Unglück gewesen, daß ich ihnen nicht gefolget? Ich folgte in meinen Studien blos meinem Geschmacke und einem gewissen Triebe meines bösen oder guten Dämons. Ein unüberwindlicher Abscheu hielt mich von der Juristerei, die Schwäche meiner Brust vom Predigen und ein gleichfalls mechanischer Ekel vor todten Körpern, Krankenstuben und Spitälern von der Medicin ab." Aus diesem Geständnisse kann man schon den Schluß ziehen, daß aus dem Studium der Jurisprudenz, welchem er sich dem Namen nach widmete, nicht viel geworden sei. Fleißiger Besuch der Collegien war überhaupt seine Sache nicht; in sein Stübchen verschlossen, ohne allen Umgang, lebte er dem eifrigsten Privatstudium. Er beschäftigte sich mit Philosophie und schöner Literatur und arbeitete in der kurzen Zeit von drei Monaten im Anfang des Jahres 1751 sein philosophisches Lehrgedicht aus. Ohne eine Abschrift davon zu behalten, sandte er es anonym an den hallischen Aesthetiker Georg Friedrich Meier, der es sogleich der Oeffentlichkeit übergab und mit einer Vorrede begleitete. Von der Kritik wurde das Werk des siebzehnjährigen Jünglings mit

großem Beifall und noch größeren Hoffnungen begrüßt. Aus Anschauungen, die Wieland zu Kloster Bergen und in Erfurt kennen gelernt hatte, bildete er sich ein philosophisches System, eine Art von leibnizischer Theodicee, mit theologischen Elementen getränkt. In manchen Punkten hält sich Wieland selbständig Leibniz gegenüber und schließt sich an andere Autoren aus dem weiten Bereiche seiner Belesenheit an; freilich geräth er dabei in mehrfache Irrthümer und Widersprüche. Die Darstellung des Gedichtes, das später völlig umgeschmolzen und bedeutend gekürzt wurde, ist oft dunkel und unklar; Sprache und Vers zeigt den Nachahmer Hallers.

Durch die Vollendung dieses Werkes war in Wieland ein Productionstrieb angeregt, der nur dadurch nachtheilig ward, daß er ihn hinderte, sich irgend zu vertiefen. Was er durch Lectüre in sich aufnahm, suchte er rasch in den damals üblichen Dichtungsformen zu reproducieren; nur wenig ward aus dem Innern geschaffen, weßhalb auch die Lyrik kaum zum Vorschein kam. „Lieblingslectüren" — so berichtet er selbst — „pflegten damals (und noch ziemlich lange hernach) allezeit so stark auf unsern Dichter zu wirken, daß er unvermerkt, ja meistens gegen seinen Wunsch und Willen etwas von der Manier des Autors annahm, der gerade zur Zeit, wenn er selbst etwas componierte, am meisten bei ihm galt." Im einsamen Verkehr mit Büchern statt mit der Welt schrieb er während des Jahres 1751 und im Januar und Februar 1752 außer jenem Lehrgedichte (in sechs Büchern) einen „Lobgesang auf die Liebe" in Hexametern, die ersten Gesänge eines (nie gedruckten) Epos „Hermann", welches Deutschlands Befreiung vom römischen Joche durch Arminius im Stil der durch Klopstock neu angeregten deutschen Ependichtung darstellte, und „moralische Briefe" (elf an der Zahl), eine Nachahmung der „épîtres diverses sur des sujets différents" des deutschen Barons Georg Ludwig von Bar, aus

denen er vornehmlich den Grundgedanken entlehnte, die Aufforderung zur Tugend und Weisheit, die im rechten Maße beſteht. Die bilderreiche Darſtellung, geſpickt mit Beiſpielen, Citaten und Anſpielungen aus allen möglichen Autoren der alten und neuen Welt, wies wieder den hier freilich weniger charakteriſtiſch ausgeprägten Stil der „Natur der Dinge“ auf: auch der gereimte Alexandriner trat wieder an die Stelle des Hexameters.

In „wenig Tagen“ des April 1752 warf Wieland zwei Geſänge eines „Anti-Ovid“ hin voll der heftigſten Polemik gegen Ovids „Kunſt zu lieben“, gegen die Briefe der Ninon de l'Enclos und die Poeſien Crébillons. Leichte, nach Art der poésie fugitive frei gebildete Verſe und eine klare, anmuthige Sprache zeichnen das Gedicht aus, deſſen lyriſcher Stoff in phantaſievoller und empfindungsreicher Weiſe echt künſtleriſch behandelt iſt. Ein Anhang von (ſpäter unterdrückten) lyriſchen Gedichten war dem „Anti-Ovid“ beigefügt.

Im Mai 1752 verſuchte es Wieland, nach Kleiſt noch einmal den „Frühling“, allerdings einen himmliſchen Frühling zu beſingen. Schon bei dem „Lobgeſang auf die Liebe“ und beim „Hermann“, mehr noch bei dem „Frühling“, der unmittelbar unter Kleiſts Einfluß ſteht, zeigt ſich die mächtige Einwirkung Klopſtocks, den Wieland zu leſen nicht ſatt werden konnte. „Mit ſolcher Gewalt“, äußerte er ſpäter gegen einen Freund, „hat kein anderer Dichter auf mich gewirkt, keiner ſo mein ganzes Gefühl in Anſpruch genommen, mein ganzes Weſen geſtimmt und ſelbſt.... auf meine Sprachdarſtellung Einfluß gehabt als Klopſtock. Als ich den ‚Meſſias‘ las, ... glaubte ich erſt mich ſelbſt zu verſtehen, und mir war immer, als fände ich hier erſt ausgeſprochen, was ich ſelbſt hätte ausſprechen wollen. Ob ich ſeine Elegien ‚die künftige Geliebte‘ und ‚Selmar und Selma‘, die in der Zeit meines Aufkeimens erſchienen, und die ich noch jetzt für das Lieblichſte und Zarteſte halte, was vielleicht unſre Sprache auf-

zuweisen hat, ob ich die so oft las, bis ich sie auswendig wußte, das werden Sie mich nun gar nicht fragen."

Fast gleichzeitig mit dem „Frühling", aber weniger unter Klopstocks Einfluß entstanden die „Erzählungen", sechs an der Zahl, großentheils aus englischen Quellen geschöpft und nach englischen Mustern entworfen, von empfindsamem, vorzugsweise weiblichem Charakter. Die Darstellung ist oft ideal und optimistisch gefärbt; die einzelnen Novellen sind jedoch glücklich in sich abgerundet, in einfacher, edler Sprache voll sinnlicher Schönheit erzählt und in leicht fließende, reimlose Jamben von halb epischer, halb dramatischer Natur gefaßt.

Ende Juni 1752 kehrte Wieland nach Biberach zurück, noch ungewiß wegen seiner Pläne für die Zukunft. Ihm schwebte als ein erstrebenswerthes Ziel eine Lehrerstelle an einem Gymnasium, etwa in Braunschweig, vor, während sein Vater wünschte, daß er zu seiner fernern Ausbildung und Habilitation nach Göttingen gehe. Dann zog es ihn auch wieder nach Zürich, dem Sitz der verehrten Altmeister der schönen Literatur. Sein Epos „Hermann" hatte er im August 1751 anonym an Bodmer geschickt und ihn um sein Urtheil gebeten. Dies gab Anlaß zu einem Briefwechsel mit Bodmer, der dem ziemlich nachdrücklich ausgesprochenen Verlangen des jungen Dichters um so mehr mit großer Freundlichkeit entgegenkam, als er in ihm einen Ersatz für den abtrünnig gewordenen Sänger des „Messias" zu finden hoffte. Im October 1752 öffnete er dem neu gewonnenen Schützling sein gastliches Haus. Leichter fügte sich der noch nicht zwanzigjährige Jüngling, der durch Bodmers Umgang in etlichen Wochen mehr gebessert zu werden hoffte, als es bisher in ganzen Jahren geschehen konnte, den Eigenheiten des schwer zu befriedigenden Mannes, und wenn dieser auch nicht überall billigen konnte, glich doch das warme Gefühl der Dankbarkeit, das er noch in späteren Jahren, als er ebenfalls zu den Abtrünnigen gehörte, wiederholt

aussprach, alle Differenzen wieder aus. Es war die Anhänglichkeit des Sohnes zum Vater. Wieland lernte erst in Zürich an sich die Wirkungen eines geistvollen Umgangs kennen. Bodmers Haus war der Sammelplatz ausgezeichneter literarischer Talente, an denen Zürich damals reicher war als irgend eine deutsche Stadt. Der gefeierte und gefürchtete Kritiker stand mit dem gesammten deutschen Parnaß in engster Beziehung und unterhielt eine ausgebreitete Correspondenz; Wieland sah sich in den Mittelpunkt der Literatur versetzt. Dessenungeachtet war in andrer Hinsicht Bodmer ein schlechtes Vorbild für einen noch im Werden begriffenen Dichter, besonders für eine so weiche, unselbständige Natur, wie Wieland war. Herrisch und eifersüchtig gegen seine Zöglinge, sobald sie eigene Wege gehen wollten, war Bodmer dennoch selbst nur ein Nachahmer fremder Manier. Wenn Wieland damals den „Noah“ bewunderte und zum Lobe des matten Gedichts, das ihm noch als ein göttliches galt, unter des Verfassers Augen ein in Biberach begonnenes umfangreiches Buch vollendete, so rechtfertigte er dies nachmals seinem Biographen Gruber gegenüber dadurch, daß er erst später entdeckt habe, daß von dem Schönen und Vortrefflichen in Bodmers Werken vielleicht das Wenigste ihm eigenthümlich gehöre, und daß ihm blos das Verdienst der Verpflanzung auf unsern Boden bleibe. „Sonst kann man aber“, fuhr er fort, „unmöglich vom schriftstellerischen Eigenthumsrechte laxere Begriffe haben, als Bodmer hatte, der den Grundsatz ‚wo ich etwas Schönes finde, ist es mein‘ im allerweitesten Umfang in Ausübung brachte und die Sünde des Plagiats sein Gewissen wenig anfechten ließ. Soll ich recht aufrichtig und ehrlich reden, so muß ich sagen, daß der gute Alte als Dichter wie ein Nachtrabe stahl. Mein eignes Talent zum Stehlen entwickelte sich denn auch bei ihm, und wenn ich's ihm nicht zuvorthat, hab' ich's ihm wenigstens gleich gethan. Aus dem, was ich in Bodmers Hause schrieb, mag darum

mancher ein Recht haben, dies und jenes als sein Eigenthum zu reclamieren."

Wielands Aufenthalt in Bodmers Hause war eine sehr productive Zeit. Alle seine derzeitigen Dichtungen tragen den Charakter einer naturwidrigen Verstiegenheit, zu welcher das Streben, die religiöse Poesie Klopstocks und Bodmers nachzubilden, den formgewandten jungen Autor verleitete. Er verfaßte 1753 nach dem Muster der damals in klopstockischen Kreisen sehr gefeierten englischen Dichterin Elisabeth Rowe, geb. Singer, die „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" in Hexametern, die bis auf Einzelheiten des Metrums dem Vers der Messiade nachgeahmt waren, und in einer Sprache, die bald an Kleist, bald an Klopstock erinnerte. Trotz des lyrischen Charakters dieser „Briefe" war die Darstellung darin objectiver als im „Messias". Wieland wurde seiner Natur untreu, indem er sich anschickte, den Himmel darzustellen; aber es war nicht der klopstockische, sondern sein eigner poetischer Himmel, den er schilderte, freilich reich an Unmöglichkeiten, an Absurditäten und innern Widersprüchen. Auch Wielands Auffassung der Religion hat mit Klopstocks Pietismus wenig zu thun, mehr mit Bodmers religiös-philosophischen Grundsätzen: an Christus und die christliche Erlösung wird nirgends in den „Briefen" erinnert; die Lobpreisungen Gottes sind mehr gedacht als warm empfunden; ein theistischer Idealismus, der vielfach auf Einflüsse der nur halb verstandenen Lehren Platons zurückgeht, bildet die religiös-philosophische Grundanschauung des Dichters.

Mehr unter die künstlerische Abhängigkeit Bodmers gerieth Wieland mit der in demselben Sommer 1753 entstandenen Patriarchade „der geprüfte Abraham" von vier Gesängen, die er später in drei zusammenzog. Doch verstand er es, den bedenklichen Stoff poetisch wirkungsvoll auszugestalten und mit epischem Geiste zu behandeln. Kleinere Episoden der biblischen Geschichte stellte

er in den „Fragmenten in der erzählenden Dichtart“ dar, die er gemeinsam mit Bodmer 1755 herausgab.

In einigen Oden, die er selbst als pindarische Versuche bezeichnete, und theils prosaischen, theils in Hexametern abgefaßten Hymnen, unter denen er auch später noch die „Hymne an Gott“ als die Frucht schöner Stunden und wirklicher Begeisterung in Ehren hielt, gab er seine mystisch-enthusiastische Verehrung der göttlichen Liebe kund. In der rhythmisch bewegten Prosasprache der Psalmen, die ihm dabei überhaupt als ein — freilich nie erreichtes — Muster vorschwebten, schrieb er 1755 die „Empfindungen eines Christen“, die Lessing in den Literaturbriefen mit Recht als Ausschweifungen der Einbildungskraft, bei denen das Herz leer und kalt bleibt, verurtheilte. In der Zuschrift derselben an den Consistorialrath Sack machte er jenen unbesonnenen Angriff auf die Anakreontiker, an welchen er nachmals mit Reue und Unwillen zurückdachte. Endlich setzte er in den „Sympathien“, die zu derselben Zeit entstanden und an freundschaftliche Verhältnisse des Dichters zu Frauen seines Bekanntenkreises anknüpften, dem finstern Zelotismus die Krone auf; von dem platonischen System ausgehend, predigte Wieland in ihnen nicht nur eine engherzige Moral, die in der völligen Verleugnung der sinnlichen Welt, um den christlichen Himmel zu gewinnen, gipfelte, sondern er tadelte Gleim, daß er „Gaben, welche ihn geschickt machen, mit den himmlischen Chören harmonisch die Wunder Gottes in hohen und herzentzückenden Tönen zu singen“, im Lob einer Phyllis verschwende; er bedauerte Petrarca, daß er von seiner Laura mit einem Entzücken spreche, worein uns keine menschliche Vortrefflichkeit versetzen sollte, sowie Pindar, daß er seinen erhabenen Geist zur Verschönerung der Göttergeschichte mißbraucht habe. Endlich erklärte er, „daß ein jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechnet, auch die schlechtesten

Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendlichmal vorziehen sollte."

Großen Antheil an dieser weltfeindlichen Stimmung hatte die in diese Zeit fallende Entscheidung seines Verhältnisses zu seiner geliebten Sophie. Sie ward „durch einen Concurs der seltsamsten Widerwärtigkeiten" — ihr Vater und Wielands Mutter spielten dabei eine hervorragende Rolle — gezwungen, sich (am 27. December 1753) mit dem kurmainzischen Hofrath Georg Michael Frank von la Roche zu verheirathen. Wieland, der der Geliebten gegenüber männliche Resignation zeigte, schrieb darüber am 2. Juni 1754 an Bodmer, dessen Haus er vor kurzem verlassen hatte: „Sie werden nun ohne Zweifel mit mir und den drei Personen, die in diesem Hause von meiner Geschichte wissen, überführt werden, daß meine Sophie unschuldig ist, und daß es ein Schicksal ist, das mich des liebenswürdigsten und redlichsten Mädchens beraubt hat; ein dem ersten Ansehn und den Empfindungen nach, die es zuerst erweckt, herbes, unglückliches Schicksal, aber welches doch im Grunde weise, gut und heilig wie unser Urheber ist. — Ich fasse mich, so gut mir möglich ist, und gewiß, die Versicherung, daß meine geliebteste Sophie unschuldig . . . ist, gibt mir eine so reine, innige und bleibende Freude, daß kein Schmerz und keine interessierte Empfindung vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die sicherste Hoffnung, diese Seele, die unserer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollesten Zufriedenheit wiederzusehen. Was für Empfindungen wird dieses Wiedersehen geben!" Man erwartet die seelenvolle Lyrik einer tieferen Wehmuth; allein diese Töne klingen bei Wieland immer nur schwach an.

Vorerst blieb er in Zürich. Ein Schriftchen, das er Ende 1753 herausgegeben hatte, „Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute", verschaffte ihm die Mittel zu seiner äußern Existenz durch Privat-

unterricht, indem er fünf Jahre lang die Ausbildung und Leitung der Söhne zweier Züricher Familien übernahm. In der Gesellschaft, der er sich nun mehr als bisher hingeben mußte, heiterte sich sein asketischer Ernst und seine schwermüthige Stimmung mehr und mehr auf. Es entstand ein inniges Verhältnis zu einer geistvollen älteren Dame, der Wittwe des Gerichtschreibers Junker von Grebel, das einen leidenschaftlicheren Charakter angenommen haben würde, wenn nicht bald darauf ein junges Mädchen ihre Liebenswürdigkeit und ihre blühenderen Reize in die andere Wagschale gelegt und dadurch das Gleichgewicht hergestellt hätte.

Mit der „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen“ (1755), der heftigsten Spottschrift gegen Gottsched und seine Anhänger, die überhaupt aus dem Züricher Lager hervorgieng, erreichte der Einfluß Bodmers auf Wieland seinen Höhepunkt; von nun an machte sich der jüngere Dichter nach und nach von den Einwirkungen des älteren Freundes los. Eine innere Umwandlung gieng mit ihm vor. Die Kirchenväter und Mystiker, die er eben noch mit Entzücken las, verwarf er gleich darauf; das Studium Platons, als dessen Frucht mehrere philosophisch-moralische Prosaschriften, zum Theil in der Form des Dialogs, während der Jahre 1754 und 1755 entstanden, wurde durch die Lectüre Xenophons und bald auch Lukians verdrängt; dazu gesellte sich das immer wieder erneute Studium Shaftesburys und des „Don Quixote“. Dabei mußte sich nicht blos Wielands Urtheil über Young, Klopstock und Bodmer leise umgestalten; sondern seine Ansicht vom Leben wie vom Dichten überhaupt wurde eine andere. In diese Jahre fiel das Anfang 1758 vollendete Fragment „Theages, über Schönheit und Liebe“, dem Gespräch des Sokrates mit Diotima in Platons „Gastmahl“ nachgebildet. Die handelnden Personen befremden sich hier schon mehr mit den Freuden dieser Welt, eine Aspasia, welche die Männer nur verachtet, weil sie

das Ideal eines Mannes noch nicht gefunden hat, aber dabei eine feine Weltdame von fröhlichen Launen, ein Theages, der die sinnliche Natur gegen die Ueberschwänglichen in Schutz nimmt; und wenn Diotima dem geistigen Amor gegen den sinnlichen das Wort redet, so warnt Aspasia: „Die beiden Amors sind einander nahe verwandt, und es ist oft schon geschehen, daß sie ihre Kleidung verwechselt haben, und daß der leibhafte Cupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der platonische Sylphe gegeben hatte . . . . . Der bemeldte Knabe der lächelnden Venus ist ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platonicus als in eine Franciscanerkutte maskieren kann, und wenn er die Dame Phantasie auf seiner Seite hat, welches sehr leicht ist, so ist nichts, was diese beiden Schelmen nicht ausrichten können."

Der Zeitpunkt war gekommen, welchen Nicolai schon 1754 richtig vorausgesehen hatte, als er in den „Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" äußerte: „Die Muse des Herrn Bodmers ist eine betagte Matrone, die die Welt vergißt, weil die Welt sie vergessen hat, die beständig von der Kasteiung des Fleisches redet und auf die böse, verderbte Welt und die verschlimmerten Zeiten schilt. Die Muse des Herrn Wielands ist ein junges Mädchen, das auch die Betschwester spielen will und sich, der alten Wittwe zu gefallen, in ein altväterisches Käppchen einhüllet, welches ihr doch gar nicht kleiden will. Sie bemüht sich, eine verständige, erfahrne Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiges Spectakel, wann diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde." Seine eignen Bekenntnisse über die Veränderung, die mit seinen Ansichten und Empfindungen vorgegangen war, hatte Wieland in mehreren Briefen an Zimmermann niedergelegt; sie liefen alle auf den Satz hinaus: „Je ne confonds pas la sagesse avec l'austérité, et je ne sais pas bon

gré à ces auteurs qui nous veulent obliger à aimer une vertu si laide et dégoûtante comme celle qu'ils nous peignent. Je crois comme vous, que le sage cultive tous ses sens intérieurs et extérieurs, qu'il exerce toutes ses facultés, qu'il jouit de toute la nature, et que c'est lui seul qui sait véritablement l'art de vivre."

Indeß war Wieland nicht mit einem Sprunge auf der entgegengeſetzten Seite. Zunächſt ſuchte er mit dramatiſchen Verſuchen ſich den Dingen dieſer Welt mehr zu nähern, obwohl ſein Talent ihn am wenigſten zum Drama befähigte. Ein äußerer Anlaß kam dazu. Die ackermann'ſche Schauſpielertruppe war während des Kriegslärms im Frühſommer 1758 nach Zürich verſchlagen worden. Raſch vollendete Wieland jetzt das Trauerſpiel „Lady Johanna Gray", das er bereits im vorausgehenden Sommer entworfen hatte. Es ward bei der erſten Aufführung zu Winterthur mit vielem Beifall aufgenommen. Die Form des Werkes verdient in ſo fern Anerkennung, als Wieland eines der erſten Beiſpiele gab, die fünffüßigen Jamben im Drama zu gebrauchen. Was den Plan und die Zeichnung der Charaktere betrifft, ſo waren die Mängel auffällig genug, um den Verfaſſer auf immer von dem dramatiſchen Gebiete zu verſcheuchen. Leſſing deckte in den Literaturbriefen nicht nur auf, daß Wielands Dichtung größtentheils aus dem gleichnamigen engliſchen Stücke des Nicholas Rowe entlehnt ſei, ſondern wies auch die fehlerhafte Anlage, die ungeſchickte Benützung der Geſchichte und die ſchwache Schilderung der Charaktere nach. „Sie ſind alle", heißt es dort, „in einer Form gegoſſen, in der idealiſchen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätheriſchen Gegenden gebracht hat. . . . . Laſſen Sie es gut ſein; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menſchen geweſen ſein, ſo wird ſich dieſer Fehler ſeines Geſichts ſchon verlieren. Er wird die Menſchen in ihrer wahren Geſtalt wieder erblicken . . . . . und alsdenn,

wenn er dieſe innere Miſchung des Guten und Böſen in dem Menſchen wird erkannt, wird ſtudieret haben, alsdenn geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerſpiele er uns liefern wird. Bis itzt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerſpiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgeſtellt, aber nicht auf die rührendeſte Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.“ Wieland machte ſich dieſe Winke nicht zu Nutze; er trat im Frühjahr 1760 nochmals mit einem an Handlung armen, an empfindſamen Scenen und ſittlich guten Charakteren überreichen Trauerſpiel „Clementina von Porretta“ in Proſa hervor, wozu der Stoff aus Richardſons „Grandiſon“ entnommen war, und tröſtete ſich zum voraus über die zu erwartende ſtrenge Kritik der Kunſtrichter mit „den Thränen der Leſerinnen“. Damit nahm er jedoch vom Trauerſpiel Abſchied. Es trugen übrigens dieſe Verſuche dazu bei, ſein Talent für den philoſophiſchen Dialog und dialogiſierten Roman auszubilden. Einen gelungenen Anfang dazu hatte er bereits ſeit dem Ende des Jahres 1756 gemacht, als er die Geſchichte von Araſpes und Panthea, die ihn wegen ihrer Aehnlichkeit mit gewiſſen Beziehungen ſeines eignen Lebens anzog, nach einer Epiſode in Xenophons „Cyropädie“ in dialogiſcher Form zu bearbeiten begann und nach manchfachen Unterbrechungen etwa im Beginn des Jahres 1760 vollendete. Eine Zeit lang dachte er daran, dieſe Epiſode ſeinem Heldengedichte „Cyrus“ einzuweben. Als nämlich bei der Eröffnung des ſiebenjährigen Krieges Friedrichs des Großen Thaten bis in die Schweiz hinein Bewunderung und Theilnahme erweckten, entwarf Wieland in den letzten Monaten 1757 ein epiſches Gedicht von achtzehn Geſängen, das unter dem Bilde des erſten Perſerkönigs Cyrus das Ideal eines Regenten und Helden, wie es Wieland in Friedrich verkörpert zu finden glaubte, darſtellen ſollte. Freilich wurde dabei der von Xenophon ſchon ſtark idealiſierte Perſer vollends

zu einem fast schweizerisch-republikanischen Kämpfer für Freiheit, Recht und Tugend umgeschaffen. Fünf Gesänge, deren Form noch den Schüler Klopstocks verräth, wurden langsam vollendet und 1759 gedruckt; wenn sie auch nur die ersten Thaten des Cyrus zur Begründung der persischen Weltmacht, die Ueberwältigung des babylonischen Reiches, schildern, so bekunden sie doch durch die vielen vordeutenden und rückgreifenden Motive, die sich in ihnen finden, die sorgfältige und geschickte Anlage des gesammten Planes. Das Gedicht blieb Bruchstück, weil das Publicum nur geringe Theilnahme zeigte; auch zog den Verfasser, dessen innerer Umschwung sich während dieser Arbeit vollzog, der Stoff später nicht mehr stark genug an, um ihn zur Fortsetzung zu reizen.

Inzwischen hatte er im Juni 1759 den Aufenthalt in Zürich mit Bern vertauscht, wo er in der Familie des Rathsherrn von Sinner eine Hauslehrerstelle übernahm. Der dortige Umgang, der ihn mit mehreren bedeutenden Männern und geistvollen Frauen in Berührung brachte, wirkte sehr bildend auf ihn, besonders das vertraute Verhältnis zu Julie von Bondeli (1731—1778), der Freundin Rousseaus, der Begründerin eines edleren geselligen Lebens in Bern, einer Philosophin in der Kunst zu lieben. Bald abgestoßen, bald wieder mächtig angezogen, ward Wieland nach und nach von dieser eigenthümlichen weiblichen Natur so sehr gefesselt, daß er sich mehrere Jahre mit dem Wunsche und der Hoffnung trug, sie zu besitzen. In dieser lebhaft erregten Stimmung wuchsen wieder literarische Pläne in Menge empor; bald wollte er den Xenophon, jetzt seinen Liebling, bald den Shaftesbury, mit dessen philosophischen Schriften er sich viel beschäftigte, und noch manches andere übersetzen, bald eine „wahrhafte Geschichte Lucians des Jüngern", bald ein gereimtes Lehrgedicht über den Landbau schreiben, bald eine philosophische Monatsschrift heraus-

geben. Er fiel sogar auf das Project, im Canton Bern eine Buchdruckerei und Buchhandlung zu errichten. Die Umwandlung seiner Denkungsart trat von Woche zu Woche entschiedner hervor, und Lessings strenge Kritik in den Literaturbriefen trug, so sehr sich auch Wieland dagegen sträubte, nicht wenig zu diesem Umschwunge bei.

Mitten in der angenehmen, aber unsichern Existenz, die er in Bern gefunden hatte, überraschte ihn die Nachricht, daß er am 30. April 1760 in seiner Vaterstadt zum Rathsmitgliede erwählt sei. Ob er die Stelle, die ihm die längst gewünschte Versorgung bot, annehmen solle, konnte er nicht schwanken, so schmerzlich ihm auch die Aussicht war, auf lange Zeit den Musen und dem Umgange mit gebildeten Familienzirkeln entsagen zu müssen. Er wußte voraus, daß er sich zu unleidlichen Geschäften entschließen und mit Menschen, die ihm, was literarische Bildung betraf, als Barbaren erschienen, zusammenleben müsse. Es war seinen Wünschen einigermaßen dadurch entsprochen, daß er acht Wochen nach seiner Ankunft in Biberach die Stelle eines Kanzleidirectors erhielt. Doch schloß sich daran noch ein ärgerlicher Proceß zwischen dem evangelischen und dem katholischen Theil des Magistrats über die Ausgleichung der Kanzlei und des Syndicats. Wieland war dadurch mehrere Jahre lang mit dem Verlust seiner Stelle bedroht, bis endlich 1764, um der Einmischung einer in Wien deßhalb niedergesetzten Hofcommission zu entgehen, die Streitenden sich verglichen und Wieland auch von dem katholischen Theil als Kanzleidirector anerkannt wurde. Außerdem hatte er in Biberach noch Gelegenheit zu manchen andern Lebenserfahrungen, die ihn das Treiben der Menschen belächeln lehrten. Die Auftritte, welche die Einführung des von Wielands Vater unterstützten Predigers Brechter, der der Masse als nicht rechtgläubig geschildert war, begleiteten, zeigten ihm den Fanatismus in seiner rohesten Gestalt und waren für seine religiöse Denkungsart, die bereits zu der Toleranz der

Aufklärer hinneigte, von nicht geringem Einfluß; in seinem Roman „die Abderiten" hat dies Ereignis nachmals eine Stelle gefunden.

Er fühlte sich in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Biberach so poesiearm, daß er bei Gelegenheit der Herausgabe seiner gesammelten „poetischen Schriften" (1762) öffentlich glaubte erklären zu müssen, daß seine poetische Laufbahn geschlossen sei. Seine Briefe aus jenen Jahren sind voll unzufriedener Klagen: „Ich muß mich", heißt es unter anderm, „durch eine Art von freiwilliger Dummheit und Betäubung unempfindlich machen . . . . . Ich habe keinen Tag, der mein eigen ist. Ich bin keine Stunde sicher, daß ich den Humor behalten werde, worin ich war. Meine Einbildungskraft ist erloschen, mein Herz ist leer . . . . . meine Arbeiten gehen nicht von statten." Allein der Grund seiner Unzufriedenheit und Unfähigkeit zur Production lag nicht blos in den gehäuften Geschäften und dem verdrießlichen Intriguenspiel, in das er manchmal verflochten ward. Es war das gerade eine der nachtheiligen Ansichten jener Zeit, daß der Dichter am besten zu schaffen vermöge, wenn er in stiller Zurückgezogenheit vom Gewühl des Lebens sich in seiner geträumten Welt ergehe. Daher die Furcht der damaligen Dichter, durch praktisches Wirken mit der gewöhnlichen Welt in Berührung zu kommen. Es ist vielmehr auch für Wielands Bildung nicht gering anzuschlagen, daß er in seinem kleinen Kreise das wirkliche Leben näher kennen lernte, und der Trieb, in dasselbe einzugreifen, in ihm geweckt ward. Als jüngster Rathsherr hatte er auch die Leitung des Biberacher Stadttheaters übernehmen müssen; eifrig bemühte er sich, es empor zu bringen; einige tüchtige Zöglinge bildete er in demselben zur Schauspielerkunst heran. Mehr noch ist der Grund seiner Unzufriedenheit darin zu suchen, daß um jene Zeit sich seine Umwandlung vollständig vollzog, während er noch nicht öffentlich als ein anderer

hervorzutreten wagte und überdies keinen Freund in seiner Nähe hatte, gegen den er sich offen über das, was in ihm vorgieng, aussprechen konnte. Die nebelhaften sogenannten Ideale, welche der Verstand im Bunde mit der jugendlichen Phantasie erzeugte, ohne daß sie in der Tiefe des Herzens Wurzel geschlagen hatten, waren davon geflogen und hatten ihn in einer peinlichen Leere zurückgelassen. Dazu kam endlich noch, daß er mit seiner geliebten Julie von Bondeli gespannt war und er die Hoffnung auf eine Vereinigung mit ihr entschwinden sah. Auf solche Weise vereinsamt und in seinem Innern ohne sichern Halt, unternahm er, wahrscheinlich durch Lessings Bemerkungen in den Literaturbriefen aufgemuntert, eine Uebersetzung der Dramen Shakespeares, das beste Mittel, die an Idealen matt gewordene Einbildungskraft durch den Reichthum der lebendigen Welt, die sich ihm in diesen Dichtungen erschloß, mit frischer Kraft zu beleben. Von 1762 bis 1766 erschienen acht Theile, welche zweiundzwanzig Dramen, meist in Prosa übertragen, enthielten. Es war eine schwierige Aufgabe, zum ersten Mal der Uebersetzer Shakespeares zu sein; daher war dies Werk, wie namentlich Lessing in der „Dramaturgie" lebhaft anerkannte, bei manchen Mängeln im einzelnen höchst verdienstlich; mehr als durch kritische Abhandlungen und Lobpreisungen ward Shakespeare dadurch unter uns heimisch gemacht. Was er als dramatischer Dichter nicht vermochte, hat Wieland durch diese Arbeit erreicht; er hat neben Lessing unser Drama in eine andere Bahn geleitet. Man weiß, was die Wiedererweckung Shakespeares in der Geschichte unserer Poesie und unserer Bühne zu bedeuten hat.

Seit dem Frühsommer des Jahres 1762 gewann Wielands Leben eine freundlichere Gestalt. Graf Friedrich von Stadion, lange Zeit kurmainzischer Staatsminister, hatte sich, jetzt ein siebzigjähriger Greis, von Geschäften zurückgezogen, um die letzten Tage seines Lebens in Muße und im Genusse der Natur auf

ſeinen Gütern zu verleben. Er wählte dazu das nahe bei Biberach anmuthig gelegene Schloß Warthauſen. Ihn begleitete dahin ſein Pflegeſohn la Roche, bisher ſein Gehilfe in Staatsgeſchäften, und deſſen Gattin, die Jugendgeliebte unſers Dichters. In dieſem Familienkreiſe war Wieland der ſtets gern geſehene Freund; hier fand er die angenehmſte Erholung, die geiſtvollſte Anregung. Der Graf war ein durch das Leben gebildeter Weltmann, rechtſchaffen und wohlwollend, dabei vielſeitig unterrichtet und in der poetiſchen Literatur, vornehmlich Frankreichs und Englands trefflich bewandert. La Roche hatte ſich eine ähnliche Bildung angeeignet; ihm hatte beſonders die ſchöne Literatur und die philoſophiſche Denkweiſe der Franzoſen zugeſagt. Ein Zögling der Philoſophie Voltaires, verfolgte er mit ſcharfem Witze alles, was ihm als Schwärmerei und Aberglaube verdächtig ſchien. In dieſe Bildungsſphäre hatte er auch ſeine junge Gattin hineingezogen; auch ſie war nicht mehr die fromme Schwärmerin aus den Jahren, da ſie Wielands Braut hieß. War für dieſen ſchon ein ſolcher Umgang von heilſamem Einfluß, ſo ward derſelbe noch verſtärkt durch die erleſene Bibliothek franzöſiſcher und engliſcher Dichter und Philoſophen, die ihm jetzt zu freier Benützung offen ſtand. Schon in der Periode idealer Schwärmerei hatte Wieland die berühmteſten Vorkämpfer der Aufklärung eifrig geleſen; wie viel mehr gab er ſich auf der jetzigen Stufe ſeiner Weltanſicht dieſer Lectüre mit ſympathiſchem Intereſſe hin! Er ſchuf ſich eine neue Lebensphiloſophie, er ſetzte der idealen Welt Natur und Wahrheit entgegen. Er machte ſich an die Löſung der ſchwierigen Aufgabe, deren Ziel er ſchon, als er ſich noch mitten in der ſeraphiſchen Poeſie Bodmers befand, ſeltſam genug, als wünſchenswerth bezeichnet hatte, ſeinem Verſtande nach ein Freidenker und dem Herzen nach ein rechtſchaffener Mann zu ſein.

Wenn andere große Schriftſteller des Jahrhunderts ſich über ihr Zeitalter erhoben und das mitlebende Geſchlecht, den Gedanken-

kreis desselben erweiternd, mit sich fortzogen, so begnügte sich Wieland damit, der Spiegel der in den höheren Gesellschaftskreisen herrschenden Denkungsart und Geschmacksbildung zu sein, die empfangenen Eindrücke mit dem Reiz gefälliger Formen zu umkleiden und (wie sein Biograph Gruber ihn genannt hat) der gesellschaftliche Schriftsteller zu werden. Seine philosophische Ueberzeugung huldigte dem Empirismus und Materialismus der englisch-französischen Schule, die damals den Zenith ihres Ansehens erreichte und durch Männer von ausgezeichneten Geistesgaben, die durch eine glänzende Darstellung unterstützt wurden, Voltaire, d'Alembert, Diderot, Helvétius und viele andere ihre Wirkung durch ganz Europa verbreitete. Sie lehnte das Uebersinnliche als Schwärmerei von sich ab, warf die positive Religion mit Aberglauben und Pfaffentrug zusammen, wies die daraus abgeleiteten strengen Tugendgrundsätze als der Naturbestimmung des Menschen widersprechend zurück und setzte den wahren Zweck des Lebens in die Glückseligkeit, den Genuß des Daseins.

So offen sich auch Wieland zu diesen Lehren bekannte, so bewahrte ihn doch sein Gemüth, das die idealen Eindrücke der Jugendzeit nie ganz verlor, vor den äußersten Consequenzen. Sein Charakter war rechtschaffen, wohlwollend, frei von Neid und Selbstsucht, nicht groß, aber warm in Liebe und Freundschaft. „Er spielte", sagte Goethe, „gern mit seinen Meinungen, aber niemals mit seinen Gesinnungen." Die Folge davon war, daß er die Duplicität seines Wesens nie ganz zu überwinden vermochte, daß er Reales und Ideales nicht in einer durchgebildeten Weltansicht verbinden und ausgleichen lernte. Selten nur erscheint daher die volle Wärme der Ueberzeugung, selten die höhere Wahrheit des Lebens. Die heitere Betrachtung desselben erhebt sich in den wenigsten Fällen zum freien poetischen Humor; es bleibt meist nur die lächelnde Ironie, die alle Dinge der Welt als ein nichtiges Spiel ansieht, eine altkluge Weisheit des „nil admirari",

die in allem Ringen und Drängen der Menschheit nichts als eine stets sich wiederholende Thorheit erkennt und überall mit dem „leben und leben lassen“ fertig zu werden glaubt. Niemand wird jetzt noch der Fürsprecher der wieland'schen Lebensphiloso-phie sein wollen. Allein man würde auch sehr voreilig und ein-seitig urtheilen, wenn man mit dem allgemeinen Maßstabe die einzelnen Dichtungen Wielands messen und mit einem banalen Verwerfungsurtheile über den ganzen Dichter absprechen wollte. Man kann auf dieser Bahn zwar kein Shakespeare und Goethe werden, aber noch immer ein Ovid, ein Ariost oder ein Boccaccio sein. Von dieser Seite aber übte Wieland, wie sehr er auch unter der höchsten Stufe der Dichtergröße geblieben ist, den nach-haltigsten Einfluß auf das sociale und literarische Leben seiner Zeit aus.

Die Pflege der deutschen Literatur war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf einzelne Städte, namentlich einige der bedeutenderen Universitäten und auch hier auf gewisse Kreise von Gelehrten und gebildeten Bürgern und Frauen beschränkt. Ganze Provinzen, fast das gesammte katholische Deutschland, die Höfe und der Adel waren entweder ohne alles Interesse an der Literatur oder suchten bei den überrheinischen Nachbarn, denen das Urtheil Europas das Principat in Sachen des Witzes und des Geschmacks bereitwillig zuerkannte, die verfeinerte Bildung sich anzueignen. Was diese bei den Franzosen, sah die philologische Gelehrtenwelt einzig und allein im klassischen Alterthume; Ernestis Vorrede zu seiner Ausgabe Ciceros gibt davon Zeugnis. Der Dichter fand noch nicht eine nach heimischer Literatur begierige Nation vor; er mußte sich sein Publicum erst erobern. Klopstock stützte sich auf die frommen, der französischen Aufklärung abge-neigten Kreise, in denen ein das Gemüth neu belebender Pietismus und kirchliche Orthodoxie sich die Hand reichten; Lessing wandte sich zur Bühne als dem eigentlichen Organ einer höheren Erziehung

der Nation, das die Macht der Poesie lebendig und nach allen Seiten weckend in die Gegenwart überträgt. Wieland dagegen machte die französische Bildung der höheren Stände zur Basis seiner literarischen Wirksamkeit und verschmolz sie, unterstützt von einer damals seltenen Kenntnis des Alterthums, mit der philosophisch-sittlichen und künstlerischen Cultur der Griechen, so daß er zu gleicher Zeit die französisch Gebildeten für seine Darstellung gewann und die Alterthumsfreunde zu sich heranzog. Anmuthig und klar floß sein gewandter Stil dahin, und die behaglich sich ausbreitende Geschwätzigkeit ward seinem Zeitalter noch nicht lästig. Indem er durch Scherz und heiteres Spiel des Witzes den Ernst des Denkens und die Schwere des Daseins verscheuchte, indem er die Phantasie in eine bunte Fabelwelt hineinlockte, ward seine Poesie eine freundliche Begleiterin des Lebens, die es nicht wie Klopstocks Muse auf die Thränen, sondern auf das Lächeln der Leser anlegte.

In diesem Sinne können wir ihn trotz mancher Fehlgriffe im einzelnen unter die Befreier unserer Literatur rechnen. Er hat nicht wie Lessing die Fesseln des französischen Geschmacks gebrochen, es sei denn durch seine Uebersetzung Shakespeares, aber er hat die Anhänger desselben mit der deutschen Literatur versöhnt und sie für deren Interessen gewonnen. Zugleich hat er die Poesie von dem Zwange der moralisch-dogmatischen Einseitigkeit befreit, welche ihr neue Fesseln anlegte; er hat endlich den Roman als Schilderung psychologischer Lebenswahrheit sowie das romantische Epos als Darstellung einer von der munteren Dichterphantasie freigeschaffenen Wunder- und Mährchenwelt in ihre Rechte eingesetzt. An der Fortbildung unserer Sprache hat er so gut wie Klopstock seinen Antheil. Er gab ihr Leichtigkeit und Gewandtheit, förderte ihren Wohlklang, auch durch die geschickte Behandlung des Reims, den die Hexametristen und Odendichter zu verdrängen suchten; er ward der Schöpfer der unterhaltenden

Prosa, welche die schwerfällige Form der Gottschedianer noch nicht überwunden hatte. Das sind Verdienste, die gerade von denjenigen am lebhaftesten anerkannt wurden, welche wie Goethe, auf seinen Schultern stehend, ein höheres Ziel zu erreichen befähigt waren.

„Non sum qualis eram, mon cher Zimmermann! Sans m'étonner d'avoir été enthousiaste, hexamétriste, ascète, prophète et mystique, il y a bien du tems que je suis revenu, grâce à Dieu, de tout cela, et que je me trouve tout naturellement au point d'où je suis parti il y a dix ans. Platon a fait place à Horace, Young à Chaulieu, l'harmonie des sphères aux airs de Galuppi et aux symphonies de Jomelli, et le nectar des dieux au Tokay des Hongrois." Mit diesen seine bisherige Idealität verhöhnenden Worten kündigte er im November 1762 dem Freunde seine völlige Metamorphose an. Schon damals hatte er die innere Geschichte seiner Veränderung in einem „Agathon" betitelten, biographischen Roman darzustellen begonnen, dessen Anfänge bis 1761 hinaufreichen. „Ich schildere", schrieb er am 5. Januar 1762, „darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathons gewesen zu sein mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünschte." Indeß zogen ihn nicht nur störende Geschäfte, sondern auch mancherlei schriftstellerische Arbeiten — die Jahre 1762 bis 1766 gehörten zu den productivsten seines Lebens — von seinem Lieblingsplane ab.

Mit den „komischen Erzählungen", welche durch leicht geschürzte Reimform und anmuthig plaudernde Redeweise sich einschmeicheln, machte er den Sprung in die lascive Manier eines la Fontaine und Prior. Sollte nicht auch dem deutschen Dichter erlaubt sein, was in den Nachbarlanden mit Beifall aufgenommen war? Bedächtig gab er daher der zärtlich-lüsternen Liebesschilderung „Nadine" (1762) die Aufschrift „eine Erzählung in Priors Manier". Die meisten dieser schlüpfrigen Gedichte sind

Travestien griechischer Mythen; der Titel „komische Erzählungen“ kam ihnen daher richtiger zu als der später — vorübergehend — gewählte „griechische“. „Diana und Endymion“ (1762—1764), „das Urtheil des Paris“ (1764), „Aurora und Cephalus“ (1764) und die später verworfene Geschichte „Juno und Ganymed“ (1764) wetteiferten in der Schilderung sinnlicher Lüsternheit mit den Dichtungen eines Crébillon und hatten nichts von jener Naivität, welche bei Ariost und Boccaccio ähnlichen Scenen noch den Reiz der Anmuth leiht. Den Stoff entlehnte Wieland meist aus Lukians „Göttergesprächen“, die selbst schon an die Travestie streifen; aber er suchte sein Vorbild noch zu überbieten, sei es durch den burlesken Ton der Darstellung, sei es, indem er die wollüstigen Scenen glänzender ausmalte oder neue einfügte. Eine Anzahl weiterer komischer Erzählungen wurden entweder (wie die 1764 vollendete „Europa“) auf das Abmahnen der Freunde hin nicht gedruckt, oder sie gediehen nur zu fragmentarischen Entwürfen, so „die zween Liebesgötter“, „die Grazien“, „Venus und Adonis“, „Ixion“, „das Netz des Vulcan“. Mit dem „vita proba, pagina lasciva“ entgieng Wieland nicht der Verurtheilung der sittlichen Kritik; den Schweizern erschien er als ein gefallener Engel.

Ausführlicher schilderte er den Gegensatz seiner jetzigen Weltansicht gegen die frühere in dem Roman „der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht“ (1764). Er hatte zu dieser im Sommer und Herbst 1763 und im Anfang des folgenden Jahres flüchtig hingeworfenen Arbeit meist fremdes Eigenthum verwendet. Cervantes, dessen „Don Quixote“ im allgemeinen als Vorbild diente, Marivaux und die Verfasser der französischen und englischen Abenteurerromane und Feennährchen boten den bunten Stoff dar, der, ohne zu vollkommener innerer Einheit sich zu gestalten, in

einander gearbeitet ward. Rascher Fortschritt der Handlung zeichnet zwar den Roman aus, trägt aber zugleich bei, die an sich unwahrscheinliche Geschichte noch unglaublicher zu machen. Dagegen ist die Lösung des Knotens schleppend, da das Mährchen vom Prinzen Biribinker, eine Caricatur aller Feengeschichten, die im Mittelpunkt des Romans steht, die Katastrophe noch nicht herbeizuführen vermag. Ausgezeichnete Kunstgriffe in der Darstellung des Einzelnen können für diese Mängel nur spärlich entschädigen, zumal da nicht wie im „Don Quixote" große, weltbewegende Gegensätze von Ideal und Wirklichkeit künstlerisch behandelt sind, sondern Wieland es von vorne herein auf eine engsinnige, rationalistisch gefärbte Moral abgesehen hat.

Inzwischen hatte er 1763 den ersten Theil des „Agathon" vollendet; der Abschluß des Ganzen beschäftigte ihn noch einige Jahre, so daß erst 1766—1767 das gesammte Werk erschien. Es ist als der bedeutendste und seines Einflusses auf die Literatur halber folgenreichste unter Wielands Romanen anzusehen. Da es die poetische Selbstschilderung des Dichters ist, so hieng er stets an diesem Werke mit besonderer Liebe und war in den spätern Ueberarbeitungen bemüht, den psychologischen Zusammenhang noch sorgfältiger zu zeichnen und die Dichtung als Ganzes mehr abzurunden. In der zweiten Ausgabe (1773) fügte Wieland „die geheime Geschichte der Danae" bei, und in der letzten Ueberarbeitung (1794) bemühte er sich, „dem moralischen Plane des Werkes durch den neu hinzugekommenen Dialog zwischen Agathon und Archytas die Krone aufzusetzen und vermittelst alles dieses das Ganze in die möglichste Uebereinstimmung mit der ersten Idee desselben zu bringen, um es der Welt mit dem innigsten Bewußtsein hinterlassen zu können, daß er wenigstens sein Möglichstes gethan habe, es der Aufschrift „quid virtus et quid sapientia possit" würdig zu machen."

Gleichwie Wieland in der Einsamkeit und der frommen,

strengen Zucht des väterlichen Pfarrhauses und der lindenumgebenen klösterlichen Schule fern von den Berührungen mit der Welt aufwuchs und das Leben nur durch die Schilderungen, die seine Erzieher und seine Bücher ihm gaben, kennen lernte, so wird Agathon im heiligen Tempel zu Delphi, im stillen Haine des Gottes unter sorgsam behütender Pflege erzogen; es ist der Jon des Euripides, der Knabe mit dem kindlich frommen, reinen Herzen. Aber die Zeit kommt, wo der Jüngling in die große Welt eintreten muß. In Athen, der Weltstadt, dem Mittelpunkt der höchsten geistigen Cultur, der verfeinerten Sitte sieht er sich plötzlich in eine neue Umgebung versetzt, wo das, was man ihn früher gelehrt, nicht mehr auszureichen vermag. Durch eine Reihe glücklich mit einander verketteter Umstände wird er an die Spitze des Staates gedrängt; da er aber auch hier ohne Rücksicht auf die realen Verhältnisse den strengen Grundsätzen seiner Jugend treu bleibt, werden seine Verdienste bald mit Undank belohnt, er selbst gestürzt und verbannt. Er fällt in die Hände von Seeräubern; als Sklave wird er nach Smyrna, der Stadt der feinen sinnlichen Weltlust, verkauft. Im Umgange mit dem skeptischen Epikureer Hippias lernt er seinen frommen Glauben als Schwärmerei verachten, und eine Danae macht ihm durch ihre Reize begreiflich, daß der Genuß des Lebens dem Sohne der Erdenwelt mehr gezieme und seiner Natur gemäßer sei als die strenge Tugend, mit deren Grundsätzen man ihn für den Lebensweg hat ausrüsten wollen. Zwar reißt er sich aus der müßigen Wollust, in die er durch diesen Umgang versinkt, wieder los, um nochmals im politischen Leben — am Hofe des jüngeren Dionysius zu Syrakus — eine Rolle zu spielen, jetzt freilich als ein durch eigne Erfahrungen gereifter Mann, der aber noch immer nicht sein ideales Streben der Welt und den Menschen, die ihn umgeben, anzupassen versteht. Neuerdings gestürzt, findet er endlich im Hause des Archytas Glück und Zufriedenheit wieder,

während die Philosophie desselben ihn von aller Schwärmerei hinweg zur Selbsterkenntnis und zu praktisch sittlichem Handeln innerhalb dieser Welt weist. Die Ideale ziehen davon, und indem er die Welt nimmt, wie sie ist, begreift er die wahre Weisheit des Lebens, die Kunst, das Dasein an der Hand der Grazien weise und mäßig zu genießen. Klar sind hier die Gegensätze ausgesprochen, zwischen denen sich Wielands Dichtungen hin und her bewegen, eine Welt schwärmerischer Ideale neben einer Wirklichkeit, in der man auf die Ideale mehr oder weniger Verzicht leistet und sich behaglich von dem breiten Strom des Weltwesens forttreiben läßt. Das Resultat ist ein negatives, und die wahre Lebensweisheit ist die lächelnde Ironie. Schon aus diesem Grunde mangelte der Composition des „Agathon" — wenigstens in der ersten Ausgabe, wo die Philosophie des Archytas noch fehlte — eben so sehr die höhere poetische Weihe als die innere Wahrheit. Für die Zeit seines Erscheinens ist vor allem zu bemerken, daß er in directe Opposition gegen die richardson'schen Tugendromane trat, welche damals in Uebersetzungen und Nachahmungen an der Tagesordnung waren; schon dadurch machte er Epoche. Die auf umfassendem Studium der Quellen beruhende culturhistorische Darstellung des spätern griechischen Alterthums, in welches Wieland die Geschichte verlegte, erregte nach den verschiedensten Seiten hin Interesse. Zugleich aber war auch durch die Gewandtheit der Erzählung, deren Vorzüge selbst Lessings Beifall fanden, ein Muster in der Romanprosa gegeben, das unserer Sprache überaus förderlich ward.

Wieland dachte über die kühle Lebensweisheit, mit der sich Agathon zufrieden gibt, nicht ganz so heiter, wie wir aus seiner Darstellung schließen möchten. „Wie oft", schreibt er im Anfange des Jahres 1765 an Zimmermann, „seh' ich mit einem traurigen Blick in diese seligen Tage der Unschuld zurück!" — „Urtheilen Sie, mein lieber Freund," fährt er an einer andern Stelle des-

selben Briefes fort, „mit welchem Muth ich in diesem Augenblick, da ich drei Tage hinter einander mit einer Inventarisation zugebracht, an einem mit Acten und Protokollen überlegten Tische sitzend, in diese Zeiten einer heitern, der Liebe und den Musen geweihten Jugend zurücksehe!“ Noch in dem Laufe dieses Jahres ließ er sich — mehr durch Zureden der Eltern und Freunde als durch eigene Neigung — zu einer Heirath bewegen; er wählte die Tochter eines Augsburger Kaufherrn, Anna Dorothea von Hillenbrand; am 21. October fand die Hochzeit statt. Wenn er manchmal den Wunsch nicht verhehlt hatte, sich durch eine reiche Partie eine unabhängige Stellung zu verschaffen, so erlangte er dies nun eben so wenig, als er die Ansprüche des Dichters bei der Wahl seiner Gattin zu Rathe gezogen hatte; sie soll die Werke ihres Mannes nicht einmal gelesen haben. Dagegen war sie ihm eine liebevolle Lebensgefährtin, eine treue Mutter der zahlreichen Kinderschaar, mit der sie ihn nach und nach beschenkte. Wenn auch die ersten Aeußerungen über das „kleine, ganz artige, liebenswürdige Geschöpf“, das er sich, er weiß selbst nicht wie, „von seinen Eltern und guten Freunden hat beilegen lassen“, kalt und gleichgültig klingen, so gibt er schon einige Wochen später seinem Geßner von ihr mit wenig Worten eine Charakteristik, in welcher der Werth seiner jungen Frau warme Anerkennung findet: „Sie hat wenig oder nichts von den schimmernden Eigenschaften, auf welche ich (vermuthlich weil ich Anlässe gehabt habe, ihrer satt zu werden) bei der Wahl einer Ehegattin nicht gesehen habe. Sie ist, mit unserm Haller zu reden, gewählet für mein Herz und meinen Wünschen gleich, ein unschuldiges, von der Welt unangesteckes, sanftes, fröhliches, gefälliges Geschöpf.“ Gegen Zimmermann gesteht er, daß er glücklich genug gewesen sei, vielleicht die einzige in der Welt zu bekommen, welche in allen Stücken dazu tauge, seine Frau zu sein. „Ich habe sie so herzlich lieb, als jemals ein ehrlicher Mann sein Weib lieb gehabt

hat.“ Es blieb sich diese innige Liebe auf allen Stufen des Lebens gleich. Jetzt war ihm das einsame Leben in Biberach nicht mehr so zuwider, wenn gleich im Jahre 1766 der gesellige Verkehr in Warthausen aufhörte, da der Graf Stadion nach Bönigheim zog. Es schmerzte Wieland, daß er noch zuletzt mit dem Grafen und la Roche in ein Mißverhältnis gerieth, weil er sich aus patriotischer Gewissenhaftigkeit im Interesse seiner Vaterstadt gewissen Ansprüchen des Grafen widersetzte. Doch schon im folgenden Jahre kehrte der Graf mit der Familie la Roche nach Warthausen zurück; die freundlichen Beziehungen stellten sich wieder her, und Wieland war bis zum Tode des Grafen (im October 1768) ein fast täglicher Gast auf dem Schlosse. Wenige Jahre später führte er seine Jugendfreundin in die Schriftstellerwelt ein, indem er ihren ersten Roman, „die Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, eine Nachahmung von Richardsons „Clarissa“, 1771 herausgab.

Verglich Wieland das häusliche Lebensglück, das er fast wider Erwarten gefunden hatte, mit den Träumen seiner Jugendschwärmerei und den Phantasien von platonischer Liebe, die ihm lange Zeit zu schaffen gemacht hatten, so fand er in sich selbst den Antrieb zu einer Philosophie über das Wesen der Liebe und ihr Verhältnis zu dem Glück des Lebens. Zu diesem Ziel schien ihm die goldene Mittelstraße am sichersten zu führen; denn auch er setzte seine Zufriedenheit zum Theil auf Rechnung seiner gemäßigten Ansprüche. Aus solchen Lebensbetrachtungen erwuchs die Tendenz des romantischen Gedichts „Idris und Zenide“ (1767 vollendet), in welchem er die Liebe des Herzens sowohl der platonischen als der sinnlichen Liebe gegenüberstellte. Für den Inhalt schwebten dem Dichter Ariosts wunderbare Erfindungen als Muster vor; in der Ausmalung üppiger und schlüpfriger Scenen ergieng sich Wieland hier mit schrankenloser Freiheit. Da dies Gedicht, in welchem er den ersten Versuch machte, die italienische Stanze in einer freieren Strophenform

nachzubilden, Fragment blieb, so faßte er seine Ansichten über anmuthigen Lebensgenuß, besonders in so fern er durch das Glück einer zufriednen, sanft das Herz erwärmenden, nicht leidenschaftlich bestürmenden Liebe bedingt wird, in dem Lehrgedichte „Musarion oder die Philosophie der Grazien" zusammen, das in den Jahren 1765 und 1766 entstand und 1768 erschien, ein ideales Bild des häuslichen Glückes, wie es Wieland in seiner Ehe fand. Hält man diese lebensfrohe Schilderung gegen die schwerfälligen ernsten Lehrdichtungen jener Zeit, die leichte, lebendige Form gegen die schleppenden Alexandriner und Hexameter der Schule Hallers und Bodmers, endlich die einschmeichelnde Anschauung von dem Leben gegen den weit prosaischeren Rigorismus der moralischen Didaktiker, so begreift man die lebhafte Theilnahme, mit der dieses Werk aufgenommen ward. Eben so sehr wie Lessings Kritik im „Laokoon" machte es die alte Lehrdichtung verstummen. Täuschen wir uns gleich nicht mehr über die Schwächen der hier vorgetragenen Lebensweisheit, so war doch im Interesse der Poesie eine Bekämpfung der Engherzigkeit ein Verdienst, und zu einer poesievolleren Auffassung des Lebens, die sich jetzt raschen Schritts in der Literatur Bahn brach, hat diese Dichtung viel beigetragen. Goethe gedenkt in „Dichtung und Wahrheit" des lebhaften Eindrucks, den sie bei ihrem ersten Erscheinen auf ihn machte: „Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wiederzusehen glaubte."

Mit diesem Werke schloß Wieland die stille Zeit in Biberach. „Agathon" und „Musarion" hatten ihn auf die Höhe des Dichterruhms erhoben. Der Wunsch, von seiner einsiedlerischen Kanzleidirectorstelle erlöst und in eine literarisch gebildete Umgebung versetzt zu werden, gieng endlich in Erfüllung. Kurfürst Emmerich Joseph von Mainz berief ihn 1769 als ersten Professor der Philosophie mit dem Rang eines kurmainzischen Regierungsrathes an die Universität Erfurt. Er war eines der wenigen Pfropf-

reiser moderner Bildung, welche auf den alten, morschen Stamm der verfallenen Universität geimpft wurden, ohne mit ihm auch nur der äußeren Form nach verwachsen zu können. Wieland stand fast außer Verhältnis zu der eigentlichen Universität und sprach daher die Klage über die ihn umgebende Barbarei ebenso wie vorher in Biberach auch in Erfurt aus. An Geßner schrieb er am 18. October 1769: „Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Lande liegen müssen, wohin mich mein Schicksal geführt hat! Was für Leute, was für Köpfe, welche Sitten, welche Rohheit, Geist-, Herz- und Geschmacklosigkeit! Zu Menschen soll ich sie bilden, diese Leute! Bona verba quaero! was für ein Thaumaturge müßte ich sein!" Voll Eifers gab sich Wieland gleichwohl dem neuen Berufe hin. Er las vier Tage in der Woche, an jedem zwei Stunden, über Geschichte der Menschheit, Geschichte der Philosophie, Theorie und Geschichte der schönen Künste, allgemeine Literaturgeschichte, er interpretierte Aristophanes, Horaz, Cicero, Montesquieu, den „Don Quixote". Viele neue Hörer zog sein Ruf herbei; die Zahl der Erfurter Studenten stieg auf mehr als das Doppelte. Angenehm war es namentlich für Wieland, dem Mittelpunkte des literarischen Verkehrs näher gerückt zu sein. Mit dem Halberstädter Kreise, namentlich mit Gleim und Jacobi, trat er in enge Freundschaftsverbindung. Klotz in Halle stand bei ihm in großem Ansehn, und dessen getreuer Knappe Riedel, der seine Berufung hauptsächlich veranlaßt hatte, war in Erfurt sein vertrautester Freund. Das alles waren Beziehungen, die weder für Wielands Charakter noch für die Richtung seiner Production günstig sein konnten. In seinen Briefen kommt die unmännliche Haltung, das vorsichtige Complimentieren nach allen Seiten niemals in so verletzender Weise zum Vorschein wie in jener Zeit. Während er Gleim als dem Liebling der Musen und Grazien schmeichelt und ihn nebst Jacobi zu der kleinen Anzahl von Dichtern und Schriftstellern zählt, welche nie

genug schreiben können, sucht er durch Insinuationen gegen eben diese Freunde sich dem alten Bodmer freundlich zu erweisen, spottet über den alten, tändelnden Gleim-Anakreon und läßt Jacobi den Verführten sein. Er warnt Riedel, sich in die klotzischen Händel mit Lessing einzulassen; „es deucht mich doch," schreibt er ihm, „es gilt von Lessing, was Yorik vom Teufel sagt: Widerstehet dem Teufel, so flieht er euch! Es mag wahr sein; aber das sicherste ist doch, vor ihm zu laufen, sobald man ihn erblickt. In einem Kampfe, gesetzt auch, daß man das Feld behielte, kriegt man doch gemeiniglich eine Schramme weg, deren man enthoben sein möchte." Deutlicher kann man die Maxime, aller Polemik aus dem Wege zu gehen, nicht aussprechen.

In den poetischen Werken Wielands aus der Erfurter Zeit weht noch stärker oder schwächer der Geist der Biberacher Periode. Die Lehrdichtung „die Grazien", im Geschmack der gleim'schen Anakreontiker gehalten, abwechselnd in überaus anmuthiger Prosa und Versen tändelnd, ein Pendant zu „Musarion", 1770 gedruckt, bildet nur einen Ausschnitt des größeren, nicht vollendeten Gedichts „Psyche", das in der Form eines Mährchens im Anschluß an die Erzählung des Apulejus von Amor und Psyche eine philosophische Geschichte der Seele enthalten sollte. Die Grazien, die Göttinnen der verfeinerten Sittlichkeit, die Spenderinnen der höchsten sinnlichen Freuden, erziehen das rohe und strenge Menschengeschlecht zur Schönheit, Kunst und Liebe.

Ziemlich gleichzeitig mit den „Grazien" entstand im August 1769 „Σωκράτης μαινόμενος oder Dialogen des Diogenes von Sinope", eine poetische Rettung des kynischen Philosophen, der in Sternes humoristischer Manier zu einem sentimentalen Sonderling umgebildet ward, nach Riedels Ausspruch das Beste, was Wieland geschrieben hatte. Zugleich wollte der Autor durch den Nachweis, wie ein edler Mensch durch innere Consequenz zu Handlungen geleitet werden kann, die, außer dem

Zusammenhang betrachtet, als Tollheiten erscheinen, die Werke seiner eignen zweiten Dichterperiode rechtfertigen. Deßhalb wurden — freilich nur vereinzelte — autobiographische Züge im „Diogenes“ angebracht; ausdrücklich erklärte Wieland in einem Briefe an Frau von la Roche, daß die freiere praktische Philosophie des Humoristen Diogenes die seine sei.

Während Wieland sich hier aller lüsternen Scenen enthielt, konnte doch gleich darauf sein sittliches und ästhetisches Urtheil so in die Irre gerathen, daß er 1771 die in jedem Betracht widerliche Erzählung „Combabus“ mit Behagen ausmalen und sich einreden konnte, die freiwillige Entmannung, die in seiner Quelle, bei Lukian, eine That der Furcht ist, als eine Heldenthat der Tugend und zwar mit aller Zucht und Delicatesse erzählt zu haben. Das Bedenkliche der Erzählung lag aber vor allem darin, daß Combabus in dem kritischen Augenblick seine That bereut, so daß unsere Tugend nur als eine Aufwallung einer heroischen Leidenschaft erscheint, die aber in der Stunde der Versuchung doch nicht zu schützen vermag.

In dem komischen Heldengedicht in achtzehn Gesängen „der neue Amadis“, an dem Wieland gegen Ende des Jahres 1768 zu arbeiten begann (gedruckt 1771), erreichte diese Richtung seiner Poesie ihren Höhepunkt und Abschluß. Dieses „wahre Original“, ein „Mittelding zwischen allen andern Gattungen von epischer Poesie“, das von allen etwas hat, „eine von den abenteuerlichsten Geburten des sokratischen Satyrs, mit einer Grazie halb gutwillig, halb mit Gewalt gezeugt,“ sollte eine Casuistik der Liebe nach ihren verschiednen kleinen Abstufungen enthalten. Dazu läßt nun Wieland seine Helden dergestalt sich im Reiche der sinnlichen Liebe herumtummeln, als ob ihm die Schlüpfrigkeit sinnlicher Schilderung das höchste poetische Ergötzen sei. Obwohl er in seinem „verklagten Amor“ (1772 fragmentarisch erschienen, 1774 vollendet), der aus dem Himmel ausgewiesen und

dann zurückgerufen wird, sich heiter zu rechtfertigen suchte, so wandten sich doch streng sittliche Gemüther entrüstet von ihm ab. Er selbst erschrak über die Gesellschaft, in die er hineingerathen war, als die Verfasser der rohesten Lasciviten sich an ihn als ihren Chorführer drängten. Er hielt plötzlich an auf der abschüssigen Bahn und griff nach einer Stütze in dem Studium der Philosophie Rousseaus.

Die Vorträge, die er in Erfurt über Geschichte der Menschheit hielt, hatten ihn mit Rousseaus politischen Theorien näher bekannt gemacht. Einige Paradoxen desselben beleuchtete er polemisch in den zwei Bänden seiner „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens“ (1770). Ebenfalls im Gegensatz zu Rousseau, dessen „contrat social“ 1765 erschienen war, machte Wieland nach den Theorien französischer Politiker den Plan zu dem Gemälde eines idealen Staates, welches er in den Jahren 1771 und 1772 unter dem Titel „der goldne Spiegel oder die Könige von Scheschian“ ausführte, nach seiner Absicht „eine Art von summarischem Auszug des Nützlichsten, was die Großen und Edeln einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben“. Joseph II. hatte damals die literarische Welt zu großen Erwartungen erregt. Wieland nährte die Hoffnung, durch sein politisches Werk, das im Geiste des reformbegierigen jungen Kaisers verfaßt war, sich den Weg nach Wien zu bahnen, wo er bereits der gelesenste deutsche Schriftsteller war. Indeß fügte es sich zu seinem eignen Heile bald anders.

Die Herzogin Anna Amalia von Weimar, seit 1758 nach dem Tode ihres früh verstorbenen Gemahls Regentin des Herzogthums, hatte sich mit großer Umsicht und Sorgfalt ihren Regentenpflichten und der Erziehung ihrer beiden Söhne Karl August und Constantin gewidmet. Der Hofmeister derselben war Graf Görz, der mit Ernst und Gewissenhaftigkeit seinem Amte vorstand.

Er war mit Wieland befreundet und pflegte sich in manchen Fällen bei ihm Raths zu erholen. Um die Ausbildung der Prinzen, als sie dem Jünglingsalter entgegengereift waren, zu vollenden, schien niemand geeigneter zu sein, als der Verfasser des „goldnen Spiegels“; die Empfehlung des Freiherrn Karl von Dalberg, Statthalters zu Erfurt, entschied Amaliens Wahl. Wieland trat mit dem bleibenden Titel eines kurmainzischen Regierungsraths aus den Diensten des Kurfürsten, der ihn höchst ungern entließ, und kam im September 1772 nach Weimar. Man bewilligte ihm ein Jahrgehalt von tausend Thalern, das ihm nachmals als lebenslängliche Pension blieb, und den Charakter eines herzoglich-weimarischen Hofraths.

Von jenem geistigen Leben, das Weimar nach wenig Jahren zu einer Stätte deutscher Literatur machte, war damals noch wenig vorhanden; doch fand Wieland schon einen für sein literarisches Wirken geeigneten Boden vor. Die Herzogin war voll regen Eifers für geistigen Genuß, der mit den Jahren nur um so lebhafter hervortrat, als die Sorgen und die Geschäfte der Regierung sich während der eingetretenen glücklichen Friedensperiode verminderten. Wieland gewann ihre Neigung und ihr Zutrauen; er ward auch ihr Lehrer und belebte bei ihr das Interesse für vaterländische Literatur, welche bisher an deutschen Höfen nur geringe Geltung hatte. Friedrich Justin Bertuch, der Uebersetzer des „Don Quixote“, Karl Siegmund Freiherr von Seckendorf, bewandert in ausländischer Literatur und ein geschickter Componist, Friedrich Hildebrand von Einsiedel, ein humoristisches Talent, Karl Ludwig von Knebel, ein Zögling der ramler'schen Schule, welcher, durch Wielands Namen angezogen, einen Besuch in Weimar machte und dort 1774 als Erzieher des jüngeren Prinzen angestellt wurde, endlich Johann Karl August Musäus (1735—1787), Pagenhofmeister in Weimar, seit 1770 Professor am dortigen Gymnasium, bildeten einen

Verein von vielseitigen Talenten, der durch Wielands Einfluß einen neuen Antrieb zu literarischer Production erhielt. Gleim kam mehrmals zu Besuchen herüber; doch gab Wieland die Absicht auf, ihn nach Weimar zu ziehen. Theater und Capelle trugen ebenfalls zur Belebung des Geschmacks an Literatur und Kunst bei. Auf dem Hoftheater im Schlosse spielte seit dem October 1771 Seylers vortreffliche Truppe, bei der Eckhof, Brandes und Bök sich durch ihre Leistungen hervorthaten. Wieland, selbst musikalisch gebildet und ein Freund des Claviers, das ihm bis in's späte Alter einsame Stunden erheiterte, wurde dadurch veranlaßt, das Singspiel „Alceste" zu bearbeiten; es ward von Schweizer in Musik gesetzt und in ganz Deutschland mit ungemeinem Beifall aufgenommen. Ihm folgte sofort das gleichfalls von Schweizer componierte lyrische Drama „die Wahl des Hercules" und später noch einige im Anschluß an fremde Vorbilder gedichtete Singspiele. Damit war der erste Schritt zur ernsten deutschen Oper gethan. Der Schloßbrand im Jahre 1774 unterbrach die Theaterfreuden am Hofe Anna Amalias.

Im Beginn seines Aufenthalts in Weimar bereitete Wieland ein großes literarisches Unternehmen vor, die Herausgabe des „deutschen Mercur". Mit dem Jahre 1773 beginnend, begleitete diese Zeitschrift die Literatur eines an bedeutenden geistigen Bestrebungen reichen Vierteljahrhunderts, nicht reformatorisch wie lessingische Literaturbriefe, sondern mehr auf breiter Mittelstraße nach allen Seiten vermittelnd, im Geiste ihres rücksichtsvollen Herausgebers, zum Theil daher ein Schauplatz mittelmäßiger Talente. Aus Wielands Briefen an Merck in Darmstadt, dessen gediegene Aufsätze mehreren Heften des „Mercur" zur Zierde gereichten, ersehen wir am besten, in was für prosaischen Nöthen sich oftmals der Redacteur befand und mit welchen Bitten und Klagen er Mitarbeiter zu seiner Zeitschrift pressen mußte. Allzu sehr verräth sich, daß der „Mercur" eine Finanzspeculation war,

zu der Wieland durch die Rücksichten auf seine immer zahlreicher werdende Familie veranlaßt wurde, die daher mit dem Triebe, in das Räderwerk der Literatur einzugreifen, wenig zu schaffen hatte. Doch lieferten die ersten Dichter und Schriftsteller Deutschlands, Goethe, Herder, Schiller, Bürger, Voß und andere Beiträge zum „Mercur", besonders zu den späteren Jahrgängen; namentlich pflegte aber Wieland seine seitdem verfaßten Schriften jedes Mal zuerst durch seine Zeitschrift in's Publicum einzuführen.

So behutsam auch Wieland sich den kritischen Wortführern gegenüber benahm und noch vor kurzem in Bezug auf Lessing es für das gerathenste gehalten hatte, vor dem Teufel davonzulaufen, damit man nicht gefaßt werde, so hatte er nunmehr doch als Vertreter eines bestimmten Princips in der Literatur eine so scharf bezeichnete Stellung eingenommen, daß die Angriffe nicht ausbleiben konnten. Hauptsächlich giengen sie von der jüngeren Dichtergeneration aus, welche den Ernst der Gesinnung und die Kraft der dichterischen Genialität auf ihre Fahnen schrieb. Der Göttinger Dichterverein, der zu Klopstock sich hinneigte, vollzog 1773 bei der Geburtstagsfeier seines Meisters an Wielands Schriften ein kritisches Autodafé, das großes Aufsehen erregte; Wielands „Idris" und „komische Erzählungen" lagen zerrissen am Boden des Zimmers und wurden zu Fidibus verbraucht. Klopstock selbst hieß diese Opposition der Jugend gut und zielte unverkennbar auf Wieland, als er in seiner „Gelehrtenrepublik" die „Wundergeschichte" erzählte: „Es war einmal ein Mann, der viel ausländische Schriften las und selbst Bücher schrieb. Er gieng auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen, bald auf ihren Rossinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten ihn für einen rechten Wundermann. Doch etlichen entgieng's nicht, wie es mit des Mannes Schriften eigentlich zusammenhieng; aber überall kamen sie ihm gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie

konnten sie auch? Es war ja unmöglich, in jeden Kälberstall der Ausländer zu gehen." Goethe endlich, früher ein Verehrer wielandischer Dichtung, ward durch die sentimentale „Alceste" und die den Euripides allzu hochmüthig kritisierenden Briefe über dieselbe im „Mercur" zu der meisterhaften Persiflage „Götter, Helden und Wieland" veranlaßt, worin er mit keckem Humor die moderne Mattherzigkeit in der Darstellung der kraftvollen Gestalten der antiken Heldenwelt verspottete. Wieland suchte sich auf kluge Weise durch eine heitere, versöhnliche Erklärung aus der Sache zu ziehen, welche, wie sie für seinen nachgiebigen Charakter Zeugnis gibt, zugleich eine Vorahnung der künftigen Größe seines muthwilligen Gegners verräth. „Man muß die Herren", heißt es darin, „ein wenig toben lassen; und wer etwan von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, so fern sie glücklich genug sein sollten, in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können."

Sowohl die Versetzung nach Weimar als die heftigern Angriffe der Kritik waren für Wielands schriftstellerische Thätigkeit von günstigen Folgen. Die neue Umgebung läuterte und hob ihn. Er sagte sich von der frivolen Manier los, die mit den Schilderungen einer lockern Sinnlichkeit ein ironisches Spiel trieb; die ernstere Lebensansicht trat mit dem Scherz wieder in Gleichgewicht. In der „Geschichte des weisen Danischmend" (1775), einem philosophischen Roman mit socialpolitischer Tendenz, der äußerlich an den Schluß des „goldnen Spiegels" angeknüpft ist, verdrängte die humoristische Satire fast nur in den launigen Anmerkungen, die dem Texte beigegeben sind, den Ernst der Darstellung. Der Roman „die Abderiten" (seit 1774) lehnte sich wieder wie „Agathon" an die eignen Lebenserfahrungen des Dichters

an. An den verschiednen Orten seines Aufenthaltes, namentlich in Biberach, wo er über die ihn umgebende Barbarei bald klagte, bald lachte, und in Mannheim, wo er des Theaters halber um Weihnachten 1777 erfolglos einige Wochen hinbrachte, hatte er die Studien zu diesem Gemälde der Thorheiten des philisterhaften Bürgerlebens, in denen die Bewohner deutscher Städte damals recht tief steckten, gesammelt. Der Schauplatz war wieder nach Griechenland verlegt, welches sein Abdera die Thorheiten griechischer Spießbürgerlichkeit büßen ließ. Wieland hat seinen Roman, der allerdings nur aus einer Anzahl innerlich unzusammenhängender Episoden besteht, mit vielen lebendigen Scenen und Charakteren ausgestattet. Humor und Ironie durchdringen die gesammte Darstellung. Der Stil, obwohl auch dieses Mal von dem Vorwurf der Weitschweifigkeit nicht frei zu sprechen, zeichnet sich, besonders in den ersten Abschnitten des Romans, durch Klarheit, Anmuth, Natürlichkeit und Frische aus. Die Vollendung des Werkes, bei der das Interesse des Dichters ermattete, erfolgte erst 1780.

Inzwischen gieng über Weimar ein neuer Stern auf, neben dem der ältere mehr zurücktrat. Goethe kam im November 1775; bald zog er auch Herder nach sich. Es ist das schönste Zeugnis für Wielands liebenswürdiges Naturell, daß er dem neidischen Gefühl, das unter diesen Verhältnissen sehr erklärlich gewesen sein würde, in seiner Brust keinen Raum gab, sondern sich an beide mit Wärme und ungeheuchelter Freundschaft anschloß. Herders Persönlichkeit, welche das Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit oft auf eine lästige Weise der Umgebung fühlbar machte, drückte ihn mehr als Goethes immer freundliche Offenheit, welche Wieland in dem ersten Stadium ihrer persönlichen Bekanntschaft zu einem jugendlichen Enthusiasmus hinriß. Niemals hat er sich mit so begeisterten Worten über einen Freund geäußert wie über Goethe. „Ich lebe nun", heißt es in einem Briefe an Zimmer-

mann, „neun Wochen mit Goethen und lebe, seit unsere Seelenvereinigung so unbemerkt und ohne allen effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Er ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat..... Möcht' ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben wie ich!" In Briefen an Merck finden wir die schönen Worte: „Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat?..... Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über'n Kopf wächst und alles das ist, was ich nicht habe werden können." So warm konnte freilich das Verhältnis nicht immer bleiben. Vorübergehend macht sich auch Wielands Empfindlichkeit, die eben so leicht zu erregen war, wie sie flüchtig wieder entschwand, in seinen Briefen Luft; allein die freundschaftliche Zuneigung begleitete die beiden Dichter doch den langen Weg, den sie noch zusammen wandelten.

Goethes Nähe und Ermunterung wirkte gleich Anfangs sehr anregend auf Wielands dichterisches Schaffen. Er verließ auf einige Zeit die breitspurige Romanprosa und ergriff die poetische Erzählung. Wer verstand so wie er den Schwank, das Mährchen, die abenteuerliche Ritterſage in anmuthige Formen zu kleiden? Es verschwand die französierende Frivolität, die allem Romantischen den zarten Duft abstreifte; eine edlere Lebensansicht trat mit der Romantik in Bund. Zum ersten Mal treffen wir jetzt wieder auf Aussprüche wie den an Merck zur Rechtfertigung des Dramas „Julius von Tarent" von Leisewitz: „Ist es nicht interessant und zuträglich, daß uns auch edlere, höhere, kräftigere Menschheit, mit einem Wort heroische und idealische Menschheit lebendig

dargestellt werde?" Hier redet nicht mehr der Verfasser des „Combabus".

Gleich in den ersten romantischen Erzählungen, die 1775 und 1776 an's Licht traten, dem einer thüringischen Volkssage nachgebildeten Gedichte „der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein", dem „Wintermährchen" und „Gandalin oder Liebe um Liebe", übertraf Wieland alles, was er bisher in Versen gedichtet hatte. Durch Goethe lernte er die ältere deutsche Erzählungspoesie kennen und trug dazu bei, den verkannten Hans Sachs zu Ehren zu bringen. Der Einfluß dieser Lectüre gibt sich kund in der einfachen, würdigen Haltung der Erzählung „Geron der Adelige" (1777), wo im engsten Rahmen ein Bild von der Pracht des ritterlichen Mittelalters in edlen, etwas alterthümlichen Formen vor uns entrollt wird. Rasch hinter einander folgten „das Sommermährchen", der Vogelsang oder die drei Lehren", „Schach Lolo", „Pervonte oder die Wünsche" und andere. Wielands Quellen waren die morgenländischen Mährchensammlungen sowie die älteren französischen Rittergeschichten und Fabliaux. In diesen fand er auch den Stoff zu seinem Meisterwerke, „Oberon" (seit dem Herbst 1778 begonnen, 1780 vollendet), Anfangs in vierzehn Gesängen, die nachmals in zwölf zusammengezogen wurden. Wieland schloß damit gleichsam seine poetische Laufbahn ab; denn alles Folgende blieb hinter den bisher erwähnten Dichtungen zurück, übte auf die weiter sich entwickelnde Literatur geringern Einfluß und gerieth, so groß die Theilnahme der Nation auch im ersten Augenblick sich erwies, bald in Vergessenheit. Bei keiner andern Arbeit hat Wieland aber auch so sehr die ihm ungewohnte Mühe des langsamen dichterischen Schaffens gefühlt; so daß er nicht selten in seinem Unwillen meinte, kein deutscher Dichter habe davon einen Begriff, und nicht undeutlich zu verstehen gab, es hätte sich in der nämlichen Zeit gar vieles, das mehr Masse mache, also etwa ein

paar „Romänchen“ producieren lassen, eine Betrachtung, mit welcher er es freilich nicht sehr ernst nahm, wie sie denn auch dem, der für die Ewigkeit arbeiten will, nicht geziemt.

In dem „Oberon“ belebte der Dichter das Interesse an der epischen Erzählung, indem er mehrere Handlungen geschickt in einander verschlang. Er rechtfertigte sich darüber in dem Vorbericht zu dem Werke in der Sammlung seiner auserlesenen Gedichte: „In der That ist ‚Oberon‘ nicht nur aus zwei, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zusammengesetzt, nämlich aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, der Geschichte seiner Liebesverbindung mit Rezia und der Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon; aber diese drei Handlungen oder Fabeln sind dergestalt in Einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die andere bestehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beistand würde Hüon Kaiser Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne seine Liebe zu Rezia und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden als Werkzeugen seiner eignen Wiedervereinigung mit Titania gründete, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Antheil an ihren Schicksalen zu nehmen. Aus dieser auf wechselseitige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verschiedenen Interesse entsteht eine Art von Einheit, die meines Erachtens das Verdienst der Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leser durch seine eigene Theilnehmung an den sämmtlichen handelnden Personen zu stark fühlt, als daß sie ihm irgend ein Kunstrichter wegdisputieren könnte.“

Mag nun gleich dem Dichter die Verschlingung der Handlungen nicht durchaus gelungen sein, so ist doch in so fern dem Ganzen ein inneres Band gegeben, als die zufällig scheinenden Begebenheiten gleichsam unter der Leitung einer waltenden höheren

Macht ſtehen und trotz aller Schwierigkeiten und Unfälle durch eine gütige Vorſehung zum erwünſchten Ziele geführt werden. Dabei iſt es für die künſtleriſche Technik des Werkes bedeutſam, daß Oberon ſowohl als Titania die Rolle eines deus ex machina nur im äußerſten Nothfall ſpielen, ſo daß auch die menſchlichen Charaktere des Gedichtes auf ihre eignen Kräfte angewieſen und durchaus ſelbſtändig zu handeln genöthigt ſind. Den Stoff entlehnte Wieland vornehmlich aus dem franzöſiſchen Ritterroman von Hüon de Bordeaux, deſſen Darſtellung er manchfach umbildete, vertiefte und veredelte; daneben verwendete er mehrere Motive aus Shakeſpeares „Sommernachtstraum“ und einer Erzählung von Chaucer. Die Form bildete er den italieniſchen Rittergedichten nach. Die Stanze nahm er jedoch auch in dieſer Dichtung nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt herüber, ſondern beharrte in der Anſicht, daß ſie durch willkürliche Behandlung an Beweglichkeit und lebendiger Abwechslung gewinne. Jedoch würde er bei correcterer Nachbildung eine größere Gleichheit im Ton der Erzählung erreicht haben. Deſſenungeachtet bleibt dieſes Werk eine der ausgezeichnetſten Dichtungen im moderniſierten romantiſchen Epos, welche ſelbſt von der romantiſchen Schule, die gar vornehm auf Wieland herabſah, nicht übertroffen werden konnte. Goethe ſandte dem Dichter einen Lorbeerkranz als Zeichen der Anerkennung; daß dieſe aus dem Herzen kam, beweiſen ſeine Worte an Lavater: „Sein ‚Oberon‘ wird, ſo lang Poeſie Poeſie, Gold Gold und Kryſtall Kryſtall bleiben wird, als ein Meiſterſtück poetiſcher Kunſt geliebt und bewundert werden.“ In Weimar waren Wielands „Actien“ durch dieſes Werk „um hundert Procent geſtiegen“; ſein dichteriſches Selbſtgefühl hatte ſich gehoben, weßhalb er über die kalte Art, womit das Publicum dieſe Gabe hinnahm, in nicht geringe Entrüſtung gerieth. An Merck ſchrieb er in der Sprache der Kraftgenies, deren er ſich in den Briefen an ihn nach Goethes Beiſpiel gern bediente: „Die

abermalige hündische Gleichgültigkeit, womit ‚Oberon' aufgenommen worden, besonders das tiefste Stillschweigen, das alle, die ihre Kniee vor dem Baal zu Hamburg beugen und die nun einmal seit etlichen Jahren den Ton in Deutschland angeben, beobachten, macht mir von dieser Seite die ganze Nation ekelhaft." Am meisten Beifall fand Wieland auch mit dieser Dichtung in Oesterreich, wo Johann Baptist Alxinger und Friedrich August Müller mit einer Reihe von Rittergedichten in die Fußstapfen des „Oberon" traten. Wieland kehrte auf das Gebiet der romantischen Erzählung nur noch in dem nach italienischen Quellen frei entworfenen Gedichte „Clelia und Sinibald (1783—1784) zurück.

Während dieses Jahrzehnts, in welchem Wielands poetische Productivität sich so glänzend entfaltete, verfloß sein äußeres Leben so ruhig, daß er sich nur selten von seinem geliebten Weimar entfernte; der Wunsch, es mit einer andern Stadt zu vertauschen, war bald für immer verschwunden. Eine Reise an den Rhein unternahm er im December 1777, lernte in Frankfurt Goethes Mutter persönlich kennen und traf mit Merck aus Darmstadt zusammen, dem er sich für viele werthvolle Beiträge zum „Mercur" verpflichtet fühlte, und reiste dann nach Mannheim, wohin er geladen war, um sein Singspiel „Rosamunde" zur Aufführung zu bringen. Diese Hoffnung ward durch den Tod des Kurfürsten von Bayern getäuscht, dessen Nachfolger Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz war. Jedoch wurden ihm die Reiseauslagen vergütet; eine kostbare Tabatière war als Zeichen der Anerkennung willkommen. Erst 1779 erschien „Rosamunde" mit Schweizers Musik auf der Mannheimer Bühne. Verächtlich urtheilte Wieland selbst in einem Briefe an Merck von seinem Singspiel, es sei „ein dummes Ding, das weder gedruckt [was er dennoch geschehen ließ] noch anderswo als etwan in Gotha oder Weimar aufgeführt werden kann und darf. Nach dieser letzten mißlungnen

Probe erkenne und bekenne ich vor Gott und Menschen, daß ich weder Sinn noch Talent für dramatische Composition habe."

Mit dem Erscheinen des „Oberon" waren die Jahre von Wielands literarischer Entwicklung abgeschlossen. Der Mittelpunkt seiner Beschäftigung blieb der „Mercur", den er durch seine eignen Aufsätze vornehmlich über Wasser zu halten hatte. Mit dem Jahre 1790 suchte er seiner Zeitschrift mehr aufzuhelfen, indem sie als „neuer deutscher Mercur" ihr zweites Stadium begann. Doch konnte sie mit der Zeitbewegung nicht gleichen Schritt halten; Wieland war froh, die Redaction gegen Ende des Jahrhunderts völlig in Böttigers Hände übergeben zu können. Seine Aufsätze für den „Mercur" waren popularphilosophische Abhandlungen, historische Berichte und politische Raisonnements, zu denen die französische Staatsumwälzung Anlaß gab. Ueberall trat in diesen Arbeiten Wielands klares, erfahrnes Urtheil hervor; in der aufgeregten Zeit war er vor enthusiastischen Verirrungen auf der Hut; er blieb Skeptiker und ward als ruhiger Beobachter der Ereignisse nicht selten ein Seher der Zukunft, wie er denn z. B. Napoleons militärische Dictatur lange voraus verkündigte. In seinem philosophischen Urtheil stand er auf der Seite der Aufklärer, ein Anwalt des gesunden Menschenverstandes, so daß er dem Standpunkte der „allgemeinen deutschen Bibliothek" nicht fern war. „Die Wahrheit", äußerte er einmal, „flieht vor der keuchenden Verfolgung ihrer feurigsten Liebhaber, um in die Arme dessen zu laufen, der sie weder erwartete noch suchte. Der einfältigste Menschensinn findet sie am ersten und genießt ihrer wie der Luft, die er athmet, ohne daran zu denken." Die kantische Philosophie konnte ihn daher nicht ernstlich anziehen, obschon sein Schwiegersohn Reinhold ihr eifriger Anhänger und Verkündiger ward. Wielands Denkungsart hatte eine innigere Wahlverwandtschaft mit der Lebensansicht eines Horaz und Lukian.

Die Uebersetzungen dieser Schriftsteller können hauptsächlich

als seine poetischen Arbeiten von 1780 bis 1790 angesehen werden. In den Grundsätzen, die er als Uebersetzer befolgte, wich er von Voß sehr ab. Er wollte das Original nicht wie dieser in möglichster Worttreue und mit der Färbung des Zeitalters, dem der Verfasser angehörte, wiedergeben, sondern richtete sein Bestreben dahin, ihn als einen der Unsrigen reden zu lassen. Indem er durch sorgfältiges Studium den Geist seines Autors zu erfassen suchte, verfuhr er willkürlich mit der Form und opferte dem eignen Geschmacke die Eigenart des Originals auf. Seine Uebersetzungen gewannen dadurch an Popularität und Faßlichkeit für den nicht gelehrten Leser, den er auch durch Einleitungen und Anmerkungen in die Geschichte und Sitten des Zeitalters auf geschmackvolle Weise einführte. Von dieser Seite erwarben sich die Uebersetzungen von Horazens Briefen (1782) und Horazens Satiren (1786) auch den Beifall der Kenner des Alterthums. Die Uebersetzung von Lukians sämmtlichen Werken, Wielands Meisterstück in dieser Kunst des Verdeutschens, erschien 1788 und 1789 in sechs Theilen.

Der Beschäftigung mit Lukian verdanken auch mehrere verwandte Schriften Wielands ihr Entstehen. In der Manier des geistvollen Griechen schrieb er die „Gespräche im Elysium", vorwiegend satirisch-moralischen Inhalts, und die „Göttergespräche" (1789—1793), deren acht erste allgemeine religionsphilosophische und historische Fragen behandelten, während die letzten den politischen Grundsätzen ihres Verfassers mit specieller Rücksicht auf die Revolution in Frankreich Ausdruck verliehen. Ihnen schlossen sich 1798 die „Gespräche unter vier Augen" von ähnlichem Charakter an. Auf demselben Boden bewegte sich auch der Roman „Peregrinus Proteus" (1788 und 1789 im „Mercur", dann 1791 in zwei Bänden erschienen), ein nach den von Lukian gegebenen Grundzügen ausgeführtes Charaktergemälde eines philosophischen Schwärmers, eine poetische Rettung

in der Art des „Diogenes“, im Bereiche der Dichtkunſt, wenn auch nicht der Geſchichte, gelungen. In ähnlichem Sinn iſt der von Wieland ſehr hoch geſtellte „Agathodämon, aus einer alten Handſchrift“ (1796—1799) zu faſſen, ein mehr didaktiſch gehaltenes Seitenſtück zu dem vorigen Roman mit manchfachen Aufſchlüſſen über das Verhältnis des Autors zu dem Urchriſtenthum.

Seit 1793 arbeitete er mit großem Fleiße an der Reviſion ſeiner ſämmtlichen Werke, welche er die Freude hatte, zu einer Zeit, wo der Abend ſeines Lebens begonnen hatte und der Stern ſeines Dichterruhmes ſchon im Sinken war, in einer von Göſchen veranſtalteten, ſeit 1789 vorbereiteten prachtvollen Ausgabe vor das Publicum treten zu ſehen. Ihr widmete er die heiterſten Tage und Stunden ſeines Lebens.

Der Eintritt in's Alter ließ ihn noch glückliche Jahre hoffen. Er erfreute ſich einer feſten Geſundheit. Von vierzehn Kindern, mit denen ſeine „kleine“ Frau ihn beſchenkt hatte, waren ihm neun geblieben, die zu ſeiner Freude trefflich gediehen; ſeine Töchter wurden glücklich verheirathet; ſeine Vermögensumſtände ließen ihn ohne Sorge in die Zukunft blicken. Machte ihm auch die Kritik manchen Verdruß, ſelbſt die „Xenien“ Goethes und Schillers, die ihm, wenn auch mit rückſichtsvoller Feinheit, einige unangenehme Wahrheiten ſagten, ſo wurden ihm doch auch wieder bei ſeiner Reiſe nach der Schweiz im Jahre 1796 ſo viele Beweiſe der Liebe und Verehrung zu Theil, daß er mit Selbſtzufriedenheit auf ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn zurückblicken konnte.

Ein reizender Aufenthalt an den Ufern des Züricher Sees hatte ihm ſtärker denn je die Luſt zum Landleben erregt. Bald nach ſeiner Heimkehr brachte er den Entſchluß zur Ausführung; im Frühling 1797 kaufte er ein Landgut zu Osmannſtedt, drei Stunden von Weimar. Geſchäfte der Landwirthſchaft wechſelten

seitdem mit literarischen Arbeiten ab, und der Besuch von Freunden erheiterte ihm manchen Tag. Goethe hebt in seiner liebevollen Schilderung Wielands hervor, „wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.“ Hier sah ihn auch 1799 nach einer fast dreißigjährigen Trennung seine Jugendgeliebte, Sophie von la Roche, wieder, voll warmer Erinnerung an den Moment, wo sie vor neunundvierzig Jahren ihn das erste Mal bei der Aussicht nach dem weiten, einsamen St. Martinskirchhof in Biberach belauschte, und an jene schönen Stunden, wo er ihr die ersten Entwürfe, die ersten Ahnungen seiner literarischen Zukunft mittheilte.

In dieser idyllischen Zurückgezogenheit versenkte sich sein Geist am liebsten in die herrlichen Zeiten attischer Bildung. Er begann 1796 die Herausgabe des „attischen Museums“, das vornehmlich dazu bestimmt war, die Geisteserzeugnisse jener Bildungsperiode auf den heimischen Boden zu verpflanzen. 1802 folgte das „neue attische Museum“, von Wieland gemeinsam mit andern literarischen Freunden herausgegeben. Gleichwie Wieland uns zuerst den deutschen Shakespeare schenkte, so war er auch einer der ersten, welche das attische Drama durch Nachbildungen uns näher brachten. Verdienstlich war vor allem die Uebertragung einiger Lustspiele des Aristophanes (der „Acharner“, „Ritter“, „Wolken“ und „Vögel“), woran sich der „Jon“ und die „Helena“ des Euripides schlossen. Mit diesen Arbeiten und andern Studien zur griechischen Cultur- und Literaturgeschichte hieng das umfassende Gemälde des platonischen Zeitalters „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen“ auf das innigste zusammen. Als getreue Schilderung griechischer Bildungszustände übertraf dieser historische Roman, der, mit jugendlichem

Muth und Zuversicht des Gelingens unternommen, 1800—1802 in vier Theilen erschien, alle seine früheren, wenn gleich die weitschweifige Briefform, worin ganze Abschnitte über die philosophischen Systeme der sokratischen Schulen Aufnahme gefunden haben, den Verfasser nicht zu einer künstlerischen Abrundung der Form gelangen ließ. An Aristipps Beispiel suchte Wieland nachzuweisen, wie nicht sowohl durch abstracte Grundsätze als vielmehr durch den individuellen Tact eines frei sich bewegenden, aber edel angelegten Charakters das Leben glücklich bestimmt wird. Das Werk fand den ungetheilten Beifall der Zeitgenossen, in den jetzt auch Klopstock einstimmte. Gleichsam als Fortsetzung dieser philosophischen Betrachtungen folgten 1805 unter dem Titel „Euthanasia" drei Gespräche über das Leben nach dem Tode, deren Resultat auf die Resignation des Skeptikers hinauskommt und sich in der Behauptung zusammenschließt, es möchte vielleicht besser gewesen sein, wenn die Menschen nicht anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menschenlebens sei, weil sie dann eher gelernt hätten, dieses irdische Leben als ein Ganzes zu betrachten und darnach zu handeln. „Menander und Glycerion", als Taschenbuch auf 1804, und „Krates und Hipparchia", als Taschenbuch auf 1805 gedruckt, die erstere Erzählung nach Form und Inhalt leicht, anmuthigflatterhaft, die zweite ernster und strenger gehalten, führten wieder zu der Geschichte griechischer Philosophie. Mit dem „Hexameron von Rosenhain", einer Sammlung von sechs schon ihrem äußern Charakter nach verschiednen Novellen und Mährchen, trat Wieland zum letzten Mal (1805) als selbständig productiver Autor hervor.

Das neue Jahrhundert hatte ihm gleich im Beginn schmerzliche Erschütterungen gebracht. Im November 1801 verlor er seine treue Lebensgefährtin. Neben einer kurz vor ihr dahingeschiedenen geliebten Pflegetochter, einer Enkelin der Sophie von la Roche, erhielt sie ihr Grab im Garten von Osmannstedt.

Sein ländliches Besitzthum hatte für ihn seitdem keinen Reiz mehr, wenn gleich seine Töchter dem Hauswesen vorstehen konnten. Verluste bei der Landwirthschaft kamen hinzu, ihm den Verkauf des Gutes wünschenswerth zu machen, den er 1803 glücklich zu Stande brachte. Nur die theure Grabstätte behielt er sich vor, um neben den Geliebten auch seinen Ruheplatz zu finden.

Er ward in Weimar herzlich empfangen; man bemühte sich, ihm den Rest seines Lebens durch zarte Aufmerksamkeit zu verschönern. Mehrere Sommer verlebte er auf den herzoglichen Lustschlössern Tiefurt und Belvedere. Im Theater war ihm ein Platz in der herzoglichen Loge eingeräumt. Mit Goethe stand er im freundlichsten Verhältnis. Es erinnert uns an den Lorbeerkranz nach der Vollendung des „Oberon", wenn Goethe 1807 bei der ersten Aufführung des „Torquato Tasso" die Büsten Schillers und Wielands von den beiden Fürstinnen bekränzen ließ. Dagegen ließen ihn die Wortführer der romantischen Schule die „göttliche Grobheit" ihrer Kritik fühlen, seitdem August Wilhelm Schlegel 1799 die Losung mit der citatio edictalis im „Athenäum" gegeben hatte, kraft deren „über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crébillon, Hamilton und vieler andern Autoren concursus creditorum eröffnet" und, weil„ auch in der Masse mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horatius, Ariosto, Cervantes und Shakespeare zustehende Eigenthum sich vorgefunden", jeder, der ähnliche Ansprüche habe, sich zu melden vorgeladen wurde. Wieland tröstete sich damit, daß nach dem Maßstabe, den die Schlegel aufstellten, nur Homer, Shakespeare und Goethe Dichter seien, er also noch in sehr großer und doch nicht ganz schlechter Gesellschaft vom Parnaß ausgeschlossen sei. Das ganze Treiben der Romantiker fand er jedoch „unausstehlich"; man springe mit dem Verstande um, „als ob ihn der liebe Gott vor die Säue geworfen hätte";

mitunter wollte ihn bedünken, die Barbarei klopfe wieder an die Pforten.

Es war ihm nicht erspart, die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1806, von denen Jena und Weimar schwer heimgesucht wurden, zu erleben und Deutschlands Erniedrigung mitzufühlen. Auch die Feinde bewiesen ihm eine achtungsvolle Rücksicht. Während der Plünderung Weimars war sein Haus durch eine Wache geschützt; Marschall Ney ehrte ihn durch einen Besuch. Kaum hatten sich die äußern Wolken verzogen, als 1807 der Tod der Herzogin Anna Amalia das Land in Trauer versetzte, auch für Wieland ein schmerzlicher Verlust. Um sich durch geistige Beschäftigung von der trüben Gegenwart abzuziehen, entschloß er sich trotz seines hohen Alters zu einer Uebersetzung der Briefe Ciceros, mit der er umfassende gelehrte Forschungen über die Zeitfolge derselben und die geschichtlichen Zustände jener Periode der sinkenden Republik sich zur Aufgabe machte. Bei dieser Wahl leitete ihn zugleich das Gefühl einer geistigen Verwandtschaft. Auch ihm war die humane, von leidenschaftlicher Parteinahme sich fern haltende Denkweise eigen, welche sich in Ciceros Briefen kund gibt, und wenn er früher seinen complicierten Periodenbau damit entschuldigt hatte, daß er seinen Stil nach Cicero gebildet habe, so war eben sein Stil und seine ganze gleichmäßig dahinfließende Darstellungsweise vorzüglich geeignet, den eleganten, kunstvollen Bau und die feine Urbanität des ciceronianischen Ausdrucks nachzubilden. Von 1808 bis 1812 erschienen fünf Bände seiner Uebersetzung, welche nachmals durch einen sechsten und siebenten von Gräter beendigt wurde.

Während auf dem Fürstencongreß zu Erfurt im Herbst 1808 die Machthaber über die Geschicke Europas disponierten, blieb auch Wieland so wenig wie Goethe von den kaiserlichen Besuchen in Weimar unberührt. Es lag Napoleon daran, die Koryphäen des deutschen Geistes durch seine Persönlichkeit zu gewinnen. Als

der greise Dichter auf dem zu Ehren der kaiserlichen Gäste veranstalteten Hofball nicht erschienen war, ließ ihn der französische Kaiser eigens in einem Hofwagen holen und unterhielt sich mit ihm und Goethe sehr angelegentlich über Gegenstände der Geschichte, Religion und Literatur. Nachmals wurden Wieland und Goethe noch einmal zur Audienz geladen und von Napoleon sehr wohlwollend behandelt. Er erhielt wie Goethe den Orden der Ehrenlegion und vom Kaiser Alexander den St. Annenorden.

Im April 1809 ließ er sich in den Freimaurerbund aufnehmen. „Wie froh er in denselben getreten," sagt Goethe, „wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen; wir haben es freundlich und dankbar anerkannt." Im Herbste 1809 überfiel ihn eine schwere Krankheit; nachdem er langsam wieder genesen war, leistete seine feste Constitution wie zuvor den Beschwerden des Alters zähen Widerstand. Von einem Beinbruche, den er 1811 erlitt, erholte er sich über Verhoffen schnell. Allein im Januar 1813 stellten sich plötzlich schlagartige Zufälle ein, welche seine Lebenskraft erschöpften. Er starb am 20. Januar 1813 mit der ruhigen Fassung, welche ihn durch das Leben begleitet hatte, und mit dem Lächeln des Skeptikers, dem die Frage „was ist Wahrheit?" stets auf den Lippen schwebte. Die Worte „to be or not to be" hörte man ihn auf dem Sterbebette, bald englisch, bald deutsch, mehrmals wiederholen.

Am 24. Januar wurde auf Veranstaltung der Logenbrüder in Bertuchs Hause die irdische Hülle des Dichters ausgestellt; auf dem Deckel des Sarges lagen „Oberon" und „Musarion", mit einem Lorbeerkranze umwunden. Goethe hielt die Trauerrede in der Loge, Worte des reinsten Beifalls für die unbestreit-

baren Verdienste des seltenen Mannes. Nachdem die Leiche in der folgenden Nacht nach Osmannstedt geschafft war, wurde sie am 25. Januar von Maurerbrüdern unter dem Geläute der Dorfglocke zu der von dem Dichter längst erwählten Ruhestatt getragen und neben den Ueberresten seiner ihm vorangegangenen Gattin eingesenkt. Eine Rede des Oberconsistorialraths Günther und der Gesang „Wie sie sanft ruhn“ beschloß die wehmüthige Feier. Eine von Wieland selbst verfaßte Inschrift bezeichnet die drei Gräber auf dem einsamen Gartenplatz zu Osmannstedt:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Johann Wilhelm Schaefer's

Geschichte der deutschen Literatur

des XVIII. Jahrhunderts

in übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen.

Zweite, vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage,

herausgegeben

von

Dr. Franz Muncker.

Neue Ausgabe in zehn Heften.

Siebentes Heft.

Des Gesammtwerkes zweites Buch, erstes und zweites Capitel.

Innere Geschichte der Literatur bis zu Schillers Tode.
Die vorzüglichsten Dichter des Göttinger Dichterbundes.

Leipzig.

T. O. Weigel.

Innere Geſchichte der Literatur bis zu Schillers Tode.

Die vorzüglichſten Dichter des Göttinger Dichterbundes.

1. Gottfried Auguſt Bürger. 2. Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty. 3. Johann Heinrich Voß. 4. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Zweites Buch.

Von Herders und Goethes erstem Auftreten bis zu Schillers Tode.

c. 1766 — c. 1805.

Erstes Capitel.

Innere Geschichte der Literatur.

Der siebenjährige Krieg hatte das Blut in dem trägen deutschen Reichskörper in lebendigere Bewegung gesetzt; bald nach dem Eintreten einer behaglichen Friedenszeit verbreitete sich wie ein Frühlingshauch die Ankündigung der Reformpläne Josephs II. über die deutschen Landschaften; die Hoffnung erwachte, daß die nationalen Verhältnisse sich neu gestalten würden: da brach sich auch in der vaterländischen Literatur mit raschen Schritten ein erhöhtes Leben Bahn. Das Rechtsbewußtsein, das Gefühl

perſönlicher Würde, Vaterlandsliebe und Nationalſtolz wurden eine ſittliche Grundlage für die geiſtige Bewegung, die unſerer Literatur eine neue Richtung vorzeichnete. Vorbereitend hatten ſchon die Häupter und Leiter des bisherigen Geiſteslebens in Deutſchland auf dasſelbe Ziel hin gewirkt. Klopſtock hatte, ſo viel ihm auch zu einem nationalen Dichter fehlte, doch die Selbſtändigkeit des deutſchen Volksthums und der deutſchen Poeſie insbeſondere mit beredten Worten hervorgehoben und das ſtolze Bewußtſein, einer großen Nation anzugehören, wenigſtens durch geſchichtliche Rückblicke zu wecken und zu nähren geſucht. Leſſing zerbrach mit ſiegender Kritik die lähmenden Feſſeln der franzöſiſchen Theorien und gab dem thatendurſtigen Drange, dem die Gegenwart jede andere Bahn verſchloß, die Richtung auf das Drama.

Es eröffnete ſich jetzt dem dichteriſchen Genius eine neue, unbegrenzte Welt, von der, wie man bekennen mußte, die deutſche Poeſie bis dahin wenig mehr als die Küſten umfahren hatte. Wo war ein Dichter, der die Bühne mit den titanenhaften Geſtalten Shakeſpeares belebt hätte, mit denen ſich jetzt die Phantaſie des jüngern Geſchlechts erfüllte? Wo ein Dichter, der den Genius griechiſcher Kunſt, wie ihn Winckelmanns Begeiſterung als höchſtes Ideal der Schönheit lebendig vor die Seele ſtellte, in ſeinen Schöpfungen wieder hervorgezaubert hätte? Noch waren wir dieſen Höhen fern geblieben. Die Jugend jedoch, welche ſich der werdenden Literatur bemächtigte, war darin einig, daß der Weg dahin nicht durch die Regeln und Satzungen der Kunſttheorien gefunden werde, ſondern daß zum Höchſten nur das „Genie“ gelange und dies ſeinen Ausgangspunkt lediglich von der Natur zu nehmen habe.

In jenem Zeitalter ſittlicher Verdorbenheit und Verſchrobenheit, das die Ahnung des herannahenden Zerbrechens der morſchen, haltlos gewordenen Formen nicht los ward, hatte der Ruf nach Natur und Wahrheit eine tiefe Bedeutung. Auf dieſes Ziel waren die Ideen Rouſſeaus gerichtet, welche er mit der Fülle einer

glänzenden Beredsamkeit umkleidete. Seine Schriften hatten den edelsten Theil der gebildeten Welt auf ihrer Seite. Die Erziehungslehre seines „Emile“ war ein Angriff auf die Naturwidrigkeit unserer modernen Culturzustände. Alle Erziehungs- und Unterrichtstheorien, die an ihn anknüpften, verkündeten das Evangelium der Natur und der Freiheit der individuellen Entwicklung. Sie trafen mit der rationalistischen Aufklärung zusammen in dem Drange, die Schranken des Herkommens zu durchbrechen und die allgemeine Volksbildung von den beengenden Formen des gelehrten Dogmatismus zu befreien.

Das Streben nach Reform griff gleichmäßig in das Gebiet der Poesie wie der Wissenschaft ein; allein in seiner höheren Richtung unterschied es sich wesentlich von dem demonstrativen Mechanismus der einseitigen Verstandesaufklärung. Gerade im Gegensatz gegen diesen machte sich das Princip der genialen Subjectivität, der geistigen Unmittelbarkeit geltend. In dieser Hinsicht ward Hamann der Begründer der glänzendsten Periode unserer Literatur; an ihn wie andrerseits an Lessing knüpfte die Thätigkeit Herders an.

Johann Georg Hamann (1730—1788), welcher fern von den Kreisen der Fachgelehrten in ärmlichen Verhältnissen die Mühen des Lebens trug, fand für sein inneres Bedürfnis, das ihm unter schweren Seelenkämpfen zu lebendigem Bewußtsein gekommen war, bei der Schulgelehrsamkeit keine Befriedigung. Seine Sehnsucht wandte sich zu der Einfalt der Bibel, zu den kindlichen Urzuständen der Menschheit, zu der Heilslehre des Evangeliums. Die populäre Aufklärungsphilosophie fand an ihm einen energischen Gegner wie nachmals die kritische Philosophie Kants. Er bekämpfte die auf die Anhäufung des Stoffs gerichtete systemsüchtige Gelehrsamkeit; was der Verstand trennt, soll die geniale Anschauung vereinigen. Er gieng von dem Princip aus, daß alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, aus seinen sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen muß; alles Vereinzelte ist verwerf-

lich. Mit glücklicher Divination drang er in das weite Gebiet des Wiſſens und erhellte manchmal mit Lichtblicken die Pfade des Forſchers; dann hüllte er ſich wieder in myſtiſches Dunkel und griff, unruhig hin- und herſpringend, zu geheimnisvoller Prophetenſprache, der „Magus aus Norden“. Lange blieben daher ſeine in eine ſeltſame Sprache eingekleideten Aphorismen unverſtanden und unbeachtet. Erſt durch Herder erhielten ſie ihre Deutung für die jüngere Mitwelt.

Herder, der ſeinen Geiſt an Hamanns Ideen genährt hatte, führte ſie mit dem Ungeſtüm jugendlicher Begeiſterung und Beredſamkeit in die Welt ein. Im Sinne Hamanns verfolgte ſein geiſtiges Streben das ideale Ziel, Philoſophie und Religion, Geſchichte und Poeſie in einen einzigen Brennpunkt zu vereinigen. Alle Kräfte und Richtungen des menſchlichen Geiſtes, alle Culturentwicklungen der verſchiedenen Zeiten und Völker mußten ihm dazu dienen, die Humanität als das Ziel menſchlicher Cultur darzuſtellen. Die Poeſie, in der ſinnliche und geiſtige Elemente zuſammenrinnen, war ihm nach Hamanns Ausdrucke „die Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts“. Ihre Töne ſchienen ihm am reinſten aus dem Kindesalter der Menſchheit, aus den einfachen Liedern unverdorbener Völker entgegenzuklingen. Sein erſter ſtürmiſcher Eifer erhob ſich daher gegen das Formenweſen der Kunſtpoeſie; er drang auf Natur und Einfalt. Homer, Oſſian, Shakeſpeare wurden als die höchſten Vorbilder hingeſtellt, welche, vom Regelzwange unbeirrt, alles ihrer genialen Natur zu verdanken gehabt. Hier war es der Hinweis auf die Volkslieder, der das echte Lied und die Ballade bei uns einführte, dort die Lobpreiſung Shakeſpeares, welche Leſſings kritiſches Urtheil im Sinne der Verehrer der Volkspoeſie verſtärkte.

Goethes erſte Dichtungen, eine Erfüllung deſſen, was Herder geahnt und gelehrt hatte, wirkten mit gewaltiger Kraft durch ganz Deutſchland. Durch den „Götz von Berlichingen“

lernte man Shakespeares Dramen verstehen; nach wenigen Jahren wurde der große Britte auf der deutschen Bühne heimisch, seit Schröder in Hamburg 1776 mit der Aufführung des „Hamlet" Bahn gebrochen hatte.

Den Zeitraum von Lessings „Dramaturgie" und Herders „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" bis zu Schillers „Räubern", also ungefähr die siebziger Jahre des Jahrhunderts, hat man (nach einem Lustspiele Klingers) die Sturm- und Drangperiode genannt. Kräftige Erregung des Gemüths und titanischer Uebermuth stand im Bunde mit weichherziger Sentimentalität. Wie man sich kühn über die Welt erhob, über die Anforderungen der Wirklichkeit sich hinwegsetzte und die Verhältnisse durch die geniale Persönlichkeit sich zu unterwerfen unternahm, eben so wehmüthig war die Resignation und der Schmerz der unbefriedigten Sehnsucht. Im „Hamlet", der unter der Last einer Aufgabe, die er nicht zu erfüllen vermag, in schwermüthig-grübelnder Selbstanklage verzagt, bespiegelte sich die thatenlose, aber thatendurstige Jugend am liebsten; es war, als ob plötzlich ein gleicher Pulsschlag das Blut der dichtenden Jugend bewege. Die Dichtervereine erneuerten sich wie ein Menschenalter vorher, aber mit lebendigerem und tieferem Geiste. Goethe und seine rheinländischen Genossen sowie den Göttinger Dichterbund, alle verknüpfte unter einander ein gleiches Streben, eine gleiche Hoffnung, ein gemeinsames Band, das im Süden bis zu Lavater in Zürich, im Norden bis zu Claudius in Wandsbeck und Gerstenberg in Kopenhagen hinreichte und sich hier auch mit Klopstock berührte.

Matthias Claudius (1740—1815) trat in seiner volksthümlichen Zeitschrift „der Wandsbecker Bote" für die kindliche Unmittelbarkeit des Gefühls, für die Einfalt des evangelischen Glaubens, für schlichte Volkspoesie in die Schranken. Einige seiner frischen Lieder, die noch im Munde des Volkes

fortleben, waren ein Beleg für Herders Theorie. Klopstock gesellte sich mehr als Barde denn als Sänger des „Messias“ zu dem jüngeren Kreise, der ihm als dem nationalsten Dichter seine Huldigungen darbrachte.

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823), der sich in seinen „Tändeleien“ und „Kriegsliedern eines dänischen Grenadiers“ noch als Nachahmer Gleims erwiesen hatte, ward in seinen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur“ (1766—1767, auch die schleswig'schen Literaturbriefe genannt) der begeisterte Lobredner der Bardenpoesie und der shakespearischen Dramen, der Verkündiger des Fundamentalsatzes der jungen Schule, daß der Künstler nicht nach allgemeinen, abstracten Gesetzen des Schönen beurtheilt, sondern in seiner individuellen, durch die Geschichte bedingten Eigenart erfaßt werden soll. Zugleich war er in seinem Trauerspiele „Ugolino“ (1768) einer der ersten, welche den Sturmschritt der leidenschaftlichen Gemüthserregung zu dramatischen Effecten verarbeiteten. In seine und Herders ästhetische Glaubensartikel stimmten die Frankfurter gelehrten Anzeigen ein, an denen Herder persönlich Antheil nahm und Goethe ein eifriger Mitarbeiter war.

Lavater, der Magus des Südens, verschmolz das Prophetenthum des religiösen Gefühls mit dem Cultus des Genius und förderte insbesondere durch seine Physiognomik, die in den geringfügigsten Aeußerlichkeiten des Menschen seine geistige Bestimmung zu erfassen vermeinte, die eitle Selbstbespiegelung der Individualität und das Selbstbewußtsein der Genialität. In all dieser gewaltsamen Anspannung, so sehr sie auch manchmal übertrieben wurde, barg sich doch so viel gesunde und frische Kraft, ein so wesentlicher Fortschritt zu einer tiefern Auffassung menschlicher Seelenzustände und zu einer freiern poetischen Entwicklung, daß die bis dahin in der Kritik tonangebenden Leipziger und Berliner Literaturkreise mehr und mehr zurückblieben, und Schriften wie Nicolais „all-

gemeine deutsche Bibliothek" und Sulzers „allgemeine Theorie der schönen Künste" nur noch als Zeugnisse von der Flachheit einer glücklich überwundenen Literaturperiode gelten konnten.

Die wissenschaftliche Richtung der Universität Göttingen ließ keineswegs erwarten, daß von dort etwas Bedeutendes für deutsche Dichtung geschehen werde. Haller und nach ihm Kästner, die einzigen namhaften Dichter in Göttingen, hatten mit dem Betreten des Lehrstuhls auf der Göttinger Universität der Poesie fast ganz entsagt. Mittelbar regte indeß Christian Gottlob Heyne als geschmackvoller Ausleger der Poesie und Kunst des Alterthums den Sinn für das Schöne an und versöhnte in weit höherem Grade als Ernesti in Leipzig die Philologie mit der modernen Literatur. Es war von bedeutenden Folgen, daß sich gerade hier mitten unter einer strebsamen Jugend ein literarischer Mittelpunkt bildete, um den sich poetische Talente sammeln konnten.

In Kästners und Heynes Bekanntschaft treffen wir seit 1769 Heinrich Christian Boie (1744—1806), einen Holsteiner, der einige Engländer als Hofmeister auf die Universität Göttingen begleitet hatte und nicht sowohl den strengen Wissenschaften als der schönen Literatur, besonders des Auslandes, seinen Fleiß widmete. Er war mit Gotter, der ebenfalls als Hofmeister in Göttingen lebte und sich bereits mit poetischen Versuchen einen Namen gemacht hatte, befreundet. Beide verbanden sich zu einem Unternehmen, wie es kurz zuvor in Frankreich mit Beifall aufgenommen war, der Herausgabe eines Musenalmanachs, der zum ersten Mal „für das Jahr 1770" an die Oeffentlichkeit trat. Es mußte Boie, der nach Gotters Abreise den Almanach allein zu besorgen hatte, daran liegen, den Kreis seiner literarischen Bekanntschaften zu erweitern und jüngere Dichter zu sich heranzuziehen, sowie es natürlich war, daß, was Göttingen an poetischen Talenten beherbergte, ihn aufsuchte und sich an ihn anschloß. Bürger, der aus der klotzischen Schule von Halle herüberkam,

fand an ihm eine Stütze und einen Freund. Zu ihnen gesellten sich Hölty und Miller von Ulm, deren erste lyrische Versuche durch den Musenalmanach in das Publicum eingeführt wurden. Als um Ostern 1772 Johann Heinrich Voß mit den Dichtern des Almanachs in Verbindung trat, bildete sich ein innigerer Freundschaftsbund, in welchem zugleich eine sittlich-nationale Tendenz sich geltend machte. Durch den Beitritt der beiden Grafen Stolberg (im Herbste 1772) und Karl Friedrich Cramers (1752—1807), eines Sohnes des in der Leipziger Dichtergenossenschaft bekannten Theologen, gestaltete sich das Streben dieses Bundes, dem man seit dem Beginn unsers Jahrhunderts oft den urkundlich nicht belegten Namen des Hainbundes gab, noch entschiedner zu einer enthusiastischen Freundschaftsbegeisterung und Freiheitsschwärmerei. Wöchentliche Zusammenkünfte unter Boies und Vossens Vorsitz belebten die poetische Production und übten den kritischen Sinn der Mitglieder, welche wie einst die Bremer Beiträger ihre Arbeiten gegenseitig beurtheilten und verbesserten. Klopstock, mit dem mehrere Bundesglieder in persönlicher Verbindung standen, genoß als Altmeister der deutschen Poesie, als Vertreter ihrer sittlichen Erhabenheit und nationalen Würde die höchste Verehrung. Sein Geburtstag ward 1773 ein Bundesfest, das wegen des über Wieland verhängten Autodafé die Aufmerksamkeit des gesammten literarischen Deutschlands erregte, und sein Besuch in Göttingen im Herbst 1774 schien dem Bunde die höchste Zukunftsweihe gegeben zu haben; er sah in den ihm huldigenden Jünglingen eine neue Stütze seiner Stellung in der Literatur und gedachte ihrer mit prophetisch anerkennenden Worten in seiner „Gelehrtenrepublik“. Der Bund vergaß im Rausche der Begeisterung, wie bald er sich auflösen müsse. Die einzelnen Mitglieder giengen nach ihren akademischen Jahren getrennte Bahnen, doch nicht ohne manchfache Nachwirkung des Enthusiasmus, der sie in jenen schönen Jugendtagen vereinigt hatte.

Die Grundstimmung der poetischen Anregung, die aus der Freundschaft dieser Jünglinge entsprang, war lyrisch-idyllisch. Diesem Gebiete der Poesie gehörten die schönsten Blüthen an, die ihrem Talente gewährt waren. Auf Natur und Wahrheit war ihr Sinn und Streben gerichtet; sie wollten Volksdichter im edelsten Wortverstande sein. Bürger ergriff mit Glück die volksmäßige Ballade, die seinen Dichterruhm gründete; Hölty und Miller pflegten das elegische Lied; Voß und Friedrich Leopold zu Stolberg bildeten das homerische Epos nach. Voß dichtete in ähnlichen Formen seine Idyllen, welche die Einfachheit des Landlebens und der norddeutschen Bauernsitte in sorgfältig gezeichneten Genrebildern darstellten. Stolbergs weiche Gemüthsstimmung neigte zur Romanze. An das Drama wagte sich nur Johann Anton Leisewitz (1752—1806) — die spätern Versuche der Brüder Stolberg können hier kaum in Betracht kommen —: sein „Julius von Tarent" (1776) war unmittelbar aus Lessings Schule hervorgegangen, wenn schon er beim ersten Erscheinen von Lessing für eine Arbeit Goethes gehalten werden konnte. Die kühnere Form, welche in Goethes „Götz" ihr Vorbild erhalten hatte, gehörte jedoch mehr dem südlichen Deutschland an.

An dem jugendlichen Ungestüm, das Goethes dichterische Entwürfe durchdrang und in dem um ihn versammelten Straßburger Kreise sich über die Beschränkung der Regel erhob, entzündete sich das bedeutende dramatische Talent des Liefländers Jakob Michael Reinhold Lenz (1750—1792); seine Schauspiele legten jedoch die ganze Zerfahrenheit und Formlosigkeit jener gemachten Genialität dar, welche sich in ihren Excentricitäten auf Shakespeare glaubte berufen zu können. Friedrich Maximilian Klinger (1752—1831), Goethes Landsmann, vertiefte die Contraste des Guten und Bösen durch die sittliche Energie, welche an Rousseaus Schriften sich genährt hatte und zu misanthropischer Härte hinneigte. Indem er die Schilderung der Leidenschaft und

des Verbrechens bis zum Unnatürlichen steigerte und darin die höchste Kraft des dramatischen Effects suchte, wurden seine Dramen zu Caricaturen des Lebens, deren Nachwirkung uns noch in den ersten Trauerspielen Schillers begegnet. Die Tragödien des Malers Friedrich Müller (1750—1825), dessen kerniger Humor namentlich in seinen volksthümlichen Idyllen zum Ausdruck kommt, tragen einen ähnlichen kraftgenialischen Charakter, „Fausts Leben", „Niobe", „Golo und Genoveva", Dichtungen voll einzelner ergreifender Scenen mit tragischer Leidenschaft, ohne daß das Ganze sich dramatisch abrundet. Der Einfluß von Goethes persönlichem Umgang verräth sich in den Schauspielen Heinrich Leopold Wagners (1747—1779), die bei allem Talent des Verfassers für die Charakterzeichnung eine höhere künstlerische Form vermissen lassen und vor der Darstellung des Aeußersten nicht zurückschrecken.

Im allgemeinen hielt sich das Drama in den durch „Götz" und „Emilia Galotti" eingeleiteten Richtungen. Auf jener Seite stehen die Ritterstücke, in denen es mehr auf die polternde Rohheit der Zeiten des Faustrechts und die Schauer der Vehmgerichte abgesehen war als auf die Romantik des ritterlichen Gemüthslebens. Schillers „Räuber" fügten den Ritterschauspielen noch die Räuberstücke hinzu. Die Dramen, welche aus Lessings bürgerlichen Trauerspielen hervorwuchsen, wurden zu grellen Gemälden des Jammers im Kreise des Bürgerlebens; gemeinsam war ihnen der Grundzug, daß Verdorbenheit und Herzlosigkeit vorwiegend in den höhern Ständen, Unschuld und Wärme des Gefühls in der Beschränktheit der niedern Leute heimisch sind. Auf dieser Bahn gelangte man zu den sentimentalen Familiengemälden, welche mehr durch häuslichen Jammer und Noth als durch tragische Conflicte die Rührung hervorzurufen suchten. Indem man die Tugend durch Verleumdung, Neid und sonstige Bedrängnisse erst in Leiden gerathen und zuletzt zu Sieg und Triumph

gelangen ließ, war dem dramatischen Gange der Handlung eine fast stereotype Form vorgezeichnet.

„Der deutsche Hausvater“ vom Freiherrn Otto Heinrich von Gemmingen (1739—1822) und Gustav Friedrich Wilhelm Großmanns (1746—1796) „Nicht mehr als sechs Schüsseln“, beide im Jahre 1780 erschienen, als die Wogen der Sturm- und Drangperiode sich bereits zu legen anfiengen, erlangten in diesem Genre einen Beifall, der deutlich genug zeigte, von welcher Seite dem leicht gerührten deutschen Publicum am leichtesten beizukommen war. Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816), der den Shakespeare bei uns bühnengerecht machte, nicht ohne in seinen Ueberarbeitungen der Sentimentalität deutscher Zuhörer Rechnung zu tragen, verrieth in seinen eignen dramatischen Arbeiten wenig von der Schule des großen Britten, sondern gab in seinem vielbeweinten „Vetter in Lissabon“ gleichfalls eines jener rührenden Familiengemälde, mit denen seit 1784 August Wilhelm Iffland (1759—1814) und August von Kotzebue (1761—1819) bis in den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hinein die Bühne beherrschten.

In manchen idyllischen Genrebildern deutschen Familienlebens zeigte Iffland, dem überdies als Meister der Schauspielkunst die Kenntnis des Bühnenmäßigen sehr zu statten kam, ein vorzügliches Talent, so daß einige seiner Stücke, namentlich „die Jäger“ und „die Hagestolzen“, sich in der Gunst des Publicums festgesetzt haben. Da ihm als Dichter wie als Darsteller bei allem Beifall, der seinem scharf durchdachten Spiel zu Theil ward, die wahre Genialität, der freie poetische Schwung, der Sinn für heroische Erhabenheit abgieng, so sank er in den meisten seiner Stücke zur Prosa des alltäglichen Lebens, zur breiten Dialogisierung der geringfügigen Interessen und kleinlichen Ränke desselben herab, die sich in stets gleicher Form bis zu den Umarmungen der siegenden Tugend fortspinnen.

Mit noch größerer Gewandtheit, mit einer unbestreitbaren Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Talents wußte sich August von Kotzebue der Menge zu bemächtigen. Er spielte alle Tonarten durch, bei denen er auf den Beifall derselben rechnen konnte. Auf die höheren Anforderungen der Poesie verzichtend, zog er alles das zu seinen dramatischen Schilderungen heran, was, sei es durch Lachen oder durch Rührung, unterhalten und locken konnte. In dem Lustspiel und der Posse, in denen er sich am geschicktesten bewegte, hatte er wenig Nebenbuhler; denn meistens hatten wir uns noch mit Uebersetzungen und Nachbildungen ausländischer Stücke zu begnügen. Der Mangel einer sittlichen Weltansicht, einer tiefern Auffassung des Lebens tritt am allermeisten in seinen ernsten Schauspielen zu Tage, in denen das Gefühl für Tugend und Laster, Recht und Unrecht, Hohes und Gemeines durch weichliche Rührung abgestumpft wird, so daß Unzucht aus Naivität, Lüge aus Edelmuth, Verbrechen aus kindlicher Liebe und dergleichen Unsittlichkeiten des sogenannten guten Herzens bei ihm keine Seltenheiten sind.

Während Iffland und Kotzebue die Bühne beherrschten, fanden Goethes Dramen, nachdem „Götz" und „Clavigo" über die Bretter gegangen waren, nur einen kleinen Kreis von Verehrern, obschon „Iphigenie", „Torquato Tasso", „Egmont", die unsterblichen Meisterwerke, einer höheren Stufe seines dichterischen Genius angehörten; allein diese war aus der ruhigen innern Entwicklung seines Geistes hervorgegangen, nicht aus der lebendigen Einwirkung des nationalen Lebens. Schiller stand dagegen in der ersten Ausbildung seines dramatischen Talents mehr unter den Einflüssen des Zeitgeistes. Seine Jugendwerke brachten die dramatische Sturmperiode zum Abschluß, und im „Don Carlos" erhielt der abstracte Freiheitsdrang, der als Vorbote der französischen Umwälzung der politischen Formen Europa erfüllte, den beredtesten Ausdruck. Eine neue Aera begann für die deutsche Bühne, als

Goethe 1791 die Leitung des weimarischen Hoftheaters übernahm und Schiller sich mit ihm wenige Jahre später in dem Streben für klassische Bühnenvorstellungen vereinigte. Aus der geistig und politisch in allen Schichten des Volkes auf's tiefste erregten Zeit giengen die letzten großen dramatischen Schöpfungen Schillers hervor. Mit „Wallenstein" betrat die historische Tragödie in ihrer Würde und Größe die deutsche Bühne, und jedes seiner schnell nach einander folgenden Dramen berührte das höchste Ziel dramatischer Poesie.

So zeichnete sich während dieses Zeitraums der reifsten Entwicklung unserer modernen Kunst der Gang unserer Literatur vornehmlich in der dramatischen Dichtung ab; von dieser Seite namentlich übte die deutsche Poesie ihre populäre Wirkung. Das Epos mit der unnatürlichen Maschinerie und der Rhetorik der klopstockischen Kunstpoesie konnte einem für volksmäßige Einfalt und Wahrheit schwärmenden Zeitalter nicht zusagen. Dagegen stieg man zu der klaren erquickenden Quelle des homerischen Epos hinab, das man erst jetzt als echte Naturpoesie auffassen lernte. Bodmer, Bürger, Friedrich Leopold Stolberg beschäftigten sich mit der Uebertragung der Iliade und einzelner Stücke aus der Odyssee; endlich beschenkte uns Voß mit der vortrefflichen Uebersetzung der Odyssee (1781), welche am reinsten den einfachen Erzählungston des griechischen Epos in unserer Sprache wiedergab. Später stellte er auch durch seine Uebersetzung der Ilias alle früheren Versuche in Schatten. Seine Idyllen und sein ländliches Gedicht „Luise" waren gemüthliche Genrebilder des deutschen Volks- und Familienlebens. Es war der Stamm, auf dem als schönste Frucht Goethes „Hermann und Dorothea" erwuchs, das Meisterwerk der modernen epischen Poesie. Wieland verschaffte durch seine Versuche in der erzählenden Dichtart, besonders durch den „Oberon" dem romantischen Epos neben jenen Werken, die in klassischer Form den

edelsten Gehalt des deutschen Lebens darstellten, einen Platz und führte uns zu den epischen Dichtungen der südlichen Völker. Nachdem die Ballade und Romanze durch Herders Sammlung von Volksliedern wiedererweckt worden war, erfaßten Goethe und Bürger den volksmäßigen Ton, wodurch ihre derartigen Dichtungen ein Gemeingut der Nation wurden. Herder fügte später, als seine Poesien sich mehr zu didaktischer Betrachtung hinwendeten, die Legende hinzu, und an die Stelle der früher beliebten Fabelpoesie traten Parabeln und Paramythien. An der Scheide des Jahrhunderts nahmen Goethe und Schiller die Balladen- und Romanzendichtung nochmals auf, und Herders Bearbeitung der Romanzen vom Cid schloß auf die würdigste Weise seine poetische Thätigkeit.

Eben so reich wie auf dem Gebiete der kleinern Erzählung war in diesem Zeitraum die Ernte in der Lyrik. Ueber die Kunstformen der Ode, wie sie durch Klopstock und Ramler ausgebildet und vornehmlich noch von Voß als metrisches Kunstwerk geschätzt ward, siegte das Lied, dem Goethe die reinsten und zartesten Töne lieh und das von dem Göttinger Bunde mit besonderer Liebe in seinen volksmäßigen Formen gepflegt ward. In der Periode des Sturms und Drangs neigte sich auch die Lyrik zu excentrischen und dithyrambischen Formen, wovon Christian Friedrich Daniel Schubarts (1743—1791) Gedichte und die ersten lyrischen Versuche Schillers Zeugnis geben. Nachmals überwog die weiche Empfindsamkeit und Naturmalerei, welche die Gedichte eines Friedrich von Matthisson (1761—1831), Johann Gaudenz von Salis-Seewis (1762—1834) und Christoph August Tiedge (1752—1840) eine Zeit lang besonders bei der Frauenwelt zu hohem Ansehen brachte, bis mit Schillers Reflexionslyrik in der letzten Periode seiner poetischen Entwicklung, mit Goethes vollendeten Gebilden in antiken Versmaßen und mit der Richtung, welche die roman-

tische Schule einschlug, auch die Lyrik einen tieferen Gehalt wiedergewann und von einigen der Romantiker zu der Einfalt des goethischen Liedes zurückgeführt wurde.

Der Roman ist in noch höherem Grade als das Drama das Spiegelbild des Zeitalters. Er nimmt weit mehr dessen flüchtige Launen und wechselnde Interessen in sich auf und wird dadurch ein Maßstab für die Cultur der mittleren Schichten der Nation, während wir bei andern Literaturgattungen unser Augenmerk mehr auf die Spitzen der ästhetischen Bildung richten. Der Roman, der von der Berechtigung der genialen Individualität seine Motive hernimmt, erschien mit Goethes „Werther" in seinem höchsten leidenschaftlich-lyrischen Schwunge, welcher unter den Händen der zahlreichen Nachahmer, besonders in dem vielgelesenen „Siegwart" von Johann Martin Miller (1750—1814) aus Ulm in einen melancholisch-weinerlichen Ton selbstquälerischer Empfindsamkeit umschlug. Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819) versetzte in „Eduard Allwills Briefsammlung" und „Woldemar" das Pathos der Subjectivität auf das Gebiet der casuistischen Moralphilosophie. Wilhelm Heinse (1749—1803), von unverkennbarem, besonders formalem, aber nicht sittlich geläutertem Talent, machte die Doctrin der freien Subjectivität zu einem Princip der fesselosen Sinnlichkeit und gieng in üppigen Schilderungen der Genüsse des Schönen über Wieland hinaus; in „Ardinghello oder die glückseligen Inseln", einer „italienischen Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert", erscheint noch am meisten die Gluth der Darstellung mit poetischer Begabung im Bunde. Klinger hatte sich dagegen als Anhänger der Lehren Rousseaus eine düstere Ansicht von der Welt gebildet und gefiel sich darin, das Ideale und Reale in grellen Contrasten darzustellen. In diesem Sinne bearbeitete er unter anderm die Volkssage von Faust in dem Roman „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt" (1791). Endlich faßte Goethe in „Wilhelm

Meisters Lehrjahren" die ästhetische und gesellschaftliche Bildung der letzten Friedensperiode zu einem Gesammtgemälde zusammen und gab durch die künstlerisch geklärte Form ein Vorbild für den Roman der folgenden Periode.

Der komische Roman, der sich in seiner weitern Entwicklung zum humoristischen Roman ausbildete, nahm seinen Ausgangspunkt von den englischen Musterwerken eines Fielding, Smollet und Sterne, welche durch Bodes Uebersetzungen in Deutschland eine weite Verbreitung erhielten, sowie von dem „Don Quixote", dessen Einfluß schon den ironischen Ton in Wielands Prosawerken bestimmt hatte. Mehrere dieser Romane gewähren dadurch ein besonderes Interesse, daß ihre Satire und Komik ein bestimmtes Object im deutschen Volksleben trifft; so verspottete Wieland mit seinen „Abderiten" die deutsche Spießbürgerlichkeit, Musäus mit „Grandison dem Zweiten" die Sentimentalität in Richardsons Romanen und mit den „physiognomischen Reisen" Lavaters Physiognomik, Nicolai in dem vielmals gelesenen und übersetzten „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker" die orthodoxe Theologie, Johann Gottlieb Schummel im „Spitzbart" die Uebertreibungen der basedow'schen Pädagogik. Die komischen Romane des Johann Gottwerth Müller von Itzehoe (1744—1828), „Siegfried von Lindenberg", „die Herren von Waldheim", „Emmerich" und andere, sowie die Romane des Freiherrn Adolf von Knigge (1752—1796) waren, obwohl sie nur in der niedern Region des behaglichen Spaßes verweilten, zu ihrer Zeit Lieblinge der Lesewelt, eben weil sie manche Lächerlichkeiten der damaligen Sitte zur Zielscheibe ihres Witzes machten.

Eine höhere humoristische Auffassung des Lebens, welche Scherz wie Empfindsamkeit mit freier Weltbildung verwebt, waltet in Moritz August von Thümmels (1738—1817) „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (1791 ff.), wohl

dem edelsten Erzeugnis der wielandischen Schule. Eine mehr philosophische Basis, an der bereits die kantische Philosophie nicht ohne Antheil ist, haben die humoristischen Romane von Theodor Gottlieb von Hippel (1741—1796), „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“ und „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z“. Nach ihm gelangte der humoristische Roman durch Jean Paul (Johann Paul Friedrich Richter, 1763—1825), bei welchem die Einflüsse Hamanns und Herders, Sternes und Hippels deutlich hervortreten, zu dem höchsten poetischen Gehalt und übte, indem dieser mit der barocken Form versöhnte, auf die Besten der Nation eine gewaltige Wirkung aus.

Die nach bloser Unterhaltung dürstende Menge hatte Ritter- und Räuberromane von Karl Gottlob Cramer, Christian Heinrich Spieß und Christian August Vulpius oder thränenreiche Familiengemälde von Kotzebue und August Lafontaine (1758—1831), Seitenstücke zu den Schauspielen, welche sich gleichzeitig den Beifall des schaulustigen und nach Rührung begierigen Theaterpublicums erwarben. Die naive, volksmäßige Erzählung drang in Mährchen und Kindergeschichten nur mit Mühe durch und schwächte ihre Wirkung bald durch die das Wunderbare vernichtende Ironie, bald durch die sich vordrängende triviale Moral. Musäus' „Volksmährchen der Deutschen“ sind, wenn gleich von diesen Mängeln nicht ganz frei, dennoch eine der trefflichsten Leistungen im Gebiete der Erzählung.

Während im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts unsere poetische Literatur sich wesentlich umgestaltete, um sich in Goethes Leistungen auf dem Gebiete des Dramas, der Lyrik, des Epos und Romans sowie in Schillers letzten dramatischen Schöpfungen zur höchsten Blüthe zu entwickeln, vollzog sich zugleich eine Regeneration der deutschen Wissenschaft, die fast zu einer Revolution auf dem Gebiete des philosophischen Denkens ward.

Der Höheſtand der Nationalliteratur am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts beſtand weſentlich darin, daß Wiſſenſchaft und Poeſie ſich gegenſeitig durchdrang und verſchmolz. Nicht als ob die Wiſſenſchaft ſich zur Dienerin der Kunſt erniedrigt hätte oder umgekehrt; ſondern die höchſten Tendenzen und Standpunkte des menſchlichen Geiſtes fanden gleicher Weiſe in beiden ein Organ und eine gemeinſame Vertretung.

Gegen die empiriſche Philoſophie, welche in letzter Inſtanz auf den geſunden Menſchenverſtand zurückgieng und die „Aufklärung“ ſich zum Ziel ſetzte, bildete ſich ſchon frühzeitig in tieferen Gemüthern eine Oppoſition; ſie trat nicht in logiſcher Conſequenz als philoſophiſche Wiſſenſchaft hervor, weßhalb die Lehrſtühle der Univerſitäten wenig oder gar nicht davon berührt wurden, ſondern war mehr ein Ausfluß der genialen Subjectivität, welche die höchſten Probleme des Geiſtes in den Kreis ihres Denkens zog und, unbekümmert um den logiſchen Mechanismus des Schulſyſtems, den innern Drang nach Wahrheit zu befriedigen ſtrebte. Es war nicht Hamann allein, der für das doppelte Herzeleid, von ſeinen Zeitverwandten nicht verſtanden und dafür gemißhandelt zu werden, ſich durch den Geſchmack an den Kräften einer beſſern Nachwelt tröſtete; auch Leſſing gieng einſame Pfade des Denkens, nicht einmal von ſeinen nächſten Freunden ganz begriffen, und ward nach ſeinem Tode des Spinozismus mit eben ſo viel Recht oder Unrecht beſchuldigt, als man ihn bei ſeinen Lebzeiten in die Reihe der Berliner Aufklärungsphiloſophen geſtellt hatte. Gerade Spinozas Idealphiloſophie aber führte manchen Denker, der von der Oberflächlichkeit der Popularphiloſophie oder von dem Formelweſen des demonſtrativen Syſtems ſich abwandte, in den tieferen Schacht der Gedankenwelt ein. Auf Goethes Denkrichtung gewann Spinoza einen nachhaltigen Einfluß; Herder und Friedrich Heinrich Jacobi, die Philoſophen des Gefühls und der genialen Subjectivität trugen die Spuren ſeiner Einwirkung.

Einen gewaltigen Umschwung der Philosophie rief seit 1781 Immanuel Kant (22. April 1724—12. Februar 1804) aus Königsberg durch die „Kritik der reinen Vernunft“ hervor. Der feste Bau systematischer Untersuchungen über die Grenzen der philosophischen Erkenntnis trat dem Schwanken des Eklekticismus und der Gefühlsphilosophie imponierend gegenüber, sowie zugleich der leichtfertige Skepticismus durch die Begründung des philosophischen Wissens innerhalb der gezogenen Schranken zurückgewiesen ward. Nachdem Karl Leonhard Reinhold in Jena durch seine erläuternden „Briefe über die kantische Philosophie“ das Eindringen in das schwer zugängliche Werk erleichtert hatte und Kant selbst durch die „Kritik der praktischen Vernunft“ (1788) und die „Kritik der Urtheilskraft“ (1790) auf dem ethischen und ästhetischen Gebiete zu allgemeinem Verständnis durchdrang, erfolgte eine so weit greifende Bewegung und Umgestaltung der Philosophie, daß kaum irgend eine Wissenschaft sich ihrem Einflusse entziehen konnte. Man verarbeitete die Resultate der kritischen Philosophie in systematischen Lehrbüchern; neue Systeme bauten sich nach einander auf, und es eröffnete sich eine der glänzendsten Epochen wissenschaftlicher Bestrebungen. Die wie Glieder einer Kette sich an einander anschließenden Systeme von Fichte, Schelling und Hegel bezeugen die rastlose Thätigkeit des deutschen Geistes, um bis zu den letzten Gründen menschlichen Wissens zu dringen. Schiller gelangte durch das Studium der kantischen und fichte'schen Philosophie zu der tieferen Durchbildung seines Geistes, welche sich in seinen letzten dichterischen Meisterwerken offenbarte, und seine Abhandlungen über die Begriffe und Formen des Schönen begründeten die Aesthetik der neueren Zeit. Goethes spätere Epoche, selbst seine Naturforschung, steht mit der philosophischen Bewegung in innigem Zusammenhang. Jean Paul und die Dichter der romantischen Schule befinden sich mitten in derselben und verschmelzen die

poetische Weltanschauung mit der philosophischen Richtung ihres Zeitalters; die Philosophie ist das Princip unserer Literatur im Beginn des neuen Jahrhunderts.

Allmählich machten sich auch die Naturwissenschaften von der Einseitigkeit der bloßen Empirie los und gewannen eine rationale Behandlung. Einer der ersten, welche sich eine geistvollere Auffassung der Natur und eine geschmackvolle Darstellung naturwissenschaftlicher Forschungen zur Aufgabe machten, war der edle Johann Georg Adolf Forster (1754—1794). Mit jugendlicher Frische des Geistes hatte er die Herrlichkeit des Oceans und die Wunder ferner Welttheile in sich aufgenommen, als er in Gesellschaft seines Vaters Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise begleitete. Mit der Schilderung dieser Reise begründete er seinen literarischen Ruhm. Glückliche und ruhige Lebenstage waren ihm nicht gewährt; sonst würde er als Forscher für die Wissenschaft noch Größeres geleistet haben. Es war gleichsam eine Vorbedeutung für die Zukunft, daß auf seiner letzten wissenschaftlichen Reise nach den Niederlanden, Frankreich und England im Jahre 1790 der damals zwanzigjährige Friedrich Heinrich Alexander von Humboldt (1769—1859) sein Begleiter war, der bald auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zog und am Schlusse des Jahrhunderts die Reise in die westlichen Tropenländer antrat, deren Resultate die Naturforschung unermeßlich bereicherten. Forster ward bald nach jener von ihm trefflich geschilderten Reise in den Strudel der politischen Aufregung hineingezogen, um in ihr die Freiheit zu suchen, welche die Welt, die seinem großen Geiste zu eng war, ihm nicht gewährt hatte. Auch Goethe schloß sich der neuen Richtung der Naturforschung an. Die Gesetze der Natur lehrten ihn seine Dichterwelt verstehen, sowie er mit der Genialität poetischer Divination in ihre Geheimnisse drang und der Lösung ihrer schwierigsten Probleme einen Theil seines Lebens widmete.

Nicht minder ward die Geschichtsforschung und historische Darstellung von dem vorwärts strebenden Geiste des Zeitalters ergriffen. Seit vielen Jahrzehnten hatte es Deutschland an gründlichen Historikern nicht gemangelt; aber wenige verstanden aus dem massenhaften Material und den mikrologischen Untersuchungen sich zu einer klaren Einsicht in den Entwicklungsgang der Begebenheiten und zu einer selbständigen politischen Weltansicht zu erheben. Die Behandlung der Weltgeschichte, wie sie von der Göttinger historischen Schule, namentlich von Johann Christoph Gatterer und August Ludwig Schlözer begründet ward, blieb trotz mancher Verdienste bei dem Fachwerk der historischen Ereignisse stehen. Zu einer allgemeinen Geschichte gelangte man, als nach dem Vorgange des Schweizers Isaak Iselin die Geschichte der Menschheit theils aus historischem, theils aus philosophischem Material nicht ohne vielfache Willkür construiert ward und endlich Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784—1791) die Culturgeschichte des Alterthums und eines Theiles des Mittelalters in großartigen Umrissen darlegten. Justus Möser (1720—1794) aus Osnabrück, ein Mann von ruhigem, fest in sich geschlossenem Charakter, der als Staatsmann für sein Vaterland überaus segensreich wirkte, behandelte in seiner „osnabrückischen Geschichte" zum ersten Mal die Specialgeschichte einer kleinen deutschen Landschaft vom Standpunkte volksthümlicher Entwicklung und zeigte dadurch, daß unsere vaterländische Historie noch einen andern Inhalt habe als die Reichsbegebenheiten und die dem Einsturz nahende deutsche Reichsverfassung. In der Schweizer Geschichte Johannes von Müllers (1752—1809) erschien sorgfältige Forschung und eine nach dem Muster antiker Historiographie gebildete Kunst der Darstellung in einem Verein, wie er bis dahin in der deutschen Literatur noch nicht vorhanden gewesen war. Die Begeisterung, welche er für Geschichte erweckt hat, kann nicht hoch genug angeschlagen

werden; selbst der poetischen Literatur hat sie die Spuren ihres Einflusses aufgedrückt. Die Geschichte verließ endlich die einsame Höhe der gelehrten Fachstudien; sie begann die gesammte Nationalbildung zu durchdringen und zu kräftigen. Man lernte Geschichte für die Gebildeten im Volke schreiben. Schiller erwarb sich auch auf diesem Felde durch die Geschichte des Abfalls der Niederlande und die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs hohes Verdienst. Die der französischen Revolution folgende Umgestaltung Europas ward auch für die Historiographie eine neue Epoche, die sich schon in Ludwig Timotheus Spittlers (1752—1810) „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" (1793—1794) ankündigte.

Von der Göttinger historischen Schule ward bis auf die französische Revolution die politische Publicistik vorzugsweise vertreten und erwarb sich unter Schlözers Händen, der seit 1775 und 1776 den „Briefwechsel, meist historischen und politischen Inhalts" und seit 1782 die „Staatsanzeigen" herausgab, den Ruf der Freimüthigkeit, welche von der Censurfreiheit der Göttinger Gelehrten begünstigt wurde. Von derselben Universität giengen die ersten gediegenen historischen Zeitschriften aus, das „göttingische Magazin der Wissenschaften und Literatur", welches Georg Christoph Lichtenberg (1742—1799), der geistvolle Satiriker und Gegner aller Schwärmerei und alles Genieswesens, mit Forster seit 1780 herausgab, und das „göttingische historische Magazin" von Spittler und Christoph Meiners (1787 ff.). Als die französischen Freiheitsideen zu zünden begannen, zog sich die Göttinger Gelehrtenwelt von dem politischen Felde nach und nach zurück. Dagegen erweiterte sich nach andern Seiten hin immer mehr der Kreis politischer Schriften und bildete, da auch das Zeitungswesen eine andere Gestalt erhielt, einen besondern Zweig der Literatur, der mit dem Umschwung der Staatsverhältnisse und mit der Größe der Weltereignisse mehr und mehr an Umfang und Bedeutung gewann.

Die Theologie verlor allmählich den bestimmenden Einfluß auf die Literatur, den sie noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gewissermaßen bewahrt hatte, und wurde fast widerwillig in die Gesammtrichtung der Literatur hineingezogen. Seit Goeze im Kampf mit Lessing unterlegen war, wagte die Orthodoxie nicht mehr mit rigoristischen Verdammungsurtheilen sich der Bewegung der Literatur entgegenzustellen. Auch die katholische Geistlichkeit entschloß sich zu einer milderen Praxis, als 1773 der Jesuitenorden aufgehoben ward und Josephs II. Reformen die Macht des Clerus schmälerten. Der Bibelglaube und die Lehrgebäude der Dogmatik waren im tiefsten erschüttert. Der Rationalismus des gesunden Menschenverstandes bot, wie schon Lessing trotz seiner Angriffe auf die Orthodoxie mit energischer Schärfe hervorgehoben hatte, einen schlechten Ersatz, da es ihm an speculativen Principien und wissenschaftlicher Methode mangelte. Erst durch die an Kants Kritik sich anschließende philosophische Richtung erhielt der Rationalismus eine festere Grundlage und eine wissenschaftliche Gestalt, während zugleich die historische Theologie durch die biblische Philologie und durch kirchengeschichtliche Untersuchungen an Gründlichkeit gewann.

Die geistliche Beredsamkeit verschloß sich nicht mehr gegen die ästhetische Fortbildung der deutschen Prosaliteratur. Indem sie sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Moral und Humanität in der Weise populärer Abhandlungen verbreitete und daher den popularphilosophischen Schriften verwandt war, gab sie eine Reihe von Musterstücken geschmackvoller Lehrprosa. Diese Gattung der geistlichen Rede wurde namentlich durch Herders Kanzelthätigkeit gefördert und erreichte ihre höchste Ausbildung in Franz Volkmar Reinhards Predigten (seit 1786 gesammelt), dessen Vorbild auf lange Zeit den Charakter der deutschen Kanzelberedsamkeit bestimmte.

So gibt auch dieser Zweig der Literatur den Beweis, daß

am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts die klaſſiſche Form der Proſa mit der Klaſſicität der Poeſie Hand in Hand gieng. Die Harmonie des geiſtigen Lebens, welche aus den Schöpfungen der großen Genien, die an dem Lichte jener Zeit herangereift waren, wie der Hauch eines höheren Daſeins uns entgegenweht, hat auch der ſtiliſtiſchen Form eine Einheit, Rundung und Anmuth verliehen, welche dem ſpäteren Geſchlechte ungeachtet der nach allen Seiten ſich erweiternden wiſſenſchaftlichen Forſchung kaum mehr erreichbar war.

Zweites Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter des Göttinger Dichterbundes.

1. Bürger.

Gottfried August Bürger wurde in den letzten Stunden des Jahres 1747 zu Molmerswende (im Fürstenthum Halberstadt), wo sein Vater Johann Gottfried Bürger seit 1742 Prediger war, geboren. Kräftigen Körpers wuchs er auf unter der ländlichen Jugend. An geistige Ausbildung ward wenig gedacht; auch traute man dem Knaben nur geringe Fähigkeiten zu. Bis in sein zehntes Jahr hatte er nichts als lesen und schreiben gelernt. Das Gesangbuch war ihm lieb geworden: er prägte viele Kirchenlieder seinem Gedächtnisse ein; auch soll er in diesem Alter schon einige Reimversuche gemacht haben. Der Vater, welcher sehr bequemer Natur war, entschloß sich nur mit Widerstreben, sich mit dem Unterricht seines einzigen Sohnes zu befassen. Er begann endlich die Elemente des Lateinischen mit ihm vorzunehmen. Da er indeß keine raschen Fortschritte bemerkte,

so gab er ihn zu einem in der Nähe lebenden Hauslehrer, wo der Knabe neben vorgerückteren Mitschülern sich mit seinem lateinischen Pensum ebenfalls ohne Erfolg abmühte. Der Vater schickte ihn daher auf die Stadtschule zu Aschersleben, wo der Großvater mütterlicher Seite, Jakob Philipp Bauer, als „Hofesherr" lebte.

Nicht lange hielt er hier aus. Muthwillig, wie er war, hatte er Spottverse auf den Haarbeutel eines Primaners gemacht und dadurch tumultuarische Auftritte unter den Schülern hervorgerufen, welche ihm derbe Schläge von Seiten des Rectors eintrugen. Er ward deßhalb aus der Schule genommen und auf das Pädagogium zu Halle geschickt, wo er mit seinem nachmaligen Freunde Goeckingk in Verbindung kam. Knabenstreiche und Versübungen waren ihm auch jetzt noch lieber als regelmäßige Studien; doch faßte er leicht und machte den Schulcursus so rasch durch, daß er schon 1764 auf die Universität zu Halle übergehen konnte, auf der auch der Vater seine akademischen Jahre zugebracht hatte.

Der junge Bürger sollte dem Beispiele des Vaters folgen und sich der Theologie widmen; doch zog ihn am meisten die poetische Literatur des Alterthums an, für die ihn die schöngeistige Behandlungsweise des Professors Klotz gewann; mit ihm trat er in vertrauten Verkehr. Sein erster literarischer Versuch war eine lateinische Dissertation über Lucans „Pharsalia". Seine poetischen Uebungen waren zum Theil Nachbildungen antiker Gedichte. Uebrigens war in seinen gelehrten Beschäftigungen kein Plan. Die Zerstreuungen des Studentenlebens wurden seinen Sitten verderblich und ließen den Ernst der Studien nicht aufkommen. Aufgebracht über die nachtheiligen Berichte, rief der Großvater, der seit dem 1765 erfolgten Tode des Vaters sein Vormund war, ihn nach Hause zurück. Bald besänftigt, gab er, da von der theologischen Laufbahn seines Enkels nicht viel zu

hoffen war, seine Zustimmung, daß er um Ostern 1768 zu Göttingen das Studium der Rechte ergreife.

Bei den damaligen geringen Anforderungen an die Juristen, die, ohne durch ein Staatsexamen bedrängt zu werden, gar leicht in eins der vielen Aemter und Aemtchen hineinschlüpften, durch dessen Geschäfte man sich mit einiger Gewandtheit und praktischen Routine hindurchhalf, war das Nothwendigste leicht erlernt, und für Lieblingsbeschäftigungen blieb ein freier Spielraum. Bürger wurde daher mit den Pandekten bald fertig; bald gerieth er wieder in zerstreuenden Umgang; seine übrige Zeit verwandte er auf neuere Sprachen und schönwissenschaftliche Lectüre: sie gab seinem Talente doch so viel Anregung und Nahrung, daß es ihn auch sittlich nicht ganz sinken ließ.

Da er auf's neue in seine vorigen Ausschweifungen verfiel, zog sein Großvater die Hand von ihm ab; er war eine Zeit lang in einer Lage, daß man ihn nach dem Urtheil seiner besseren Freunde kennen und schätzen mußte, um sich seinem Umgange nicht zu entziehen. Die ersten der uns erhaltenen Gedichte, noch der Manier Gleims und Jacobis verwandt, fallen in diese Zeit, unter ihnen „die Nachtfeier der Venus", eine Nachbildung des „pervigilium Veneris", die als ein Meisterstück der Diction und rhythmischen Kunst bewundert ward, besonders als der Dichter sie nachmals mit wiederholter Feile zu einem Probestück seiner poetischen Fertigkeit verarbeitete und darin die Sprache auf Jahrhunderte zu fixieren vermeinte. Selbständiger eröffnete er seine poetische Laufbahn mit dem Trinkliede „Herr Bacchus ist ein braver Mann" (1770).

Boie, der auf Bürgers Dichtertalent aufmerksam geworden war, nahm sich des Verlassenen an und wurde, besonders nach Gotters Abreise, sein Freund und Leiter. Unter den Einflüssen seiner Kritik, die vorzüglich auf Correctheit drang, bearbeitete Bürger „das Dörfchen" (1771), in welchem er noch mit einem

französischen Originale (Bernards „hameau“) wetteiferte, und einige Gesänge der Ilias in reimlosen Jamben. Die ersten Proben derselben erschienen 1771 in Klotz' „deutscher Bibliothek“. Jedoch suchte Boie seinen Freund von dem Verhältnis zu Klotz zurückzuziehen und wünschte nicht, daß er durch diesen in die literarische Welt eingeführt werde. Der sittliche Einfluß des edel denkenden Mannes war so groß, daß er Gleim, der ebenfalls auf den vielversprechenden jungen Dichter aufmerksam geworden war, versichern konnte, Bürger lebe jetzt untadelhaft, und er sei bemüht, ihn aus seiner schlimmen Lage zu reißen. Dazu bot sich ihm bald eine Gelegenheit. Durch seinen Einfluß bei den Herren von Uslar verschaffte er seinem Schützling 1772 die Stelle eines Justizbeamten im Gerichte Altengleichen bei Göttingen. Obwohl dem Musenjünger ein Amt, das mit manchen prosaischen Geschäften verbunden war, nicht sehr einladend erschien, so mußte ihm doch die Möglichkeit, aus seiner drückenden Lage erlöst zu werden, höchst willkommen sein. Der Großvater war sehr erfreut, den fast Aufgegebenen zu Amt und Würden gelangen zu sehen. Er bezahlte die in Göttingen gemachten Schulden und reiste, als das neue Amt angetreten werden sollte, selbst hin, um die erforderliche Cautionssumme zu erlegen und den Enkel bei seiner Einrichtung zu unterstützen.

Die Befürchtung, daß die Beamtenstelle Bürgers poetisches Talent unterdrücken möchte, gieng nicht in Erfüllung. Gerade in den nächstfolgenden Jahren ward es auf die ihm gemäße Bahn geführt und auf seine Höhe gehoben. Es war die Zeit, wo Bürger dem Göttinger Dichterbunde durch seine geistige Richtung wie durch die Bande der Freundschaft angehörte. In Gellie-hausen, wo er damals wohnte, erhielt er häufige Besuche von seinen Freunden und kam auch oft zu ihren Zusammenkünften nach Göttingen. Entzündet von Percys „reliques of ancient english poetry“ (1765), welche sein Handbuch wurden, und

von Herders Abhandlungen über Volkspoesie, fühlte er in sich die Kraft, in diesem Sinne ein Volksdichter zu werden. „Welche Wonne," schrieb er im Juni 1773 an Boie, „als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volkes und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte!" Der einige Jahre später von ihm verfaßte Aufsatz über Volkspoesie „aus Daniel Wunderlichs Buche" (1776) ist ein Nachhall der herder'schen Begeisterung. „Durch Popularität, mein' ich," heißt es dort, „soll die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat, lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinweht!.... Von der Muse der Romanze und Ballade ganz allein mag unser Volk noch einmal die allgemeine Lieblingsepopöe aller Stände ... hoffen." Indem er der alten Volkslieder gedenkt, fügt er hinzu: „In jener Absicht hat öfters mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnstuben gelauscht." In diesen Worten liegt eine Hindeutung auf das Entstehen seiner „Lenore", des Höchsten, was seiner Muse gewährt war. Er pflegte gern zu erzählen, wie er einstmals im Mondscheine ein Bauermädchen singen hörte:

„Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Fein's Liebchen, graut dir nicht?"

Diese Worte machten solchen Eindruck auf ihn, daß er schnell einige Strophen seiner „Lenore" entwarf. Boie, dem er sie mittheilte, war so davon ergriffen, daß er dem Freunde keine Ruhe ließ, bis das Stück fertig war. Die Ausarbeitung dieser Ballade, welche „Herders Lehre einigermaßen entsprechen" sollte, ihr erster Eintritt in die Welt erscheint in Bürgers Briefwechsel als ein großes Ereignis; es ist die bedeutendste That seines lite-

rariſchen Lebens, der herrlichſte Erfolg, den ſeine Poeſie jemals errang. Eine Reihe von Briefen an Boie führt uns in die Werkſtatt des Dichters ein, in der er langſam und bedächtig, wie er pflegte, Strophe für Strophe ſchuf und jede einzelne Stelle mit der kritiſchen Wagſchale prüfte. Goethes „Götz“ begeiſterte ihn während der Arbeit ſo ſehr, daß er für ſeine Ballade drei neue Strophen dadurch gewann. Die erſte Vorleſung derſelben im Göttinger Freundeskreiſe ward gleichſam theatraliſch in Scene geſetzt; demgemäß mußte auch die Wirkung ſein. Als Bürger bei der Stelle

„Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel“

mit ſeiner Reitpeitſche an die Thür des Zimmers ſchlug, ſprang der jüngere Graf Stolberg, von unwillkürlichem Schauder ergriffen, vom Stuhl auf. Als Bürgers „Lenore“ im Göttinger Muſenalmanach auf 1774 abgedruckt war, wirkte ſie übermächtig durch ganz Deutſchland. Zahlreiche Ueberſetzungen in verſchiedne Sprachen, namentlich in's Engliſche, verbreiteten die Ballade im Auslande. Als Bürger bald nach ihrem Erſcheinen eine Reiſe in ſeine Heimath machte, hatte er die Freude, in einer an ſein Schlafzimmer ſtoßenden Bauernſtube ſein Gedicht vom Schulmeiſter unter dem Beifall der verſammelten Zuhörer vorleſen zu hören, für ihn das beſte Kennzeichen der Vortrefflichkeit.

Zu dem erhebenden Gefühl, ein Nationaldichter geworden und als ſolcher anerkannt zu ſein, geſellte ſich bald auch der Genuß einer angenehmen Häuslichkeit. Er verheirathete ſich im November 1774 mit Dorette Leonhart, einer Tochter des benachbarten hannover'ſchen Beamten Leonhart zu Niedeck, mit dem er ſeit längerer Zeit, da ihm der Aufenthalt in Gelliehauſen verleidet wurde, befreundet war. Er bezog mit ſeiner jungen Gattin ein zu ſeiner Wohnung eingerichtetes Bauernhaus in dem Dorfe Wöllmershauſen, das zu ſeinem Gerichtsſprengel ge-

hörte. In seiner nachmaligen Selbstschilderung von 1790 bekannte er jedoch: „Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art . . . kam ich dazu, die erste zu heirathen, ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite [Auguste], die damals noch ein Kind und kaum vierzehn bis fünfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen.“ Die ungeheuchelte warme Sprache seiner damaligen Briefe schien ihn freilich als den glücklichsten Neuvermählten zu schildern. Er sprach gegen Gleim in den Ausdrücken der innigsten Zärtlichkeit von dem Mädchen, das ihn „zum ewigen Gefangenen“ gemacht habe. „Die Welt hat für mich . . . . . nur zwei Theile, den, wo sie ist, und den, wo sie nicht ist.“ Und am 6. Juli 1775 meldete er seine erste Vaterfreude mit den Worten: „Mein kleines Weib, das beste, sanfteste, redlichste Geschöpf unter der Sonne, hat mir vor wenig Wochen ein kleines Mädchen mit Lebensgefahr geboren. Weib und Kind sind meine ganze und einzige Freude.“

Sein poetisches Talent war in frischer Thätigkeit. Er übersetzte den erotischen Roman „Anthia und Abrokomas“ (1775) aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesos. Er fuhr fort, die Ilias in Jamben zu übertragen und erließ deßhalb 1776 eine öffentliche Ankündigung im „deutschen Museum“, das Boie in Gemeinschaft mit dem später als Staatsmann ausgezeichneten Christian Konrad Wilhelm Dohm seit diesem Jahre herausgab. An dem weimarischen Musenhof erregte dieselbe eine so lebhafte Theilnahme, daß man auf Goethes Veranstaltung eine Summe von fünfundsechzig Louis'dor zusammenbrachte, um sie Bürger als Geschenk zu übersenden, wofern er sich entschließen werde, diese Arbeit zu vollenden. Die Worte des ihm öffentlich gemachten Anerbietens waren die schönste Anerkennung seines Talents. „Daß Bürger Dichter ist,“ heißt es in dem durch den „deutschen Mercur“ veröffentlichten Aufsatze Goethes, „sind wir

alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen kann und innig lieben muß, als einer, der ſelbſt die größten epiſchen Anlagen hat, konnte man auch ſchon vermuthen; daß Homers Welt wieder ganz in ihm auflebt, alles Vorgebildete lebendig, alles Lebende ſtrebend wird, ſieht man mit einem Blick auf die Ueberſetzung, mit zehn Verſen in dem Original verglichen. Drum wünſchen wir, daß er möge in guten Humor geſetzt werden, fortzufahren... Denn es wird ſich ſo leicht nicht wiederfinden, daß ein Dichter von dem Gefühl ſo viel Liebe zu eines andern Werk faſſen mag... Er fahre fort, mit Lieb' und Freude der Jugend, pflege Rath über ſein Werk mit denen, die er liebt, denen er traut, laſſe ſich durch keine Kleinelei hindern und, wie ſie ſagen, zurecht weiſen, ſtrebe nach der goldnen, einfachen, lebendigen Beſtimmtheit des Originals, kurz, thue das Seinige." Die für ihn beſtimmte Summe erhielt Bürger ſpäter als Geſchenk, obwohl er die darin ausgeſprochene Bedingung nicht erfüllt hatte. Er rückte mit ſeiner Arbeit nur langſam vor und ließ ſie mit dem ſechſten Geſange ganz fallen. Später, als Voſſens Ueberſetzung der Odyſſee bereits erſchienen war, begann auch Bürger wieder, die Ilias in's Deutſche zu übertragen, jetzt ebenfalls in Hexametern; Proben dieſer Ueberſetzung gab er in dem von Goeckingk redigierten „Journal von und für Deutſchland".

Immer heftiger war inzwiſchen die für den häuslichen Frieden und die Harmonie ſeines Innern ſo unheilvolle Leidenſchaft hervorgetreten, welche die aufblühenden Reize ſeiner Schwägerin Auguſte, die er als Molly gefeiert hat, in ſeinem leicht entzündlichen Herzen anfachten und welche zu unterdrücken ſein ſittliches Gefühl zu ſchwach war. Die Elegie „als Molly ſich losreißen wollte" fällt ſeiner Angabe nach ſchon in das Jahr 1776, obwohl ihre eigentliche Ausarbeitung unſtreitig einer ſpäteren Zeit angehört. Bürger war einer von denen, die wie Werther ihr Herz wie ein Kind halten. Genau ſo charakteriſierte er ſpäter ſich

ſelbſt: „Da ich zu wenig Herr meiner Neigungen bin, um mich von ihnen loszureißen, wenn es darauf ankommt, dem gerade gegenüberliegenden, von mir ſelbſt erkannten, bewunderten und geliebten Guten nachzuſtreben, ſo muß ich wohl mein wirkliches Gute nur für Product eines unterſtützenden Temperaments halten.“ Aus ſeiner unſittlichen Liebesneigung ward endlich jene Doppelehe, die er 1790 mit den ſchonenden Worten ſchilderte: „Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allerſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen. Die Angetraute entſchloß ſich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere, insgeheim es wirklich zu ſein.“ Bürger geſteht indeß nicht die volle Wahrheit: es war eine Theilung; er war der Gemahl zweier Frauen. Molly gebar ihm fern von Göttingen einen Knaben, der bei einer Schweſter des Vaters erzogen ward.

In den nächſten Jahren traten noch manche andere Verdrießlichkeiten hinzu, die ihn ſehr mißmuthig machten. In ſeiner Amtsverwaltung hatte er wenig Freude. Seine Vermögensverhältniſſe waren durch mancherlei Unfälle zerrüttet, zum Theil auch durch die Schuld ſeiner Frau, die keine gute Wirthſchafterin war. Die Hoffnung, nach dem Tode ſeines Schwiegervaters 1777 ihm in ſeinem Amte zu folgen, wurde aller Fürſprache ungeachtet nicht erfüllt. Freunde, die ſeinen Geiſt hätten aufrichten und ſein poetiſches Talent aufmuntern können, fehlten ihm jetzt. Goeckingk jedoch hatte 1775 die alte Verbindung wieder erneut. Als dieſer ſich 1778 mit Voß zur Herausgabe des hamburgiſchen Muſenalmanachs vereinigte, übernahm Bürger an Goeckingks Statt die Redaction des von Boie begründeten Göttinger Muſenalmanachs und rechtfertigte ſich gegen die Freunde, die ſich dadurch geſchädigt glaubten, vornehmlich durch den Hinweis auf die Pflicht, für ſich und die Seinigen zu ſorgen. Gleichzeitig erſchien 1778 die erſte Sammlung ſeiner Gedichte. Die Erzählungen „die Weiber von

Weinsberg", „das Lied vom braven Manne", „die Entführung oder Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg", eine Nachbildung der englischen in Percys Sammlung befindlichen Ballade „the child of Elle", befestigten den Ruf des Dichters der „Lenore" noch mehr. In der etwas übermüthigen Vorrede rechtfertigte er sich wegen des Anlehnens an ausländische Originale. „Man bilde sich nicht ein," heißt es unter anderm, „als ob ich in solchen Fällen das Original vor mir liegen gehabt und Zeile bei Zeile verdolmetscht hätte. Oefters hatte ich das fremde Gedicht vor Jahren gelesen; sein Inhalt war meinem Gedächtnisse gegenwärtig geblieben; diesen stellte ich deutsch dar und gab ihm Bildung und Farbe aus eigenem Vermögen."

Im Jahre 1780 ließ er sich in eine unglückliche Speculation ein, indem er eine Pachtung zu Appenrode übernahm. Weder er noch seine Frau verstanden sich auf Landwirthschaft. Er setzte den größten Theil der von seinem Schwiegervater ihm zugefallenen Erbschaft dabei zu. Zu diesem Verdruß kam noch eine Anklage, als vernachlässige er seine Amtsführung. Freilich war er nicht der ordentlichste Geschäftsmann, und einzelne Unregelmäßigkeiten ließen sich nicht ableugnen; allein gegen die ihm gemachten schweren Beschuldigungen, er versäume die Rechtspflege und veruntreue die ihm anvertrauten Gelder, konnte er sich mit dem Bewußtsein der Redlichkeit rechtfertigen. Er schloß seine Vertheidigungsschrift mit den Worten: „Wegen solcher zum Theil grundfalschen, zum Theil auf eine lieblose Weise in's Ungeheure übertriebenen Beschuldigungen kann also wohl eben so wenig ich selbst mich meines Amts für verlustig achten, wie sich die Anklage ausdrückt, als irgend ein billiger und unparteiischer Richter in der Welt das thun kann und wird. Dessenungeachtet aber muß ich erklären, daß die Absicht dieser Vertheidigung keineswegs dahin geht, mich etwa bei meinem Amte oder, welches manchem Unkundigen gleich viel deuchten möchte, bei Ehre und Brod zu erhalten. Es bekleidet mich,

Gottlob! noch andere und weit größere Ehre, als die mir mein Amt mitzutheilen vermag; und das Brod, welches es mir gewährt, ist für mich fast mehr für Verlust als für Gewinn zu achten. Ich habe daher beschlossen, sobald dieser gegenwärtige Klaghandel abgethan sein wird und ich meine etwa rückständigen Geschäfte auf das Reine gebracht haben werde, meine Entlassung von der Familie [von Uslar] selber zu suchen."

Kurz zuvor, ehe dies zur Ausführung kam, starb zu Gelliehausen, wo Bürger sich den Sommer 1784 aufhielt, seine erste Frau am 30. Juli an der Schwindsucht. „Mehrere Monate lang", schrieb er im December 1785 an seinen Schwager, „sah ich sie täglich dahinsterben, ohne ihre Wiederherstellung auch nur hoffen zu dürfen." Er klagte sich nicht an, ihren frühen Tod verschuldet zu haben. „Ich konnte sie jederzeit auffodern und fragen, ob ich ihr im mindesten unwürdig und lieblos begegnet sei, und das werde ich auch noch in jener Welt können, ohne eine gerechte Anklage zu befürchten."

Bürger vertraute seinen geistigen Fähigkeiten und wünschte sich als Docent an der Göttinger Universität eine Stellung zu erwerben, welche seiner Neigung entspräche. Heyne benahm sich freundlich gegen ihn und machte ihm Hoffnung, er werde sich durch Vorträge über Philosophie, deutsche Sprache und Literatur eine einträgliche Thätigkeit sichern. Auch Kästner und Lichtenberg erleichterten ihm den Eintritt in die Facultät auf zuvorkommende Weise. Im Herbste 1784 zog Bürger nach Göttingen und wurde in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Er hielt Vorlesungen über Aesthetik und deutschen Stil und ertheilte Privatunterricht, so daß er ein hinlängliches Auskommen fand. Da seine Gesundheit während des Winters etwas geschwächt war, so gebrauchte er im Sommer 1785 eine Badecur in Pyrmont und Meinberg. Zuvor ließ er sich (am 27. Juni) mit seiner Molly in der Kirche zu Bissendorf bei Hannover trauen.

Es war eine kurze glückliche Lebensepoche, die er mit allen Ausdrücken liebeglühender Beredsamkeit gefeiert hat. Alle Disharmonie und Sorge schien für immer verschwunden zu sein. Was er damals empfand, schildert sein „hohes Lied von der Einzigen, in Geist und Herzen empfangen am Altare der Vermählung", dem er „das Meistersiegel der Vollendung" auf die Stirn drücken wollte, damit es „in seiner Herrlichkeit den Strom der Zeit stolz hinabschwebe"; Schiller gestand hingegen in seiner berühmten Recension der Gedichte Bürgers dem Liede nur das Lob eines „sehr vortrefflichen Gelegenheitsgedichtes" zu, „dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt". Mehr als diese künstlich zusammengereihte Bilderfülle spräche es ein frisch vom Herzen gesungenes Lied aus, wie froh Bürger sich zu einem neuen Leben auferstanden und von Wonnegenuß heiter umlächelt fühlte. Da Molly auch eine wirthschaftliche Hausfrau war, so gewannen auch seine finanziellen Verhältnisse eine befriedigende Gestalt. „Als ich mit meiner seligen Augusta", so äußerte er sich in einem späteren Bericht, „vierzehn Tage nach Michaelis hier einzog, hatten wir gerade noch sechs Louisd'or übrig; denn so weit hatten wir uns für unsere häusliche Einrichtung ausgegeben. Mit dieser Kleinigkeit reichten wir bis an Weihnacht, ohne Schulden zu machen. Wir hatten aber auch nur eine einzige Magd, lebten still und häuslich mit einander hin und befanden uns ungemein wohl. ..... Ich bin überzeugt, daß ich mit ihr keine vierhundert Thaler jährlich gebraucht haben würde." Nur kurze Zeit sollte ihm die höchste Freude seines Daseins gewährt sein. Wie aus heiterer Luft traf ihn der schwere Schlag, unter dem seine Kraft fast zusammenbrach. Molly ward ihm am 9. Januar 1786, zwei Wochen nach ihrer Anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, durch den Tod entrissen. Seine warm gefühlten elegischen Sonette sowie seine

Briefe an vertraute Freunde laſſen uns einen Blick in die Tiefe ſeines Jammers thun. Wie ſehr er aller ſeiner Seelenſtärke beraubt war, ſprach er am rührendſten in dem Klagebrief an ſeinen Freund Boie vom 16. März 1786 aus, in welchem er aus ſchmerzlicher Erinnerung heraus Mollys Vorzüge und ſein Verhältnis zu ihr ſchilderte, um zuletzt in die verzweiflungsvollen Worte auszubrechen: „Niemand nehme ſich's heraus, mir zu ſagen: Bürger, ſei ein Mann! Ich denke, ich bin einer, und zwar ein ganzer Mann, der ich ſo was und noch ſo zu tragen vermag, als ich's wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünſche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzem ſo ſchön, ſo frühlingsmäßig blüheten, liegen ſie nicht alle zerſchmettert um mich her wie ein verhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geiſt und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden. . . . . Man wälzt ſich ja freilich nach wie vor aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der tauſendſte merkt es kaum, was und wie viel einem fehlt. Aber — — Doch wozu noch viel Worte? — Hin iſt hin! verloren iſt verloren; das iſt die Hauptſumme von allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünſche, wenn ich matt und kraftlos, wie ich bin, mit Fallen und Aufſtehen nach etwas noch ſtrebe, ſo geſchieht es um meiner Kinder willen. Wären dieſe nicht, ſo würde der ſehnende Wunſch, mich je eher je lieber neben meine Entſchlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlaſſen. Was ſollte auch ſonſt der nackte, kahle, traurige Stab noch lange daſtehen, nachdem die ſchöne, holde Rebe, die ſich um ihn hinanſchlang, herabgeriſſen iſt?" Er lebte jetzt um ſo einſamer, als er ſich auch genöthigt ſah, ſeine Kinder in fremde Pflege zu geben.

Eine ernſte geiſtige Beſchäftigung konnte ihm jetzt die geeignetſte Zerſtreuung gewähren und das beſte Heilmittel darbieten. Mit einer bei ihm ſeltnen Ausdauer arbeitete er ſich in die kantiſchen Schriften hinein, ſo daß er ſeit 1787 Vorleſungen über

die kritiſche Philoſophie hielt, die mit um ſo größerem Beifall aufgenommen wurden, als an der Univerſität Göttingen dieſe Seite der Wiſſenſchaft nur ſehr ſchwach vertreten war. Eben ſo wenig entzog er ſich ſeinen poetiſchen Arbeiten; er bereitete eine neue Ausgabe ſeiner Gedichte mit großer Sorgfalt vor. Bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Univerſität im September 1787 genoß er die Auszeichnung, das Feſt durch ſeine Poeſie zu verherrlichen; fünfzig Jahre vorher hatte Hallers Muſe die Georgia Auguſta eingeweiht. Auch von der Regierung erhielt er ein Zeichen der Anerkennung, indem er 1789 zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie ernannt wurde. Zwar blieb er ohne Gehalt; indeß war um dieſe Zeit ſein Einkommen bedeutend genug, um ſeinen Bedürfniſſen zu genügen. In einem der nächſten Jahre berechnete er ſeine Jahreseinnahme auf mehr als zwölfhundert Thaler.

„Ungewitter und Stürme des Lebens“ — ſo klagte er in ſeiner vereinſamten Lage — „haben hart in meine Blüthen, Blätter und Zweige gewüthet. O ich bin nicht derjenige, der ich vielleicht der Naturanlage nach ſein könnte und auch wohl wirklich wäre, wenn mir im Frühlinge meines Lebens ein milder Himmel gelächelt hätte. . . . . Liebe, aber ungemeine Liebe brächte vielleicht jetzt noch eine volle Wiedergeburt mit mir zu Stande.“ Das Liebesbedürfnis, das ihm ſchon einmal verderblich geworden war, ſollte wie durch einen dämoniſchen Zug ſeines Geſchicks ihn nochmals dahin bringen, daß er den Leidenskelch ſich bis zum Rande füllte. Im Jahre 1789, wo die neue Ausgabe ſeiner Gedichte erſchienen war, unter denen mehrere ſein Liebesglück und den Schmerz des troſtloſen Verlaſſenen ſchilderten, fand ſich in dem Stuttgarter „Beobachter“ ein anonymes Gedicht, in welchem ein „Schwabenmädchen“ ſeine Liebe zu dem trauernden Dichter mit naiver Offenheit bekannte und das Anerbieten daran ſchloß, ſie wolle ihn durch ihre Hand wieder zu einem Glücklichen

machen. Obwohl darin Anfangs schwerlich eine ernste Absicht lag, so fühlte Bürger doch gleich den Pfeil im Herzen. Er wandte sich an Ehrmann, den Redacteur des Blattes, und dessen Frau, bat sie, die Verfasserin des Gedichts zu ermitteln, und ließ eine poetische Antwort auf dasselbe bekannt machen. Als Einsenderin nannte man ihm Elise Hahn, welche mit ihrer verwittweten Mutter in Stuttgart lebte. Bürger hegte schon seit längerer Zeit den Wunsch, sich wieder zu verheirathen, und sah sich hin und wieder nach einer Gattin um, die für seine Kinder eine gute Mutter sein könne und durch herzliche Liebe ihm den Verlust seiner Molly einigermaßen ersetze. Jetzt schien eine wunderbare Fügung des Schicksals sie ihm zuzuführen. Ihm gefiel die romanhafte Einleitung des neuen Liebesverhältnisses. Es gewann für ihn durch das Geheimnisvolle an Interesse: das Mädchen „spukte" ihm von Tag zu Tag mehr im Herzen. Von Frau Ehrmann zog er Nachrichten über ihre Persönlichkeit ein, wobei gleich von vorn herein der äußere Reiz nur allzu sehr in Anschlag gebracht wurde. Wie aufrichtig übrigens sein Herz dabei war, davon zeugt die Selbstschilderung, die er Elisen zusandte, die „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will", mehr eine Selbstanklage seines Charakters als eine Beschönigung, indem das Bild, das er von sich entwarf, keineswegs geschmeichelt war. Er schilderte sich fast als unliebenswürdig, obwohl Bürger bei Frauen sonst wohl gelitten war und sich rühmen konnte, manches weibliche Herz gewonnen zu haben. Wie feierlich-ernst ihm jedoch dabei zu Muthe war, sieht man aus den Schlußworten: „Elise, Elise, ich schließe mit einer theuern, feierlichen Beschwörung. Bei dem ewigen Gotte, bei Ihrem eigenen Wohl und Weh und bei dem Wohl und Weh eines Mannes, der nicht redlicher um das Ihrige besorgt sein kann, als er ist, beschwöre ich Sie: Wählen Sie mich nicht zu Ihrem Gatten, wofern Sie nicht bei Sich fühlen, daß Sie Sich mit

voller Liebe in meine Arme werfen können! Ich schwöre Ihnen, in Ansehung Ihrer eben dasselbe zu beobachten." Elise dagegen sprang über jedes Bedenken leicht hinweg; zärtliche Briefe wurden gewechselt; Bürger erhielt ihr Bildnis, das nun weder Tag noch Nacht von seiner Seite kam. Zu Ostern 1790 reiste er nach Stuttgart, wo er sich öffentlich und förmlich mit ihr verlobte. Elisa von der Recke, die, selbst schriftstellerisch thätig, auf ihren Reisen durch Deutschland voll Bewunderung und persönlicher Theilnahme den bedeutendern Autoren unseres Volkes nahte, mahnte von der Heirath ab; sie erhielt von Bürger die Antwort: „Poetisch-phantastisch fieng mein Liebeshandel an; aber ich hoffe, meine Ehe soll prosaisch-glücklich sein." Im October führte er sein Schwabenmädchen als seine Gattin nach Göttingen.

Den Honigmonaten folgte die Enttäuschung auf dem Fuße nach. Elise verschwendete rücksichtslos sein mühevoll erworbenes Einkommen, hielt mehrere Domestiken, die nach Belieben wirthschafteten, und schien nur für Aufwand und gesellschaftliche Vergnügungen Sinn zu haben. Der Sohn, den sie ihrem Gatten gebar, Agathon genannt, wurde schnell von der Mutter getrennt, um sie nicht in ihren Genüssen zu stören. Der ehrliche Bürger setzte noch keinen Zweifel in ihre eheliche Treue, obgleich ihre buhlerischen Liebschaften schon das allgemeine Stadtgespräch geworden waren. In zwei ausführlichen, eindringlichen Briefen (im November 1791) hielt er ihr die Verschwendung und die Vernachlässigung ihrer häuslichen und mütterlichen Pflichten vor. Heuchlerisch erwiderte sie, ihre hohen Begriffe von ihm hätten sich bei näherer Bekanntschaft abgespannt; das Haus könne sie bei ihrem lustigen Temperamente nicht fesseln; Liebe habe sie nicht mehr für ihn, wolle aber von jetzt an seine Magd sein und des Haushalts sich annehmen. Das Verhältnis schien sich seitdem freundlicher zu gestalten; sie pflegte ihn in seiner Krankheit und gewann sein völliges Vertrauen wieder. Nicht lange

darauf enthüllte sich vor seinen Augen ihr ehebrecherischer Umgang. Sie konnte das Geständnis der Wahrheit nicht zurückhalten und stellte einen Revers aus, daß sie seiner als Gattin unwürdig sei. Im März 1792 wurde die Ehe gerichtlich aufgelöst; zuvor schon hatte Elise Göttingen verlassen.

„Ich fürchte," schrieb Bürger in dem ausführlichen Bericht (3.—12. Februar) über seine Unglücksehe an die Schwiegermutter, „daß die großen Leiden dieser Ehe den Samen des baldigen Todes in mir befruchtet haben. Sowohl am Leibe als an der Seele fühle ich mich mehr ermattet als jemals. Ich kannte nie Husten und Brustbeklemmungen; jetzt kann ich beides nicht mehr los werden. Auch sehe ich keine Freuden des Lebens mehr vor mir." Eine Heiserkeit stellte sich ein, die ihn seitdem nicht wieder verließ. Seine Vermögensumstände waren durch die Verschwendung seiner Frau völlig zerrüttet. Noch ein Jahr vorher konnte er in dem an sie gerichteten Briefe schreiben: „Seit sieben Jahren habe ich nunmehr ohne Besoldung, ohne Vermögen mit allen Ehren gelebt, und es hat mir nicht an der Nothdurft, ja nicht einmal an Wohlgenüssen gefehlt. Ich habe meine alten Schulden seitdem nicht vermehrt, sondern eher vermindert." Jetzt war er in Schulden und in Folge seiner körperlichen und geistigen Abspannung seine Thätigkeit, somit auch sein Einkommen verringert. Besonders drückte es ihn schwer, daß er die versprochene Prachtausgabe seiner Gedichte, für die er die Pränumerationsgelder schon empfangen und in der Zeit der Noth verbraucht hatte, nicht mehr vollenden konnte; er mußte es seinen Erben (denn einiges Besitzthum im Halberstädtischen war ihm noch geblieben) überlassen, diese Schuld zu tilgen. Aus den Erzählungen Ludwig Tiecks, der damals in Göttingen studierte, gewinnen wir ein treues Bild des Dichters, der um jene Zeit die wehmüthigen Worte sang:

Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt;
Bald, den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

„Er war" — so schildert ihn Tiecks Biograph, Rudolf Köpke, nach mündlichen Mittheilungen seines dichterischen Freundes — „hager, bleich, zusammengefallen; der Kummer sprach aus seinen Zügen. Die Stimme hatte den Klang verloren, er konnte nicht mehr auslauten und sich nur mit Anstrengung verständlich machen; und doch sollte und mußte er sprechen. Hin und wieder pflegte er auszureiten. Es hatte etwas Gespenstisches, den bleichen Mann zu sehen, wenn er auf seinem steifen, magern Schimmel durch die Straßen von Göttingen trabte. Man mochte dabei an den Todtenritt denken, von dem er so ergreifend gedichtet hatte. Hin und wieder fiel ein Sonnenstrahl in sein umdüstertes Gemüth, wenn es gelang, ihn wider seinen Willen in den alten Kreis guter Freunde hineinzuziehen, den er jetzt wie allen Umgang mit Menschen fast ängstlich vermied."

Er sah sich nunmehr genöthigt, für Buchhändler um's tägliche Brod zu schreiben. Er übersetzte aus verschiednen modernen Sprachen, unter anderm „Benjamin Franklins Jugendjahre, von ihm selbst für seinen Sohn beschrieben" (1792). Doch auch diese Arbeiten mußte er sich bald versagen. Die Brustbeschwerden belästigten ihn mehr und mehr, und die Lungenschwindsucht nahm mit raschem Verlauf zu. Ein Geschenk der königlichen Regierung, mit dem man den seit mehreren Jahren unentgeltlich thätigen Docenten auf seine Bitte um Gehalt noch kurz vor seinem Ende abspeiste, half dem drückendsten Mangel ab. Als er sich endlich die Gefahr, worin sein Leben schwebte, nicht mehr verbergen konnte, wünschte er sich nur noch einen leichten Tod. Dieser ward ihm gewährt. Am Abend des 8. Juni 1794 verging ihm die Sprache vollends, so daß die Worte, zu denen er den Mund

noch öffnete, ihm auf der Lippe erstarben; mit einem letzten Hauch, der noch ein „Ja“ auf eine Frage seines Arztes zu sprechen schien, schied sanft das Leben von ihm.

Blicken wir von dem Grabe, in welchem ein durch viele Leiden gebrochenes Dichterherz Ruhe fand, auf den Gang seines kurzen Lebens zurück, so springen uns zunächst die Schwächen und Mißgriffe in die Augen, durch die es unglücklich ward. Der Sinnlichkeit und Erregbarkeit der Empfindung stand nicht die sittliche Stärke zur Seite, welche allein die Schritte neben den Abgründen am Wege sicher vorüberzuleiten vermag. Gleichwohl konnte Bürger den Scheinheiligen gegenüber, die den Stein auf ihn warfen, mit offenem Gefühl antworten, wie er in seiner Selbstschilderung sagt, er sei so arg nicht, als die Welt von ihm denke; er sei wohl unregelmäßig, aber nicht niedrig ausschweifend. Der härteste Vorwurf trifft seine Doppelehe. Im übrigen zierten seinen Charakter manche edle Eigenschaften, die sich auch in seinen Gedichten nicht verleugnen, ein hohes Maß von Biederkeit und Herzensgüte, Zutrauen und Mitgefühl. Den Ton des feineren Umgangs hatte er sich nicht angeeignet; er behielt eine gewisse Unbeholfenheit und burschikose Derbheit; allein er war ein warm fühlender Freund, dienstfertig gegen jeden, der seine Theilnahme in Anspruch nahm, sogar wohlthätig, so wenig auch seine Vermögensumstände ihm erlaubten, diesem Triebe seines Herzens zu folgen. Fern war er daher von dem Neide und billig gegen fremdes Verdienst; obwohl nicht ohne gerechtes Selbstbewußtsein und keineswegs gleichgültig gegen Lob und Tadel, war er doch im Grunde der Seele bescheiden.

Als Schillers strenges Urtheil in der Recension seiner Gedichte 1791 über ihn ergieng, wallte zwar im ersten Augenblick sein Ehrgeiz auf, doch bereute er es bald, die Erwiderung „in einem zu gereizten Ton“ abgefaßt zu haben; in einem erst nach seinem Tode bekannt gewordenen Fragmente, das zur Einleitung

einer Selbstkritik dienen sollte, gestand er offen ein, daß sein Beurtheiler nicht ganz im Unrecht sei. „Meine Uebereilung," äußerte er darin, „geantwortet und vollends in einem Tone geantwortet zu haben, der den Recensenten reizen mußte, das Unrecht, welches er mir nach meiner jetzigen Ueberzeugung zugefügt hat, nicht nur nicht zu mildern, sondern vielmehr zu verstärken, kann ich nicht besser wieder gut machen, als wenn ich alles, was der Recensent im Namen der Kunst wider mich und meine Werke zu haben vorgibt, etwas umständlicher und auf eine solche Art erwäge, wie es sich vor den Altären der Weisheit, der Musen und der Grazien geziemet. Das Ziel, welches ich mir dabei vorsetze, ist nicht eben Sieg über meinen Gegner; denn ich gestehe gern, daß ich es mit einem Stärkeren zu thun habe, als ich bin."

Bei allem Beifall, den Schiller Bürgers ausgezeichnetem Talente zollte, gipfelte sein Urtheil in dem Satze, daß demselben die rechte Idealisierkunst mangle, daß der Geist, der sich in seinen Gedichten darstelle, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei, daß seinen Producten die letzte Hand fehle, weil sie dem Dichter selbst fehle. Auch unter glücklichern Lebensverhältnissen wäre Bürger kein größerer Poet geworden; denn der Dichter ist eben alles durch seine Individualität. Zu dem Ziele, das ihm erreichbar war, ist er schon in seinen guten Tagen gelangt. Die Leidenschaft für Molly hat sein Talent nicht niedergedrückt, sondern gerade die schönsten lyrischen Blüthen hervorgerufen. Auf den Balladen beruht vornehmlich sein Dichterruhm, vor allen auf der „Lenore", welche zugleich den Anfang und die Höhe seines epischen Talentes bezeichnet. Vieles verdankt er dabei den altenglischen Vorbildern. Die ihm eigenthümliche Sphäre der Erzählung erkennen wir weit mehr in dem „Liede vom braven Manne", „Frau Magdalis", „der Kaiser und der Abt". Es war kein innerer Widerspruch, wenn er neben einer „Lenore" eine „Frau Schnips" und dergleichen dichtete. Die falsche Vor-

ſtellung von der volksmäßigen Poeſie leitete ihn dabei irre. Zwar konnte er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte von ſich ſagen: „Wenn ich wirklich, was man mir bisweilen nachgerühmt hat, ein Volksdichter bin, ſo habe ich dies ſchwerlich meinem ‚Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu u. ſ. w.‘, ſchwerlich dieſem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehaſcht, ſchwerlich dem Umſtande zu danken, daß ich ein paar Volksmährchen in Verſe und Reime gebracht habe. Nein! dem unabläſſigen Beſtreben . . . . . muß ich's zu verdanken haben, dem Beſtreben, daß dem Leſer ſogleich alles unverſchleiert, blank und baar ohne Verwirrung in das Auge der Phantaſie ſpringe, was ich ihm anzuſchauen, daß alles ſogleich die rechte Saite ſeiner Empfindungen treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben wollen.“ Darauf entgegnete Schiller ſehr treffend, daß Bürger ſich nicht ſelten mit dem Volke vermiſche, zu dem er ſich nur herablaſſen ſollte, und, anſtatt es ſcherzend und ſpielend zu ſich hinaufzuziehen, ſich ihm gleich mache; das Verdienſt des Volksdichters beſtehe nicht darin, jede Volksklaſſe mit irgend einem ihr beſonders genießbaren Liede zu verſorgen, ſondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklaſſe genug zu thun.

Bürger gehörte, obſchon er äußerlich mehr in Verbindung mit den Göttinger Dichtern ſtand, ſeinem Weſen nach zu den Männern der Sturm- und Drangperiode; über die ſittlichen und äſthetiſchen Principien und Anſchauungen derſelben kam er im Grunde auch während ſeines ganzen Lebens nicht hinaus. Wenn er in ſeiner letzten Periode die volksmäßigen Weiſen mit dem Schwunge idealer Poeſie zu vertauſchen bemüht war, ſo konnte er nur rhetoriſche Kunſtſtücke liefern, zu denen auch „das hohe Lied von der Einzigen“ zu zählen iſt. Lieber hören wir ihn von Mollys Werth und ſeiner Trauer in der einfachen Sprache ſeiner Sonette reden; nachdem Klamer Schmidt mit einigen unbedeutenden Verſuchen vorangegangen war, erweckte Bürger dieſe Kunſtform

der romanischen Poesie, die für weiche Empfindung sich ganz besonders eignet, wieder in unserer Literatur, aus der sie nach reicher Blüthe im siebzehnten Jahrhundert fast spurlos verschwunden war.

August Wilhelm Schlegel, den Bürger, der Uebersetzer des „Macbeth“ (1783), bei der Uebertragung des „Sommernachtstraumes“ 1789 unterstützte und anleitete, hat sein dichterisches Verdienst am ausführlichsten gewürdigt; allein trotz der Pietät für seinen Lehrer und Freund trifft er mit dem Urtheil Schillers, so sehr er diesen auch durch Seitenhiebe meistert, in der Hauptsache zusammen. Er faßt seine Kritik schließlich in die Worte zusammen: „Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfassender Phantasie, von mehr biedrer und treuherziger als zarter Empfindungsweise, von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefem Verstand im Entwerfen, mehr in der Romanze und dem leichten Liede als der höheren lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theil seiner Hervorbringungen echter Volksdichter, dessen Kunststil, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, sich ganz zu demselben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und zuweilen Zierlichkeit, seltner Größe hat.“

---

2. Hölty.

Wenn das Wort der Griechen Wahrheit ist, daß der, den die Götter lieben, früh stirbt, so gehört mit manchen andern deutschen Dichtern auch Hölty zu diesen Glücklichen. Es ist, als ob solche zart organisierte Naturen, welche im Frühling des Lebens, nachdem sie kaum sich zu entfalten angefangen haben, schon den Keim des Todes in sich tragen und schnell dahinwelken, eben dazu bestimmt wären, den reinsten Aether der Dichtung in sich aufzunehmen und, gleichsam von irdischen Schranken minder beengt, die höhere geistige Welt lebendiger im ahnungsvollen

Gemüth zu hegen. Die Geſchichte ihres Lebens iſt ein einzig Blatt, auf dem die Freuden der Kindheit und Jugend neben dem allmählichen Loslöſen von ihren Hoffnungen und dem ſchwermuthsvollen Vorgefühl baldiger Trennung von dem kaum erſt lieb gewonnenen Daſein verzeichnet ſind. Als ein kleiner Erſatz wird ihnen die Gunſt zu Theil, mit den Zügen einer ewigen Jugend auf die Nachwelt überzugehen und als Jünglinge in ihrem Andenken fortzuleben.

Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty, in dem hannover'ſchen Dorfe Marienſee am 21. December 1748 geboren, war wie viele ſeiner dichtenden Zeitgenoſſen eines Predigers Sohn und wuchs in der Einfalt und Stille beſchränkter ländlicher Verhältniſſe auf. Er war ein liebenswürdiges Kind und bis in ſein neuntes Jahr, wo ihn die Blatternkrankheit, die damalige Plage der Kinderjahre und der Ruin manches lieblichen Geſichts, etwas entſtellte, ein ſchöner Knabe. Die Mutter verlor er früh; ſie ſtarb 1757 an der Schwindſucht, deren Keim ſie auch auf den Sohn übertragen hatte. Der Vater, welcher viele gelehrte Kenntniſſe beſaß, auch mehrerer neueren Sprachen kundig war und als Freund der ſchönen Literatur der deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen angehörte, übernahm den erſten Unterricht ſeines Sohnes. Es zeigte ſich bei dieſem bald ein ſolcher Lerntrieb, daß man für ſeine Geſundheit fürchtete und ihm das Licht entziehen mußte, damit er das nächtliche Arbeiten einſtelle. Deſſenungeachtet verlor er nicht den fröhlichen Sinn und die Theilnahme für die Reize der äußeren Welt. Sein Gefühl für die Schönheit der Natur und die unſchuldvollen Kinderfreuden äußerte ſich ſehr lebhaft und fieng früh an, ſich in poetiſcher Form auszuſprechen.

Im Herbſte 1765 wurde er auf das Gymnaſium zu Celle geſchickt, wo ſein Oheim wohnte. Drei Jahre brachte er hier zu und beſchäftigte ſich nicht nur mit den herkömmlichen Schulſtudien, ſondern auch mit der engliſchen Literatur. Nachdem er einen

Winter im elterlichen Hause verlebt hatte, bezog er um Ostern 1769 die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren. Während er sich hierin die nöthigen Kenntnisse erwarb, ließ er die schöne Literatur alter wie neuer Zeit nicht aus den Augen. Er erwarb sich eine umfassende Kenntnis neuerer Sprachen; zu dem Französischen und Englischen trat das Italienische, zuletzt auch das Spanische hinzu. Auch war er Mitglied des von Heyne geleiteten philologischen Seminars. Durch Käſtners Vermittlung war er schon 1770 in die Göttinger deutsche Gesellschaft aufgenommen worden, ohne jedoch von der Poesie, wie sie dort geübt wurde, befriedigt zu werden. Dagegen fand er seit 1771 gleich gesinnte und mitstrebende Freunde an Bürger und Boie; noch inniger schloß er sich an Voß und Miller an und hieng mit ganzer Wärme an den Freunden, welche die Liebe zur deutschen Poesie mit einander verbunden hatte. „Eben komme ich", schrieb er am 13. December 1773, „aus der Versammlung unserer Freunde. Ich danke dem Himmel, daß er uns zusammengeführt hat, und werde ihm danken, so lange Odem in mir ist. Heilige Freundschaft, wie sehr hast du mich beseligt! Ich kannte keinen, konnte keinem mein Herz ausschütten; du führtest mir edle Seelen zu, die mir so viele süße Stunden gemacht haben und mir auch künftig alle Bitterkeiten des Lebens versüßen werden." Dies vertraute Verhältnis veranlaßte ihn, noch über die gewöhnliche Studienzeit in Göttingen zu bleiben. Um seinem Vater nicht zur Last zu fallen, fieng er an für Geld zu unterrichten, wie er schon früher seinen Freunden Anleitung zu neuern Sprachen zu geben pflegte. Er ertheilte eine Zeit lang täglich fünf Stunden, klagte jedoch hernach, er sei kaum für die Hälfte bezahlt worden. Für den Druck übersetzte er mehreres aus dem Englischen, einen Auszug aus der Wochenschrift „der Kenner", Hurds moralische und politische Dialoge und den ersten Theil von Shaftesburys philosophischen Werken. Auch übernahm er, für eine „allgemeine

engliſche Bibliothek", welche Schulz in Gießen herausgeben ſollte, mehrere Stücke aus engliſchen Zeitſchriften zu übertragen; doch ließ er den Gedanken des kärglichen Honorars halber ſpäter wieder fallen.

Höltys Gedichte waren die ſchönſte Zierde des Göttinger Muſenalmanachs. Richtig erkannte er, daß es vornehmlich die idylliſch-lyriſche Gattung ſei, die ſeinem Dichtertalent zuſage. „Den größten Hang", äußerte er in einem Briefe, „habe ich zur ländlichen Poeſie und zu ſüßen melancholiſchen Schwärmereien in Gedichten; an dieſen nimmt mein Herz den meiſten Antheil." Innerhalb dieſes Gebietes, wozu er den Beruf in ſich fühlte, machte er die ſtrengſten Anforderungen an ſich und ſtrebte nach dem höchſten Ziel. „Ich will kein Dichter ſein," fuhr er in jenem Briefe fort, „wenn ich kein großer Dichter werden kann. Wenn ich nichts hervorbringen kann, was die Unſterblichkeit an der Stirne trägt, was mit den Werken meiner Freunde in gleichem Paare geht, ſo ſoll keine Silbe von mir gedruckt werden. Ein mittelmäßiger Dichter iſt ein Unding!" Er empfand zugleich lebhaft das wonnige Vorgefühl, im Andenken der Nachwelt durch ſeine Lieder fortzuleben, was auch ſeine Gedichte manchmal in rührend-beſcheidener Weiſe ausſprechen.

„Mir auch weinet, auch mir, Wonne! das Mädchen Dank,
Küßt mein zärtliches Lied, drückt es an ihre Bruſt,
Seufzt: Du redlicher Jüngling!
Warum barg dich die Gruft ſo früh!"

In einem der wenigen uns aufbehaltenen Briefe (aus dem April 1774) finden wir die ſchöne Stelle: „Welch ein ſüßer Gedanke iſt die Unſterblichkeit! Wer duldete nicht mit Freuden alle Mühſeligkeiten des Lebens, wenn ſie der Lohn iſt! Es iſt eine Entzückung, welcher nichts gleicht, auf eine Reihe künftiger Menſchen hinauszublicken, welche uns lieben, ſich in unſere Tage zurückwünſchen, von uns zur Tugend entflammt werden."

Höltys perſönliche Erſcheinung ließ das bedeutende Dichtertalent, das ihm verliehen war, kaum vermuthen. Die gebeugte blaſſe Geſtalt, die ſich träge und linkiſch bewegte, hatte beim erſten Anblick nichts Einnehmendes. In Gegenwart von Unbekannten ſtumm, in ſich gekehrt, in ſeine Gefühlswelt verſenkt, erſchien er ohne Geiſt und Leben, faſt mit der Miene der Einfalt. Doch im vertrauteſten Kreiſe erwachte ſeine fröhliche, ſchalkhafte Laune, und ein treuherziges Lächeln belebte die bleichen Züge. Sein Sinn ſtrebte nicht in die weite Welt, nicht nach den Genüſſen des Wohllebens; ſeine Wünſche waren idylliſch wie ſeine Poeſie. „Mein Hang zum Landleben“, ſchrieb er in jenem Briefe aus dem Frühling 1774, „iſt ſo groß, daß ich es ſchwerlich über's Herz bringen würde, alle meine Tage in der Stadt zu verleben. Wenn ich an das Land denke, ſo klopft mir das Herz. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wieſe mit einer Silberquelle und ein Weib in meine Hütte iſt alles, was ich auf dieſem Erdboden wünſche. Freunde brauche ich nicht mehr zu wünſchen, dieſe habe ich ſchon. Ihre Freundſchaft wird meine trüben Stunden aufheitern, meine frohen noch froher machen. Ich werde ihre Briefe und Werke an meiner Quelle, in meinem Walde leſen und mich der ſeligen Tage erinnern, da ich ihres Umgangs genoß.“ Ein Dichter von ſolcher idylliſchen Gefühlsſtimmung mußte Kleiſts „Frühling“ lieben. Er machte einen Entwurf, in gleicher Weiſe den Sommer zu beſingen; doch war das Zeitalter der beſchreibenden Poeſie vorüber, und Hölty unterließ die Ausführung.

Die Liebe hatte er nur in den erſten zarten Regungen der Empfindung kennen gelernt, doch nicht ohne daß ſie auf ſeine Lyrik bedeutſam nachwirkte. Die von ihm beſungene Laura war kurz vor ſeinem Abgange auf die Univerſität wie ein flüchtiges Traumbild an ihm vorübergegangen. Begeiſtert ſchilderte er ſie in einem Briefe vom 13. December 1773 mit wenigen Zügen,

die in seinen Gedichten wiederkehren: „Laura ist in der Stadt geboren und erzogen. Sie ist die schönste Person, die ich gesehen habe; ich habe mir kein Ideal liebenswürdiger bilden können; sie hat eine majestätische Länge und den vortrefflichsten Wuchs, ein ovalrundes Gesicht, blonde Haare, große blaue Augen, ein blühendes Colorit und Grazie und Anmuth in allen ihren Mienen und Stellungen. Nie habe ich ein Frauenzimmer mit mehr Anstand tanzen sehen, und das Herz hat mir vor Wonne gezittert, wenn ich sie ein deutsches oder welsches (sie versteht Italienisch und Französisch) Lied singen hörte. Sie fand ein großes Vergnügen an Kleists und Geßners Schriften; ob sie Klopstock liest, weiß ich nicht. Als ich sie kennen lernte, war sie bei ihrer Schwester, die in meinem Geburtsorte verheirathet war und im December 1768 starb. Es war ein schöner Maiabend, die Nachtigallen begannen zu schlagen und die Abenddämmerung anzubrechen. Sie gieng durch einen Gang blühender Apfelbäume und war in die Farbe der Unschuld gekleidet. Rothe Bänder spielten an ihrem schönen Busen, und oft zitterte ein Abendsonnenblick durch die Blüthen und röthete ihr weißes Gewand und ihren schönen Busen. Was Wunder, daß so viele Reize einen tiefen Eindruck auf mich machten, den keine Entfernung auslöschen konnte. Einen Bogen würde ich anfüllen müssen, wenn ich alle verliebten Phantasien und Thorheiten erzählen wollte, worauf ich verfiel. Nach einem Jahre kehrte sie wieder in die Stadt zurück. Man kann in einem Jahre manchen Göttertraum haben, manches Liebesgedicht machen. An beiden fehlte es nicht. — — — Zweimal habe ich sie nach ihrer Verheirathung gesehen..... Es ist Sünde, sie ferner zu lieben. Meine Liebe ist auch so ziemlich verloschen; nur eine süße Erinnerung und ein süßes Herzklopfen, wenn mir ihr Bild vor Augen kommt, sind davon übrig. Doch habe ich noch oft den brennendsten Wunsch, sie einmal wiederzusehen.“ Das war das

ganze Liebesglück des holden Sängers der „Seligkeit der Liebenden“!

Von der Welt hat Hölty nicht viel gesehen. Im Herbst 1774 machte er in Millers Begleitung einen Ausflug bis Leipzig. Von dem wenigen, was uns über seine Reiseerlebnisse mitgetheilt wird, ist ein einzelner Moment von Interesse, wo uns die lyrische Erregbarkeit des schüchternen Dichters in lebendigen Zügen entgegentritt. „Zwischen Merseburg und Leipzig“ — so heißt es in seinem kurzen Bericht, wahrscheinlich in einem Briefe an Voß — „tranken wir Kaffee in einer Schenke, vor deren Thüre ein Phaeton mit zwei lieblichen Mädchen hielt. Die eine war vorzüglich schön und gefiel mir höchlich. Ich stellte mich dicht an die Thüre, als sie abstieg und wieder einstieg, und verschlang ihre Reize. Sie kam einmal so nahe bei mir vorbei, daß mich ihr schöner Arm ein wenig berührte. Betrübt sah ich sie wegfahren. Ich freute mich, daß mein Herz noch fühlen konnte. Welch ein Himmel ist die Liebe! Der ist ein Engel, der in diesem Himmel wohnen kann, der ein Verdammter, der nie einen Platz darin bekommt. Trotz meiner strupfichten Locken hätte sie mich vielleicht angelächelt, wenn sie gewußt hätte, daß der berühmte Traumbilddichter vor ihr stände.“

Nach diesen noch in der heitersten Laune durchlebten Reiseabenteuern trat für Hölty die Zeit der Leiden ein. Im Spätherbst 1774 fieng er an, des Morgens Blut auszuwerfen. Anfangs achtete er es nicht und hielt es für die ungefährliche Folge eines früheren hartnäckigen Hustens, von dem ihm lange Zeit ein Stich in der Brust zurückgeblieben war. Voß drang in ihn, einen Arzt zu befragen, dessen Trostesworte hinlänglich die Gefahr andeuteten, die sein Leben bedrohte. Sein Freund kannte bis dahin nur seine immer gleiche friedliche Miene; dieses Mal weinte er, als sie zurückgiengen, bitterlich. Ein ander Mal sah ihn Voß weinen, als sein Freund eines Tages — es war im Frühling

1775 — mit verstörtem Gesicht, da er so eben den Tod seines Vaters erfahren hatte, zu ihm kam und auf die Frage „Wie geht's, Hölty?" unter ausbrechenden Thränen ihm die Ursache seines Kummers meldete. Die „Elegie beim Grabe meines Vaters" ist der Ausdruck des liebevollen, durch religiösen Glauben verklärten Schmerzes.

Den Mai 1775 verbrachte Hölty in seinem heimathlichen Dorfe, um nach Zimmermanns Anweisung seine gestörte Gesundheit herzustellen. Er verhehlte sich die Gefahr nicht, obgleich er die Hoffnung auf Genesung nicht aufgab. Im Juli besuchte er Voß auf acht Tage in Wandsbeck. Im Herbst begab er sich nach Hannover, um unter Zimmermanns Aufsicht eine kleine Nachcur, wie er an Voß schrieb, zu brauchen. Allein das Brustübel verschlimmerte sich nur mehr und mehr. Er litt an einem hartnäckigen Husten, hatte immerwährende Beklemmungen und zuletzt fast keinen Schlaf. In seinem letzten Briefe an Miller vom 4. August 1776 schrieb er: „Ich befinde mich diesen Sommer sehr schlecht. Fast drei Monate hindurch habe ich beinah keine Nacht geschlafen, immer ein schleichendes Fieber, Kopfweh und die heftigsten Brustbeklemmungen gehabt. Du kannst leicht denken, wie mich das abmatten mußte. Ich trinke jetzt schon über vier Wochen den Brunnen und spüre gegenwärtig einige Besserung. Der goldene Schlaf kommt wieder; nur geben sich die leidigen Brustbeklemmungen noch nicht." Der Trost der Schwindsüchtigen verließ ihn auch jetzt noch nicht. Er hoffte noch, seinen Voß wieder in Wandsbeck zu besuchen, und schloß den letzten Brief an ihn mit denselben Worten, die seine letzten an Miller waren: „Ich werde künftig gewiß sehr oft an dich schreiben." Während seines Leidens beschäftigte er sich noch mit der Sammlung und Ueberarbeitung seiner Gedichte, deren Herausgabe er seinen Freunden Voß und dem Grafen Friedrich Stolberg überlassen mußte. Er starb am 1. September 1776.

Höltys Poesie umschreibt einen engen Kreis; es ist die idyllisch-lyrische Dichtung, in der er heimisch ist. Selten verläßt er sie, um sich auch in den scherzhaften Erzählungen zu versuchen, die man für Romanzen oder Balladen ausgab, obgleich sie im Grunde das Romantische nur travestieren. „Adelstan und Röschen", „Leander und Ismene" gehören dieser Gattung an. Sie stammen aus den Jahren 1771 und 1772. Später verwarf sein richtiger Tact das zwitterhafte Genre. „Ich soll", schrieb er im April 1774, „mehr Balladen machen? Vielleicht mache ich einige; es werden aber sehr wenige sein. Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlekin oder ein Mensch mit einem Raritätenkasten vor." So urtheilte noch damals, als eben Bürger seine „Lenore" vollendete, ein Mitglied des Göttinger Bundes von Balladen!

Höltys Lieder sind im schönsten Sinn des Worts populär, mehr als es Bürger mit seiner absichtsvollen Tendenz hat erreichen können. Auch jetzt noch sind einzelne seiner Mailieder, seine „Aufmunterung zur Freude", sein „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" im Volke lebendig geblieben. Die herzensreine Heiterkeit gewinnt um so höheren Reiz, je mehr das Gefühl der Flüchtigkeit alles Irdischen die elegischen Anklänge zwischen die Töne der Freude mischt. Nicht minder hat er den stolzen Rythmus der antiken Ode durch die Wärme der Empfindung beseelt und auch in dieser Form Meisterstücke geliefert, welche den Vergleich mit den Werken von Odendichtern ersten Ranges nicht zu scheuen haben. Lange Zeit hat er in der elegischen Dichtung als ein Muster vorangeleuchtet. Nicht nur bei Matthisson und Salis, den zunächst sich an ihn anschließenden Lyrikern, finden wir seine Weise wieder; er klingt bis auf Luise Brachmann und Ernst Schulze in der deutschen Lyrik nach, der Sänger der Natur und Unschuld, der Liebe und der sanften Melancholie.

3. Voß.

Es ist ein erhebender Anblick, den uns die Geschichte unserer Literatur mehrmals gewährt, wenn Männer von Geist und Charakter sich aus ärmlichen Verhältnissen unter Hindernissen und Kämpfen zu der Höhe des Ruhmes emporarbeiten und durch ihre geistige Errungenschaft, durch die Macht einer gehaltvollen Persönlichkeit eine culturhistorische Bedeutung gewinnen, welche sie mehr ihrer rastlosen Selbstthätigkeit als der Gunst der Umstände verdanken. Voß' Leben war voll Mühe und Arbeit; aber weil sein Streben von dem ganzen Ernst eines energischen Charakters getragen wurde, war ihm die gehaltvolle Frucht nicht versagt. Wenige haben auf ihr Zeitalter einen so bedeutenden und vielseitigen Einfluß ausgeübt wie er. Als klassischer Philologe wirkte er vor allem reinigend und bahnbrechend auf dem Gebiete der alten Geographie und Mythologie. Mehr als irgend ein anderer trug er durch seine zahlreichen Uebersetzungen griechischer und römischer Autoren dazu bei, die Kenntnis und das Verständnis der antiken Poesie in Deutschland auszubreiten. Die vorzüglichsten dieser Uebertragungen gehören wegen des echt deutschen Charakters, den Voß ihnen aufprägte, nicht minder unserer nationalen Literatur an als seine selbständigen dichterischen Versuche, in denen sich vornehmlich Eindrücke seiner Kindheit und Jugend sowie Bilder aus den eng begrenzten Kreisen seines nachmaligen Lebens und Wirkens wiederspiegelten. Es war kein Leben voll dichterischen Glanzes; aber der heitere Himmel der Poesie breitete sich auch über die idyllische Beschränktheit und streute auch dem traulichen, von der Liebe umschlungenen Familienherde duftige Blüthen.

Johann Heinrich Voß war am 20. Februar 1751 in dem mecklenburgischen Dorfe Sommersdorf (unweit Wahren) geboren, wo der Vater nach Ablauf einer Pachtung einen Winter hindurch sich aufhielt. Im nächsten Sommer zog dieser nach

Penzlin, wo er Haus und Garten nebst der Gerechtigkeit des Bierbrauens und Branntweinbrennens gekauft hatte. Er besaß einen gesunden Verstand und viel praktische Betriebsamkeit, überdies mehr als gewöhnliche Schulkenntnisse, so daß er sich durch die Gewandtheit seiner Feder einen nicht unbedeutenden Nebenerwerb zu verschaffen wußte.

Dem Knaben, der bald der Eltern einziger Sohn war, da die Brüder schnell nach einander dahinstarben, fehlte es nicht an Gelegenheit, seine früh entwickelte Wißbegierde, die durch ein vortreffliches Gedächtnis unterstützt ward, zu befriedigen. In der Schule des Städtchens überwand er leicht die Elemente des Unterrichts und that sich als gewandter Rechner hervor. Bibel und Gesangbuch wurden eingeprägt und die Phantasie auch mit den Mährchen der Volksbücher und mit Gellerts Fabeln genährt. Seine zierliche Handschrift gab ihm Gelegenheit, sich einen Sparpfennig zu erwerben. Auch der Unterricht in der Musik kam hinzu, da ein Oheim Instrumentenmacher war. Obwohl schwächlichen Körpers, zeigte er sich muthig zur Abwehr von Beleidigungen der Kameraden und war Anführer im Soldatenspiel. Da er keine Lust zu der Krammwirthschaft zeigte, sondern lieber bei den Büchern saß, so ließ man den Trieb zu den gelehrten Studien gewähren. Er lernte Lateinisch bei dem Rector Struck, dessen väterlicher Zucht er noch als Greis mit inniger Dankbarkeit gedachte. Da der Vater auf den Rath des Rectors und des Ortsgeistlichen, der gleichfalls großen Antheil an dem fähigen Knaben nahm, den Entschluß, Theologie zu studieren, genehmigte, so wurde auch mit den Elementen des Griechischen und selbst des Hebräischen, vornehmlich durch Privatfleiß, der Anfang gemacht.

Freilich waren die Aussichten für die weitere Fortbildung des angehenden Gelehrten noch sehr trübe. Der Vater war in den Zeiten des siebenjährigen Krieges, dessen Wirkungen das mecklenburgische Land hart trafen, in Armuth gerathen; das wenige

Silberzeug mußte nach und nach verkauft werden; der Erwerb stockte, auch unter den Nachwehen des Krieges. Dennoch hielt die Familie noch an dem Wunsche fest, aus dem Sohne dereinst einen Prediger werden zu sehen; man brachte ihn daher im Frühling 1766 auf die höhere Lehranstalt zu Neubrandenburg, wo er seiner vorzüglichen Sprachkenntnisse halber in die oberste Klasse aufgenommen wurde.

Es waren unerquickliche Schuljahre. Nicht die Dürftigkeit drückte den strebsamen Knaben so sehr wie der geistlose Mechanismus des Unterrichts, den er meist von einem Schulrector erhielt, zu welchem er kein Herz fassen konnte. Freitische gewährten ihm einige wohlthätige Einwohner; das Schulgeld mußte er zum Theil durch Unterricht in des Rectors Hause abverdienen; Privatunterricht in einigen Familien verschaffte kleine Ersparnisse, womit er den verarmten Vater zu unterstützen hoffte. Wie dies von seiner sittlichen Gesinnung Zeugnis gibt, so war es ein Zeichen seines aufstrebenden Geistes, daß er eine Gesellschaft von zwölf Primanern stiftete, in der die alten Sprachen getrieben wurden und nebenbei auch die Kenntnis der deutschen Literatur Beachtung fand. Einer um den andern mußte Lehrer sein. Auf Nachlässigkeit wurde eine Geldbuße gesetzt und das Strafgeld zum Ankauf deutscher Dichter bestimmt. Hagedorn, Haller, Uz, Geßner und vor allem Ramler wurden in hohen Ehren gehalten; erst allmählich trat auch Klopstock dem Jüngling näher. Er machte einige poetische Versuche, darunter auch Idyllen in Hexametern, und übertrug horazische Oden und einige hundert Verse der Theogonie Hesiods.

Mit dem achtzehnten Jahre war Voß fähig, zur Universität überzugehen. Aber woher bei der Armuth der Eltern dazu die Mittel erhalten, auch bei den allerbescheidensten Ansprüchen? Ein mecklenburgischer Gutsbesitzer, Klosterhauptmann von Oertzen zu Ankershagen, der von der vortrefflichen Schulbildung des Jüng-

lings Kunde erhalten hatte, trug ihm eine Hauslehrerstelle bei seinen Kindern an. Der schwere Entschluß mußte gefaßt werden. Voß hoffte von seinem spärlichen Gehalte, das auf sechzig Thaler für das erste und siebzig für das zweite Jahr festgesetzt war (der Vorgänger, ein Candidat, hatte über hundert Thaler erhalten), so viel zu ersparen, um sich den Besuch einer Universität möglich zu machen. Dennoch hielt er auch für seine Pflicht, den Vater zu unterstützen, der, bald völlig verarmt, 1771 Schulmeister ward.

Manche Demüthigungen mußte er in dem adligen Hause ertragen, manches bittere Gefühl in dem Busen schweigen heißen, wodurch sich einige Falten in sein Gemüth eindrückten, die es nicht wieder verlor. Eine Herzenserquickung gewährte ihm das Freundschaftsverhältnis zu einem jungen Geistlichen in der Nachbarschaft. Brückner, der schon als Student durch Herausgabe von Trauerspielen, welche selbst Lessings Aufmerksamkeit auf sich zogen, seinen Sinn für schöne Literatur bekundet hatte, ward zum Prediger in Großen-Vielen ernannt. Die Liebe, die sie damals für einander faßten, blieb sich bis in späte Jahre gleich und bewahrte die Zartheit jugendlicher Neigung. Voß diente auch sein geschicktes Clavierspiel bei vielen Familien zur Empfehlung, so daß er nicht von bildendem Umgang abgeschnitten war. Am meisten verschönten ihm die Dichter des Alterthums und die Beschäftigung mit poetischer Production die einsamen Stunden. Brückners Urtheil war ihm eine Ermuthigung. Als er ihm einst ein neues Gedicht vorlas, erhielt er vom Freunde ein überraschendes Lob; als er darüber erröthete, sagte dieser: „Nun nun! ich meine, was werden kann!“ und schloß ihn in die Arme.

Als Voß Boies Musenalmanach erhielt, fühlte er, daß er wohl im Stande sei, eben so gute Sachen hervorzubringen; es drängte ihn, mit seinen Versuchen an die Oeffentlichkeit zu treten. Am 8. Juli 1771 richtete er ein Schreiben an Kästner in Göttingen, den er für den Herausgeber des Almanachs hielt,

überſandte ihm dabei einige Gedichte, bat um ſein Urtheil und, wenn dies günſtig ausfalle, um deren Aufnahme in den poetiſchen Almanach. Käſtner gab die Gedichte an Boie; beide ſchrieben an Voß freundlich und ermunternd und kamen dem von ihm ausgeſprochenen Wunſche, bald eine Univerſität beziehen zu können, mit ermuthigendem Zuſpruch entgegen. Voß erwiderte Boien bald darauf, daß er entſchloſſen ſei, mit dem nächſten Frühjahr aus den bisherigen Verhältniſſen zu ſcheiden, wenn er gleich während der beiden Hauslehrerjahre nicht mehr als ſechzig bis achtzig Thaler habe erſparen können. Indeß war Boie in Göttingen und Hannover für ihn thätig, wußte bei einigen einflußreichen Männern, auch bei Heyne, Theilnahme für den hoffnungsvollen Jüngling zu erwecken und ihm die Ausſicht auf einen Freitiſch und andere Unterſtützung zu eröffnen. Im October 1771 ſchrieb er an Voß, er möge nur Oſtern nächſten Jahres nach Göttingen kommen; es werde ſich Hilfe finden.

Mit der erſparten kleinen Baarſchaft, die durch Geſchenke einiger wohlwollenden Freunde bis auf hundertunddreißig Thaler vermehrt war, begab ſich Voß im Frühjahr 1772 getroſten Muthes nach Göttingen, langſam mit einer Frachtfuhre dem erſehnten Muſenſitz näher rückend. Da er vorläufig noch an dem Studium der Theologie feſthielt, ſo hörte er im erſten Semeſter neben der Logik und Univerſalhiſtorie Vorleſungen über Dogmatik, denen er wenig Geſchmack abgewinnen konnte. Der Umgang mit Boie erheiterte ihm gleich den erſten Eintritt. „Mehr könnte“, ſchrieb er an Brückner, „kein Vater für mich thun, als er für mich gethan hat. Einen freien Tiſch, freie Collegien, freie Stube, alles hab' ich durch ihn. Die Stube bezahlt er ſogar ſelbſt, und das Allerwenigſte wird jährlich fünfundzwanzig Thaler ausmachen.“ Durch ihn wurde er ſogleich mit Bürger, Miller, Hölty und den übrigen Jünglingen bekannt, die mit ihm den kleinen Dichterkreis bildeten. Durch Voſſens Eintritt erhielt der

Bund eine entschiednere sittliche Tendenz. Der 12. September 1772 ward zum Tage der Bundesweihe. „Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich“ — so erzählte Voß seinem Brückner — „giengen noch des Abends nach einem nah gelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauerhütte eine Milch und begaben uns darauf in's freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durch's Loos zum Aeltesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehn.“ Das enthusiastische Gefühl steigerte sich noch, als gegen Ende Octobers die Grafen Stolberg nach Göttingen kamen. Sie schlossen Freundschaft mit den Bundesbrüdern und baten um Aufnahme in ihren Verein. Indem Voß seinem Brückner die Scene beschreibt, wie er mit Friedrich Stolberg den Bund ewiger Freundschaft durch Umarmung und Handschlag schließt, fährt er in der Schilderung des Dichterbundes fort: „Im Feuer, worin ich bin, darf ich wohl ein bischen stolz sein. Ich will's also auf den Bund sein, der ohne mich nicht entstanden wäre. Vor mir hat Bürger zwar viel Gutes, aber auch viel Schaden gestiftet. Sein Geschmack war zu einseitig und zu weichlich. Hahn ward nicht geachtet, Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und selbst Boiens Geschmack war zu französisch. Seit ich hier bin, ist die festeste

Freundschaft geknüpft. Hahn, der feurige Hahn, darf frei singen, Hölty auch, und Boie ist so deutsch, so glühend deutsch, daß es Klopstock nicht mehr sein kann."

Inzwischen hatte Voß der Theologie, zu der er nie eine aufrichtige Neigung empfunden hatte, völlig entsagt. Die Liebe zu der Poesie, zu den Dichtern des Alterthums überwog alle andern Rücksichten. Er hörte philologische Vorlesungen bei Heyne, wurde Mitglied des philologischen Seminars und widmete seinen Privatfleiß dem Studium griechischer Dichter, in die er durch poetische Nachbildungen tiefer einzudringen suchte. Was er von seinen Versuchen, Pindars Hymnen zu übersetzen, Heynen mittheilte, veranlaßte diesen zu Vorlesungen über Pindar, während deren er eine neue Ausgabe des lange vernachlässigten Dichters besorgte. Einige pindarische Gesänge schickte Voß auch an Herder. „Findet er meine Uebersetzungsart gut," schrieb er an Brückner am 24. Februar 1773, „so denk' ich mit Gottes Hilfe den ganzen Pindar wenigstens in zehn Jahren zu übersetzen. Nach meiner jetzigen Einsicht ist es möglich, ihn eben so verständlich, auch eben so stark und kühn im Deutschen zu liefern, als er im Griechischen ist. Auch die Sprache müßte ungemein dabei gewinnen. Ich studiere deßwegen die Minnesänger und Luthers Schriften, um die alte Nerve wiederzubekommen, die die deutsche Sprache ehedem hatte und durch das verwünschte Latein und Französisch ganz wieder verloren hat. Fast alle Stammwörter sind untergegangen. Durch eine pindarische Uebersetzung müßten sich die meisten, wenigstens die besten, wiederherstellen lassen."

Es bildete sich die Idee deutscher Idyllendichtung bestimmter aus. Voß interessierte sich für Volkslieder und forderte Brückner auf, in seiner Umgebung dergleichen Ueberreste der nationalen Poesie zu sammeln. Die Projecte für vaterländische Sprache giengen noch weiter. Mit Hölty und Miller las er altdeutsche Dichter, „auch mit Rücksicht auf ein allgemeines Wörterbuch für

Deutſchland, worin alle Wörter, veraltete und unveraltete, ſo weit es ſich thun läßt, aus ihrer erſten Quelle abgeleitet und ihre immer veränderten Bedeutungen angezeigt und mit den noch übrigen Wörtern im Engliſchen, Plattdeutſchen und Schwäbiſchen verglichen werden ſollen". Er trieb damals Engliſch mit Boie und Hölty, mit letzterem auch Italieniſch; das Spaniſche wurde ſpäter hinzugefügt.

Es war eine ſchöne Lebensepoche, das zweite ſeiner akademiſchen Jahre. Die innigſte Freundſchaft und die zwangloſe Hingebung an ein geliebtes Studium hob das Herz weit über das Alltägliche empor, und kein Mißklang ſtörte die glückliche Harmonie der Seele. „Ach, mein liebſter Brückner," ſchrieb er am 24. Februar 1773, „wärſt du bei uns, um Antheil an unſerm Glück zu nehmen! Ich fühle jetzt, daß Himmelsfreuden ohne leibliche Glückſeligkeit ſein können. Keine Seligkeit übertrifft die, welche man in der Umarmung eines Freundes empfindet und in der wechſelsweiſen Ermunterung zu großen Thaten und in dem Bewußtſein, daß man ſeiner Rechtſchaffenheit halber geliebt wird." Zu gleicher Zeit ward die Poeſie des erſten jugendlichen Liebesgefühls durch eine mit Boies jüngſter Schweſter Erneſtine (1756—1834) ſeit dem Mai 1773 angeknüpfte Correſpondenz geweckt; obgleich ſie ſich noch nicht von Angeſicht geſehen hatten, redeten die Briefe bald ſchon die wärmere Sprache ſehnſüchtiger Neigung, die ſich auch in ſchwärmeriſchen Oden an Selma ausſprach.

Im Frühjahr 1774 beſchloß Voß die Pilgerfahrt nach Norden, um in Hamburg den verehrteſten deutſchen Dichter, deſſen Geburtstag 1773 der Bund als ein Freuden- und Weiheſeſt begangen hatte, aufzuſuchen und in Flensburg ſein geliebtes Mädchen kennen zu lernen. Klopſtock empfieng ihn ſehr herzlich; manche Stunde waren ſie zuſammen und tauſchten ihre Anſichten über deutſche Poeſie, über Sprache und Rhythmus aus.

Er sah bei ihm die letzten Bogen des eben beendigten ersten Bandes der „Gelehrtenrepublik“ und erzitterte vor seinen Augen von freudiger Erregung, als er die Stelle fand, wo Klopstock in geheimnisvoller Bardensprache auf die Zukunft des jungen Dichterbundes hindeutete. Während des Hamburger Besuchs machte Voß auch die Bekanntschaft von Bode, dem Uebersetzer englischer Romane, und Claudius zu Wandsbeck.

In Flensburg verlebte er bei Boies Eltern Anfangs sehr glückliche Tage; da traf ihn ganz unerwartet eine Erschütterung seiner Gesundheit, wodurch er mit einem plötzlichen Tode oder wenigstens mit dem Schicksal seines Freundes Hölty bedroht ward. Wiederholtes Blutspucken brachte sein Leben in solche Gefahr, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Indeß erholte sich seine gute Natur bald einigermaßen wieder. Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt in Flensburg kehrte er über Lübeck nach Hamburg zurück. Daß die Wahl seines Herzens durch den Besuch in Flensburg entschieden war und er der Erwiderung seiner Neigung gewiß sein konnte, sprechen die an Ernestine gerichteten Briefe unverhüllt aus. Sie heißt sein liebes, sein bestes, deutsches Mädchen, ist sein schlafender und wachender Traum, und von dem traulichen Du wird schon in erregten Briefstellen Gebrauch gemacht. Von Lübeck aus schreibt er am 28. Mai an sie: „Nach Flensburg stehn noch alle meine Gedanken; auch in Gesellschaft und wenn ich mit anderen spreche, träumt mein Herz seinen süßen Flensburger Traum fort. Ich weiß mich nicht zu entsinnen, daß ich je so weichherzig gewesen bin. Der Abschied ist mir noch immer so lebhaft, daß ich, wenn ich ihm in der Einsamkeit nachdenke, heiße Thränen vergießen muß.“ Einige Wochen verweilte er darauf in Hamburg in ununterbrochenem Verkehr mit Klopstock, Claudius und Ebert, der sich damals in seiner Vaterstadt aufhielt. Voß ließ sich daselbst mit Hahn und Fritz Stolberg in den Bund der Freimaurer aufnehmen.

In Göttingen langte er gegen Ende Junis wieder an. Das Brustübel war noch nicht ganz gewichen, doch hatte sein Körper sich gestärkt; seine Genesung schritt rasch fort, und er konnte sich seinen Studien wieder hingeben. Während seiner Abwesenheit war er nebst Hölty aus der Liste des philologischen Seminars gestrichen worden; es zeigten sich schon die ersten Keime des Zerwürfnisses mit Heyne, das nachmals in unerquicklicher Fehde vor den Augen des Publicums ausgefochten wurde. Da Miller und Hahn im Herbst 1774 Göttingen verließen, so verlebte Voß einen einsamen Winter, zumal er durch die Rücksicht auf seine Gesundheit genöthigt war, mehr als sonst auf seinem Zimmer zu bleiben. Da ihm für die letzte Zeit seiner Universitätsstudien keine namhaften Unterstützungen zu Theil wurden, so erwarb er sich das Nothwendige durch literarische Arbeiten. Er übersetzte Alemberts „Versuch über den Umgang der Gelehrten und Großen, über den Ruhm, die Mäcenen und die Belohnungen der Wissenschaften" sowie Blackwells damals geschätztes Werk über Homers Leben und Schriften. Mit dem folgenden Jahre trat ihm Boie die Herausgabe des Musenalmanachs ab, dessen Redaction der Versorgung durch ein Amt gleich zu achten war.

Das Band, das ihn mit Erneſtine verknüpfte, war so fest geworden, daß der Wunsch, sie bald die Seinige nennen zu können, in ihm sehr lebhaft geworden war. Der Gedanke an sie weihte ihm den Eintritt in das neue Jahr. „Ich bin mit einer feierlichen Heiterkeit aufgestanden, habe alle meine Schicksale im vergangenen Jahre durchdacht und Gott gedankt, der mich so wunderbar und so gnädig geführt hat; ich habe geweint und neue, heftige Entschlüsse für Tugend und Vaterland gefaßt. Was kann ich nun eher thun, als mich mit dir, mein Alles nach Gott und Vaterland, zu unterhalten! Durch dich, einzig durch dich ist mir dies stürmische Jahr mit allen seinen Thränen, mit

allen ſeinen Todesſchrecken ein Sabbath Gottes, und alle Freuden der vorhergehenden Jahre, da ich dich noch nicht kannte, ſind Spreu gegen eine Thräne, die das ſelige Gefühl deiner Liebe meinem Herzen entpreßte!“ Mit dieſen Worten, die auch in anderer Hinſicht für Voß charakteriſtiſch ſind, begrüßte er die Geliebte am Neujahrsmorgen 1775. Wenige Monate ſpäter machte er in einem ſeiner letzten Briefe an Brückner, dem köſtlichen Schreiben vom 20. März 1775, dieſem ein ähnliches Geſtändnis ſeiner Seelenhingebung an Erneſtine. Es mag auch denen gegenüber, welche Voß nur eine derbe, proſaiſche Natur zugeſtehen möchten, ein Beweis ſein, wie ſehr ſein Herz den zarteſten und edelſten Empfindungen zugänglich war. „Da haſt du“, ſchrieb er dem Freunde, „einen Brief von dem herrlichſten Mädchen, das jemals die Sonne geſehn hat. Du liebſt doch deinen Freund? Zittre vor Freuden, daß ich von dieſem Mädchen geliebt, ſo von ganzer Seele geliebt werde! Du ſtellteſt dir ein ſolches Mädchen nur in Träumen der Dichtkunſt vor, ſagſt du? Du mußt beſſer träumen können als ich. Das reizendſte Ideal, das mein Geiſt in den Stunden der Weihe ſah, iſt nur ein Schatten von den Vollkommenheiten, die ich in Erneſtinen fand. Denk' nicht, daß der Liebhaber ſpricht. Selbſt im Taumel der Liebt gibt es kühlere Augenblicke, wo man urtheilen kann. Aber Urtheil und Empfindung bleibt eins und ſtrömt gleich ſtark in dem Flammenmeere der Liebe . . . . . Wie oft hat ſie mich Kleinmüthigen durch ihre Standhaftigkeit und durch ihr Vertrauen auf Gottes Fügung beſchämt! Wie oft hat ſie mich an den Tod erinnert und mich mit ihrer ewigen, ungehinderten Liebe jenſeit des Grabes aufgerichtet! Wie ſorgfältig hat ſie mir ihre Thränen verborgen, ſie, die meinetwegen ihre Röthe verloren, tiefſinnig geworden und eine Ohnmacht gehabt hat! Lange hinterher erfuhr ich dies erſt, und daß dies ihr größter Kummer wäre, daß ich ohne ſie vielleicht glücklich und zufrieden hätte

leben können. Und bei ſo außerordentlicher Seele ſo ganz Natur und Grazientanz und ſelbſt ſo unbekannt mit dem, was ſie hat, und was, ſtill wie die Gottheit, allmächtig unſre Seelen zur Höhe des Seraphs emporhebt! Ach Brückner, wenn ich auch früher ſtürbe, ehe wir unzertrennlich verbunden würden, ich wäre doch einer der ſeligſten Liebenden geweſen. Eine Thräne um ſie iſt mehr werth als alles, was die Welt ſonſt hat! Ach, und ihre Thränen um mich!“

Um Oſtern 1775 verließ Voß die Univerſität Göttingen, um von Hamburg aus, als dem geeigneteren Platze des buchhändleriſchen Verkehrs, die Herausgabe des Muſenalmanachs zu beſorgen. Der frühere Göttinger Verleger glaubte indeß ein nicht geringeres Anrecht zu haben; er ſetzte neben dem voſſiſchen Almanach, zu dem die Mitglieder des Bundes vornehmlich beiſteuerten, ſeinen früheren Göttinger Muſenalmanach fort. Dadurch entſtand für Voß eine verdrießliche Concurrenz um ſo mehr, als Bürger die Redaction übernahm, nachdem Goeckingk, Boies unmittelbarer Nachfolger in der Herausgabe, ſich 1778 mit Voß vereinigt hatte. Um dem Göttinger Almanach wirkſamer entgegentreten zu können, ließ Voß den erſten Jahrgang (für 1776) bei Berenberg in Lauenburg erſcheinen, da dieſer als Herausgeber des Lauenburger Taſchenkalenders ein Privilegium für das ganze hannoveriſche Land genoß. Das Intereſſe für lyriſche Poeſie war damals ſo friſch und lebhaft, daß der Herausgeber auf eine Durchſchnittseinnahme von fünfhundert Thalern rechnen durfte.

Nachdem Voß einige Wochen in Hamburg im Verkehr mit Klopſtock, den Grafen Stolberg und andern Freunden ſich glücklich gefühlt hatte, nahm er ſeine Wohnung in Wandsbeck, wo ihm die Familie Claudius durch traulichen Umgang den angenehmſten Aufenthalt bereitete. Bald darauf eröffnete ſich ihm die Ausſicht, in ſeinem Vaterlande ein Amt zu erhalten; das Rectorat in Neubrandenburg wurde erledigt. Dadurch war er

veranlaßt, die Reise nach Mecklenburg, die er des Almanachs wegen noch verschoben hatte, zu beschleunigen. Seine Briefe aus der Heimath führen uns zu einer Reihe idyllischer Scenen, für die sein Sinn stets offen war. Mit pochendem Herzen fuhr er in den Pfarrhof von Großen-Vielen ein, wo er seinen Brückner überraschte. Die alten Eltern wurden herbeigeholt, und die Wonne des Wiedersehens war „eine Scene, die nur empfunden werden kann". Dann besuchte Voß Ankershagen, wo er „die traurigsten Jahre gelebt" hatte, auch hier freundlich empfangen, sowie das Elternhaus in Penzlin. „Das war eine Freude," schrieb er am 8. Juli an Erneſtine, „alle Scenen meiner Kindheit wiederzusehn, den Garten, wo ich ehedem die schönen Pflaumen abschüttelte, den Anger, wo ich Ball spielte, und den Mühlenteich, wo ich einmal ruderte und mit dem Kahn umwippte, als ich einen grünen Frosch erhaschen wollte. Mein alter Oheim weinte, als er mich sah; aber reden konnte ich nicht mit ihm, weil er beinah ganz taub ist. Wenn ich auf der Straße gieng, kamen alle Nachbarn und Bekannten vor die Thür' und hießen mich freundlich willkommen und flüsterten dann unter sich, wie ich weiter gieng, über den artigen jungen Menschen, den sie als einen kleinen Jungen gekannt hätten, und der so bescheiden und so gelehrt wäre." Eine gleiche Liebe fand Voß bei seinem Besuche in Neubrandenburg. Doch wurde ihm die Stelle, um die er sich bemühte, nicht zu Theil, hauptsächlich weil seine Versuche, „die Unterdrückung des wichtigsten Standes im Staate zu hemmen", nämlich die beiden Göttinger Idyllen „die Leibeigenen" und „die Freigelassenen", ihn bei dem Adel mißliebig gemacht hatten; ein ander Mal deutet er an, daß seine religiösen Ansichten Bedenken erregt hätten; die Stelle wurde, blos um Voß zu entfernen, einem Ausländer gegeben: „Ich lernte bei der Gelegenheit, daß selbst die niederträchtigsten von den gewöhnlichen Bewerbungen für mich fruchtlos sein würden."

Im Herbst 1775 reiste er nach Flensburg und genoß die Freuden des Wiedersehens seiner Verlobten. Sie wurden etwas dadurch getrübt, daß er sie nicht so heiter fand wie früher: die Sorge um die Zukunft warf einen Schatten auf das Glück der Gegenwart. Die Gesundheit ihres Vaters war so geschwächt, daß ein baldiges Ende zu erwarten war; unter steten Befürchtungen ward sein Leben noch den Winter hindurch gefristet.

Voß hatte sich überzeugen können, daß die Familie seiner Braut einer Heirath ohne Amt und Besoldung durchaus abgeneigt sei. Es lag ihm daher sehr daran, dies zu erhalten. Zunächst entschloß er sich zu einem Gesuch an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, der sich vor kurzem gegen Klopstock als liberalen Freund deutscher Poesie erwiesen hatte. Es war nicht eine Bewerbung um ein Lehramt, obschon Voß glaubte, er könnte „noch im Fache der alten Literatur gebraucht werden"; denn er fürchtete, daß seine dichterischen Talente, die er als einen Ruf der Vorsicht betrachte, „durch ein Lehramt zu viel von ihrem Feuer verlieren würden"; sondern er hoffte als Idyllendichter des freisinnigen Fürsten Gunst sich zu verschaffen. „Man hielt ehedem Hofpoeten," heißt es in dem etwas seltsamen, höchst charakteristischen Bittschreiben vom 20. December 1775; „der Ton der Zeit und die Unart ihres Herzens machte sie zu verächtlichen Possenreißern, und sie wurden abgeschafft. Gewiß einen besseren Erfolg verspricht die jetzige Periode unserer Literatur, wenn man einen Landdichter bestellte, den Herz und Pflicht antrieben, die Sitten des Volks zu bessern, die Freude eines unschuldigen Gesangs auszubreiten, jede Einrichtung des Staats durch seine Lieder zu unterstützen und besonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und regeres Gefühl seiner Würde beizubringen. . . . . Ich halte mich verbunden, Ihrer Durchlaucht eine Probe meiner etwanigen Anlage zu dergleichen Volksgedichten, die in neuern Zeiten durch ein Mißverständnis der theokritischen Sitten in nüchterne arkadische

Eklogen ausgeartet waren, unterthänigst zu überreichen. Durch Hilfe meiner Freunde getraute ich mir, in etlichen Jahren eine ganze Sammlung Idyllen und Lieder zu liefern, die größtentheils eine nähere Beziehung auf die glücklichen Unterthanen von Baden hätten. Außer einer freien Wohnung in der Gegend, wo ich die Sitten des Landes am besten überschauen könnte, (etwa in einem Dorfe um Karlsruh?) brauchte ich nur so viel, als zum mäßigen Haushalt in einem so wohlfeilen Lande hinreichte, wobei sich für's erste immer etwas auf den Musenalmanach rechnen ließe." Dieses Gesuch war eben so wenig vom Erfolg gekrönt als ein Jahr später die Bewerbung um ein Conrectorat in Hamburg, bei der Voß den Hauptpastor Goeze und dessen Partei gegen sich hatte, ungeachtet er durch eine Empfehlung Heynes unterstützt ward.

Inzwischen war Vater Boie, während Voß wieder in Flensburg weilte, am 11. April 1776 gestorben. Die Familie blieb in sehr beschränkten Umständen zurück; da überdies Erneſtinens Gemüthszustand und selbst ihre Gesundheit durch das Verhältnis zu einer launenhaften Mutter litt, so war Voß entschlossen, die Braut baldigst als seine Gattin heimzuführen, wenn es ihm gelänge, das Widerstreben der Mutter zu überwinden. Sein Freund Boie stand ihm dabei zur Seite; auch Klopstock ließ sich von Erneſtine zu einem beruhigenden Schreiben an die Mutter bewegen. Stolberg schenkte ihm seine Uebersetzung der Ilias, so daß von dem Honorar die Kosten der ersten häuslichen Einrichtung bestritten werden konnten; die Einnahme des Musenalmanachs schien „gewisser als alle Professionen und manche Aemter". Dennoch hatte Voß noch einen schweren Kampf zu bestehen, als er im April 1777 nach Flensburg kam. Wochen vergiengen in Familienverhandlungen, bis endlich die Mutter zur Nachgiebigkeit gegen die Wünsche ihrer Kinder bewogen ward und ihre Einwilligung gab. Das Hochzeitsfest wurde am 15. Juli in einfachster Weise

gefeiert. Der Bräutigam flocht ſelbſt der Braut den Kranz in's Haar. Wenige Tage darauf reiſten ſie nach Wandsbeck ab.

Beglückt im lang erſehnten Beſitz, fühlten ſie keine Beſchwerde, wenn auch ihre Wirthſchaft ſehr beſchränkt und ihre Einnahme gering war. In der gemietheten Wohnung waren ſie den erſten Sommer über auf ein einziges Kämmerchen angewieſen; ſie wohnten zwar eng, aber doch „gar bald behaglich“ in einem kleinen bretternen Gartenhauſe. Um die Mitte Auguſts machten ſie ſich auf die Reiſe in die mecklenburgiſche Heimath. Wir treten vor das idylliſche Bild, das „der ſiebzigſte Geburtstag“ vor uns entfaltet. Die Kräfte des alten Schulmeiſters hatten in den letzten Jahren ſehr abgenommen; aber der Anblick der geliebten Schwiegertochter gab ihm eine jugendliche Heiterkeit wieder; er äußerte, daß er Gott für nichts ſo ſehr danke, als daß er ihn die Freude habe erleben laſſen, ſeine Schwiegertochter zu ſehen, in deren Weſen er „was Unwiderſtehliches“ fand. „Es war ſehr rührend,“ ſchrieb Voß in einem Briefe vom 4. September, „wie ſie [die Eltern] geſtern alle ihre Schätze aufboten, um uns einmal recht ſtattlich zu bewirthen. Meine Mutter war durchaus nicht zu bewegen, mit am Tiſche zu ſitzen, ſondern richtete draußen in der Küche zu und kam dann nur zuweilen hereingelaufen, mit einem Geſichte, worin die ganze Zärtlichkeit ihres heftigen Mutterherzens ausgedrückt war, und überſah ihre Kinder. Ach, es muß unausſprechliche Wolluſt ſein, Freude an ſeinen Kindern zu erleben! Aber es iſt gewiß nicht weniger entzückend, die Freude ſeiner Eltern zu ſein.“ Wie in Penzlin, ſo war es auch in Neubrandenburg für Voß ein hoher Genuß, ſeiner jungen Frau alle ihm durch die Erinnerung an ſeine Kindheit theuren Plätze zu zeigen; er führte ſie zu allen, die ihm den dortigen Aufenthalt durch Freundlichkeiten und Wohlthaten erleichtert hatten. Das junge Paar blieb mehrere Wochen in dem Pfarrhauſe zu Großen-Vielen, wo Voß ſich auf Brückners Studierſtube wohnlich

einrichtete und den Genuß herzlichen Umgangs und heiterer Ausflüge in die Umgegend mit geistiger Beschäftigung abwechseln ließ.

Gegen Ende Octobers trat er mit seiner Frau die Rückreise nach Wandsbeck an. Die letzte Bitte des alten Vaters beim wehmüthigen Abschied war, nächstes Jahr wiederzukommen. Doch sie sahen sich zum letzten Mal; der Vater starb im Juni des folgenden Jahres. Voß hatte das Bewußtsein, trotz eigner Dürftigkeit redlich die Pflicht des Sohnes erfüllt zu haben. Noch bei dem letzten Besuch hatte er darauf gedrungen, daß der Vater, um seine Gesundheit zu pflegen, sich der anstrengenden Arbeit enthalte. Um diese Erleichterung möglich zu machen, bestimmte er aus seinen geringen Mitteln vierteljährlich einen Louisd'or mit dem Versprechen, sobald er in eine bessere Lage komme, mehr geben zu wollen. Zugleich stellte er eine rechtsgültige Schrift aus, worin er seine Ansprüche auf den Nachlaß des Vaters an seine Mutter und seine Schwester — sie erreichte nur ihr vierundzwanzigstes Jahr — abtrat.

In Wandsbeck fanden die glücklichen Gatten neue Beschäftigung mit dem Einrichten einer bequemeren, etwas geräumigeren Wohnung. Den Garten mit eigner Hand zu bestellen, war für Voß die angenehmste Erholung von der geistigen Arbeit. Die häuslichen Freuden wurden im Juli 1778 noch durch die Geburt eines Sohnes erhöht, dem er seines Freundes Stolberg Namen Friedrich Leopold gab. „Der Himmel gebe," schrieb er an Gleim, „daß er mit dem Namen etwas von seinem Geiste erbe." Zugleich erheiterte ihm der Umgang mit vielen trefflichen Männern manche Stunde; Claudius, immer herzlich und offen, war ganz in der Nähe; Hensler, damals Arzt in Altona, ein vielseitig gebildeter, edel gesinnter Mann, ward Freund des Hauses. Klopstock kam oft nach Wandsbeck; er hatte eine besondere Freude daran, wenn ihm die junge Frau eine Pfeife Taback stopfen und anzünden konnte. Das alles waren Verhältnisse, über welche die glückliche

Genügsamkeit und ländliche Sitteneinfalt den Reiz der Poesie verbreitete.

Was Voß als Dichter geworden ist, erreichte er in der heitern Muße von Wandsbeck. Schon in Göttingen war er nach unsicher tastenden Versuchen im Lied und in der Ode, welche meist die Manier Klopstocks und seiner Freunde copierten, zu der Idyllendichtung gelangt, in der er eigenartiger einfache Lebensbilder aus der ihn umgebenden wirklichen Welt in antiken Formen darzustellen versuchte. Hier in Wandsbeck entfaltete sich nun vollends die Lyrik seines Gemüths und das Beste seiner idyllischen Dichtung. Die Idyllen „die Bleicherin“, „das Ständchen“, „der Riesenhügel“, „die büßenden Jungfraun“ und „der Abendschmaus“ sowie die Idyllen in niedersächsischer Mundart „de Winterawend“ und „de Geldhapers“ wurden in den Jahren 1776 bis 1778 verfaßt. In jenen ersten Jahren seiner Ehe wurde schon der Plan zur „Luise“ entworfen, welche das Glück der jungen Liebe und die Genüsse ländlicher Natur zu schildern bestimmt war. „Das Edelste,“ — so heißt es in Erneſtinens Mittheilungen, „was er in sich fühlte, wollte er in den Familienkreis seines Pfarrers von Grünau legen, in ihm selbst sein Ideal eines Landpfarrers geben. . . . . Auch ‚der siebzigste Geburtstag‘ war nach seiner ersten Anlage für die ‚Luise‘ bestimmt. . . . . Die Luise sollte in allen Lebensverhältnissen dargestellt werden, auch als Kind und im ersten Aufkeimen ihrer Liebe.“ Man sieht, daß kein epischer Plan entworfen wurde, sondern daß es der Dichter nur auf eine Reihe idyllischer Scenen abgesehen hatte.

Seine Studien betrafen die Literatur des Alterthums; doch stand damals noch der Philolog hinter dem Dichter zurück. Mehrere Jahre beschäftigte ihn der Plan, der Uebersetzer des Pindar zu werden. Als Probe erschien „Pindars erster pythischer Chor“ 1777 im „deutschen Museum“. Allein der

kühne Flug des griechischen Hymnendichters traf mit Vossens poetischer Richtung nicht zusammen. Die lebhafteste Anregung zur Uebersetzung der Odyssee empfieng er von Klopstock, der die homerischen Bruchstücke, welche er in den zweiten Theil der „Gelehrtenrepublik“ aufzunehmen gedachte, von Stolberg und Voß metrisch übertragen lassen wollte. Im März 1777, wo Voß erst fünfthalbhundert Verse übersetzt hatte, war es ihm blos „wahrscheinlich“, daß er die ganze Odyssee verdeutschen werde. Es lag jedoch diese Arbeit so sehr innerhalb der Sphäre seiner idyllischen Dichtung, daß sie gar bald seine Lieblingsbeschäftigung ward. Selbst am Morgen des Hochzeitstages verloren die homerischen Hexameter für ihn ihre Anziehungskraft nicht. Ein Jahr später war er schon bis zum siebzehnten Gesange vorgerückt. Die erste Probe, den größten Theil des neunten Gesanges, hatte Voß im Maiheft des „deutschen Museums“ von 1777 mitgetheilt; den vollständigen vierzehnten Gesang brachte im Februar 1779 der wielandische „Mercur“. Und bei dieser Epoche machenden Uebersetzung welch eine idyllische Einfachheit im gelehrten Hausgeräth! Die barnesische und die Basler Ausgabe der Odyssee, die einzigen, die ihm bei der Uebersetzung zur Hand waren, lieh ihm ein Hamburger Freund; die Ilias fehlte bis auf den ersten Band der römischen Ausgabe und konnte nicht verglichen werden; erst 1779 schickte ihm Gleim die Ausgabe des Homer von Clarke.

Im Herbste 1778 wurde Voß, von Professor Büsch in Hamburg und Meiners in Göttingen warm empfohlen, zum Rector in Otterndorf im Lande Hadeln erwählt. Wegen der Unsicherheit des Musenalmanachs entschloß er sich zur Annahme der Stelle, obschon sie nur ein dürftiges Einkommen bot und ihn von seinen theuersten Freunden entfernte. Voß und seine Frau übten die preiswürdige Lebensphilosophie, überall die Lichtpunkte im Leben aufzusuchen. Selbst in dem flachen, reizlosen Marschlande, das nicht einmal den Genuß eines reinen Quellwassers

gewährte, freuten ſie ſich kindlich der grünen Wieſen und üppigen Kornfelder, die ſie zur Sommerzeit durchwandern konnten, und des kleinen, mit eigner Hand gepflanzten Gärtchens am Hauſe, gewannen die biedere Sitte der freiheitsſtolzen Hadeler lieb und ließen ſich bei ländlichen Schmäuſen und Geſprächen wohl ſein. Nachdem Voß Jahre lang ſeine Beſchäftigung nach Muße und Neigung hatte wählen können, empfand er allerdings ſchwer die Bürden ſeines neuen Berufs, der ihm auferlegte, täglich ſechs Stunden in den Elementen der alten Sprachen zu unterrichten. Allein „meine Erholung vom Karrenziehen iſt Erneſtine, der einzige Freund und die einzige Freundin, die ich hier habe, und der kleine, freundliche Junge, der täglich klüger wird. Dieſe ſtärkten mich, daß ich die Odyſſee vollenden konnte.“

So ſchrieb Voß am 28. April 1779 an Miller; von einigen Geſängen abgeſehen, die noch etwas der Feile bedurften, konnte er ſein mühſames Werk, das „mit Schmerzen und Freude geboren“ war, für beendigt erklären. Da ihm von Buchhändlern nur ein geringes Honorar geboten wurde, ſo entſchloß er ſich zum Selbſtverlag und erließ eine Einladung zur Subſcription. Dieſe hatte jedoch lange nicht den gewünſchten Fortgang. Wenige nahmen ſich derſelben an; ſelbſt Ramler ließ ihm ſagen, er müſſe die griechiſchen Namen römiſch machen, wenn ſeine Bemühungen für ihn fruchten ſollten; in Schwaben hatte man ſeinen Collecteuren geantwortet, daß man den wohlfeilern Nachdruck, der nicht ausbleiben werde, abwarten wolle. Nachdem Voß wiederholt ſein Unternehmen erfolglos angekündigt hatte, entſchloß er ſich endlich im Frühjahr 1781, den gelehrten Commentar, der das Werk bedeutend vertheuert haben würde, vorläufig zurückzubehalten; nur die unentbehrlichſten Anmerkungen ſollten in kürzeſter Faſſung der Ueberſetzung beigegeben werden. Jetzt meldeten ſich von allen Seiten Subſcribenten, und noch vor dem Schluſſe des Jahres 1781 konnte die Odyſſee zu Hamburg auf Koſten des Verfaſſers er-

ſcheinen. Bewunderung und Beifall war allgemein und konnte durch den beißenden Spott Lichtenbergs, der die Schreibweiſe Athänä, Thüeſtäs u. dgl. lächerlich gemacht und ihren Vertheidiger den Erfinder des Schöpſenlauts genannt hatte, und durch ähnliche oberflächliche, wenn auch berechtigte Angriffe keinen Eintrag erleiden; es war eine von den wenigen Verdeutſchungen, die mit Hilfe der Poeſie zu Stande gebracht waren. Gleichſam zur Erholung von dieſer Arbeit unterzog ſich Voß in der Zeit, da der Mangel an Subſcribenten ihn noch nicht an den Druck ſeiner Odyſſee gehen ließ, der pecuniär einträglichen Aufgabe, die Erzählungen von „tauſend und eine Nacht“ aus dem Franzöſiſchen des Galland zu übertragen.

Häufige Fieberkrankheiten, die gewöhnliche Plage in dem ſumpfigen Küſtenlande, machten Voß eine Veränderung ſeines Wohnorts wünſchenswerth. Anerbietungen von Riga und Hannover aus hatte er ausgeſchlagen, weil er dort trotz merklicher Erhöhung des Gehaltes keine Verbeſſerung ſeines Einkommens ſah; allein als Stolberg ihn zur Uebernahme des Rectorats in Eutin aufforderte, ſchienen ſich angenehmere Ausſichten zu eröffnen, und Voß zog im Sommer 1782 an den Ort ſeiner neuen Wirkſamkeit, dem die rüſtigſte Kraft ſeiner männlichen Jahre gewidmet war. Es war kein freudiger Eintritt; wenige Monate darauf wurde ihm ſein älteſtes Söhnchen durch den Tod entriſſen. Schmerz und Troſt ſprach ſein Gedicht „Trockne deines Jammers Thränen“ in erhebender Weiſe aus. Seine Wohnung war ſchlecht, ſeine Einnahme gering. Da indeß die Regierung ſich bereitwillig zeigte, ſeinen Gehalt zu erhöhen, und ein beſſeres Haus für ihn kaufte, ſo ſchlug er die Berufungen an die Univerſität Halle, an die Domſchule zu Halberſtadt, an die Gymnaſien zu Altona und Breslau aus. „Ich denke,“ ſchrieb er im März 1783 an ſeinen Brückner, „daß Eutin wohl der Ort meines Bleibens ſein wird. Ich habe viele Arbeit, aber doch Brod und Achtung und Freiheit, in der Schule zu machen,

was mir gefällt.“ Den Titel eines Consistorialassessors schlug er aus; drei Jahre später (im Juli 1786) wurde er zum Hofrath ernannt. Einige Jahre darauf erhielt er eine Erleichterung seines mühsamen Amts: die Nachmittagsstunden wurden ihm durch einen Gehilfen abgenommen.

Als Schulmann war Voß in seinem Wirken manchfach durch die örtlichen und persönlichen Verhältnisse beschränkt. Er hatte nur einen kleinen Schülerkreis zu bilden und griff nicht organisierend in das norddeutsche Gymnasialwesen ein. In seinem praktischen Wirken stand er nicht auf dem Platz, der seinen Fähigkeiten und Kenntnissen zukam. Doch leistete er, wenn auch im engen Kreise, immerhin Ansehnliches. Seine beste geistige Kraft wandte er aber auf seine literarischen Arbeiten und fuhr fort, was ihm als der Reiz des Daseins erschien, in Idyllen zu malen oder, was sein Inneres bewegte, in Liedern und Oden auszusprechen. Die liebliche Eutiner Gegend mit ihren waldumkränzten Seen gab dem Maler der Natur neue Anregungen zu idyllischen Genrebildern. Nachdem er in Otterndorf „die Kirschenpflückerin“, den „siebzigsten Geburtstag“ (in der ersten, einfacheren Gestalt) und die mittlere Idylle der „Luise“, „des Bräutigams Besuch“, gedichtet hatte, folgte in Eutin die erste und die dritte Idylle des epischen Gedichtes, „das Fest im Walde“ und „die Vermählung“, welche 1783 und 1784 im Musenalmanach und im „Mercur“ bekannt gemacht wurden. In Eutins Umgebung, an die Ufer des reizenden Kellersees, führt uns „das Fest im Walde“, unstreitig die Krone der vossischen Idyllen. Dann vergiengen Jahre, ehe er wieder Hand anlegte; kaum daß er der „Luise“ im Gespräche noch gedachte. Für den Musenalmanach, den er seit 1788 bis zu dem letzten auf das Jahr 1800 allein herausgab, wurde manches Lied gesungen, und an seinem Claviere entzückten ihn die Compositionen seines Freundes Schulz, „des braven Künstlers und noch weit braveren Menschen“, durch die mehrere

seiner Lieder unter das Volk verbreitet wurden; er hielt sie für das Ideal aller Liedermelodien. Das Streben, ein Volksdichter im besten Sinne des Worts zu sein, verlor er nicht aus den Augen; auf sittliche Veredlung und Aufklärung hinarbeitend, gab er sich immer einseitiger der moralischen Tendenzlyrik hin und gerieth in den Irrthum, durch „moralische Menschenlieder" in die Seele des Volkes dringen und dadurch die Gesangbücher reformieren zu können. Durch die Moraltendenz ward auch seine Idyllendichtung mehr und mehr beschränkt und dadurch eben so innerlich unwahr wie die frühere, bis auf Geßner reichende Idyllenpoesie durch die arkadische Schäferwelt, deren Voß spottete.

Das homerische Epos und Virgils ländliche Gedichte sind dasjenige Feld seiner Thätigkeit, auf welchem er sich das größte Verdienst erworben hat, das eben so sehr für die Alterthumskunde wie für deutsche Sprache und Nationalliteratur reiche Früchte getragen hat. Mehrere Jahre beschäftigte ihn die Uebersetzung und Auslegung des virgilischen Lehrgedichts vom Landbau, welche 1789 erschien. Mit Heyne in Göttingen, gegen dessen Ausgabe er in den Noten zu seiner Uebersetzung mehrfach polemisierte, war dadurch der Bruch vollständig, besonders durch die Streitschrift „über des virgilischen Landgedichts Ton und Auslegung" (1791). Das gute Vernehmen mit Klopstock ward erschüttert, weil Voß andere Ansichten vom Hexameter hatte, obwohl diese in der Vorrede zum Virgil so schonend gegen Klopstock wie nur möglich erörtert wurden. Es war ihm ein trauriger Gedanke, „daß ein solcher Mann um solchen Anlaß mit Groll gegen ihn aus der Welt scheiden sollte". Was durch Briefe nur halb erreicht war, vermochte Vossens versöhnende Ode „Klopstock in Elysion" (1800), die dem Dichtergreis durch eine Freundin überreicht wurde, worauf er versicherte, alles Vorgefallene sei vergessen.

Während er noch mit der schwierigen Auslegung des Virgil bemüht war, wurde er wieder zum Homer hingezogen. Als

Bürger die ersten Proben seiner Uebersetzung der Ilias in Hexametern herausgab und Voß sie mit der stolberg'schen verglich, schienen ihm beide sehr der Verbesserung zu bedürfen. Er machte selbst den Versuch, und in vierzehn Tagen war der erste Gesang vollendet. Stolberg ward eine Abschrift zugestellt mit der Aufforderung, seine Ilias noch einmal durchzuarbeiten. Dieser drang darauf, Voß möge eine ganz neue Uebersetzung verfassen. Vom September 1786 bis zum nächsten Mai ward die Ilias vollendet. Doch ließ sie Voß noch einige Jahre „nachreifen", um sie mit der umgearbeiteten Odyssee zusammen herauszugeben. Nachdem auch diese Arbeit nach den strengeren Maximen, die er seitdem für die Kunst des Uebersetzens und für die Form des Hexameters aufgestellt hatte, beendigt und auch ein Theil der Ilias von neuem umgeschmolzen war, erschienen 1793 Homers Werke in vier Bänden.

Im Zusammenhang mit den homerischen Studien stellte Voß seine Forschungen über die geographischen Vorstellungen der Alten an und schrieb die „mythologischen Briefe", welche 1794 in zwei Theilen erschienen. Gegen die symbolischen Deutungsversuche der Schule Heynes gerichtet, haben sie ihr Verdienst hauptsächlich in der sichtenden, negativen Kritik. Die Behandlung des Mythos bei Homer gab dem Verfasser den Maßstab; die religiösen Ideen galten ihm als spätere Priestererfindung; die Entstehung der einzelnen Götterbegriffe und Sagen dachte er sich ziemlich äußerlich. Es offenbarte sich auch in diesen Forschungen die immer entschiedner und polemischer hervortretende rationalistische Religionsansicht, für welche Voß bis an's Ende seiner Tage ein rüstiger Kämpfer war.

Der alte Gleim, welcher das Leben und Wirken des befreundeten Dichters mit der freudigsten Theilnahme begleitete, forderte ihn auf, die Idyllen der „Luise" wieder vorzunehmen und das Ganze, was vollendet war, umgearbeitet und erweitert

zusammen drucken zu lassen. Die erste Ausgabe erschien 1795; später kam noch eine zweite Abtheilung der dritten Idylle hinzu. Beabsichtigt ward auch noch eine andere Idylle: „die Schilderung der Nachhochzeit auf dem Schlosse, die feierliche Einsegnung des jungen Paares in der Kirche mit einem Schlußliede, die Hochzeitsgeschenke von allen Dorfbewohnern, reichen und armen, und die Trennung von Eltern, Gespielen und allem, was ihren Jugendgefühlen Reiz gegeben".

„Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger wie der Töne des Alterthums nach."

Dieses Xenion Schillers sprach das Urtheil der Besten im Volke aus. Die Einwirkung der „Luise" wie des deutschen Homer war für die Entwicklung unserer Literatur von großer Bedeutung. Goethe liebte die vossische „Luise" seit dem ersten Erscheinen der Bruchstücke nach seinem eigenen Geständnisse leidenschaftlich. „Hermann und Dorothea" ist die herrliche Frucht dieser Liebe. Voß war zu einseitig in seiner engen Sphäre befangen, als daß er den höheren Werth des goethischen Gedichtes hätte würdigen können. Was Voß selbst darüber an Gleim schrieb, war die Stimme des gesammten vossischen Freundeskreises: „Ich werde mich herzlich freun, wenn Griechenlands Geist uns Deutschen ein vollendetes Kunstwerk gewährt und nicht engherzig nach meiner ‚Luise' mich umsehn. Aber eben so ehrlich denke ich für mich und sage es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem sie wolle; Luise ist sie nicht." Der Gedanke konnte ihn sehr angenehm beschäftigen, denselben Gegenstand episch zu behandeln, „wie ja auch die Alten auf diese Art mit einander gewetteifert hätten".

Von großem Nachtheil war es für Vossens Geistesleben, daß er in Eutin lange Zeit fast ganz auf sich und sein Haus beschränkt war und keinen geistig ebenbürtigen Freund zur Seite hatte, mit dem ein belebender und bildender Gedankenaustausch stattfinden konnte. Friedrich Stolberg hatte schon 1783 Eutin

verlassen. Als er 1791 als Regierungspräsident wieder nach Eutin versetzt wurde, freuten sich beide der Wiedervereinigung, wenn auch Voß nicht ohne einige trübe Vorahnung, und setzten ein freundschaftliches Zusammenleben fort. Allein es wäre für beide Theile besser gewesen, wenn ihr Lebensweg sie nicht wieder zusammengeführt hätte. Ihre Ueberzeugungen und Richtungen, im Grunde von vorn herein divergierend, waren in den letzten Jahren noch weiter aus einander gegangen, so daß eine innere Harmonie nicht herzustellen war. Ein Bruch mußte erfolgen und riß um so tiefer, je länger sie die Täuschung der Freundschaft noch zu unterhalten gesucht hatten. Schon früher hatte Voß durch sein strenges Urtheil über Stolbergs Tragödien, wohl auch dadurch, daß er neben dem Freunde sich an eine Uebersetzung der Ilias wagte, den verwöhnten Dichter an seiner empfindlichsten Stelle verwundet; bald waren jedoch, besonders durch das kluge und liebevolle Vermitteln der Frauen, die alten Bundesbrüder wieder ausgesöhnt. Jetzt aber hatte sich Stolberg in Folge der französischen Revolution von seinen Freiheitsideen bekehrt und sah überall durch politische Zerrüttung und Irreligiosität die Bande der Gesellschaft sich lockern. Voß hielt an dem Glauben fest, daß aus der scheinbaren Verwirrung der Geist der Menschheit neue Belebung erringe. Stolberg suchte einen innern Halt in den Dogmen und Mysterien des positiven Christenthums. Voß hegte zwar in unerschütterlicher Festigkeit den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, voll Ergebung und Vertrauen auf die Vorsehung, und sprach für Menschenliebe und „die That verklärter Menschlichkeit"; aber gegen positive Dogmen und kirchliche Formen war er gleichgültig, ja feindlich, indem sie ihm als Verfinsterung und Pfaffentrug erschienen: hier war an keine Vereinigung zu denken. Das erkannte Miller 1792, als er nach einem Besuche Stolbergs in Ulm gegen Voß klagte: „O wie schmerzt es mich, daß grade ihr, zween der ersten und besten aus der großen Masse der

Menschheit, einander mißversteht! Denn anders ist es doch wahrlich nichts. Ich habe in Stolberg noch ganz den alten, treuen Bundesbruder gefunden; auch fand ich ihn voll Liebe für dich. Nur das einzige klagte er mir, daß du gegen positive Religion und Offenbarung eine Art von Bitterkeit äußerst. Das machte dich vielleicht zuweilen etwas intolerant oder doch hart im Ausdruck." Im Laufe der nächsten Jahre gab es bei fortgesetztem Umgange immer wieder neue Erörterungen der großen religiösen Fragen, die nie zum Frieden führten, wenn sie sich auch stets wieder die Hand zur Versöhnung reichten; es kamen Stunden, in denen die alte Herzlichkeit sich herzustellen schien, aber auch nur schien; im Innern war Abneigung und Bitterkeit. Schon 1794 schrieb Voß seiner Frau kurz vor der Rückkehr von einer Reise: „Wäre Stolberg noch der Alte! Er verkümmert immer mehr in seinen Armseligkeiten, und mein Gefühl ist — Mitleid. Wir müssen die weiteste Entfernung beobachten, die wir können." Stolberg suchte aber stets wieder ein herzliches Einverständnis herzustellen, und noch gab es auch ferner zwischen ihnen manche Stunde freundschaftlichen Gesprächs. Der unheilbare Riß entstand, als Stolberg 1798 der Gattin seines Freundes sagte, wegen der Grundsätze, die Voß lehre, deren Gift durch die Liebe seiner Söhne zu Voß nur noch gefährlicher werde, könne er dieselben nicht länger in der Schule lassen. Voß war tief erschüttert; Mitleid und Bitterkeit mischten sich in seiner Seele. Stolbergs öffentlicher Uebertritt zur katholischen Kirche im Jahre 1800 erschien ihm als die tiefste Entwürdigung seines einst so innig verehrten Freundes, als der Abfall von allem Edlen und Schönen, das sein früheres Leben geschmückt hatte. „Es war an einem Sonntage," erzählt Ernestine Voß, „als Stolberg Eutin verließ. Lebendig ist mir noch der Eindruck geblieben, welchen das Geläute der Glocken auf Voß machte. Ich fand ihn weinend, als ich ihm sein zweites Frühstück brachte. Er sagte: An Stolberg

muß ich mit ganz anderen Gefühlen denken als an meinen Schulz, der im Grabe ruht. Indem er in langſamen Zügen ein Glas Wein trank, fügte er hinzu: Gott laſſe es ihm wohl ergehn! Möge er die Ruhe finden, nach der er ſich ſo lange vergeblich geſehnt, und einen Freund, der es ſo treu mit ihm meint, als ich mir bewußt bin, es mein ganzes Leben gemeint zu haben!" Ihm war der Schritt ein ſo unerhörter, daß „der Gedanke der Möglichkeit, daß Stolberg bei ruhiger Beſinnung noch einmal umkehren könne," bei ihm vorherrſchend blieb. Tags darauf dichtete er das „Begräbnislied": „Bei dieſem Liede dachte ich mir meinen Schulz und erheiterte durch die wehmüthige Beſchäftigung den Tag, da ein anderer vieljähriger Freund mich verließ." Wäre nur damit der Zwieſpalt für immer begraben worden!

Voſſens literariſche Thätigkeit war ſeit der Vollendung des Homer faſt ganz den römiſchen Dichtern zugewandt. Er überſetzte den Virgil vollſtändig, verfaßte die ausführliche Erklärung der Hirtengedichte und erweiterte den Commentar zu dem Gedichte vom Landbau; darauf begann er die Ueberſetzung des Horaz und übertrug die ſchönſten Erzählungen aus Ovids „Metamorphoſen", unter denen ihn die Idylle „Philemon und Baucis" ſchon früher zu einer freieren Nachbildung angeregt hatte. Endlich folgte die Ueberarbeitung der Idyllen (1800), eine verbeſſerte Ausgabe ſeines Homer und die Reviſion ſeiner ſämmtlichen Gedichte (1802), woran ſich die Abhandlung „Zeitmeſſung der deutſchen Sprache" als das Reſultat ſeiner grammatiſch-metriſchen Erfahrungen und Forſchungen anſchloß. Voſſens Poeſie war damit eigentlich zum Abſchluß gekommen. Mehr und mehr trat der Dichter hinter dem Philologen zurück. Hatte man ſchon beim Geſammt-Homer geklagt, daß die Ueberſetzung ungelenk und undeutſch ſei und an lebendigem Fluß der Sprache der erſten Verdeutſchung der Odyſſee nachſtehe, ſo wurde die ſteife Manier, der der Geiſt des Originals unter den Händen entſchlüpfte und nur

das mechanische Wortgerüst übrig blieb, bei den nachfolgenden Uebersetzungen, besonders bei dem Wagestück, die Aeneide zu übertragen, noch mehr vorherrschend. Eine Rückwirkung auf die deutsche Literatur, wie sie der deutsche Homer hatte, war von diesen Uebersetzungen nicht zu erwarten.

In das gleichmäßige häuslich-literarische Leben brachten Ausflüge zu den Freunden in Meldorf, Kiel und Hamburg manche heitere Unterbrechung. Auch zu einigen größeren Reisen fehlten die Mittel nicht. Gleim in Halberstadt öffnete dem jüngern Dichter mehrmals sein gastliches Haus, als Greis noch der liebevolle, Liebe begehrende Wirth, der er in rüstigern Jahren so manchem dichterischen Genossen gewesen. In Bezug auf literarische Verbindungen bietet Voſſens Reiſe nach Halle und Weimar im Jahre 1794 ein besonderes Interesse. Er lernte zu Halle den Meister der philologischen Kritik, Friedrich August Wolf, kennen, mit dem er schon einige Briefe gewechselt hatte. Sie trafen in ihren homerischen und mythologischen Forschungen vielfach zusammen, wenn gleich Voß die wolfische Ansicht von der Entstehung der homerischen Gedichte nicht zu der seinigen machen konnte. Auch die Opposition gegen Heyne verband sie. Mehrere Jahre später verfaßten sie gemeinschaftlich die streng verurtheilende Riesenrecension der heyne'schen Ausgabe der Ilias.

In Weimar trat Voß in den Kreis der dichterischen Größen Deutschlands und fand die wärmste Aufnahme. Er hatte mehrmals die Vertheidigung seines deutschen Homer und seiner metrischen Grundsätze zu führen. Sein Vorlesen rechtfertigte seinen Hexameter. Unstreitig fand er bei keinem ein so aufmerksames Ohr wie bei Goethe. Nach der Vorlesung eines Abschnitts aus der Odyssee kam Goethe auf ihn zu, drückte ihm die Hand und dankte für einen solchen Homer. Ihm waren die homerischen Gesänge lange Zeit der Mittelpunkt seiner poetischen Studien. Auf Voſſens geistige Eigenart hatte diese Berührung keinen Ein-

fluß; er scheint in jenem geistbelebten Umgange kaum empfunden zu haben, wie viel er in seinem einsamen Eutin entbehre.

Nicht der Wunsch, seine ländliche Isolierung mit einer geistigern Umgebung zu vertauschen, ward der Anlaß, daß er seinen bei mehreren Gelegenheiten geäußerten Vorsatz aufgab, in Eutin, wo er schon die Stellen für seine und der Seinigen Gruft gewählt hatte, seine Tage zu beschließen. Als er sein fünfzigstes Lebensjahr beschloß, fühlte er eine große Abnahme seiner Kräfte. Er war sehr niedergeschlagen und reizbar; die Lehrstunden erschöpften ihn, und wenn er in Momenten sich der lebhafteren Erregung überließ, so blieb nur eine um so größere Nervenschwäche zurück. Er überzeugte sich mehr und mehr von der Nothwendigkeit, daß er seinen Wohnort und seine Lebensweise verändere. Er wandte sich daher an den Minister Grafen Holmer und auf dessen Anrathen an den Herzog selbst mit dem Gesuch, er möge ihm seine Entlassung mit einer Pension sowie die Vergünstigung gewähren, daß er nach einer seiner Gesundheit zuträglicheren südlicheren Stadt ziehe. Der Herzog bewilligte ihm nach mancherlei Bedenken unter den ehrenvollsten Versicherungen seines dauernden Wohlwollens, welche Voß später (1807) zu der dankbaren Widmung der „Luise" veranlaßten, die erbetene Pension von sechshundert Thalern. Bredow, schon seit 1796 sein Gehilfe und Studiengenosse im Gebiete der alten Geschichte und Geographie, wurde sein Nachfolger im Rectorat. Es war ein wehmüthiger Abschied, als Voß und seine Frau sich von der altgewohnten Umgebung losreißen mußten. In dem letzten Sommer vor ihrer Abreise feierten sie noch in Meldorf in Boies Hause ihre silberne Hochzeit in dem dankbaren Bewußtsein, Freud' und Leid in innigster Liebe genossen und getragen zu haben.

Im September 1802 verließ Voß sein geliebtes Eutin und wandte sich über Halberstadt, wo er den erblindeten Gleim zum letzten Mal sah, nach Jena, wo seine beiden ältesten Söhne

ſtudierten. Er fand dort die herzlichſte Aufnahme, zunächſt in dem durch den Aufenthalt ſeiner Söhne ihm ſchon befreundeten Hauſe des Theologen Griesbach. Goethe bewies ſich gegen Voß und ſeine Familie überaus freundlich und zuvorkommend. Er hatte die Abſicht, Voß für die durch viele Verluſte geſchwächte Univerſität Jena und für die neu zu begründende Jenaer Literaturzeitung zu gewinnen. Voß kam auf ſeine Einladung mehrmals nach Weimar und trat auch mit Schiller in näheren Verkehr, deſſen liebenswürdige Perſönlichkeit auf ihn einen wohlthuenden Eindruck machte. Zu dem Dichter hatte Voß eigentlich gar kein Verhältnis: das ideale Pathos der Poeſie Schillers war ihm unleidlich, ſeinen Dramen wußte er wenig Geſchmack abzugewinnen. Auf Goethes Veranlaſſung machte man Voß den Antrag, die Directorſtelle am weimariſchen Gymnaſium oder die Oberaufſicht der Landesſchulen zu übernehmen; man verſchaffte ſeinem älteſten Sohn Heinrich nach eben beendigten Studien eine Profeſſur am Gymnaſium zu Weimar, und Goethe nahm ſich desſelben mit väterlicher Liebe an. Allein Voß lehnte alle ihm gemachten Anerbietungen ab, indem er klagte, daß das thüringiſche Klima ſeiner Geſundheit noch weniger zuträglich ſei als das holſteiniſche. Nicht geringen Reiz hatte anfänglich für ihn ein Ruf nach Würzburg als Vorſteher des philologiſchen Seminars (1804); allein ihm mißfiel der neue bayriſche Studienplan, er ſah Papismus und jeſuitiſche Verfinſterung dahinterſtecken und hatte nicht Luſt, mit den gehaßten Gegnern in tagtäglichem Aerger eine Lanze zu brechen. Daß er deſſenungeachtet auf der Warte ſitze und man ihn bei der nächſten Gelegenheit auf dem Kampfplatze finden werde, ſprachen die Aeußerungen in einem Briefe an Miller ſchon prophetiſch aus: „Wenn die Proteſtanten nicht aus dem Schlummer aufwachen, ſo werden ſie unfehlbar von den liſtigen und thätigen Papiſten berückt. Allenthalben ſind ihnen die Edlen von Geburt gewogen; denn ſie wiſſen zu gut, daß ihre Anſprüche auf Ehre und Gut

von der Meinung des Volks abhangen, und daß diese Meinung kein Licht verträgt. Allenthalben arbeitet man, die Säugamme der Reformation zu vergiften durch Vorläufer der Jesuiten, die schon näher aus ihrem Verhau sich wagen. Gelingt es ihnen, die öffentlichen gelehrten Schulen zu verwüsten, so müssen die Gelehrten Mann für Mann durch besondere Anstrengung entgegenwirken. Sie sollen und werden geschlagen werden, die Hochverräther der Menschlichkeit, und wenn die Welt voll Teufel wäre!" Der Dichter und Philologe ward jetzt auch der Vorkämpfer für protestantische Denkfreiheit.

Ueber Würzburg machte Voß im Herbst 1804 eine Reise nach Schwaben und dem Oberrhein, verlebte die glücklichsten Tage bei dem alten Bundesbruder Miller zu Ulm, mit dem er die herzlichen Bundestage der Jugend erneuerte, und besuchte dann Karlsruhe und Heidelberg. Eine Folge der neu erworbenen Bekanntschaften war, daß ihm im nächsten Jahre das Anerbieten gemacht wurde, gegen ein Jahresgehalt von tausend Gulden seinen Aufenthalt in Heidelberg zu nehmen, ohne deßhalb durch Verpflichtungen als Universitätslehrer belastet zu sein. Nichts konnte für Vossens Wünsche befriedigender sein; war ihm doch von der Reise her eine Art Heimweh nach dem Süden geblieben. Hatte Goethe sich noch kurz zuvor sehr erfreut gezeigt, als die Würzburger Unterhandlungen sich zerschlugen, so hielt er seinen Unmuth über Vossens Weggang nach Heidelberg kaum zurück. Er war kühl beim Abschied, und ein herzliches Verhältnis, das überdies bei der großen Verschiedenheit der beiden Persönlichkeiten nicht von Dauer sein konnte, ward nicht wieder hergestellt, wenn gleich Goethe sich nicht abhalten ließ, bei seinen Besuchen in Heidelberg in den Jahren 1814 und 1815 auch im vossischen Hause einige Stunden zuzubringen, sowie auch sein Sohn während seiner Studienzeit in Heidelberg in Vossens Familie die freundlichste Aufnahme fand. Der Grund seiner Mißstimmung enthüllte sich

klar in der schmerzlich-unwilligen Aeußerung gegen Heinrich Voß, bald nach Schillers Tode: „Schillers Verlust mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht."

Vossens Leben in Heidelberg mit seiner sorgenfreien Muße war die schönste Erfüllung dessen, was der Jüngling und Mann sich im Ringen um seine Existenz nur je gewünscht hatte. Es war das Stillleben des Alters und, wenn auch in rüstiger Kraft, ein Fortgehen in dem altgewohnten Geleise der Studien, das Voß auch in der veränderten Umgebung nicht verließ. Der Entwicklung der nationalen Literatur seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts stand er nur noch polemisch gegenüber. Hatte ihm schon Schillers Pathos nicht gefallen wollen, so entbrannte sein Zorn noch heftiger gegen die romantische Schule, welche ihn seit Schlegels Recension der Homerübersetzung vielfach persönlich gereizt hatte. Die neuen romantischen Formen dünkten ihm eitle Wortspielerei; das Sonett verfolgte er als die ärgste Ausartung der Klingklangpoesie, wofür ihm gleichwie seinem Freunde Jens Baggesen, dem Herausgeber des „Klingklingelalmanachs", die ganze Neuromantik galt. Dennoch ließ er sich noch im Alter in einen Wettstreit mit August Wilhelm Schlegel ein, als er in Gemeinschaft mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham sich an die Verdeutschung Shakespeares wagte. Bei allem Verdienstlichen in der Ueberwindung einzelner Schwierigkeiten konnte diese Uebersetzung doch nur ein kleines Publicum finden, da die der Sprache aufgedrungenen Härten keinen poetischen Genuß zuließen. Durch tieferes Verständnis des Dichters war Heinrich zu diesem Werke befähigter als der Vater, der seit fünfundzwanzig Jahren fast keine Zeile mehr von Shakespeare gelesen hatte.

Der Kreis, zu dem sich Vossens Thätigkeit am liebsten und am folgenreichsten wandte, waren die Dichter des Alterthums.

Er vollendete die schon in Eutin angefangenen Uebersetzungen des Horaz (1806), des Hesiod und der Argonautica des Orpheus (1806), übertrug die griechischen Idyllendichter und die römischen Elegiker, das astronomische Lehrgedicht des Aratos und die für mythologische Forschungen wichtige Hymne an Demeter, überarbeitete seine Uebersetzung des Homer, die er 1821 zum fünften Mal „stark verbessert" herausgab und machte den schwierigen Versuch, uns einen deutschen Aristophanes zu schenken, auch hier auf fremdartigem Gebiet wie bei Shakespeare scheiternd. Bei dieser Uebersetzung war ihm noch sein Sohn Heinrich zur Seite, von dem die erläuternden Anmerkungen hinzugefügt wurden. Ein Jahr darauf (1822) hatte er den Tod des geliebten Sohnes und treuen Genossen seiner Alterthumsstudien zu betrauern. Der Wunsch, mit dem er sich von dem Sterbebette seines Heinrich erhob, war, die Uebersetzung des Aeschylos, welcher der in dem kräftigsten Mannesalter Dahingeschiedene siebzehn Jahre die heitersten Stunden seines Lebens gewidmet hatte, als ein Denkmal seines Fleißes der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der Vater legte an sie noch die letzte Hand, deren namentlich der „Prometheus" und der „Agamemnon" zu bedürfen schienen, und bereitete die Herausgabe vor, die auch er nicht mehr erleben sollte.

Ueberall sah Voß in den neueren Richtungen der Wissenschaft und Poesie, in den Organisationen des Kirchen- und Unterrichtswesens das tückische Gespenst hierarchischer und mystischer Verfinsterung schleichen und hielt darauf unverwandt das Auge gerichtet. In dieser Ansicht bestärkte ihn sein Freund, der rationalistische Theologe Paulus in Heidelberg, in welchem er einen Gesinnungs- und Kampfgenossen fand. Voß holte nochmals in glühendem Zorn zu einem gewaltigen Schlage gegen die Römlinge und Verfinsterer aus, als er 1819 die Schrift „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" als einen chemischen

Zerlegungsproceß des im Verborgenen ſchleichenden Giftes bekannt machte. Neben dem Verdammungsrufe der Gegner mußte auch das Bedauern der Freunde laut werden, daß die Geheimniſſe einer Jahrzehnte ausfüllenden Jugendfreundſchaft mit der gehäſſigſten Bitterkeit an's Licht gezogen wurden; nur ſo viel ließ ſich zur Entſchuldigung ſagen, daß es in dem Glauben geſchah, für Wahrheit und Recht in offenen Kampf zu gehen. In gleicher Abſicht eröffnete Voß in der „Antiſymbolik“ die Fehde gegen Creuzer, deſſen mythologiſche Deutungsverſuche ihm die verfinſternde Myſtik auch in die Wiſſenſchaft des Alterthums einzuſchwärzen ſchienen. Der mythologiſche Streit hatte noch viele neue literariſche Pläne in ihm angeregt; trotz der Höhe ſeiner Jahre fühlte er ſich im Beſitz ſeiner vollen Geiſteskraft und zu der regſten Thätigkeit befähigt.

Seinen fünfundſiebzigſten Geburtstag begieng er mit jugendlicher Heiterkeit. Am Morgen dieſes Tages ſchloß er ſeine Frau in die Arme mit den Worten: „Du biſt mir heute noch eine Braut!“ und fügte hinzu, er fühle ſich kräftig an Seele und Leib, noch manches auszuführen, wenn ſie nur bei ihm bleibe. Wenige Tage darauf befiel ihn eine Ohnmacht, welche er und die Seinigen noch nicht als den Vorboten naher Gefahr erkannten. Er erholte ſich ſo ſchnell, daß er bald zu ſeinen gewohnten Beſchäftigungen zurückkehren konnte. Doch ſtellten ſich häufig Bruſtbeklemmungen ein; das Sprechen machte ihm Beſchwerde; er war oft unluſtig und verſtimmt. Das Oſterfeſt verſetzte ihn in eine ſehr weiche Stimmung; am Rande des Grabes umſchwebten ihn gleich Engelschören die Erinnerungen an die inbrünſtige Andacht, mit der am Charfreitag der Geſang der Gemeinde in der Kirche zu Penzlin ſein Herz erfüllt hatte. Am erſten Oſtertage, als die Glocken läuteten, ſprach er mit Lebhaftigkeit von der herzerhebenden gottesdienſtlichen Feier in Penzlin; er ließ ſich ſein altes Geſangbuch geben, ſchlug das Lied auf, das man gewöhnlich geſungen,

und ließ es sich von seiner Frau vorlesen. Da die Sonne als freundliche Frühlingsverkündigerin in sein Zimmer schien, mußte man das Fenster öffnen; er freute sich der schwellenden Blüthenknospen und sagte: „Wenn wir nur erst wieder mit einander herumgehen könnten!“ Die nächsten Tage jedoch nahm die Mattigkeit schnell zu, und die Ohnmachten kehrten häufiger wieder. Am 29. März 1826 nahm ihn ein leichter Tod hinweg. Mitten unter Freundesgesprächen griff er mit einem plötzlichen „Ach Gott!“ nach dem Herzen und lag wie ein sanft Schlafender da.

„Voß hat sein Leben hindurch Geist und Wissenschaft, so viel ihm ward, für Wahrheit, Recht und Veredlung angewandt. Sein Glaube war: kein Dichter, kein Gelehrter kann tüchtig sein, wenn er nicht gut ist als Mensch. Gut zu sein und Guten zu gefallen, trachtete er von Kindheit auf. Gekämpft hat er gegen Unrecht und Verleumdung und nie eine Persönlichkeit erwidert.“ Mit diesen Worten schloß Voß einen im Jahre 1818 verfaßten kurzen Abriß seines Lebens. Mit dem ruhigen Bewußtsein einer unter allen Verhältnissen bewährten sittlichen Gesinnung wies er hin auf sein uneigennütziges Streben nach Selbstveredlung und Beförderung der höchsten Zwecke der Menschheit. Der Kampf gegen Armuth und äußeren Druck hatte seine Energie gestärkt und seiner Individualität ein scharfes, entschiednes Gepräge gegeben. Daher mußte bei dem einsamen Gange seines Lebens sein persönlicher Charakter um so abgeschlossener und unfügsamer, ja unter besondern Anlässen sogar derb und hart werden. Von seiner Reizbarkeit hatten manchmal auch die Vertrautesten und Geliebtesten in seiner nächsten Umgebung zu leiden; in den schonenden Schilderungen seiner Gattin läßt sich zwischen den Zeilen von manchem häuslichen Kummer lesen. Doch war sein Herz liebevoll und hegte warme Freundschaft gegen die, deren Gesinnung und Streben seine Achtung gewonnen hatte. Offenheit und Biederkeit, einfache, redliche Sitte galt ihm über alles. Diese Tugenden fand er in den schönsten Dichtungen

des Alterthums in Verbindung mit einem klaren, praktischen Verstande, der die gegebenen Verhältnisse nie aus den Augen verliert. Von dieser Seite betrachtet, war ihm das hellenische Alterthum der Inbegriff des Schönen, Guten und Wahren, die Schule der edlen Menschlichkeit, der Kalokagathie.

Wie sich Voß in der Auffassung der antiken Weltanschauung überall in der Sphäre einer scharf begrenzten Subjectivität bewegte, so war auch seine Religionsansicht ein subjectiver Rationalismus, den er im Fortgang des Lebens um so höher hielt, je mehr dieser sich an ihm selbst bewährte. In seinem Glauben fand er eine ungetrübte Seelenruhe und Trost in manchen Leiden; die Hoffnung auf unsterbliche Fortdauer war ihm eine Erquickung im Angesichte des Todes. Was über jene Grenzen hinausgieng, verwarf er zum größten Theil als Wahnglauben und mystischen Trug; gegen die Intoleranz der Anhänger positiver Bekenntnisse konnte er selbst wieder intolerant werden. Als er daher durch Romantik, mystische Philosophie und Dogmatik die geistige Freiheit, die herrlichen Errungenschaften der Wissenschaft und deutscher Geistesbildung bedroht sah, kämpfte er für die Aufklärung mit allem Aufgebote seiner Kraft. Die Heftigkeit, mit der er hiebei verfuhr, entschuldigte Goethe in der Recension der vossischen Gedichte mit den treffenden Worten: „Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heitern Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner im Norden verbreitete, mit vielen anderen das eigentliche Glück seines Daseins schuldig sei? Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber parteisüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche dreist genug fordert, wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden."

Vossens Religiosität würde man verkennen, wenn man sie blos als eine dürftige Verstandesabstraction ansähe; sie beruhte auf einem warmen religiösen Gefühl. Den Kern seiner Glaubensüberzeugung bezeichnen uns die Worte in der „Antisymbolik“: „Was ist es, wohin jeder Edlere ringt mit angeschaffenem Sehnsuchtsdrange, was jeder Edlere für sich oder mit Geistesgenossen in tief ahnenden Weihestunden aus der innersten Herzensoffenbarung sich erstreben muß, bis finsterer Zweifelmuth hindurchdringt zu tagendem Vertrauen, zu erfreuendem Morgenschimmer des ewigen Lichtes, des Abglanzes vom Urlichte? Es ist das hochhehre, das unausforschliche Geheimnis Gott und Unsterblichkeit.“ Aehnliches sprach er in vielen Stellen seiner Gedichte aus und wies auf das gute Handeln als die höchste Religion hin. Sein Freund, der Physiologe Tiedemann, stellte ihm an seinem Grabe das Zeugnis aus: „Nennt ihr Religion den unbedingten und befangenen Glauben an Lehrsätze, wie sie Menschensatzungen über Gott und die Offenbarung des Göttlichen aufgestellt haben, so war er kein religiöser Mann. Denn er hegte die Ueberzeugung, Gott sei so erhaben, daß die vollkommene Erforschung und Erkenntnis des Göttlichen durch des Menschen Geist nie abgeschlossen sein werde. Er hielt sich ferner für überzeugt, die Idee von Gott, Unsterblichkeit und Tugend, als die Grundlage des Christenthums, werde um so reiner und veredelter in dem Menschengeschlechte hervortreten, je mehr sich dieses selbst in seiner Cultur der geistigen Veredelung nähere. . . . . Nennt ihr aber Religion und Frömmigkeit den festen und unerschütterlichen Glauben an Gott, an eine göttliche Weltordnung, an Wahrheit und Tugend, den sicheren Hinblick auf Unsterblichkeit und das redlichste Bestreben und Ringen nach Tugend und geistiger Veredlung, dann war Voß von einer Religiosität und Frömmigkeit durchdrungen wie vielleicht nur wenige unter uns.“

Die sittliche Strenge, der Ernst des Strebens begleiteten Voß

auch im wissenschaftlichen Forschen. Sein Ziel war die Wahrheit, und für sie war ihm keine Untersuchung zu kleinlich oder zu mühsam. Gelehrtes Scheinwesen und eitle Ruhmsucht waren ihm verhaßt; wer auf Schleichwegen von ihm betroffen wurde, den traf seine Entrüstung mit unerbittlicher Schärfe. Die ganze Herbheit und Reizbarkeit seiner Natur trat hervor, wenn er berechtigt zu sein glaubte, nicht nur des Gegners Irrthümer zu widerlegen, sondern auch seine sittlichen Schwächen blos zu stellen. In manchen Fällen vertrat er auch hier nur die Beschränktheit seiner Subjectivität, die dem Standpunkte des andern nicht gerecht werden konnte. Wenn der Historiker Schlosser in seinem Nachruf auf Voß behauptete: „Wo Lessing und Luther genannt werden, da wird stets auch sein Name genannt sein", so trifft dieser Vergleich nur zu in Hinsicht auf sein unerschütterliches Streben für das, was er als wahr und recht erkannt hatte; aber an Tiefe des Geistes, selbst an sittlicher Freiheit hat er beide nicht erreicht, und wie weit bleibt er unter der lichten Höhe, von der Lessings Genius das Reich des Gedankens überschaut!

Unter seinen dichterischen Arbeiten nehmen die Uebersetzungen die erste Stelle ein. Die Verdienste, welche sich Voß auf diesem Gebiete um deutsche Sprachbildung und Metrik erworben hat, wird kein unparteiischer Beurtheiler schmälern wollen. Dazu war es ihm in den ältesten dieser Versuche, namentlich in der frühesten Uebertragung der Odyssee, zum ersten Male wieder in unserer Literatur seit Luthers Bibel gelungen, ein hervorragendes Kunstwerk des Alterthums im treuen Anschluß an das Original und zugleich mit echtem poetischem Sinne in unserer Sprache neu zu schaffen. Seine eigenen Dichtungen sind ihrem idealen Theile nach ein Abdruck seines edlen Wollens, seiner treuherzigen Gesinnung, seines warmen Gefühls für reine Sitte und fortschreitende Veredlung der Menschheit. Indem die Abstraction des Verstandes hierin überwiegt, so neigt sich seine Lyrik zur Lehr- und Tendenz-

dichtung, und durch die Kunst der metrischen Formen wird sie oft nur noch schwerfälliger. Der leichte Ton des Volksliedes, wonach er strebte, war ihm unerreichbar; am meisten macht noch das Neujahrslied „Des Jahres letzte Stunde ꝛc." eine Ausnahme.

Weit näher liegt ihm das poetische Erfassen des realen Lebens, jener beschränkten Welt, in der er von Kindheit auf das schönste Glück des Daseins empfand. Wie er mit liebevollem Blicke stets auf dem Reiz der ländlichen Natur, bei der Sitte des unverdorbenen Landvolks verweilt und an den kleinsten Verhältnissen nicht geringschätzig vorübergeht, so liebt auch seine Poesie die Malerei idyllischer Scenen und beachtet die verwandte Kunst homerischer und theokritischer Poesie. So wird die Darstellung des frei Menschlichen auf dem Boden des Volksthümlichen, welch letzteres ihm hinwieder in der besondern Eigenart des norddeutschen Volkscharakters entgegentritt, Inhalt und Zweck seiner idyllischen Dichtung. Freilich hat die moralisierende und philanthropische Tendenz auch in mehreren seiner Idyllen die echte Naivetät nicht aufkommen lassen; allein in den freieren idyllischen Schöpfungen herrscht eine so frische, herzliche Freude an Natur und Unschuld, ein so sinniges Versenken in die veilchenartigen Genüsse einer beschränkten Sphäre des Daseins und Wirkens, daß etwas prosaisches Beiwerk uns nicht abhalten soll, den „siebzigsten Geburtstag" und die Idyllen der „Luise" unter die Zierden unserer klassischen Dichtung zu zählen. Voß bewegt sich in all seinem Thun und Dichten in einem engen Kreise, aber, wie viel man auch gegen ihn sagen mag, in diesem bleibt er groß.

---

4. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Lange Zeit von Voß mit aller Zärtlichkeit der Freundschaft geliebt, zuletzt mit rücksichtsloser Bitterkeit selbst über das Grab hinaus von ihm bekämpft war Friedrich Stolberg, an dichterischer

Begabung wohl neben Bürger der bedeutendste des Göttinger Kreises. Er und Voß sind zwei durchaus heterogene Naturen. Die Ausgangspunkte ihrer Laufbahnen liegen zwar dicht neben einander; je weiter sie sich aber von denselben entfernen, um so mehr weichen sie von einander ab. Von Klopstock gleichmäßig angeregt, von seinem Enthusiasmus für Freiheit und Vaterland, für die Macht und den Ruhm des deutschen Volkes erfüllt, bewegen sie sich anfänglich in denselben poetischen Formen; später pflegt Voß vorwiegend die idyllische Gattung und eignet sich die metrische Kunst des klopstockischen Hexameters an, nach beiden Seiten selbständig und eigenartig sich weiter entwickelnd; Stolberg wird der Sänger der Ode und des Liedes. Sein Stand und die Kreise, in denen er sich bewegte, mußten ihn allmählich dem Jugendfreunde, der mit Bewußtsein und Absichtlichkeit seinen bürgerlichen Charakter hervorkehrte, mehr und mehr entfremden; vollends aber, während Voß immer mehr sich zu einem Vorkämpfer des Rationalismus herausbildete, wurde Stolberg durch seine geistige Anlage und Erziehung schon zu einer leidenschaftlichern und innigern, pietistisch und mystisch gefärbten Auffassung der Religion getrieben, die ihn endlich völlig aus dem protestantischen Lager verdrängte und zur Annahme des katholischen Bekenntnisses bestimmte.

Die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg waren die Söhne des Grafen Christian Günther zu Stolberg. Verwandtschaftliche Beziehungen zu dem dänischen Königshause, zugleich von Seiten seiner Gemahlin, einer Gräfin von Castell-Remlingen aus Franken, hatten ihn veranlaßt, in den dänischen Staatsdienst zu treten. Er ward Obervorsteher einer königlichen Amtmannschaft in Holstein. Auf seinem Rittergute Bramstedt in Holstein wurde sein jüngerer Sohn Friedrich Leopold am 7. November 1750 geboren; Christian war um zwei Jahre älter. Im Jahre 1756 wurde der Vater

zum geheimen Rath und Oberhofmeister der Königin Sophie Magdalene ernannt und zog mit seiner Familie nach Kopenhagen; den Sommer pflegte man auf einem der königlichen Lustschlösser zuzubringen.

Es herrschte im stolbergischen Hause eine edle, sittliche Gesinnung, welche, wenn auch in bewußter aristokratischer Haltung, dem helleren Geiste des Jahrhunderts sich nicht verschloß. Der Graf gab auf seinen Gütern das erste Beispiel, die auf dem Bauernstande lastende Leibeigenschaft aufzuheben. Höhere Geistesbildung ward hoch geschätzt; man liebte nicht das französische Wesen, sondern hielt, wie auch der dänische Hof damals den deutschen Fürsten ein anerkennenswerthes Vorbild gab, den Ernst und die Tiefe der wieder erwachenden deutschen Literatur in Ehren. Klopstock und Cramer sowie ihr edler Beschützer, der Minister Bernstorff, waren Freunde des Hauses. Mit diesen begegnete man sich auch in altprotestantischer Frömmigkeit, welche zu jenem edlen Pietismus hinneigte, dem auch die klopstockische Gefühlsreligion verwandt war.

Dies war die geistig-sittliche Atmosphäre, in der die beiden talentvollen Söhne unter einer Schaar blühender Schwestern und Brüder heranwuchsen. Ihr Hofmeister war in der frommen Zucht der Schule zu Kloster Bergen und des hallischen Pädagogiums gebildet. Schon die Knabenjahre ließen erwarten, daß der feurige, leicht erregte Friedrich den älteren Bruder überragen werde. Deutsche Dichter waren seine Lieblingslectüre; des Entzückens über Lichtwers Fabeln und Gleims Kriegslieder gedenkt er noch in späteren Jahren. Milton lernte er zuerst in Bodmers Uebersetzung kennen, und auf Klopstocks Dichtungen ruhte seine Seele mit ganzer Hingebung.

Nach dem frühen Tode des Vaters (1765) lebte die Mutter mit ihren Kindern in stiller Zurückgezogenheit zu Rungsted, einem kleinen Gute am Sunde. Im Sommer 1770 traten die

Söhne zum ersten Mal in die Welt. Auf der Universität Halle suchten sie neben juristischen Fachstudien eine weitere geistige Ausbildung; doch fanden sie in den Hörsälen wenig Befriedigung: das Studium der schönen Literatur konnte allein sie auf die Dauer fesseln. Die Mutter zog indeß nach Bernstorffs Sturz nach Altona, wo ihre Söhne nach anderthalb Jahren der Trennung wieder mit ihr zusammentrafen. In Hamburg sahen sie auch ihren gefeierten Klopstock wieder, und mit neuer Dichterweihe ausgerüstet, begaben sie sich im October 1772 zur Fortsetzung ihrer Studien nach Göttingen.

Durch Boie wurden sie dem Dichterbunde zugeführt und auf ihren Wunsch am 19. December 1772 förmlich als Mitglieder aufgenommen. Friedrich Stolberg bezauberte alle, die ihm nahe traten, durch seine anziehende Persönlichkeit, seine edle, hoch strebende Gesinnung, sein warmes deutsches Gemüth. Der Adelsstolz schien verschwunden zu sein vor seinem Enthusiasmus für Deutschthum und Freiheit, der selbst den patriotischen Voß eifersüchtig machte, als hätte er zu solcher Höhe sich noch nicht emporschwingen können. Voß und Hahn schlossen sich in ihrer vaterländischen Gesinnung am engsten an ihn an; man beachtete die — allerdings schmale — Schranke nicht, welche die Grafen bei aller freundschaftlichen Zutraulichkeit doch immer zwischen sich und den übrigen Bundesbrüdern aufrecht erhielten; auch fühlte man noch nicht, welchen Antheil die flüchtige Hitze einer phantastischen Jugendschwärmerei an ihrer Begeisterung für Freundschaft, Freiheit und Vaterland hatte. Auf jene läßt uns eine Erzählung von Voß einen Blick werfen: „Wir drei giengen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum und sprachen von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machte unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich

ernsthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären." An Hahn richtete Stolberg seine pathetisch überwallende Freiheitsode, in der „Tell, Hermann, Klopstock, Brutus, Timoleon" als die festlichen Namen, die von der Freiheitsharfe hallen, genannt werden. Der Abschied der Stolberge von Göttingen (12. September 1773) war eine Nacht der schmerzlichsten Wehmuth für die Jünglinge, welche mit den herberen Schmerzen des Lebens noch unbekannt waren; die Gefühle jener Stunden klingen in vielen ihrer Dichtungen wieder. Als man Millers Abschiedslied

„Traurig sehen wir uns an,
Achten nicht des Weines"

sang, strömten die Thränen reichlich, und die Stimmen blieben zuletzt aus. Es entstand ein lautes Weinen, und unter Umarmungen schwur man sich ewige Freundschaft. Um drei Uhr trennte man sich. „Es war", schrieb Voß damals, „die schrecklichste Nacht, die ich erlebt habe!"

Die Stolberge trafen darauf mit ihrer Mutter wieder zusammen und reisten mit ihr nach Kopenhagen, wo die politischen Verhältnisse sich inzwischen geändert hatten. Sie wurden zu dänischen Kammerjunkern ernannt. Fast zur selben Zeit, im December 1773, ward ihnen die geliebte Mutter durch den Tod entrissen.

Die Lyrik Friedrich Stolbergs, der ein ungleich bedeutenderes dichterisches Talent besaß als der ältere Bruder, fand in den Jahren der jugendlichen Frische und frei dahinströmenden Begeisterung ihre lebendigsten Weisen. Während er in kühnen Oden mit klopstockischem Schwunge das deutsche Vaterland sang, stolz, ein Deutscher, ein Enkel Hermanns zu sein, trat seine Eigenthümlichkeit noch mehr in dem bald jugendmuthigen, bald elegischen Liede hervor, das auch den Ton der volksthümlichen Romanze zum ersten Mal mit Glück anschlug; das „Lied eines

alten ſchwäbiſchen Ritters an ſeinen Sohn", die „Romanze" vom Ritter Rudolf, das „Lied eines deutſchen Soldaten in der Fremde", auch das von Chriſtian verfaßte Gedicht „Eliſe von Mannsfeld" fallen in dieſe Zeit (1774—1775). Ein zärtliches Verhältnis knüpfte der junge Dichter mit einer ſchönen Engländerin an, Namens Sophie — ſeine Ode „Stimme der Liebe" nennt ſie Selinde. Da es nothwendig ſchien, dasſelbe durch die Entfernung aufzulöſen, ſo machte er 1775 mit ſeinem Bruder eine Reiſe in die Rhein- und Alpengegenden. In Frankfurt machten ſie die perſönliche Bekanntſchaft Goethes, der mit den Mitgliedern des Göttinger Dichtervereins längſt im Geiſte verbunden war und nicht nur mit Friedrich Stolberg, ſondern auch mit deſſen Schweſter Auguſte in freundſchaftlichem Briefwechſel ſtand. Der Verfaſſer des für Freiheit ſchwärmenden Götz und des liebekranken Werther, der ein hinſterbendes Liebesglück beklagende Verlobte Lilis, hatte mit dem damaligen Friedrich Stolberg, der zwiſchen melancholiſcher Weichheit und phantaſtiſcher Naturwüchſigkeit getheilt war, eine ſo innige Seelenverwandtſchaft, daß wir die Stunden ihrer Jugendfreundſchaft nicht nach der kühlen, ironiſch lächelnden Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" beurtheilen dürfen, wenn wir auch zugeben mögen, daß Goethe in die Phraſen von Freiheitskämpfen und Tyrannenblut nicht einſtimmte oder von einzelnen Excentricitäten und von den etwas anmaßlich ſich aufdrängenden Liebesklagen des Freundes ſich beläſtigt fühlte.

Außer ihm ſchloß ſich den Stolbergen als Gefährte für die Schweizer Reiſe der ſpätere preußiſche Staatsminiſter Freiherr von Haugwitz an, der, von Göttingen her mit den Grafen bekannt, jetzt von Paris kam und in Frankfurt mit ihnen zuſammentraf. In Darmſtadt lernten ſie Merck kennen, der für ſeinen jungen Freund von der Verbindung mit Friedrich Stolberg nichts Gutes erwartete. „Dein Beſtreben," ſagte er zu Goethe, „deine unab-

lenkbare Richtung iſt, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben; die andern ſuchen das ſogenannte Poetiſche, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug.“ Eine ſolche Differenz vermochte Goethe noch nicht zu fühlen. Für ſie ſchmückte ſich die Jugendfreundſchaft und das Leben in einer herrlichen, großen Natur mit allen Reizen der Poeſie. In Zürich fanden ſie Bodmer und Lavater, den enthuſiaſtiſchen Freund der jungen Dichter, deren Schilderung er in ſeiner „Phyſiognomik“ mit der Extravaganz des kraftgenialen Colorits entworfen hat. In der Zeichnung Friedrich Stolbergs iſt indeß der richtige Blick des ſcharfen Beobachters nicht zu verkennen: „Zu lebendig, um zu ruhen; zu locker, um feſt zu ſtehen; zu ſchwer und zu weich, um zu fliegen. Ein Schwebendes alſo, das die Erde nicht berührt . . . . . Keine Härte, keine Steifigkeit, keine zürnende Rohigkeit, keine drohende Obermacht; kein eiſerner Muth — elaſtiſch reizbarer wohl, aber kein eiſerner; kein feſter, forſchender Tiefſinn, keine langſame Ueberlegung oder kluge Bedächtigkeit; nirgends der Raiſonneur mit der feſt gehaltenen Wagſchale in der einen, dem Schwerte in der andern Hand, und doch auch nicht die mindeſte Steifheit im Blicke und Urtheile! und doch die völligſte Geradheit des Verſtandes oder vielmehr der unbefleckteſte Wahrheitsſinn. Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker. . . . . Immer halbtrunkener Dichter, der ſieht, was er ſehen will.“ Lavater hatte geglaubt, einen Kraftmenſchen kennen zu lernen, fand aber, es gebe kaum einen zarteren, weicheren und beſtimmbareren. Mit ihm wurden mehrere Ausflüge in das Schweizer Gebirge gemacht. Goethe konnte nur kürzere Zeit in der Schweiz verweilen und kehrte im Juli nach Frankfurt zurück. Die Stolberge mietheten auf einige Wochen ein ſchön gelegenes Landhaus in der Nähe von Zürich. Im Spätſommer dehnten ſie ihre Reiſe weiter nach dem Süden aus. Ueber den Gotthard wandten ſie ſich nach Graubünden, nahmen von der venetianiſchen

Grenze den Weg durch die Lombardei und Piemont bis zum Fuß des Montblanc und verweilten einige Zeit am Genfer See, wo sie am Feste der Weinlese Theil nehmen konnten. Ein Besuch wurde bei Voltaire in dem benachbarten Ferney gemacht; von ihm wie nicht minder von seinem Gegner, dem großen Haller, den die Brüder gleichfalls aufsuchten, nahm Friedrich den ungünstigsten Eindruck mit sich. Ueber Zürich wurde im Winter die Rückreise nach Deutschland angetreten.

Unter Friedrich Stolbergs Gedichten stehen mehrere als Denksteine der Schweizer Reise. Homer, der sein beständiger Begleiter war, schon in Göttingen sein Liebling, so daß er bereits den Plan einer Uebersetzung gefaßt hatte, wird in der „Vater Bodmer" gewidmeten enthusiastischen Hymne gefeiert. Mitten unter den freiheitsstolzen Schweizern, die dem republicanisch-schwärmenden Idealisten damals noch als das Muster politischer Tugend erschienen, entstand der überschwängliche „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert" und die lyrischen Herzensergüsse bei Tells Geburtsstätte, bei Betrachtung des Rüsthauses zu Bern und der Trümmer der Zwingburg. Mächtiger als all diese etwas prätentiösen Gedichte spricht jenes einfache Lied zum Herzen, die zarteste Blüthe der stolbergischen Lyrik:

„Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!"

Es war die Sprache des tief-innigen Gefühls, das nach der Betrachtung des Rheinfalls in seiner Seele nachklang.

Ihren Weg nach dem Norden nahmen die Brüder über Weimar, wo Goethe einige Wochen vorher als Gast des Herzogs eingetroffen war. Mit ihm erneuerten sie die Tage der Freundschaft, und es ward ihnen bei Maskeraden, Schlittenpartien und Eisfahrten recht wohl. Auch Wieland blieb in der Herzlichkeit nicht zurück. Ueber Dessau, Berlin und Hamburg kehrten sie im Januar 1776 nach Kopenhagen zurück. Goethe, der sich von

dem weimarischen Hofe für die Dauer gefesselt fühlte, wünschte seinen Freund in seine Nähe zu ziehen. Friedrich Stolberg ward zum herzoglich-weimarischen Kammerherrn ernannt und nahm im Frühjahr 1776 den Antrag des Herzogs an, indem er nur die Bedingung stellte, den Sommer noch bei seinen Geschwistern zubringen zu dürfen. Inzwischen hatte Klopstock, dem man übertriebene Schilderungen von der extravaganten Genialität des Weimarer Hoflebens zugetragen hatte, sich mit seinen Abmahnungen dazwischen gestellt und die Sache mit Erfolg hintertrieben. Stolberg nahm sein Wort zurück und trat in die Dienste des Fürstbischofs von Lübeck-Eutin, Herzogs von Oldenburg, von dem er im August 1776 zum Oberschenken und wenige Tage darauf zum Gesandten und bevollmächtigten Minister am dänischen Hofe ernannt wurde.

Um diese Zeit vollendete er die Uebersetzung der Ilias in Hexametern; er machte sie seinem Freunde Voß zum Geschenk, der 1778 die Herausgabe besorgte. Sie war für ihre Zeit verdienstlich, wenn sie auch später, wie Stolberg selbst eingestand, von der vossischen übertroffen und in Schatten gestellt wurde; mit der von Voß eingeführten strengeren Form des Verses war er nicht vertraut. Seine Hexameter glichen noch den klopstockischen, welche nach Vossens Urtheil oft nur das Auge täuschten. Zugleich entstanden in diesen Jahren mehrere seiner schönsten, von warmem Naturgefühl durchdrungenen Gedichte, die idyllische Schilderung des seeländischen Hellebäk, die Ballade „die Büßende", die Hymnen an die Sonne und an die Erde, das Badelied, das Lied „an das Meer" und das Winterlied. Die erste Sammlung der Gedichte der beiden Brüder wurde von Boie besorgt; sie erschien 1779 mit dem stolzen und zugleich charakteristischen Motto aus Virgils Aeneide, das dem von ihnen seit der Göttinger Zeit gebrauchten Siegel entsprach:

> Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto
> Descendunt Centauri.

Diese Sammlung enthält das Beste, was Friedrich Stolbergs Muse zu geben vermocht hat — Jugendgedichte. Leiden sie gleich an den Auswüchsen der jugendlichen Ueberschwänglichkeit, welche die Odensprache Klopstocks copiert und in den Freiheitshymnen an den Wortschwall der Bardengesänge erinnert, so bleibt doch auch manches tief empfundene und schön geformte Gedicht; besonders verdienen seine Lieder Anerkennung, die in einfachen Weisen ein inniges, zartes Gefühl aussprechen und zum Theil Volkslieder wurden.

Als Stolbergs Schwager, Graf Andreas Peter von Bernstorff, der Neffe des als Klopstocks Gönner bekannten Staatsmanns, der politischen Verhältnisse wegen 1780 aus dem dänischen Ministerium austreten mußte, erbat auch Stolberg seine Rückberufung von Kopenhagen. Nach einem längeren Urlaub, den er meist in Holstein verlebte, trat er seit dem November 1781 als „wirklich dienstleistender Oberschenk" am Hofe zu Eutin in Function. Hatte er sich gefreut, in Folge dieser Versetzung seinem geliebten Bruder, der seit 1777 als Amtmann in dem holsteinischen Tremsbüttel lebte, näher zu sein, so ward ihm noch eine andere ungehoffte Gunst des Geschicks zu Theil, indem er in Eutin die Lebensgefährtin fand, in deren Besitz ihm seine schönsten dichterischen Liebesträume verwirklicht wurden. Agnes von Witzleben (1761—1788), die sich als Hofdame in Eutin aufhielt, vereinigte mit den Reizen jugendlicher Schönheit die edelsten Tugenden einer zarten weiblichen Seele. Auf dem Lande geboren und erzogen, hieng sie nicht an dem Glanz des Standes noch den Genüssen der großen Welt. Natur und Unschuld waren ihr Schmuck; ihre ganze Seele war Hingebung an den Geliebten, der sie noch lange nach ihrem Scheiden von der Erde als seinen „Engel in weiblicher Bildung" verehrte. Im Juni 1782 verband er sich mit ihr, und ein Jahr darauf sang er für sie als glücklichster Gatte das „Wiegenlied". Wie Stolberg sie

liebte, drücken viele an sie gerichtete Gedichte aus, aus denen die wahrste und tiefste Empfindung spricht.

Da ihm eine andere amtliche Stellung im Herzogthum Oldenburg, eine Landdrostei zu Neuenburg, bestimmt, vorher aber ein längerer Urlaub bewilligt war, so verließ er im Sommer 1783 Eutin und lebte in glücklicher Zurückgezogenheit zu Borstel, einem Landgute seines Schwagers Bernstorff, und bei seinem Bruder zu Tremsbüttel. Von dort schrieb er unter dem 1. December 1783: „Wie still und glücklich uns in der ländlichen Hütte die Stunden verstreichen, würden wenige Städter mir glauben. Mein Bruder und ich, unsre Weiber, unsre Nichte und der kleine Husar [Bernstorffs Kinder] sind die ganze Gesellschaft. Nicht blos um die heilige Zahl 7 voll zu machen, würde meine Agnes ihren Säugling mitrechnen. Ich rechne aber lieber die Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Franzosen und unsre lieben Landsleute mit dazu. . . . . Ich fürchte mich schon auf die Zeit, da mein lieber Plutarch wird ausgelesen sein, welchem ich die Frühstunden widme. Diese langen Abende habe ich mit Cook die Welt umsegelt; auch hat mein lieber Tibullus mich zum Dritten aufgenommen, wenn er mit seiner Neära glücklich war. Mit Agnes lese ich den Thomson, mit Luisen [Christians Gemahlin] täglich eine Stunde im Virgil. Sie macht gewaltige Progressen. Mit beiden lese ich die ‚Lebensläufe' [von Hippel] wieder. Mein Bruder hat jetzt die ‚Elektra' des Sophokles übersetzt und nur zwei Stücke noch übrig. . . . . Ich habe kleine Gedichte gemacht, aber wenige. Wenn ich recht im Schwelgen der Lectüre bin, so dichte ich wenig."

Im Jahre 1784 machten die Brüder mit ihrer Familie eine Reise nach Mitteldeutschland. Sie besuchten die Harzgegenden, die eigentliche Heimath ihres Geschlechts, und darauf Thüringen. In Weimar fanden sie bei Goethe die alte Freundschaft wieder; gegen Frau von Stein sprach er seine Freude aus,

daß er „noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden". Nachdem sie darauf einige Zeit in Dresden verweilt und mehrere Ausflüge in die schönsten Gegenden des Erzgebirges gemacht hatten, begaben sie sich nach Karlsbad. Nach seiner Rückkehr gieng Friedrich Stolberg für den Winter wieder nach Kopenhagen. Im Sommer 1785 stand er im Begriff, das Amt eines Landdrosten im Herzogthum Oldenburg anzutreten, als er an den russischen Hof gesandt wurde, um die officielle Botschaft von dem Tode seines Fürsten Friedrich August, des ersten Herzogs von Oldenburg, der Kaiserin Katharina II. zu überbringen. Unterwegs erfrischte er sich in Königsberg an Hamanns Umgang. Er wurde in Petersburg mit besonderen Gunstbezeugungen, die auch dem Dichter galten, aufgenommen und mit dem großen St. Annen-Kreuz ausgezeichnet. In den ersten Wochen des Jahres 1786 kehrte er zurück, um endlich die ihm angetragene Stelle zu Neuenburg im Herzogthum Oldenburg anzutreten.

Während der Muse der letzten Jahre entstanden die Schauspiele mit Chören „Timoleon", „Theseus", „der Säugling", alle unglaublich rasch in wenigen Tagen entworfen, und die „Jamben" (1784), eine Reihe satirischer Zeitbilder. Freilich in der Form etwas breit und zerflossen, athmen sie doch den Geist der Freiheit und sind von einem energischen sittlichen Gefühl durchdrungen, das sich noch nicht in den Dienst misanthropischer Weltverachtung und bornierten Pfaffenthums begeben hat.

In Neuenburg theilte Stolberg mit seiner Frau sein Leben zwischen den einfachen Genüssen der Natur und den Beschäftigungen mit anziehender Lectüre, ohne in die große Welt sehnsüchtig hinauszuschauen. Der von eigner Hand gepflegte Garten, die Frühlingslandschaft, die sie mit einander durchwanderten, und das trauliche Haus, dessen Kinderkreis sich schnell mehrte, boten ihnen eine Fülle von Freuden. „Ruhe, Freude und herz-

liches Willkommen der Freunde, Einfalt und Freiheit sind immer hier," äußerte Stolberg um jene Zeit. „Auf solche Mitgäste kann man nur Freunde einladen, aber diese auch von Herzen." Aehnliche Genüsse stellte er in seiner poetischen Einladungsepistel dem alten Freunde Lavater in Aussicht; derselbe hielt sich damals in Bremen auf, wo man ihn für eine Pfarrstelle zu gewinnen gesucht hatte.

„Geliebter, soll in süßer Ruh'
Ich dich wie vor elf Jahren sehen,
So höre deines Stolbergs Flehen,
So eile meiner Hütte zu,
Wo in der Laube kühlem Wehen
Nur stille Freuden sich ergehen,
Wo Freiheit in der Einfalt Schoß
Ein Liedchen singt auf weichem Moos,
Wo keusche Lieb' ihr Nestchen bauet
Und sich dem Schatten anvertrauet,
Wo nicht ein Störer uns erschauet,
Vor welchem meiner Seele grauet.

Literarische Arbeiten füllten vorzugsweise die einsamen Stunden aus. Mehrere Jahre hindurch beschäftigte ihn schon die Uebersetzung des Aeschylos, während sein Bruder die Tragödien des Sophokles metrisch übertrug. So hatte Friedrich bereits in dem Winter 1782 auf 1783 den „Prometheus", „die Sieben vor Theben", „die Perser" und „die Eumeniden" verdeutscht; erst 1802 erschienen die vier Tragödien im Druck. Das Studium des griechischen Dramas ermunterte die Brüder zu eignen Arbeiten auf diesem Gebiete der Kunst, um den Versuch zu machen, ob man die dramatische Behandlung und den Chor der Griechen nachahmen könne. Nachdem Friedrich Stolberg mit dem „Timoleon" die erste Probe gegeben hatte, folgten gleichzeitig mit der Uebersetzung des Sophokles die „Schauspiele mit Chören von den Brüdern Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stol-

berg" (1787). Von Friedrich befanden sich darunter der „Theseus" und „der Säugling"; 1786 dichtete er in demselben Stile „Apollons Hain", zur Satire und Didaxis hinneigend, und das Trauerspiel „Servius Tullius". An der Wahl der Stoffe erkennt man die Tendenz. Es sind Darstellungen völkerbeglückender Könige und republicanischen Staatslebens; daher schloß sich ihnen auch neben dem ungedruckten Drama „Laura" ein „Numa" an, der aber gleichfalls, obwohl vollendet und von den Freunden mit Beifall aufgenommen, der Oeffentlichkeit vorenthalten blieb. Aus diesem Kreise tritt nur „Apollons Hain" und „der Säugling" heraus, eine allegorisch-mythische Darstellung der Kindheit Homers, die Stolberg selbst für die Krone seiner Poesie erklärte. Auch „Timoleon" und die übrigen historischen Dramen fanden bei den Zeitgenossen manchen Beifall. Aber ungeachtet des historischen Hintergrundes und der idealen politischen Tendenz waren diese Dichtungen doch leer an Handlung und ohne inneres Leben, ähnlich wie die verwandten Dramen Klopstocks; sie enthielten mehr Erzählung, Ausmalung der Situation und dialogisierte lyrische Empfindung als dramatische Darstellung, so daß sie ohne Einfluß auf die Entwicklung unserer dramatischen Literatur geblieben sind. Die Chorgesänge sind vorwiegend Oden in Distichen, in alcäischen und choriambischen Maßen.

In dem Roman „die Insel", welcher 1788 erschien, übertrug Friedrich Stolberg die Glückseligkeit seines idyllischen Lebens auf die politische Welt. Auf einer anmuthigen Insel sieht sich der weise Sophron von einem Kreise edler Jünglinge umgeben; ihnen schildert er das Glück eines friedlichen, fern vom Geräusch der Welt dahinfließenden Daseins und erweitert das Gemälde zu einer idealen Republik, in der reine Sitten, Freiheit und Gleichheit, Weisheit und Thätigkeit ohne Gewinnsucht herrschen. Es ist ein Denkmal des idealistischen Republicanismus, in welchem man vor der französischen Revolution sich so bequem zu betten

wußte. Mehrere idyllische Dichtungen in Hexametern sind angehängt, welche jenes traumhafte Glück, das Sophron auf seiner Insel erwartet, als wirklich in epischer Erzählung darstellen.

Stolberg ahnte damals nicht, daß seine friedliche Insel, die ihm als ein glückliches Asyl erschienen war, so schnell zerstört werden würde. Am 15. November 1788 war nach einer kurzen, unbedeutend scheinenden Krankheit seine Agnes sanft entschlummert; der Tod nahte ihr so unerwartet, daß sie den Abschied von ihrem Stolberg und ihren vier Kindern nicht gefühlt hatte. In Begleitung seines Bruders, der schnell herübergekommen war, verließ Stolberg gramerfüllt den Ort, wo er seine glücklichsten Jahre genossen hatte, und suchte Trost im Kreise der Verwandten und Freunde in Holstein. Nach Neuenburg und in sein bisheriges Amt wünschte er nicht wieder zurückzukehren. „Der stille Bach meines Lebens,“ schrieb er am 23. März 1789, „auf welchem ich überselig im kleinen Nachen umherfuhr, ist versiegt, und mir bleibt nur das große Meer übrig, auf das ich mich nicht aus Wahl der Neigung, aus Wahl der Nothwendigkeit wage. — Eutin rief mir tausend selige Erinnerungen bräutlicher und ehelicher Seligkeit zurück, und in dem Hause, in welchem ich sie heimholte, hat Voß Jonathanstränen mit mir geweint.“ Die 1789 und 1790 entstandenen Oden „die Bitte“, „die Warnung“, „die Sehnsucht“ drücken das Nachgefühl seines Glücks und sein Verlangen nach Trost in ergreifender Weise aus.

„Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab!
Freudeweinend begrüßt den stillen Abend,
Eh' ihr sanft im wankenden Schein der Lampe
Neben ihr schlummert.

Schauet mich an! denn glücklicher war keiner!
Was ein Bettler sich träumt, ein Kaiser mißbraucht
War wie schlechte, fliegende Spreu bei meiner
Fülle zu achten.

Denn du warst mein, du Süße! mein, du Traute!
Du Holdselige, mein, mit Taubenaugen!
Mein das liebevollste der liebevollen
Weiblichen Herzen!

Wider Erwarten rissen ihn im Frühjahr 1789 die politischen Verhältnisse aus der Zurückgezogenheit, in der er Trost gesucht hatte. Dänemark wurde während des schwedisch-russischen Krieges von Preußen mit Feindseligkeiten bedroht. Um diese abzuwenden, erbat sich der damalige Regent, Kronprinz Friedrich von Dänemark, Stolberg vom Herzog von Oldenburg als Abgesandten an den preußischen Hof. Stolberg nahm den Auftrag an, der ihn zwei Jahre in Berlin fesselte. Er machte hier die Bekanntschaft der Gräfin Sophie von Redern (1765—1842), welche bei ihrer Schwester, der Gemahlin des sardinischen Gesandten, sich der Erziehung der Töchter des Hauses widmete, und verband sich mit ihr am 15. Februar 1790. Einen Ersatz für seine Agnes hoffte er nicht zu finden. In welcher Stimmung er den neuen Bund schloß, drücken wenige Worte aus einem Briefe an seinen Freund, den Dichter und Historiker Gerhard Anton von Halem, zur Genüge aus. „Werden Sie Ihren armen Freund begreifen," schrieb er am 4. Januar 1790, „der es wagen mag und wagen kann, nach dem Tode der ewig Geliebtesten eine zweite Verbindung einzugehen? Ich kann des süßen weiblichen, des ehelichen Umgangs nicht entbehren. Die gestürzte Fackel des freundlichen Genius wäre mir lieber gewesen als die Fackel des Hymen; aber jene darf ich nicht stürzen, so lange sie lodern soll. Und so viel Ruhe und Freude mir nach Agnes' Tode noch zu Theil werden kann, wird mir in den Armen meiner geist- und liebevollen Sophie zu Theil werden. Es ist ein sehr edles, liebes Mädchen. Sie ehret meinen Schmerz, den sie lindern, nicht stören kann, auch nicht stören will."

Mit der Berliner Gesandtschaftsreise und der zweiten Ver-

mählung war Stolberg zu einem Wendepunkte in seinem inneren Leben gelangt, der sich in den letzten Jahren schon vorbereitet hatte. Der Freiheitssänger, der den großen Völkersabbath auf den Trümmern der Zwingburgen in prophetischem Dithyrambenton gefeiert hatte, als der Strom des politischen Lebens noch langsam zwischen seinen Ufern floß, und die französischen Verfassungsreformen in ihrem ersten Beginn, wo sie die Sphäre der Theorien noch nicht verlassen hatten, mit klopstockischem Jubel begrüßte, wurde an dem revolutionsfeindlichen Berliner Hofe schnell von seinem abstracten Enthusiasmus geheilt. Schon unterm 20. Januar 1791 schrieb er an Halem: „Ich war so enthusiasmiert für Frankreichs Revolution, als man es sein kann. Aber ich gestehe Ihnen, liebster Freund, daß ich weder zufrieden mit der Nationalversammlung bin, welche gesetzgebende und ausübende Macht zugleich behauptet, also Despotie ist, noch auch dem Nationalgeiste Frankreichs viel zutrauen kann. . . . . Ich sehe den großen Strom heranrauschen, welcher alle Despotien stürzen wird. Segen und Fluch wird er mit sich bringen. Denn welche Völker der Freiheit nicht fähig sind — und nur durch hohe Sittlichkeit werden Völker ihrer fähig —, die fallen aus der Knechtschaft in die Anarchie. Ich ehre, ich liebe — Sie wissen, wie sehr! — die Freiheit. Aber eben deßwegen glaube ich, daß sie sich auf Tugend gründen müsse. Und diesen Grund hat Frankreich nicht gelegt, Frankreich, welches ganz Europa mit dem Gifte seiner Immoralität und Irreligion getränkt hat."

Die Klage über Immoralität und Irreligion hört man von Stolberg hier nicht zum ersten Mal. Schon einige Jahre vorher hatte ihn Heinses „Ardinghello", die in glänzendem Colorit ausgeführte Verherrlichung der Sinnlichkeit, in einen maßlosen Zorn versetzt, der sich fast in den Ausdrücken eines inquisitorischen Bannspruchs äußerte, wenn er an Halem schrieb: „O ihr Männer von Oldenburg, verbrennet das böse Büchlein, wenn euch an der

Tugend eurer Weiber, Schwestern und Kinder etwas gelegen ist! Was sollen sie mit einem Buche, welches durch sehr höhnische Seitenblicke die Religion verdächtig machen und mit mehr als epikureischer Sophisterei jede Tugend aus dem Wege raisonnieren will, mit einem Roman, dessen Held ein Erzbösewicht ist, welcher jede blutige That, jede Stillung schändlicher Triebe beschöniget?" Nicht lange darauf verhängte er öffentlich ein ähnliches kritisches Gericht über Schillers „Götter Griechenlands". Er hätte mit dem Urtheil ästhetischer Kritik einzelne Mängel und Auswüchse des Gedichts bezeichnen mögen; diese hat auch der Dichter nicht verkannt, der nachmals bedeutende Veränderungen vornahm. Stolberg jedoch, obschon selbst der schwärmerische Lobpreiser der griechischen Poesie, legte an die freie Schöpfung lyrischer Phantasie den christlich-dogmatischen Maßstab. „Poesie," — so lautet es in den „Gedanken über Herrn Schillers Gedicht" — „welche die Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunst bewundern, wer da will; ich habe immer zu groß von der Poesie gedacht, um sie für Tausendkünstelei zu halten, um zu glauben, daß sie nach einer Bewundrung streben könne, zu welcher sich Verachtung und Abscheu gesellen..... Wie sollen wir Dichter nennen, welche wie Schiller des göttlichen Feuers theilhaftig wurden und es so anwenden?" In der Sache hatte daher der bittere Ausspruch der „Xenien" Recht:

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du in's Himmelreich ein.

Der Dichter Stolberg, der Sänger des Liebesglücks und der Naturfreuden, der Bewunderer der Thaten der Schweizer und der freien „götterähnlichen" Griechen tritt in den Hintergrund und erinnert nur dann und wann durch einige leise Anklänge an die Ideale seiner Jugend. Der revolutionsfeindliche Graf Stolberg, der „bei seiner Mutter Asche" nicht dulden will, daß man die Franzosen Westfranken nenne, da für sie sich nur der Name Westhunnen gezieme, der Zögling herrnhutischer und katholischer

Coterien, der in engherziger Dogmatik zusammensinkt und die großartigsten Fortschritte des wissenschaftlichen Denkens als das Gift des Jahrhunderts schmäht und verdammt, steht von jetzt an vor uns. Unrecht thaten ihm seine Gegner, wenn sie behaupteten, erst jetzt habe sich der wahre Stolberg enthüllt; alles andere sei nur eine Maske gewesen. Keineswegs; Stolberg war in der That früher ein anderer gewesen. Aber nach dem Tode seiner Agnes aus seinem Frieden herausgerissen und zu schwach, um mit klarem Geiste und starkem sittlichen Bewußtsein sich eine innere Welt wieder zu erbauen, schwankend und leicht bestimmbar durch die Einwirkungen seiner Umgebung, dabei zurückgeschreckt und fieberhaft erregt von der Verwirrung seines Zeitalters, in welchem ihm alle sittliche Ordnung aus den Fugen gelöst zu sein schien, fand er die Ruhe der Seele nicht wieder, bis er sein Denken unter das Dogma der katholischen Kirche beugte. Schrittweise sieht man ihn seit 1790 sich diesem Ziele nähern. Stolberg als Mensch mag in dem römischen Glauben, dem er in langjährigem Forschen immer inniger sich hingab, den Trost und die Hoffnung gefunden haben, die er, von quälenden Zweifeln zerrissen, bisher vergeblich gesucht hatte. Für seine Aufgabe innerhalb der deutschen Literatur war diese Wendung in seinem geistigen Leben äußerst verhängnisvoll. Mit jedem Schritte, mit dem er seinem Uebertritte näher kam, verrieth sich eine zunehmende geistige Ermattung, eine immer größere Beschränktheit. Unter solchen Umständen konnte auch die lang ersehnte Reise nach Italien ihm nicht den Gewinn bringen, den sie früher, als er noch freien Blicks in die Welt schaute, hätte haben können; jetzt wirkte sie mehr erschlaffend als stärkend.

Stolberg hatte gehofft, in Berlin die Ernennung zum Gesandten in Neapel zu erhalten. Aber wenige Wochen, nachdem dies geschehen war, trat er wieder in den oldenburgischen Dienst zurück. Er wurde im Frühsommer 1791 zum Präsidenten der

Regierung in Eutin ernannt und erhielt zugleich einen anderthalbjährigen Urlaub zur Ausführung einer italienischen Reise bewilligt, auf welche er sich seit längerer Zeit durch wissenschaftliche Studien vorbereitet hatte. Am 15. Juni wurde er feierlich in sein neues Amt eingeführt; gegen Ende des Monats trat er von Tremsbüttel aus, begleitet von seiner Frau, seinem ältesten Sohne und dem Hofmeister desselben, Nicolovius, die Reise nach dem Süden an. Er nahm den Weg nach den Rheingegenden über Münster, wo er die verhängnisvolle Bekanntschaft mit der seit einigen Jahren glaubenseifrigen Fürstin Gallitzin und deren Freundeskreise machte. Hier fand er den Freiherrn von Fürstenberg, einen fein gebildeten katholischen Prälaten, dem das Münsterland viel verdankte, und Overberg, den vertrauten Beichtvater der Fürstin. Es knüpften sich Bande, die bald mehr und mehr sich befestigten. In Düsseldorf verweilte Stolberg einige Wochen bei seinem Freunde, dem Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, besuchte in bedächtig langsamer Weiterreise die Hauptstädte des Rheinlandes und fand manchen Freund früherer Jahre wieder. Ueber Stuttgart nach Ulm sich wendend, suchte er seinen Bundesbruder Miller auf und fand bei ihm sowie in Zürich bei Lavater, Pfenninger und Heß die alte Liebe und treue Erinnerung schöner Zeiten wieder. Bei dem Anblick der Denkmale der schweizerischen Heldenthaten wirkte noch die Macht der Jugendgefühle nach, das letzte Aufflammen der Begeisterung für republicanische Freiheit. Den Spätherbst verbrachte er im nördlichen Italien und genoß als gewissenhafter Reisender die Kunstschätze der Hauptstädte; doch war sein Blick schon getrübt, und seine Kunsturtheile haben wenig Werth. Am Vorabend des Weihnachtsfestes langte er in Rom an.

Der Aufenthalt in der „ewig einzigen" Stadt, in der seine Liebe zum Alterthum die reichste Nahrung fand, in der nicht nur Kunst und Geschichte zu seiner Seele sprach, sondern auch der

Pomp der Kirchenfeste seine reizbare Phantasie gefangen nahm, sagte ihm dermaßen zu, daß er äußerte, er würde vielleicht, wenn er sein Leben außerhalb seines Vaterlandes zubringen und dabei verdammt sein sollte, in einer großen Stadt zu leben, keine Stadt Rom vorziehen. Der Papst Pius VI. imponierte ihm durch seine schöne Greisengestalt und anmuthige Freundlichkeit, sowohl da er ihn am Weihnachtsfeste das Hochamt halten sah, als da er von ihm zu einer Audienz geladen war. Das christlich-gläubige Rom trug in seiner Phantasie den Sieg über das Rom des Alterthums davon. Für die Schönheit der antiken Bildnerkunst war sein Sinn nicht mehr offen und empfänglich genug. Bei Betrachtung der Göttergestalten konnte er den engherzigen Ausspruch thun, den ihm die Xenien nicht vergessen haben: „Ein gewisser Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn grenzet, bezeichnet die meisten Köpfe der alten Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, sowohl des männlichen Geschlechts als des weiblichen... Es schwebet selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend wie eine schwarze Wolke der Gedanke des Todes." — „So manche Aeußerungen seines Gemüthes" — so erzählt uns sein Biograph Nicolovius, der Bewunderer des frömmelnden, den Armen der katholischen Kirche entgegeneilenden Stolberg — „ließen seine Reisegefährten nicht den Widerschein eines heitern Himmels, sondern ein Treiben kämpfender Kräfte erwarten, und sie sahen nicht, wie das gewaltig erregte, in einer eigenen Bewegung immer höher aufbrausende Innere des oft heitern, oft traurigen, aber stets geistvollen Stolberg wieder Gleichgewicht finden werde."

Seinen Unmuth vermochten auch die Reize des lachenden Neapel, wohin er im Februar 1792 gelangte, nicht ganz aufzuheitern. Daher sagt derselbe Biograph: „Die Freude seines Lebens schien bisweilen verwelkt und der Garten seines Daseins verheert. Lebensunmuth verscheuchte häufig die Heiterkeit seiner

Seele, welcher nicht selten die Veränderung des Ortes Labung bringen mußte. Wähnte er aber in dem Leben, welches ihm mitunter eine Wüste erschien, zu verschmachten, so fehlte es ihm gleichwohl nicht an Manna in derselben, indem in seinem Herzen ein heiliges Freudenbächlein rauschte, welches seine Freunde zu der Hoffnung berechtigte, daß er an der Quelle, welche ihm Kraft, Muth und Freudigkeit gab, auch seinen Geist immer mehr nähren werde." Eine solche Erquickung reichten ihm die Freiherren Adolf und Kaspar Max von Droste zu Vischering, zwei Brüder aus Münster, die, auf einer Reise durch Italien begriffen, von der Fürstin Gallitzin an Stolberg empfohlen wurden. Sie waren Eiferer für die katholische Kirche und Mitarbeiter an dem Bekehrungswerk, das von Münster aus geleitet ward.

Stolberg begab sich von Neapel nach den apulischen Küstengegenden; von dort erblickte er die Gebirge Griechenlands, dessen Boden zu betreten ihn die Furcht vor der Pest und den Unannehmlichkeiten der Quarantaine abhielt. Nachdem er Calabrien durchreist, traf er gegen Ende Mai in Sicilien wieder mit seinen Freunden aus Münster zusammen, in deren Gesellschaft er alle Theile der Insel mit antiquarischem Fleiße betrachtete. Seine Hinneigung zum Katholicismus gab sich jetzt schon deutlich kund in der Apologie der unwissenden sicilianischen Klostergeistlichkeit, der er in seiner Reisebeschreibung eine lebhafte Apostrophe widmete. Während er noch in seinen „Jamben" Mönch und Pfaff und „jedes stolze Afterpäpstlein" mit eben so freiem als frommem Sinne geißelte, wehrte er jetzt von den Mönchen den Namen „Pfaff" ab; ihm galt nur der noch als ein Pfaff, der sich von der Kirche nährt und gegen ihre Grundsätze lebt und redet.

Die Sommermonate brachte Stolberg größtentheils im Thale von Sorrent und auf der Insel Ischia zu. Eine heitere poetische Stimmung kehrte zurück; er dichtete die idyllischen Gemälde, welche er „Hesperiden" benannte und an seinen Freund Ebert

richtete. Allein den glücklichen Tagen folgte bald die Trauer nach; auf Iſchia ſtarb ſein jüngſtes Töchterchen Sibylla, das ihm im Frühjahr zu Neapel geſchenkt worden war. Im September trat er die Rückreiſe nach Deutſchland an. Von Rom nahm er den Weg über Venedig, wo es ihm trotz alles Intereſſanten, das er ſah und kennen lernte, nicht wohl wurde. Nachdem er auf der Weiterreiſe einige Wochen in Wien und Prag verweilt hatte, kehrte er zeitig genug nach Holſtein zurück, um im März 1793 ſein Amt in Eutin antreten zu können. Daſelbſt arbeitete er zunächſt die 1794 gedruckte Beſchreibung ſeiner „Reiſe in Deutſchland, der Schweiz, Italien und Sicilien“ in vier Bänden aus, ſein erſtes größeres Werk in Proſa.

Stolberg und ſeine Frau brachten ihren proteſtantiſchen Glauben nicht nach Deutſchland zurück; im Stillen gehörten ſie ſchon der katholiſchen Kirche an. Mit dem Kreiſe in Münſter ſtanden ſie fortwährend in enger Verbindung, und von dort ward nichts unterlaſſen, um das Werk der Bekehrung zu vollenden. Schon im nächſten Auguſt kamen die Fürſtin Gallitzin und Overberg nach Eutin, um den angehenden Proſelyten „behilflich zu ſein“, im nächſten Jahre Clemens Auguſt und Franz von Droſte zu Viſchering, worauf Stolberg im Spätſommer 1794 den Beſuch bei ſeinen Freunden in Münſter erwiderte. Mit welchen Geſinnungen er von dannen zog, lehrt ſeine Ode „Caſſandra“, wo er dem deutſchen Volke die „Verräther“ kennzeichnet,

„Die euch mit gleißendem Zauber täuſchen!
Die euch verriethen lang' und verkauften lang',
Die aus dem Sonnenſcheine des Himmels euch
In's Labyrinth der Lehrgebäude
Führen bei wankender Fackeln Glanze.“

Kein Wunder, daß er wie in heiliger Zornesgluth Goethes „Wilhelm Meiſter“ verbrannte und nur das ſechſte Buch, die „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“, bewahrte. Wenn er gleichwohl

in jenen Jahren eine Ueberſetzung auserleſener Geſpräche des Platon unternahm, ſo zog ihn weniger aufrichtige Verehrung für das griechiſche Alterthum zu dieſem hin, ſondern er betrachtete die platoniſche Idealphiloſophie nur als eine Vorſtufe für die chriſtliche Myſtik. Welchen Platz er der griechiſchen Philoſophie neben dem chriſtlichen Glauben anweiſen möchte, erörterte er ausführlich in einem Briefe an Jacobi, deſſen Reſultat auf die Worte hinauslief: „Immer bleibt die Art der Offenbarung, die ihnen [den Heiden!] ward, nicht nur dem Maße und dem Grade nach, ſondern der Natur und Gnade nach unterſchieden von der bibliſchen, wie — der Himmel über der Erde iſt.“ Auf dieſen Abſtand wies er in der Vorrede zu der Ueberſetzung des Platon und in den Anmerkungen zu den einzelnen Dialogen in einem ſo hochmüthigen Tone hin, daß Schiller empört ausrief: „Die ſtolberg'ſche Vorrede iſt wieder etwas Horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz und die geſuchte, offenbar nur geſuchte Frömmelei — auch in einer Vorrede zum Plato Jeſum Chriſtum zu loben!“

Nach dem Beſuche der Fürſtin und Overbergs im Auguſt 1797 ſtand bei Stolberg der Entſchluß unſtreitig ſchon feſt, ſeine bisherige Stellung aufzugeben und den katholiſchen Glauben nun auch öffentlich zu bekennen. Es war nur ein Blendwerk, wenn er 1798 in dem „Schreiben eines holſteiniſchen Kirchſpielvogts über die neue Kirchenagende“ noch einmal für den Buchſtaben der augsburgiſchen Confeſſion eiferte. Im December 1799 hielt er noch in ähnlichem Sinne eine Rede bei der Einführung eines evangeliſchen Superintendenten zu Eutin. Am 1. Juni 1800 legte Stolberg und ſeine Frau, die an dem Uebertritt großen Antheil hatte und eine eifrige Katholikin ward, in der Hauscapelle der Fürſtin Gallitzin das katholiſche Glaubensbekenntnis in die Hände Overbergs ab. Nach Eutin zurückgekehrt, bekannte er öffentlich ſeine Glaubensänderung

und legte am 22. August sein Amt feierlich nieder. Die Kinder folgten nach einiger Zeit dem Vorgange der Eltern mit Ausnahme der ältesten Tochter Marie Agnes, die mit ihrem Vetter, dem Grafen Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode, verlobt war. Christian Stolberg, der den Schritt seines Bruders nicht billigte, gab um diese Zeit ebenfalls sein Amt auf und lebte seitdem auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde im südlichen Schleswig.

Stolbergs Religionswechsel machte in Deutschland ein ungemeines Aufsehen. Nicht blos Männer von rationalistischer Denkungsart wie Voß waren über diesen „Abfall von dem freien Geiste“ empört; auch die, welche in ihren religiösen Ansichten der Mystik Stolbergs näher gestanden waren, selbst Jacobi und Lavater, wollten doch keineswegs wie Stolberg biblisches Christenthum und katholischen Kirchenglauben für eins gelten lassen, und Jacobi wenigstens war lange nicht zu überreden, daß Stolberg wirklich Jahre lang geprüft und sich endlich vollkommen überzeugt habe. „Nein,“ so rief er in edler Entrüstung den Freunden zu, „es ist kein unschuldiger Wahnsinn, der euch befallen hat; ein Gemisch von Leidenschaften, die ihr wohlgefällig in euren Herzen hegtet und pflegtet, hat allein euch die Verrückung möglich gemacht, in der ihr euch in diesem Augenblick so wohl befindet. Ich aber höre das Hohngelächter der Hölle über eure fromme That. Bald wird es allgemein vernehmbar erschallen, und ihr werdet eure eigenen Ohren nicht davor verstopfen können.“ Die Stimmen der Zeit redeten laut genug, doch von ihm nicht mehr verstanden und kaum noch beachtet.

Am 28. September verließ Stolberg Eutin und begab sich nach Münster, das für ihn längst eine magnetische Anziehungskraft besaß. Daß es in jenem Kreise auf ein planmäßiges Entgegenwirken gegen den Protestantismus und ein Werben für die Sache der katholischen Kirche abgesehen war — das, worauf Voß nachmals seine Anklage gegen Stolberg gründete —, ver-

schweigt selbst Katerkamp, der Lobredner der Fürstin Gallitzin, nicht: „Für die Fürstin, welche in dieser verhängnisvollen Zeit alle Edeln, die mit ihr in Berührung kamen, gern aufforderte, sich an einander zu schließen und durch vereinigte geistige Bestrebungen der wilden Kraft, die alles, was ehrwürdig und heilig ist, zu zerstören drohete, entgegenzuwirken, war es ein erfreuliches Ereignis, ihre Verbindung mit Fürstenberg und Overberg durch den Beitritt eines Mannes verstärkt zu sehen, dessen Geist eine so nahe Verwandtschaft mit dem ihrigen hatte." Diesen asketischen und proselytischen Zwecken widmete Stolberg von jetzt an vorzugsweise seine literarische Thätigkeit; der lebendigen Fortentwicklung der deutschen Nationalliteratur entfremdete er sich mehr und mehr. Er übersetzte einige Erbauungsschriften des Augustinus und begann auf den Rath des Freiherrn Clemens August von Droste zu Vischering das Hauptwerk seiner letzten Lebensperiode, die Geschichte der Religion Jesu Christi, welche er im Jahre 1818 mit dem fünfzehnten Bande, worin die Erzählung bis zum Todesjahre Augustins (430) gelangt ist, schloß; sie ist eine Verherrlichung der katholischen Kirche und eine Apologie seines Uebertritts. Beiträge zur poetischen Literatur sind noch die Uebersetzungen des Aeschylos (1802), der größtentheils schon früher von ihm übertragen war, und des Ossian nach dem Englischen des Macpherson (1806). Das „Leben Alfreds des Großen" (1815) ist zu sehr Tendenzschrift, um auf bedeutenden historischen Werth Anspruch machen zu können.

Da Stolberg als bekannter Franzosenfeind während der napoleonischen Uebermacht in Münster streng überwacht ward, so entzog er sich dieser unangenehmen Lage, indem er 1812 das Landgut Tatenhausen bei Bielefeld sich zum Wohnsitze wählte. Die Befreiung Deutschlands erfüllte ihn mit freudigem Hochgefühle. Noch einmal erstand der Freiheitssänger Friedrich Stolberg aus seiner Gruft und feierte den Sturz des Unterdrückers

in den stolzen Alcäen der „vaterländischen Gesänge“. Drei seiner Söhne, die in der preußischen Armee mitgefochten hatten, kehrten in der Schaar der Sieger heim. Der eine von ihnen starb 1815 den Heldentod in der Schlacht bei Ligny.

1816 miethete Stolberg das hannover'sche Domänengut Sondermühlen, drei Meilen von Osnabrück, wo er seiner Tochter Julia nahe war. Dem Herzen nach war er jedoch so sehr Preuße geworden, daß er sich auch ferner noch als einen solchen betrachtet wissen wollte. An diesem seinem letzten, stillen Aufenthaltsorte waren seine Kirchengeschichte und asketische Schriften seine anhaltende Beschäftigung. Nach dem Abschlusse seines historischen Werks verfaßte er die „Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift“ und das „Büchlein von der Liebe“, Erzeugnisse engherziger Asketik; seine Lyrik fand ihren Abschluß in einem Bittliede an die heilige Jungfrau und einem hypermystischen „Schwanengesange“ von der ewigen Liebe. Vossens Schrift „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ gelangte am 14. November 1819 in seine Hände. Er war entschlossen, in einer kurzen Gegenschrift sich zu vertheidigen, Anfangs von heftigem Zorn erfüllt über den rücksichtslosen Bruch langjähriger Freundschaft, dessen Voß sich schuldig gemacht, ohne daß irgend ein äußerer Anlaß ihn dazu zwang; bald aber milder gesinnt, wollte er die persönlichen Angriffe seines nunmehrigen Gegners unbeachtet lassen und nur seine heilige Sache gegen ihn vertheidigen. Er konnte die „kurze Abfertigung“ nicht mehr herausgeben; sie erschien erst nach seinem Tode.

Am 28. November stellte sich ohne vorhergegangene Andeutung ein heftiger Magenschmerz ein; eine rasche Abnahme seiner Kräfte war die Folge davon, so daß er sich seine baldige Auflösung nicht mehr verhehlte. Seine letzten Stunden waren ganz in dem Geiste, in welchem er die letzte Periode seines Daseins durchlebt hatte. Mehrmals ließ er sich Abschnitte aus der Bibel

und Lieder von Klopstock und Claudius vorlesen und sprach zu den bekümmerten Seinigen Worte herzlicher Liebe. „Kinderchen," sagte er unter anderm, „laßt es euch wohl sein! Mir ist ganz wohl. Seht, Kinder, ich habe eine schöne Zeit gelebt, siebzig Jahre, was wollt ihr mehr? Gott weiß, wie ich an der Mama und an euch hange; aber doch gehe ich nun gern." Er empfahl ihnen, für ihn zu beten, und ermahnte sie, dem Heilande anzugehören. Ueber die manchfachen Aeußerungen der Liebe und des frommen Seelenfriedens warf auch düstere Asketik mehrmals ihre trüben Schatten. Er klagte, ihm sei bange, die Gerichte Gottes seien furchtbar. Gott habe ihm so viel Gnade erzeigt, er sei so untreu gewesen. „Du weißt nicht," äußerte er gegen seine Gemahlin, „welch ein großer Sünder ich bin." Ein ander Mal rief er aus: „Ach, das Fegefeuer, das Fegefeuer! Ach, wer ist rein, wer ist rein vor Gott? Meine selige Frau war eine so reine, unschuldige Seele; doch betete ich alle Tage, oft mehrmal im Tage für sie." Sanft waren seine letzten Augenblicke. Als der Arzt am 5. December 1819, wo sich ein Frösteln eingestellt hatte, ihm die Nähe des Todes nicht mehr verschwieg, faßte er dessen beide Hände mit den Worten: „Danke, danke, recht herzlich dank' ich Ihnen! Gelobet sei Jesus Christus!" Mit diesen Worten sank sein Haupt auf die Seite, und nach einigen Athemzügen war er verschieden.

Die Stimmen der Parteien sind über seinem Grabe nicht verstummt. Indeß auch vom literarhistorischen Standpunkte aus mögen wir uns das Wort des jüngeren Voß aneignen: „Friede sei mit Stolberg! Irdische Schwächen und Irrthümer wird er nun erkennen. . . . . Stolbergs besseres Sein lebe in treuer Erinnerung fort!"

Johann Wilhelm Schaefer's

Geschichte der deutschen Literatur

des XVIII. Jahrhunderts

in übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen.

Zweite, vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage,

herausgegeben

von

Dr. Franz Muncker.

Neue Ausgabe in zehn Heften.

Achtes Heft.

Des Gesammtwerkes zweites Buch, drittes Capitel.

Johann Gottfried Herder.

Leipzig.

C. H. Weigel.

Johann Gottfried Herder.

Geboren am 25. August 1744, gestorben am 18. Dezember 1803.

In dem Leben und Dichten der Jünglinge des Göttinger Hainbundes tritt uns noch das Schwanken und Suchen der Uebergangsperiode vor Augen. Man schwärmt für Natur- und Volkspoesie, man träumt von Bardengesängen und Minneliedern, steht aber doch noch mit einem Fuße in den engen Formen der bisherigen Kunstpoesie und treibt mit der Verehrung Klopstocks einen sentimentalen Cultus.

Der kühnere Genius Herders und Goethes wagte es zuerst, den betretenen Boden der deutschen Poesie zu verlassen und, in lessingischer Kraft die alten Bande völlig abstreifend, mit freiem Fluge neue Regionen der Dichtung zu gewinnen. Herder erreichte sie nur mit dem divinatorischen Blick der Theorie und Kritik, hinter der die eigene dichterische Begabung zurückblieb. Goethes geniale Schaffenskraft stellte die neue dichterische Welt, deren er sich bemächtigt hatte, in unsterblichen Meisterwerken der

Anschauung von Mit- und Nachwelt hin und führte später im Verein mit Schiller unsere Poesie auf die Höhe der Klassicität.

Johann Gottfried Herder wurde im Jahre 1744 in der letzten Stunde des 25. August zu Mohrungen, einem ostpreußischen Städtchen, geboren. Sein Vater, der Sohn eines aus Schlesien eingewanderten Ackerbürgers, hatte früher das Handwerk eines Webers betrieben; damals stand er einer Elementarschule vor und war zugleich Küster und Cantor an der dortigen evangelisch-lutherischen Kirche. Schweigsam und streng gegen sich und andere, doch im Grunde der Seele gutmüthig und rechtschaffen, erfüllte er gewissenhaft und unverdrossen die Pflichten seines mühevollen Amtes; der Gesang eines geistlichen Liedes beschloß nach frommer Sitte, die Herder durch dankbare Erinnerung ehrte, den Tag im Kreise der Familie. Die Mutter war eine verständige und besonnene Hausfrau, unablässig treu in der Sorge für die Ihrigen. Während der Vater, wie Herder noch in späten Jahren dankbar anerkannte, den Knaben früh an Pünktlichkeit und strenge Pflichterfüllung gewöhnte, milderte das sanfte Wesen der Mutter den Ernst des Vaters. Ihr weiches Gemüth gieng auf den Sohn über, der nach dem frühen Tode eines jüngeren Bruders ihr einziger war; er hieng an ihr mit innigster Liebe und trug sie stets wie eine Heilige im Herzen.

Es waren beschränkte Verhältnisse, in denen Herder als ein „verwöhntes und mütterliches" Kind aufwuchs. Still von Natur, schüchtern und zurückgezogen, versagte er sich selbst die Kindheitsfreuden, die unter ähnlichen Umständen die ersten Schritte im Leben mit dem poetischen Reiz idyllischer Einfachheit zu umgeben pflegen. Selten sah man ihn laufen und springen und sich den lauten Spielen der Nachbarkinder anschließen. Für die Außenwelt hatte er wenig Sinn, sie ließ keine tiefen Eindrücke in seiner Seele zurück. „Ich bin in einer dunkeln, aber nicht dürftigen Mittelmäßigkeit geboren, und von Kindheit auf erinnere ich mich

nichts als Scenen entweder der Empfindsamkeit und Rührung oder eines einsamen Gedankentraums, der meistens von Planen des Ehrgeizes belebt wurde, die man in einem Kinde nicht sucht" — so charakterisiert Herder 1770 kurz seine geistige Eigenthümlichkeit in den Jahren der Kindheit.

Der Aufenthalt in der lateinischen Stadtschule, aus der der pedantische Rigorismus des Rectors Grim alle Freudigkeit verscheuchte, mußte den von Natur blöden Knaben noch mehr einschüchtern. Der unterthänige Respect der Schüler gieng so weit, daß sie sich dem Schulgebäude, sobald sie es von fern erblickten, zu jeder Jahreszeit unbedeckten Hauptes nähern mußten. Ein höherer wissenschaftlicher Sinn war in diesen Räumen nicht zu finden. Herder lernte vor allem Lateinisch, wenn gleich in herkömmlicher geistloser Weise; auch etwas Griechisch und Hebräisch ward im Verlauf der Zeit damit verbunden. Er war ein fleißiger Schüler, der sich die Zuneigung des gestrengen Schultyrannen zu erwerben wußte, und gewann wenigstens eine Grundlage für gelehrte Studien, auf der sein Privatfleiß frühzeitig fortbauen lernte. Daß ihm aus früher Jugendzeit der Moment eingeprägt blieb, wo ihm Homers Vergleich des Menschengeschlechts mit den Blättern der Bäume Thränen entlockte, ist uns ein charakteristischer Zug, sowohl als Zeugnis für den poetischen Sinn, womit er die klassischen Dichter wie die biblischen Geschichten las, als auch für die elegische Stimmung, der sein Kindesgemüth nachhieng. Auch war es nicht ohne Bedeutung, daß schon in jenen frühen Jahren das ihm angeborene Gefühl für Musik ausgebildet wurde; er erlernte etwas Clavierspiel und erhielt Unterricht im Kirchengesange, dessen einfache, erhabene Töne ihm stets vorzüglich lieb waren. Sein pädagogisches Talent empfieng ebenfalls schon in jenen Jahren die erste Anregung, indem er mehrmals seinen Vater beim Elementarunterricht mit Geschick vertrat; bisweilen wurde er sogar von seinem strengen Rector einer ähnlichen

Auszeichnung gewürdigt, wobei seine frühreife Lehrgabe die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Unter seinen Mitschülern fand er einen Kameraden, Emmerich, mit dem ihn sein Lebensweg später in Königsberg noch einmal zusammenführen sollte. Wohlthätig wirkte auf ihn der Umgang in dem Hause des Predigers Willamovius, der ebenso wie seine treffliche Frau ihn mit vieler Liebe behandelte; von ihm erhielt Herder den Religionsunterricht und ward von ihm confirmiert. Er verehrte in diesem liebenswürdigen Manne, der ihm 1763 durch den Tod entrissen wurde, einen „frommen, redlichen Greis", dessen Menschenfreundlichkeit ihn rührte, wenn er auch manche beschränktere Auffassung seines Kirchenglaubens später belächelte.

Herder war sechzehn Jahre alt, als Sebastian Friedrich Trescho, ein Mann von ausgebreiteter theologischer Gelehrsamkeit, die Stelle eines Diaconus in Mohrungen übernahm. Vielbeschäftigt durch theologische, moralische und ästhetische Schriftstellerei, Seelsorge und Armenpflege, dabei unverheirathet, nahm Trescho den brauchbaren Knaben in sein Haus, um seine Hilfe beim Abschreiben und bei häuslichen Verrichtungen zu benützen. Eine alte Schwester, welche die Wirthschaft führte, pflegte ihn sogar auf den Markt zu schicken, um Fleisch und Gemüse zu holen. Dafür erhielt er Wohnung und Schlafstätte, doch nicht einmal, obgleich Trescho vermögend war, freien Mittagstisch. Das Gefühl unwürdigen Druckes, das schon bisher auf dem Knaben lag, wurde jetzt nur noch tiefer empfunden; Trescho wurde gegen ihn anmaßend und lieblos. Weit entfernt, ihn als seinen Zögling anzusehen, ertheilte er ihm, obschon er seine geistige Begabung durchschaute, keinen Unterricht, und statt sich seiner mit väterlicher Liebe anzunehmen und ihm zu seinem Fortkommen behilflich zu sein, arbeitete er seinem Wunsche, die gelehrten Studien zu ergreifen, auf alle Weise entgegen: Herder sollte in der Sphäre des Handwerkerstandes bleiben. Die Mutter, welche

trotz ihrer Dürftigkeit den Herzenswunſch des Sohnes theilte, fragte er mehrmals, wo ſie wohl hindenke, wenn ſie wünſche, ihr Sohn ſolle ſtudieren oder zu etwas anderem als zu einem Handwerke ſchreiten. Kein Wunder, wenn Treſcho ſelbſt 1804 zu dem Geſtändnis ſich genöthigt ſah, Herder ſei immer ſchweigſam und furchtſam geweſen: „nie ſprach er etwas mit Offenheit und mit einer dreiſten Gebärde, ſondern beantwortete meiſt ſcheu das, was ich ihm etwa zu beſtellen auftrug; ſeine Stimme war nur halblaut, und er blieb tief in ſich verſchloſſen.“ Treſcho konnte zwiſchen den Zeilen leſen, worauf Herder hindeutete, als er ſpäter in einem Briefe an ihn die Worte gebrauchte: „Die erſten Bilder meiner Jugend ſind meiſtens traurige Bilder, und manche Eindrücke der Sklaverei möchte ich, wenn ich mich ihrer erinnere, mit theuern Blutstropfen abkaufen.“

Indeß gab ihm Treſcho, wenn auch nicht durch Aufmunterung und Anleitung, doch mittelbar durch die Art, wie er ihn mit Abſchreiben beſchäftigte, und durch ſeine nicht unbedeutende Bücherſammlung vielfache geiſtige Nahrung. Mit unerſättlicher Lernbegier benützte der Knabe, was er an Büchern erhalten konnte, für ſeine Zwecke. Seine Liebe zu wiſſenſchaftlicher Lectüre war ſo groß, daß er ſie häufig insgeheim bei ſpärlichem nächtlichen Lichte zu befriedigen ſuchte; manchen Verweis und wohl auch eine Verſchlimmerung des langwierigen Augenleidens, das den ſonſt geſunden Knaben ſeit ſeinem fünften Jahre plagte, zog er ſich dadurch zu. Oft ließ er ſich durch den Mittags- und Abendtiſch nicht von ſeiner Lectüre abhalten; Bücher begleiteten ihn auf ſeinen einſamen Spaziergängen. Auch einige deutſche Dichter lernte er kennen, unter ihnen Klopſtock, Leſſing, Kleiſt und Simon Dach, den er ſtets ſehr in Ehren hielt. Poetiſche Verſuche blieben nicht aus, in denen er für ſeine melancholiſche Stimmung einen Ausdruck ſuchte; mehrere ſind aus ſeinem Nachlaſſe uns mitgetheilt worden. Eine Ode auf Peters III. Thron-

beſteigung, eingekleidet als Ueberſetzung eines hebräiſchen Geſanges „an den großen König Cyrus, den Enkel Aſtyages', von einem gefangenen Israeliten", legte er 1762 heimlich einem von Treſcho an den Buchhändler Kanter in Königsberg abgeſandten Manuſcripte bei. Kanter ließ es abdrucken und befragte Treſcho um den Namen des Verfaſſers, den dieſer ſogleich errieth. Herder „leugnete es nicht, ward roth und lächelte". Er war zum erſten Mal „mit großem Beifall der Kenner", wie Kanter ſchrieb, an die Oeffentlichkeit getreten.

Zu dieſer Zeit, nämlich um den Beginn des Jahres 1762, ſtand ein Regiment Ruſſen, das aus dem deutſchen Kriege heimkehrte, zu Mohrungen im Winterquartier. Der Regimentswundarzt — er ſoll Schwarzerloh geheißen haben —, ein gebildeter und wohlwollender Mann, fand an dem Knaben, der ihm wahrſcheinlich ſeines Augenleidens wegen vorgeſtellt war, Wohlgefallen; er ſoll auch mit Herders Eltern wie mit Treſcho in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden haben. „Nachdem der Regimentschirurgus" — ſo erzählt Herder ſelbſt — „ſich von meinen Kenntniſſen näher unterrichtet und mich im Latein gut befunden hatte, that er mir den Vorſchlag, er wolle mich nach Königsberg mitnehmen, mich die Chirurgie lehren und mir für mein krankes Auge Hilfe leiſten; dafür ſolle ich ihm gleich nach unſerer Ankunft daſelbſt eine mediciniſche Abhandlung in's Latein überſetzen; auch wolle er in der Folge, wenn ich mehr Luſt zur Medicin habe, mir dazu helfen, daß ich ſie in Petersburg unentgeltlich ſtudieren könne." Dies unverhoffte Anerbieten des wackeren Mannes erſchien den Eltern, welche die Lage des Knaben in Treſchos Hauſe ſchon lange bekümmerte, ohne daß ſie in ihrer Stellung ſie zu ändern vermochten, wie eine günſtige Fügung des Himmels, nicht minder dem Jünglinge, der ſich nach Erlöſung aus ſeiner Sklaverei ſehnte. Im Sommer 1762 reiſte er mit ſeinem „Erretter" von ſeinem heimathlichen Städtchen ab,

nicht von freudigen Erinnerungen begleitet. Seine Eltern sah er nie wieder. Der Vater starb schon ein Jahr darauf; die Mutter erlebte noch die Freude, ihren Sohn die Laufbahn des Ruhmes betreten zu sehen, für sie der schönste Trost in den nachfolgenden Jahren des Kummers und der körperlichen Leiden.

Zur Chirurgie und Arzneiwissenschaft hatte der junge Herder nicht die geringste Neigung und Anlage. Bei der ersten Section, der er in Königsberg beiwohnte, fiel er in Ohnmacht. Er hatte zunächst nur in Freiheit kommen wollen. Seinem Geiste schwebte ein anderes Ideal vor: es war der Trieb nach der vielseitigsten Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten, nach umfassender Humanitätsbildung; schon damals ward diese der Leitstern seines Lebens. Als Lehrer der Jugend, als Prediger und Seelsorger wünschte er für sein Ideal dereinst praktisch zu wirken. Im frohen Gefühl der endlich errungenen Selbständigkeit, fragte er nicht erst seine Eltern um ihre Einwilligung, sondern glaubte Manns genug zu sein, sich selbst zu leiten. Wenn gleich seine Baarschaft in dem Augenblicke auf wenige Thaler zusammengeschmolzen war, schrieb er ihnen doch, er verlange während seines akademischen Lebens keinen Schilling von ihnen. Für seinen Wohlthäter, dessen Vorstellungen ihn nicht von seinem Entschlusse abzubringen vermochten, übersetzte er noch als Tribut der Dankbarkeit dessen medicinische Abhandlung in's Lateinische. Von seinem Schulfreunde Emmerich, den er als Cantor in Königsberg wieder antraf, ließ er sich zu den Universitätsbehörden begleiten und erwirkte nach einer wohlbestandenen Maturitätsprüfung, deren Ergebnis bei dem wenig empfehlenden Aeußern des Jünglings die Examinatoren nicht wenig überraschte, im Anfange des August seine Aufnahme unter die Studierenden.

Hatte schon beim Anblick der großen, gewerbfleißigen Handelsstadt seine erwartungsvolle Seele sich wie in einem neuen Elemente gefühlt, wie viel freudiger hob sie sich jetzt, als er frei

und sesſellos den heißen Wissensdurst in vollen Zügen befriedigen konnte. Den Druck seiner dürftigen Lage fühlte er jetzt nicht mehr, wenn auch manche Tage einige Semmeln seine einzige Nahrung waren. Privatunterricht und einige Unterstützungen durch Stipendien und Geschenke wohlwollender Freunde, auch aus der Heimath, halfen der äußersten Nothdurft ab, bis bessere Tage kamen. Ein Festmahl des geistigen Genusses waren ihm die akademischen Vorlesungen, bei deren Wahl er neben der Theologie auch die Philosophie im ausgedehntesten Sinne und die Physik mit in seinen Kreis zog. Lilienthal, bei dem er Dogmatik hörte, und vor allen der große Immanuel Kant, dessen eifrigster Zuhörer er wurde und der von der Wißbegier des hoffnungsvollen Jünglings so sehr angezogen ward, daß er ihn alle seine Vorlesungen, manche sogar wiederholt, unentgeltlich hören ließ, wirkten am nachhaltigsten auf ihn. Unter Kants Einfluß standen nicht blos die Arbeiten, die Herder jetzt und in den folgenden Jahren entwarf und oft nur bruchstückweise ausführte; kantische Ideen befruchteten vielmehr auf lange Zeit hinaus sein Denken. Die Kunst, Bücher schnell und mit Nutzen durchzuarbeiten, übte Herder mit einer Gewandtheit, die ihm durch's ganze Leben eigen blieb und oft das Erstaunen seiner Freunde erregte. Nicht nur wurden die Schätze der Universitätsbibliothek benützt; auch was an neu erscheinenden Werken der Literatur mit seinen Studien in Berührung stand, entgieng seiner Aufmerksamkeit nicht: in dem Buchladen seines Freundes Kanter, dessen Bekanntschaft er schon durch die Cyrus-Ode gemacht hatte, war er ein steter und jederzeit willkommener Gast. Auch geistesverwandte Freunde fehlten ihm nicht. Seines Augenübels wegen war er von Schwarzerloh dem Arzte Hamann empfohlen worden; dadurch wurde er wohl zuerst mit dessen Sohne Johann Georg Hamann bekannt, der auf die Richtung seiner weiteren geistigen Entwicklung den hervorragendsten und folgenreichsten Einfluß

geübt hat. Obwohl vierzehn Jahre älter, fühlte sich dieser geistvolle Mann doch von dem idealen Wissensdrang seines jüngeren Freundes innig angezogen und übertrug auf ihn sein Streben nach universeller, reiner Bildung. In ihren gegenseitigen Mittheilungen bildete sich bald die schönste Geistesharmonie. Hamann führte den neu gewonnenen Freund in seine Ideen von Originaldichtung und Volkspoesie ein, lehrte ihn das Englische und las mit ihm Shakespeare, dem sich Milton und Ossian anschloß. Unter Herders Studiengenossen ward sein vertrautester Freund der nachmalige Kriegsrath Kurella, mit dem ihn der lebhafte Austausch eines idealen geistigen Verkehrs verband, nur daß Herder hier mehr gab als empfieng. Dem Freunde erschien er schon damals als eine lebendige Bibliothek. Indeß war er trotz seines unermüdlichen Studienfleißes heiter und froh mittheilend; „der Geist der Religion und Humanität umwehte ihn überall". Die knabenhafte Schüchternheit war verschwunden; Trescho war voll Verwunderung über die rasche Umwandlung, als er den verschlossenen Knaben 1764 bei einem Besuche in Königsberg als strebenden Jüngling wiederfand, der in kurzem ein Mann geworden zu sein schien.

Es lag in Herder der Trieb zum Docieren; früh mußte er die Kunst lernen, die eingesammelten Kenntnisse wieder zu verausgaben. Schon während des ersten Wintersemesters verband er mit den Universitätsstudien das Amt eines Lehrers am Collegium Fridericianum in Königsberg, eine Auszeichnung, welche am besten Zeugnis gibt, wie rasch sich der strebsame Jüngling die allgemeine Achtung zu erwerben gewußt hatte. Er unterrichtete in mehreren Fächern und nach ungewöhnlich kurzer Zeit bis in die oberen Klassen hinauf. Zufolge der Aussage eines seiner damaligen Schüler war jedermann erstaunt über eine so frühe Befähigung; man bewunderte seine feurige, beredte Sprache, als er, vom Inspector dazu aufgefordert, die öffentlichen Betstunden

hielt, was bisher nur älteren Lehrern übertragen worden war. Obwohl er streng auf Ordnung und ernste Thätigkeit hielt, erwarb er sich doch durch die gewissenhafte Hingabe an seinen Wirkungskreis und seine vortreffliche Lehrmethode die Liebe seiner Schüler. Wenn er auch bedauerte, durch seine Amtsgeschäfte in seinem Studium gehindert zu werden, so schlug er doch zugleich den Werth des Lehrens sehr hoch an und schrieb diesem die klare Entwicklung seiner Begriffe zu, die er nicht zum geringsten Theil freilich auch dem Unterrichte Kants verdanken mochte.

Wie vielseitig schon auf der Akademie seine wissenschaftlichen Beschäftigungen waren, wie sie zum Theil schon auf die höheren Gesichtspunkte hinwiesen, welche er nachmals auf seiner wissenschaftlichen Laufbahn fest im Auge behielt, geht aus den zahlreichen Excerptenbüchern hervor, welche sich noch in seinem Nachlaß vorfanden. Die Idee einer *Geschichte der Menschheit* zeigt sich schon als das letzte Ziel, als das Band der Einheit, von welchem das manchfaltige Material zusammengehalten wird, und zwischen den Excerpten tauchen mehrere eigne Entwürfe zu künftigen literarischen Arbeiten auf. Neben der Philosophie steht die Naturwissenschaft, neben der Theologie die Völkergeschichte, neben den abendländischen klassischen Sprachen das sorgfältigste Studium der orientalischen Literatur und der Cultur des Morgenlandes. Geschichte der Wissenschaften und Geschichte der Poesie, die Herder in Hamanns Weise am liebsten in ihrer Verbindung mit den Urzuständen der Völker betrachtete, nahmen die ausgedehnteste Forschung und den unermüdlichsten Sammlerfleiß in Anspruch. Durch ein Preisausschreiben der Berner patriotischen Gesellschaft vom Jahre 1763 angeregt, begann er die Skizze einer Untersuchung, *daß und wie die Philosophie für das Volk nutzbar zu machen sei*. Manche Spuren vom Studium Rousseaus bekundet diese Arbeit; der Grundgedanke ist kantisch: die Philosophie soll wegen all des Uebels, das sie angestiftet hat,

nicht platterdings aufgegeben, sondern selbst als Gegengift gegen dasselbe angewendet werden; dazu ist aber eine Correctur und Kritik der Philosophie nothwendig. Neben diesen philosophischen Versuchen trug sich Herder schon jetzt mit dem Plan einer Geschichte der Dichtkunst. Insbesondere die Lyrik, die bisher am reichsten in Deutschland angebaut worden war, beschäftigte ihn; er entwarf ausführlichere Fragmente eines Aufsatzes über die Ode und das Lied. Auch Betrachtungen über die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts wurden bereits verzeichnet. Dabei verlor er die geistliche Beredsamkeit nicht aus dem Auge; selbst auf die Ausbildung seines lateinischen Stils verwandte er große Sorgfalt. Praktisch und theoretisch kämpfte er freilich dabei gegen die sklavische Unterwürfigkeit unter den lateinischen Geist an; er wollte lieber ein barbarisches als ein pedantisches Latein, er schrieb im Grunde deutsch in lateinischen Ausdrücken und lehrte auch seine Schüler so schreiben. Auch als Redner wagte er sich in weitere Kreise. Beim Grabe der Tochter seines älteren Freundes Kanter hielt der noch nicht zwanzigjährige Jüngling eine schwungvolle, durch ein dithyrambisch kühnes Gedicht abgeschlossene Rede, die in ihrem unreifen Pathos Zeugnis gibt, wie tief sich Herder damals in ernste Todesbetrachtungen versenkte.

Die Poesie blieb ihm eine freundliche Gefährtin durch's Leben; sie durchdrang sein ganzes geistiges Sein. Außer manchfachen Gelegenheitsgedichten waren es meist odenartige Gebilde, dithyrambisch und hart im Ausdruck; erst das Erscheinen der Dithyramben von Willamow, dem Sohne des Mohrunger Pastors, die Herder in den Königsberger gelehrten und politischen Zeitungen recensierte, schreckte ihn vor ferneren derartigen Kühnheiten zurück. Die vorwiegend ernste Stimmung dieser Gedichte zeugt von seiner strengen Selbstbetrachtung und seiner idealen Seelenerhebung. Auch machte er einen Entwurf

zu einem Lehrgedicht über die Menschheit, der sich später zu dem Plan eines Gedichts von der menschlichen Seele erweiterte. Mehrere seiner Versuche wurden schon damals in öffentlichen Blättern bekannt gemacht und begründeten seinen ersten Dichterruhm, namentlich ein Ostergesang und der Trauergesang über die Asche Königsbergs, eine Ode auf die große Feuersbrunst, welche am 11. November 1764 einen Theil der Stadt verheerte.

Dies war der letzte traurige Eindruck, den sein preußisches Vaterland in seiner Seele zurückließ; denn wenige Wochen darauf eilte er über die Grenze, um eine Lehrstelle an der Domschule zu Riga und das damit verbundene Amt eines Gehilfsspredigers anzutreten. Früheren Empfehlungen Hamanns an den dortigen Rector Lindner verdankte er nächst dem guten Rufe, den ihm seine Wirksamkeit bereits erworben, diese willkommene Anstellung, die ihm abermals in mehr als einer Hinsicht eine Befreiung dünkte. Noch waren die Verhältnisse in den dem russischen Scepter untergebenen Ostseeprovinzen von der Art, daß Herder aus dem Lande der militärischen Strenge, wo die Verpflichtung zum Militärdienste ängstigend über seinem Haupte geschwebt hatte, sich wie in eine kleine Republik versetzt sah: „Riga, das unter russischem Schatten beinahe Genf ist," heißt es in Herders Einführungsrede. Hier fand er Ueberreste vom Geist der alten Hansastädte; er freute sich des regen Gemeinsinns, der an schönere Zeiten deutschen Städtelebens erinnernden Bürgertugend und der liberalen Werthschätzung geistiger Bildung, die sich mit der kaufmännischen Betriebsamkeit verband.

Seine Festschrift „zur Feier der Beziehung des neuen Gerichtshauses" am 11. October 1765 „Haben wir noch jetzt das Publicum und Vaterland der Alten?" ist ein Denkmal seiner aufrichtigen Anerkennung und Würdigung des rigaischen Gemeinwesens; die letztere Hälfte der Frage ward bejaht. Noch dreißig Jahre später nahm Herder sie in völlig umgewandelter

Gestalt in seine „Briefe zur Beförderung der Humanität“ auf. Eine der Einweihung des Rathhauses und dem Vaterlande gewidmete Ode ward dem ersten, auf Wunsch des Rathes veranstalteten Abdruck der Rede angehängt.

Sein Amt als Collaborator der Domschule trat Herder am 7/18. December 1764 an; zufällige Umstände verzögerten seine feierliche Einführung bis zum 27. Juni 1765, bei welcher Gelegenheit er in einer öffentlichen Schulrede das Thema behandelte, wie fern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse. Gewissenhaft strebte er dahin, dem Ziele nahe zu kommen, das er hier von dem Beruf eines Jugendlehrers entwarf, wie er als Prediger gleichzeitig sich in dem „Redner Gottes“ ein Idealbild aus seinem Gedächtnis und Herzen vorzeichnete. War sein Amt mühevoll, so genügte es ihm doch durch seine grenzenlose Arbeitsfähigkeit und heitere Thätigkeit, ohne seine jetzt feste Gesundheit durch seinen Fleiß zu untergraben. Strenge und Milde wußte der kaum erst zwanzigjährige Jüngling mit so viel Umsicht und Tact zu verbinden, daß seine Schüler mit innigster Liebe an ihm hiengen. Seine Rednergabe erwarb ihm nicht minder den Beifall der zahlreichen Zuhörermenge, die sich zu seiner Predigt zusammenfand; besonders ward das jüngere Geschlecht von der phantasievollen Frische und Wärme seiner Beredsamkeit angezogen. In schlichter, aber anschaulicher und herzlicher Weise predigte er, ohne mit den Blumen einer poetischen Rhetorik allzu verschwenderisch umzugehen; frei von dogmatischer Engherzigkeit strebte er, an der Hand der Bibel eine „Philosophie der Menschheit“ seiner Gemeinde vorzutragen. Wie sollte es ihm, dem Jüngling von eminentem Talent, von reinem, edlem Charakter, an Freunden gefehlt haben? Man suchte seinen Umgang. Vor allem erheiterten ihn die schönen Tage, die er auf benachbarten Landsitzen im Kreise gebildeter Familien zubrachte; mehrere poetische Ergüsse gaben davon ein dankbares Zeugnis. Unter seinen ver-

trauten Freunden nahm der Buchhändler Hartknoch, sein Studiengenosse in Königsberg, die erste Stelle ein; er ward der Verleger seiner ersten schriftstellerischen Producte und erleichterte ihm während seines Aufenthalts in Riga, wo er den Mangel einer großen Bibliothek schmerzlich fühlte, seine wissenschaftlichen Studien.

Herder trat 1766 in den Freimaurerorden und erwarb sich auch in dieser Verbindung hohe Achtung, so daß er, ungeachtet er noch nicht den erforderlichen Grad erlangt hatte, doch durch das Vertrauen seiner Genossen zu ihrem Secretär ernannt wurde. Auch nach dieser Seite wandte er sich mit dem ihm überall eigenen Ernst und dachte über ein System nach, wie dem Institute des Freimaurerordens ein neuer, unserem Zeitalter angemessener Geist einzuflößen sei.

Bei dem allen konnte er indeß die Klage nicht zurückhalten, daß ihm der Umgang mit Männern von eigentlich wissenschaftlicher Bildung fehle. Der lebhafte Ideenaustausch mit Hamann mußte ihm einigermaßen in der „Gelehrtenwüste" diese Lücke ersetzen. Da Herder immer die Schattenseite seiner Lage mehr als die Lichtseite sah, so brach nur allzu bald die Klage der Schwermuth wieder durch und das Verlangen nach Veränderung. „Da ich immer mehr", schrieb er im Herbst 1766 an Hamann, „meine hiesige Situation, den Genius dieses Ortes und meine eigenen Projecte kennen lerne, so mehren sich meine Arbeiten, meine Einsichten und meine Melancholien; es ist ein elend, jämmerlich Ding um das Leben eines Literatus und insonderheit in einem Kaufmannsorte; ein Prophet sagt wohl freilich immer: dies ist die Last über Tyrus; — aber dazu wird auch wirklich die Myopie eines Philosophen erfordert, um diese Last nicht zu sehen. Ich suche also mein Amt abzuwarten und nicht zu singen, sondern zu arbeiten." Als ihm Hamann darauf theilnehmend den Vorschlag machte, er möge eine ihm angetragene Hofmeisterstelle in

einem der beſten Häuſer in Kurland annehmen, wies Herder dies entſchieden als eine Verſchlimmerung ſeiner Lage zurück. „Ich fühle es," fügte er hinzu, „die äußere Ruhe auf dem Lande würde blos Qual ſein und ſchleichendes Fieber. Noch will ich mich lieber winden und ſeufzen und mich mit mir ſelbſt quälen und leiden und ausdauern: es muß ein Stoß kommen, der mich hebt und fortſchleudert."

Im nächſten Frühjahr eröffnete ſich ihm eine lockende Ausſicht auf Veränderung. Er ward (im noch nicht vollendeten dreiundzwanzigſten Jahre) von dem Kirchenconvent der lutheriſchen Gemeinde in Petersburg zum Inſpector der Unterweiſungs- und Erziehungsanſtalt für den Unterricht in den Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften berufen. Mit dieſer Stelle, welche Büſching vorher bekleidet hatte, war ein Gehalt von ſiebenhundert Rubeln, freie Wohnung, Holz und Licht verbunden. „Da ich mir immer eine Stelle gewünſcht," — ſo berichtete Herder in einem Briefe an Treſcho — „wo ich in der Erziehung der Jugend mit meinen Talenten und Kenntniſſen (si quid est in me, quod sentio quam sit exiguum) Nutzen ſtiften könnte, ſo war dieſer Platz eine Stufe, die mir Gelegenheit genug dazu anbot, und in dieſem Betracht ſah ich's als einen Wink des Himmels an, der mich ohne mein Zuthun in eine weit ausſehende Sphäre rief. Da aber auf der andern Seite der Poſten viel zu ökonomiſch und politiſch iſt, als daß er mir nach meinen Jahren, meinen Wünſchen und Genie angemeſſen ſein ſollte, da mit ihm nicht eigne Arbeiten, ſondern die Aufſicht über dreißig arbeitende Lehrer, ein Inſtitut von Penſionnaires aus beiderlei Geſchlecht und inſonderheit die Sorge verbunden iſt, dem ganzen, von Büſching ohnſtreitig zu groß angelegten Plane erſt Haltung und Fonds zu verſchaffen, ſo ſahe ich, daß dieſer Poſten das Grab meiner Ruhe und Wirkſamkeit ſein würde. Ich zweifelte und überließ Gott die Entſcheidung. Er entſchied's unvermuthet und unvorausgeſehen.

In Riga sah ich einen freundschaftlichen Auflauf meinetwegen, ich sah Thränen fließen, wo ich sie nicht vermuthet hatte; man wünschte mich zu erhalten und nur gleich eine Stelle für mich offen zu haben. Da keine war, so öffnete der Rath eine außerordentliche. Er erklärte mich zum associierten Pastor der beiden vorstädtischen Kirchen (Jesus und Gertrud), ohne daß ich bei meiner Augencur aus dem Zimmer gekommen war. Bei der Schule behielt ich meine drei und im Winter zwei Stunden, ohne das beschwerliche Vicariat führen zu dürfen; als Pastor habe ich in der einen Kirche alle vierzehn Tage, in der andern alle Fest-, Buß- und Marientage zu predigen und außerdem den Leichen beizuwohnen. Ich habe also, wenn keine Krankheiten vorfallen, mittelmäßige Arbeit, und zwischen fünf- bis sechshundert Reichsthalern möchte ich an Gehalt stehen, wenn ich alles zusammenrechne." Am 10. Juli ward der neu ernannte Pastor ordiniert und trat den 15. und 29. sein Amt in beiden Kirchen an.

So sehr auch seine Zeit durch die Amtsgeschäfte in Anspruch genommen wurde, fand er doch Muße zu eifriger Fortsetzung seiner Studien und zu bedeutenden literarischen Arbeiten, die zuerst seinen Ruhm als Schriftsteller begründeten. Welch ein Stürmen und Drängen seinen Geist bewegte und auf der eingeschlagenen Bahn vorwärts trieb, erkennt man fast noch mehr aus den großartigen Entwürfen als den vollendeten Schriften. Zu seinen gelehrten Forschungen gehörte ganz besonders die Geschichte der Religionen. Auf die verschiedenen Gebiete des Geisteslebens wandte er den Begriff der Geschichte an. Von Anregungen Hamanns ausgehend, auf den historisch-kritischen Arbeiten Semlers, Michaelis' und Erneſtis fußend, entwarf er die Grundlinien zu einem größeren Werke über die Archäologie der Hebräer, das ihn noch auf mehrere Jahre hinaus beschäftigte. So erklärte er die mosaische Schöpfungsgeschichte als ein „altmorgenländisches Gedächtnislied zur Feier der Schöpfung und der Sabbathstiftung",

als „die heiligste Antike des Orients", als „das urälteste Stück aus der Morgenröthe der Zeiten". Aehnlich suchte er die Ueberlieferung vom Sündenfall, die Geschichte der Sündfluth, die Traditionen über Mose zu deuten. Seine ästhetisch-historische Betrachtung verweilte vornehmlich bei dem Zusammenhange der Geschmacksrichtung mit der Nationalität und Culturentwicklung der Völker. Hierauf bezogen sich die fragmentarischen Abhandlungen über die deutsche Bühne, über den britischen Geschmack in Schauspielen, über die Veränderung des Geschmacks der Nationen durch die Folge der Zeitalter; von dem Versuch einer Geschichte der Dichtkunst wurde ein bedeutendes Stück ausgearbeitet.

Bei seinen ästhetischen Untersuchungen knüpfte Herder an Lessings Literaturbriefe und Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums an. Die Schärfe der Begriffsentwicklung, durch welche sich Lessing auszeichnet, konnte er sich indeß eben so wenig zu eigen machen als Winckelmanns klare Anschauung antiker Kunst, wenn er gleich in den letzten Zielpunkten mit ihnen zusammentraf. Herders Verfahren ist nicht blos in Folge der Nachahmung, sondern mehr noch wegen seiner geistigen Wahlverwandtschaft der Methode Hamanns ähnlich. Er ersetzt die kritische Beweisführung durch seine überaus glückliche Divination, den Verstand durch das Gefühl, das seinen kritischen Tact an der kindlichen Poesie der Urzeiten, an der Bibel, an Homer und den klassischen Werken des griechischen Alterthums gebildet hat und ihn das Richtige treffen läßt, wird er gleich der Gründe sich nicht immer klar bewußt.

Vor das größere Publicum trat er zuerst mit den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur". Die beiden ersten Sammlungen erschienen, nachdem sie der Verfasser dreimal überarbeitet hatte, im Herbst 1766; die dritte folgte zu Ostern 1767. Schon 1768 ward von der ersten Sammlung eine neue

umgearbeitete Ausgabe veranstaltet, die jedoch, weil die boshaften Kritiken der Klotzianer Herdern die Lust vergällten, zu seinen Lebzeiten nicht an die Oeffentlichkeit gelangte. Als eine Beigabe zu den Literaturbriefen hatte Herder seine „Fragmente“ selber angekündigt. Nachdem jene zuerst das Beispiel einer tiefer greifenden Kritik gegeben hatten, stellte er das Ideal einer wahren, auf historische Kenntnis der gesammten Literatur gegründeten Kritik auf. Vor allem hingezogen fühlte er sich zu Abbt, mit dessen Beiträgen er meistens einverstanden war; Mendelssohns sinnreichem Urtheile ordnete er sich lernend unter; gegen Lessing polemisierte er, seine Ansichten berichtigend und fortbildend. Die erste Sammlung der „Fragmente“ gieng auf die Philosophie der Sprache zurück, unterwarf die Sprachgesetze, die Stilformen und die Metrik einer ausführlichen Erörterung und verband damit eine Beurtheilung der neuesten Uebersetzungsversuche und der für klassisch geltenden deutschen Schriftsteller. Als ein kecker Revolutionär suchte Herder die bisherigen Fesseln unserer Sprache zu zerbrechen und sie von dem pedantischen Regelwerk zu emancipieren. Er verwarf die zahme Correctheit unserer Schriftsprache, die Steifheit unserer bedächtigen Perioden; er forderte Freiheit und Leben, Phantasie und Gluth der Leidenschaft und verlangte selbst für die Prosa den Schwung des poetischen Ausdrucks. Daher vertheidigte er den Gebrauch der Idiotismen und der gemeinen Volkssprache, kurz jedes Wagnis bis zur Regellosigkeit, wenn es der Sprache Feuer und Kraft zu geben vermag. In diesem fesselosen, hin- und herspringenden Stil, der durch den darin waltenden Drang seines erregten Geistes eine lebendige Anziehungskraft erhält, sind alle Schriften aus der Jugendperiode Herders geschrieben. Sie ergriffen die Jugend und fanden ihren Nachklang in der Sprache der Kraftgenies der nächstfolgenden Literaturepoche.

Die zweite Sammlung untersuchte die orientalische und griechische Poesie im Vergleich zu den Dichtungen der Neuzeit, wies

die Zusammenstellung von Homer und Klopstock zurück und beschäftigte sich mit dem Unterschied, der zwischen Theokrit und Geßner, Anakreon oder Tyrtäos und Gleim, Sappho und der Karschin bestehe; in diesen und ähnlichen lächerlichen Parallelen, die Herder beinahe durchweg ablehnen mußte, gefiel sich das damalige Zeitalter. Die dritte Sammlung besprach den Einfluß der lateinischen Poesie und die Anwendung der antiken Mythologie; sie eiferte gegen den lateinischen Geist, der seit der Renaissance verderblich auf die modernen Sprachen und Literaturen eingewirkt hat; sie verwarf vor allem als unnatürlich die neulateinische poetische und philosophische Literatur. Besonders war von nachhaltigem Einfluß auf die Richtung des Zeitgeschmacks, daß Herder mit energischer Beredsamkeit die griechische Literatur gegen die römische hervorhob und auch hier dem Homer, seinem Liebling, die höchste Stelle vindicierte. Die Fortsetzung der „Fragmente", welche sich noch über Aesthetik, Geschichte und Philosophie verbreiten sollten, unterblieb.

Herders Erstlingsschrift machte allgemeines Aufsehen, so daß er nicht lange durch die Anonymität geschützt bleiben konnte. Er hatte sich damit das Bürgerrecht in dem literarischen Staate erworben; schon den Ungenannten suchten die Zuschriften der namhaftesten Vertreter der Kritik auf. Nicolai warb um seine Mitarbeit an der „allgemeinen deutschen Bibliothek", für welche Herder in der Folge auch mehrere Recensionen schrieb. Auch Klotz drängte sich an ihn, ward aber bald der Gegenstand seiner unerbittlichen Kritik. Die „kritischen Wälder" (1769) knüpften an Lessings „Laokoon" und „antiquarische Briefe" in derselben Weise an wie die „Fragmente" an die Literaturbriefe. Durch seine historische Anschauungsweise mehr mit Winckelmann als mit Lessing verwandt, suchte Herder die Behauptungen des „Laokoon" über bildende Kunst und Poesie zu berichtigen, die Gesetze, die Lessing möglichst einfach und schroff aufgestellt hatte, zu erweitern und zu ergänzen. Daß dies der Hochachtung gegen seinen großen Vorgänger keinen

Eintrag thun sollte, sprach er ausdrücklich in einer achtungsvollen Zuschrift an diesen aus. „Jedes Wort", hieß es darin, „sei verbannt, was einen Lessing beleidigen wollte; allein jedes Wort werde auch um so schärfer geprüft, was ein Lessing sagt, denn wie viel hat der nicht Nachsager!"

Viel weniger schonend behandelte er Klotz. „Seit Gottsched", äußerte er in dem angezogenen Briefe, „weiß ich keinen Schriftsteller, der sich mit der innern Seichtigkeit dieses Mannes so heraufgeschrieen hätte. Ich schäme mich vor dem Urtheil der Nachwelt über ein Zeitalter, das solch einen Mann vergöttert." Der Polemik gegen Klotz war das zweite und dritte „Wäldchen" gewidmet. Vom Standpunkt der historischen Kritik aus nahm er Homer gegen den Tadel der epistolae Homericae von Klotz in Schutz, vertheidigte gegen den Pedantismus moderner Splitterrichter die Schamhaftigkeit Virgils, deckte die Seichtigkeit des klotzischen Urtheils in seinen Arbeiten über Horaz und zur Münzkunde wie in seiner Zeitschrift, den „acta literaria", auf. Herder mißbilligte später den bittern Ton seiner Kritik, die ihm damals die leidenschaftlichsten Ausfälle der Klotzianer zuzog, und beabsichtigte eine Umarbeitung der kritischen Wälder, die unterblieben ist. Das vierte, damals noch nicht gedruckte „Wäldchen" war gegen Riedels „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" gerichtet; doch benützte Herder hier die negative Kritik nur als Folie für umfassende positive Darlegungen über das Wesen und die Ableitung der Künste aus den menschlichen Sinnen.

In dieselbe Zeit (1768) fällt die Denkschrift auf Thomas Abbt, der 1766 in Bückeburg gestorben war: „über Thomas Abbts Schriften; der Torso von einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet". Schon früher hatte Herder an eine Denkschrift auf Baumgarten, den Begründer der Aesthetik, und auf Heilmann, den Theologen und Uebersetzer des Thukydides, gedacht. Die erstere, bereits begonnen, wurde durch die

Arbeit am „Torso" unterbrochen. Aber auch dieser ist Fragment geblieben wie so vieles andere von Herders zahlreichen rigaischen Entwürfen, so die Betrachtungen über die Schriften des Philosophen Christian Wolff.

Im Hinblick auf die Früchte, die in Riga reiften, auf die stets rege geistige Spannkraft und rasch fortschreitende Geistesentwicklung hat Herder die dort verlebten Jahre seine goldne Zeit genannt. Wenn er jedoch in Augenblicken des Unmuths daran dachte, was er in andern Verhältnissen hätte werden können, was er bei anderer Einrichtung seiner Studien und freierer Muße zu erreichen und zu leisten vermocht hätte, konnte er auch wiederum klagen, einige Jahre von seinem Leben verloren zu haben. So spielte stets seine reizbare Laune mit Wunsch und Besitz; selbst die Gunst des Glücks ließ ihm nur die Klage über ein verfehltes Leben. In dem Maße, als er Rigas überdrüssig ward, war in ihm der Plan, eine Reise in's Ausland zu unternehmen, zu entschiedenem Entschlusse gereift. Seine unzufriedne Stimmung malt der Eingang seines Reisejournals elegisch aus: „Ich gefiel mir nicht als Gesellschafter weder in dem Kreise, da ich war, noch in der Ausschließung, die ich mir gegeben hatte. Ich gefiel mir nicht als Schullehrer; die Sphäre war mir zu enge, zu fremde, zu unpassend, und ich für meine Sphäre zu weit, zu fremde, zu beschäftigt. Ich gefiel mir nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart Einschränkungen, wenig wesentliche Nutzbarkeiten und eine faule, oft ekle Ruhe hatte. Am wenigsten endlich als Autor, wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande eben so nachtheilig als meiner Person empfindlich war. Alles also war mir zuwider." Besonders der Conflict, in den er durch den Streit gegen Klotz mit seinem geistlichen Stande gekommen war, drängte ihn, seine Lage zu verändern. Schön bezeichnete er den Ruf seines Genius, der sich aus den Fesseln, die sein ideales Streben einengten, zu befreien suchte, in einem späteren Briefe an seine

Braut: „Geliebt von Stadt und Gemeine, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten, der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich, weiß Gott! zu welchen Ab- und Aussichten bestimmten — gieng ich demohngeachtet vom Gipfel dieses Beifalls und aus den Armen einer unglücklichen Freundin, taub zu allen Vorschlägen einer kurzsichtigen Gutherzigkeit, unter Thränen und Aufwallungen aller, die mich kannten, gieng ich weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nutze deine Jahre und blicke in die Welt! Und noch hat's mich keinen Augenblick gereuet." Wenn gleich Herder über die Feindseligkeit der Rigaer Geistlichkeit bitter klagte, so sah man ihn doch sehr ungern ziehen. Nur nach wiederholten Versuchen, ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen, ward ihm unter dem 8/19. Mai 1769 seine Entlassung in den ehrenvollsten Ausdrücken bewilligt. Am 17/28. Mai hielt er in der Gertrudenkirche seine Abschiedspredigt, in welcher er mit dem hohen Ernste eines gewissenhaften Pflegers der edelsten Keime der Menschheit die Grundsätze darlegte, nach denen er sein Amt geführt hatte. Er trug sich noch mit der Hoffnung, daß es nicht ein Abschied für immer sei; mit neuen Schätzen heimkehrend, wollte er der Gründer eines großartigen Erziehungsinstituts, einer livländischen Nationalschule werden; pädagogische Entwürfe beschäftigten sein Nachdenken während der Seereise. Doch er sah die Stadt, wo er so viel Liebe zurückließ, nicht wieder. Hartknoch und seine Frau nebst mehreren andern Freunden begleiteten ihn auf einem Boot nach der Rhede hinaus bis an Bord des Schiffs, das ihn in Begleitung seines Freundes Gustav Berens über die Ostsee trug. Die Ode „Als ich von Livland zu Schiffe gieng" widmete wehmüthige und dankbare Segensworte der geliebten Stadt, deren „Mutterschoß" den Fremdling sanfter empfieng als sein „verjochtes Vaterland".

Nie hatte sich Herder gesunder gefühlt als während dieser

Seereiſe, die ſich über mehrere Wochen ausdehnte. Er war meiſt auf dem Verdeck in freier Luft und blieb von der Seekrankheit verſchont. Der Anblick des Meeres und des Himmels mit dem Farbenſchimmer der auf- und untergehenden Sonne oder dem in den Wellen ſich ſpiegelnden Mondlicht und dem Gefunkel der Geſtirne wirkte ſo mächtig auf ſein dem Erhabenen zugewendetes, phantaſievolles Gemüth, daß er in ſpäteren Jahren hinſichtlich der Größe der Eindrücke nur den Aufenthalt in Italien mit jener Meerfahrt verglich. Doch ſeine in's Weite greifende Seele ließ ſich niemals am Genuſſe des Augenblicks genügen; über ſie breitete ſich nicht eine ſanfte, beruhigte Stimmung, ſondern in ihr wogten die Pläne des Lebens ſtürmiſch auf und nieder. Wiſſenſchaftliche Probleme und Entwürfe der Zukunft tauchten in maſſenhaftem Gedränge empor, und in begeiſterten Träumen der jugendlichen Hoffnung trat auch das Unerreichbare nahe. Sein Reiſejournal iſt ein merkwürdiges Document von der gewaltigen Gährung, die damals in ſeinem Geiſte vorgieng. Der Anblick der fremden Küſten führt ihn durch die Räume der Geſchichte, die Züge der Meeresbewohner erinnern ihn an die Wanderungen der Völker; ſich ſelbſt ſtellt er in weit ausſehende neue Wirkungskreiſe, bald als Lehrer der Jugend, welcher die herkömmliche Organiſation der höhern Lehranſtalten, deren pedantiſcher Formalismus ihm klar geworden iſt, von Grund aus umgeſtaltet, bald als Prediger der Tugend und Humanität, der die kalte Welt mit neuem Leben erfüllt, oder als Volksſchriftſteller, der Licht und Wärme in allen Schichten des Volkes verbreitet, bald als politiſchen Reformator, der Livland und das geſammte ruſſiſche Reich in neue Bahnen der Bildung leitet. Menſchen und Sitten kennen zu lernen, zu ſeinem künftigen Wirken ſich vorzubereiten — das erſcheint ihm als der Zweck ſeiner Reiſe.

Wieder verſenkt er ſich dann in das geheimnisvolle Dunkel der Urzeit und der Sagenwelt. Oſſians Geſänge hatten ihn noch

nie so geisterhaft umklungen als jetzt, da er sie auf offenem Meere las, auf eben den Fluthen, welche ehemals die Schiffe der Wikinge durchkreuzten, in der Nähe der Küsten, da die Heldenthaten geschahen, welche Barden und Skalden besangen. Noch war es sein Plan, sobald seine Wißbegier in Frankreich befriedigt sei, auch England zu sehen und dann Schottland, die Heimath seiner geliebten Bardengesänge, aufzusuchen. „Da will ich" — so schilderte er seine Aussicht — „die Gesänge eines lebenden Volks lebendig hören, sie in alle der Wirkung sehen, die sie machen, die Oerter sehen, die allenthalben in den Gedichten leben, die Reste dieser alten Welt in ihren Sitten studieren, eine Zeit lang ein alter Caledonier werden — und denn nach England zurück, um die Monumente ihrer Literatur und ihre zusammengeschleppten Kunstworte und das Detail ihres Charakters mehr zu kennen."

Vor Kopenhagen ankerte man am 17. Juni; die Zeit schien zu kurz zu sein, um an's Land zu gehen. Nachher bedauerte Herder, die Gelegenheit nicht benützt zu haben, um Gerstenberg, den Verfasser des „Ugolino" und der Schleswiger Literaturbriefe, Cramer und vor allen seinen verehrten Klopstock persönlich kennen zu lernen. „Klopstock, wie sehr dacht' ich ihn zu nutzen," — heißt es im Reisejournal — „um seinen Geist und sein Temperament kennen zu lernen! um mich mit ihm über sein Bild des Messias und seiner Zeit und seiner Religion überhaupt zu besprechen! um einen Funken von seinem Feuer zu bekommen! um seinen ‚Messias' noch einmal und von Angesicht zu Angesicht zu lesen! ihn lesen, ihn declamieren zu hören! und also auch nur von seinen Silbenmaßen rechten Begriff zu erhalten!" Die Reise gieng ununterbrochen durch Nordsee und Canal ihrem Ziele entgegen. Am 15. Juli stieg Herder bei der Mündung der Loire in Paimboeuf an's Land und fuhr sogleich nach Nantes.

Anstatt ungesäumt nach Paris zu reisen, wie Hartknoch erwartet hatte, verweilte er mehrere Monate in der freundlichen

Handelsſtadt, in der ihm die Lebensweiſe und der Umgang ſehr zuſagten, theils um nicht gleich aus der wohlthuenden Ruhe in das Gewühl der großen Hauptſtadt geworfen zu werden, theils um ſich mit Sprache und Literatur der Franzoſen vorher näher bekannt zu machen. Sein literariſcher Ruf war ihm bis nach Frankreich vorausgegangen; raſch vergrößerte ſich in Folge davon der geſellſchaftliche Kreis, in dem er Aufnahme und einen angenehmen Verkehr gefunden hatte; ſchnell gelangte er ſo zu hinlänglicher Gewandtheit in der franzöſiſchen Converſation. Das Studium der franzöſiſchen Literatur machte er ſich jetzt vorzugsweiſe zur Aufgabe; er ſuchte ſich als Aeſthetiker und Literarhiſtoriker ihres Geiſtes zu bemächtigen. „Von Voltaire bis zu Fréron“, ſchrieb er an Hartknoch, „und von Fontenelle zu Montesquieu und von d'Alembert bis zu Rouſſeau, unter Encyclopädiſten und Journaliſten, ... unter Theaterſtücken und Kunſtwerken und politiſchen Schriften und alles, was Geiſt der Zeit iſt, habe ich mich herumgeworfen und umhergewälzt.“ In der großen Encyclopädie las er Einleitung und Artikel über „Lieblingsmaterien und Lieblingsautoren“ durch, „um das jetzige Frankreich von mehr als außen zu kennen“. Ein großer Abſchnitt ſeines Reiſejournals ward mit Urtheilen über die franzöſiſche Literatur angefüllt. Für die morgenländiſche Archäologie wurde manches geſammelt: eine Ode „als der Verfaſſer an einer Archäologie des Morgenlandes arbeitete“ drückte das erhabene Gefühl aus, mit dem er in der Betrachtung der fernen Urzeit weilte. Daneben beſchäftigte ihn die Ueberarbeitung des vierten Theiles ſeiner „kritiſchen Wälder“. Dann ergriffen ihn die großen Ausſichten für die Cultur des Oſtens, welche der ruſſiſch-türkiſche Krieg eröffnete; er entwarf den Plan zu einem politiſchen Werke, das ſich mit dem ruſſiſchen Staat beſchäftigen ſollte, und gab Hartknoch den Auftrag, ihm die Hauptwerke über ruſſiſche Geſchichte und Geographie von Riga aus nach Amſterdam zu ſenden; in

Holland und England wollte er dies Werk ausführen. Näher lag eine andere Aufgabe. Im October schrieb er an Hartknoch, er denke folgendes Jahr über die Preisfrage der berliniſchen Akademie zu wetteifern: En supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont-ils en état d'inventer le langage? et par quels moyens parviendront-ils d'eux-mêmes à cette invention? „eine vortreffliche, große und wahrhaftig philoſophiſche Frage, die recht für mich gegeben zu ſein ſcheint". — Am 4. November verließ er Nantes, wo er „Stunden wie in der Morgenröthe ſeiner Jugend gekoſtet" hatte, und langte am 8. zu Paris an.

Paris war ihm, wie ſich erwarten ließ, ein Feld für neue reiche Ausbeute. „Meine Zeit in Paris" — ſo berichtete er einige Wochen ſpäter an Hartknoch — „habe ich in Bekanntſchaften mit Gelehrten [von denen er unter andern Diderot, d'Alembert, Thomas, d'Arnauld, Duclos, Barthélémy nannte], in Beſuch der Bibliotheken, Malereigallerien, Antiquitäten- und Kupferſtichſammlungen, Schauſpiele und Gebäude, die des Anſchauens werth ſind, und dann in Studieren und Verdauen getheilet. Alles, was goût und Pracht iſt in Künſten und Anſtalten, iſt in Paris im Mittelpunkt; ſowie aber der Geſchmack nur der leichteſte Begriff der Schönheit und Pracht nichts als ein Schein und oft eine Erſetzung des Mangels derſelben iſt, ſo kann Frankreich nie völlig ſättigen, und ich bin ſeiner auch herzlich müde. Indeſſen wollte ich um vieles nicht, es nicht geſehen zu haben und die Erfahrungen und Begriffe verloren zu geben, die ich über ſeine Sprache, Geſchichte, Geſchmack, Sitten, Künſte, Wiſſenſchaften in Zuſtand und Urſprung derſelben geſammelt habe. Ich habe geſucht, Bücher und Menſchen, Declamation und Schauſpiel, Tänze und Malereien, Muſik und Publicum zu ſtudieren. Die Samenkörner ſind aber verſcharret bis auf einen Frühling der Zukunft." Im Garten zu Verſailles faßte Herder die erſte Idee zu ſeiner „Plaſtik"; einige Grundlinien wurden ſogleich

gezogen und kurze Skizzen in den Abhandlungen „von der Bildhauerkunst für's Gefühl“ und „über die schöne Kunst des Gefühls“ entworfen. Dem Theater der Franzosen konnte sein an Shakespeare und den Griechen gebildeter Sinn, der in diesem Falle überdies unter dem Einfluß der lessingischen „Dramaturgie“ stand, keinen Geschmack abgewinnen. An Gustav Berens, der nach Bordeaux gereist war, schrieb er, daß ihm Paris nicht gefalle.

Nach einigen Wochen seines Aufenthalts in Paris erhielt Herder einen Antrag, der auf die erwünschteste Weise mit seinem Reiseplane zusammenzutreffen schien. Der Fürstbischof von Lübeck beabsichtigte seinen sechzehnjährigen einzigen Sohn, den Erbprinzen Peter Friedrich Wilhelm, mit seinem Hofmeister, einem Herrn von Cappelmann, drei Jahre auf Reisen zu schicken und ließ Herdern durch den Kopenhagener Pastor Resewitz den Antrag machen, denselben als Informator und Reiseprediger zu begleiten. Außer einem ansehnlichen Gehalte wurde ihm freie Station und später die Beförderung zu einer Predigerstelle oder einer Professur in Kiel versprochen. So ungern Herder auf seine Freiheit und seine livländischen Pläne verzichtete, so vermochte er doch dem lockenden Antrag, der ihm eine mehrjährige kostenfreie Reise — bisher hatte Hartknoch größtentheils die Reisekosten bestritten — und eine Aussicht auf ein seinen Wünschen entsprechendes Amt bot, nicht von der Hand zu weisen, zumal da ihm die Möglichkeit, nach Ablauf der Reise nach Riga zurückzukehren, unbenommen blieb. Ihm wurde seiner Forderung gemäß ein Gehalt von vierhundert Thalern zugesichert, den er auch nach beendigter Reise bis zu anderweitiger Versorgung beziehen sollte. Hundert Thaler erhielt er sogleich, um die Kosten der Reise nach Holstein zu bestreiten.

Gegen Ende des Jahres verließ Herder Paris und nahm seinen Weg über Brüssel und Antwerpen, wo ihm die Meisterwerke niederländischer Kunst großen Genuß gewährten.

Nach Amsterdam wählte er die Reise zur See. Ein heftiger Sturm warf in der Nähe von Scheveningen das Schiff auf eine Sandbank; nur mit Mühe wurden er und seine Gefährten an die Küste gebracht, von wo aus sie gleich nach ihrer Rettung das Schiff versinken sahen. Am 20. Januar 1770 war er im Haag. In Leyden und Amsterdam lernte er mehrere berühmte Gelehrten kennen, unter diesen den Philologen Ruhnken und den Orientalisten Schultens. Im Februar reiste er durch Friesland nach Hamburg und genoß sowohl jetzt wie bei seiner baldigen Rückkehr im April unvergeßlich schöne Stunden im Verkehr mit Lessing, Bode, der Familie Reimarus und Claudius, mit welchem er ein inniges, durch einen Briefwechsel unterhaltenes Freundschaftsbündnis schloß. In Kiel traf er mit dem Prinzen und seinem Hofmeister zusammen und machte die Bekanntschaft des Astronomen Friedrich von Hahn, dem er ein Menschenalter später als ein Zeichen dankbaren Andenkens die Ode „Orion" widmete.

Am Hofe zu Eutin fand Herder bei der fürstlichen Familie eine sehr wohlwollende Aufnahme. Der Prinz, der bisher in einer etwas pedantischen Weise unterrichtet worden war, schloß sich an seinen neuen Lehrer mit Liebe und Vertrauen an. Sein Hang zu Grübeleien und träumerischem Hinbrüten, der später mehr und mehr zur Geistesschwäche ward, erforderte eine consequente psychologische Behandlung. Herder sah, daß der Hofmeister in dieser Hinsicht viele Mißgriffe begieng, und verhehlte sich die Schwierigkeit nicht, in seiner Stellung neben demselben mit Erfolg zu wirken, so daß er im voraus froh war, sich für eine etwaige baldige Lösung des Verhältnisses die vollste Freiheit vorbehalten zu haben. Er predigte mehrmals in der Schloßkirche, nicht ohne auch hier bei der Geistlichkeit Bedenken wegen seiner Rechtgläubigkeit zu erregen, die indeß dem Beifalle der Zuhörer keinen Eintrag thun konnten. Am 15. Juli hielt er die Abschieds-

predigt. Er gieng aus Eutin mit dankbarer Rückerinnerung an seine freundlichen, waldumgebenen Seen und die zahlreichen Beweise der Liebe, welche er während seines kurzen Aufenthalts genossen hatte.

Die Reise führte über Hannover, Cassel, Darmstadt nach Straßburg, wo man während des Winters zu bleiben gedachte. Am Hofe zu Darmstadt verweilte der Prinz zwei Wochen, da seine Mutter eine hessische Prinzessin war. Herder machte die Bekanntschaft Mercks und durch diesen die des Geheimraths Hesse und verkehrte am meisten in dem Kreise dieser Familien. Hier sah er die zum ersten Mal, welche bestimmt war, die treue Gefährtin seines Lebens zu werden.

Marie Caroline Flachsland (1750—1809) war die Tochter eines würtembergischen Amtsschaffners zu Reichenweier im Elsaß. Als fünfjähriges Kind verlor sie ihren Vater, der in der Blüthe der Jahre seiner Familie entrissen wurde. Die Mutter hatte acht Kinder aufzuerziehen; doch Muth und Gottvertrauen halfen durch Armuth und Sorge hindurch. Da eine ältere Schwester sich mit dem Geheimrath Hesse in Darmstadt verheirathete, so nahm dieser Caroline und einen ihrer Brüder in sein Haus. Sie hatte gemäß den beschränkten Verhältnissen, in denen sie aufgewachsen war, keine vielseitige geistige Ausbildung erhalten können; allein sie besaß einen lebhaften Geist, ein für alles Schöne empfängliches, liebefähiges Gemüth. Sie empfand mit idealem Sinne den Gehalt deutscher Dichtung; an Klopstock hatte sich ihre junge Seele für erhabene Gesinnung und poetische Begeisterung gebildet. Herder war in dem Freundeskreise, in welchem auch sie zugegen zu sein pflegte, offen mittheilend und sprach sich begeistert über die Dichter aus, die seine Lieblinge waren. Er hatte das damals zwanzigjährige, stille, bescheidene Mädchen, das seine innere lebhafte Bewegung vor dem hochbegabten Manne nicht zu äußern wagte, Anfangs wenig beachtet; aber mehr und mehr trat

ihr herrliches Gemüth hervor; bei Klopſtock und Kleiſt hatten ſich ihre Herzen zuerſt gefunden. „Am 19. Auguſt“ — ſo erzählte Caroline in den „Erinnerungen“ — „predigte Herder in der Schloßkirche. Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich ſie nie gehört! Zu dieſem großen, einzigen, nie empfundenen Eindrucke habe ich keine Worte — ein Himmliſcher in Menſchengeſtalt ſtand er vor mir. Den Nachmittag ſah ich ihn, ſtammelte ihm meinen Dank —: von dieſer Zeit an waren unſere Seelen nur eins!“ Seitdem ſahen ſie ſich täglich. Am 25. Auguſt, ſeinem Geburtstage, richtete Herder an Caroline einen längeren Brief, nicht ſowohl den Erguß leidenſchaftlicher Hingebung als das Geſtändnis warmer Verehrung, die für den Augenblick nichts begehrte als die Sympathie idealer Freundſchaft und Seelenverwandtſchaft und das Band der Zukunft nur mit leiſer Andeutung berührte. Der Ausdruck ſeiner Liebe hat hier ſchon die Farbe angenommen, welche den langen Briefwechſel hindurch den Grundton in dem Gemälde ſeiner Empfindungen bildet. „Glauben Sie es mir,“ ſchloß Herder, „daß mein Herz ſich nicht beſſer ergießen kann, als wenn ich mir zwiſchen uns die Scenen einer ewigen Freundſchaft und Zärtlichkeit gedenke; Gott! und wie oft gedenke ich die! Ihr Bild ſteht mir da Tag und Nacht vor Augen; ich ſehe Sie in allen Aeußerungen Ihrer ſchönen Seele und in allen Situationen, wo Sie mein Herz gerührt. Dies Bild, dieſer geliebte Schatten wird mich auch in meiner Entfernung nicht verlaſſen; wenn nur der meinige ebenſo um Sie ſchwebte! Sie werden mir wenigſtens Freundſchaftsbriefe und Erkundigungen nach Ihnen erlauben, und o gebe der Himmel und die gütige Vorſehung, daß die Wünſche, die es mir nicht erlaubt iſt hier zu ſagen, und die Pläne, über die ſich wenigſtens meine Einbildungskraft freuet, von der Zukunft und dem Schickſal befördert würden! Wenigſtens, mein ſüßes, unſchuldiges Kind, hat unſer Umgang und Freundſchaft ſich keinen Vorwurf zu

machen und ſoll ihn nie zu machen haben. Wir wollen, ſo lange wir zuſammen ſind, uns zur Unſchuld und Empfindſamkeit und Tugend ermuntern, und das ſoll uns auch in der Entfernung unſer Andenken ſein. Wir wollen die Natur und die Güte des Herzens gemeinſchaftlich lieben lernen und immer unſer Herz verſchönern, als wenn wir zuſammen läſen und ſprächen und Gutes thäten. Wir wollen nicht an unſern Abſchied gedenken: ſein Sie wieder die erſte, muntre, heitre, unſchuldig freudige Flachsland. Der Himmel hat uns ſo ſonderbar zuſammengeführt, und in deſſen Hand iſt ja auch das Schickſal der Zukunft. Auch wenn wir uns in der Welt nie wiederſähen, ſo können wir uns noch unſres Umgangs freuen, und ich danke Gott jetzt mit Thränen, daß er mir eine ſo ſchöne Seele wie die Ihrige gezeigt hat. Leben Sie wohl! Ich bin Ihr ewiger Herder."

Caroline erwiderte die Liebesverſicherungen des verehrten Mannes mit der vollen Hingebung eines warmen Mädchenherzens, das ſich über alles Ahnen und Hoffen beglückt fühlt. „Nein, ich will nicht länger" — ſo beginnt ihre am 26. Auguſt Nachts elf Uhr geſchriebene Antwort — „mein Herz dem redlichſten, beſten Freunde verhehlen: eben ſo ſtark und, wenn es möglich iſt, noch ſtärker liebe ich Sie, wie Sie mich lieben. Wie freue ich mich, daß Sie mein ehrliches, gutes Herz kennen! O wie ganz in einer Minute haben ſich unſre Seelen gekannt! Was ich an dem glücklichen Sonntag empfunden und von Tage zu Tage mehr empfunden, kann ich nicht ſagen, es iſt mir alles neu: dies, dies iſt allein die wahre, himmliſche Freundſchaft!"

Während der wenigen Tage, die Herder noch in Darmſtadt verweilte, konnten ſie, da ſie immer von Zeugen umgeben waren, ſich nicht mit liebendem Worte nähern. Nur kurz vor dem Scheiden am Morgen des 27. Auguſt, trafen ſie noch ein Viertelſtündchen in Mercks Hauſe zuſammen und überließen ſich der Wonne des Geſtändniſſes ihrer Seelenbewegung; er zog ſie in

seine Arme und auf seinen Schoß. Küsse und Liebestammeln und durch Thränen lächelnde Blicke versicherten den im Glücke der Hingebung jauchzenden Seelen, daß sie sich auf ewig angehörten. Das Entzücken dieser Augenblicke klang lebendig in ihren Herzen nach. „Sie sind noch", schrieb Herder von Straßburg aus, „wie bei meinem Abschiede oft auf meinem Schoß, in meinen Umarmungen, an meinem Herzen; ich sehe noch oft Ihr weggewandtes himmlisches Gesicht voll der schönsten Thränen, wie es sich alsdann mit der ganzen Wonne der Wehmuth auf einmal heiter zu mir wandte und mich wie ein Engel Gottes anlächelte." Ihr Briefwechsel ward durch Merck besorgt, da den Verwandten ihre Liebe noch verheimlicht blieb.

Gerade um diese Zeit war in Herders äußern Lebensverhältnissen eine Wendung eingetreten, die ihn der Erfüllung seiner Wünsche ganz nahe zu bringen schien. Durch seine Denkschrift auf Thomas Abbt hatte er die Aufmerksamkeit des regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe auf sich gezogen. Ein Verehrer der schönen Literatur, die ihm in seinem einsamen Bückeburg ein Ersatz für sein bisheriges bewegtes Leben sein mußte, hoffte er den früh geschiedenen geistvollen Freund in Herder wiederzufinden und ließ schon kurz vor dessen Abreise von Eutin ihm die Stelle eines Oberpredigers und Consistorialraths antragen. Herder wagte nicht sich zu entscheiden und trat die Reise mit dem Prinzen an. In Darmstadt erhielt er den zweiten dringendern Antrag und nahm ihn am Tage vor seinem Geburtsfeste vorläufig an, indem er sich die Bestimmung des Antritts seines Amtes noch vorbehielt. Alles vereinigte sich daher in diesen Tagen, um Herder zu einem entschlossenen Schritte zu treiben, das Verhältnis zum Prinzen zu lösen — daß dies doch bald geschehen müsse, war ihm schon in Darmstadt klar —, in einen Wirkungskreis zu treten, wie er wohl selten einem so jungen Theologen angeboten ward, und sich an der Seite der

Geliebten das schönste häusliche Glück zu schaffen. Allein in Herders Charakter lag eine seltsame Unentschlossenheit, wo es galt, in wichtigen Momenten des Lebens selbstbestimmend in den Gang seines Schicksals einzugreifen. Es war ihm stets, als müsse er erst die weitere Entwicklung der Umstände abwarten und auf einen entscheidenden Wink des Genius harren; der Glaube an ein sokratisches Dämonion gehörte zu seiner Ansicht vom Lebensschicksal. Er reiste mit dem Prinzen, obwohl mit Widerwillen, schob den Antritt seines neuen Amtes in unbestimmte Ferne hinaus, gleichsam als bange ihm davor, und bereitete seiner Geliebten einen langen Brautstand, während er doch wußte, daß für sie der Aufenthalt in dem Hause des Schwagers eine Zeit des Duldens war und sie um so schmerzlicher die Verbindung mit ihm herbeisehnen mußte. Ja, aus einer wunderbaren Scheu vor dem Zwang der Gefühle sträubte er sich fortwährend, sie als seine Verlobte anzureden, seiner Liebe die Weihe zu geben durch das Gefühl der Vereinigung für's Leben, welches sich durch das stets wiederkehrende unbestimmte Hinweisen auf ideale Gemeinschaft der Seelen, gegenseitige Veredlung und höhere Fügung des Schicksals nicht ersetzen ließ. Der Liebende scheint kalt, der es absichtlich vermeidet, die Zukunft seiner Liebe zu berühren, und Herder fürchtete schon, die Geliebte zu „entehren", wenn er ihr die geringsten „weiblichen Absichten" zutraute.

In Karlsruhe ward er am Hofe des Markgrafen Karl Friedrich, des Verehrers deutscher Poesie, mit vieler Auszeichnung aufgenommen. „Da er der erste Fürst ist," schrieb er, „den ich ganz ohne Fürstenmiene kenne, so fallen unsre langen Gespräche meistens auf Dinge, die zur Einrichtung und Freiheit des menschlichen Geschlechts gehören, und über die ich mich so frei ausdrücke, als ob ich mit keinem Fürsten spräche."

Bald nach seiner Ankunft in Straßburg ward es Herder vollends klar, daß die Nothwendigkeit da sei, das Verhältnis zum

Prinzen, das ihm durch das schroffe Benehmen und die engherzige Pädagogik des Hofmeisters unerträglich gemacht wurde, aufzugeben. Am 20. September kündigte er unter Thränen seinen Entschluß dem Prinzen an, der sich, gleichfalls tief ergriffen, von seinem Lehrer und Seelsorger, zu dem er ein herzliches Vertrauen gefaßt hatte, trennte. Auf sein schriftliches Gesuch erhielt er von dem Eutiner Hofe seine Entlassung, „vom Fürsten mit vieler Hochachtung und Höflichkeit, von der Herzogin mit Empfindlichkeit und von beiden mit Befremdung". Inzwischen ward von Bückeburg aus die förmliche Vocation, worin auf alle seine Wünsche Rücksicht genommen worden war, an ihn ausgefertigt und die Reisekosten bewilligt; er wurde mit Sehnsucht erwartet. Gleichwohl machte er noch keine Anstalten zur Rückkehr, sondern erbat sich noch eine weitere Frist. Caroline, leicht aufwallenden Gemüths, eine Elektranatur, wie Goethe sie treffend bezeichnet, dazu von Verwandten gereizt, glaubte in seinem in der That befremdenden Benehmen, in seinen unter Verstimmung und mancherlei Verdrießlichkeiten geschriebenen Briefen, besonders in den gar bedächtig schwankenden Aeußerungen über die Ungewißheit der Zukunft eine Kälte wahrzunehmen, die auf die Absicht eines Bruches hindeute; sie zweifelte an der Redlichkeit und Beständigkeit seines Charakters und wollte durch einen raschen Entschluß sich Luft machen. Sie gestand ihm, sie sehe sich getäuscht und fühle die Unmöglichkeit eines Wiedersehens und einer Fortsetzung ihres Briefwechsels. Herders Erwiderungen sind Zeugnisse der tiefsten Seelenerschütterung, voll von reuigen Geständnissen und Selbstanklagen. Die Wärme der Liebe kehrte zurück, aber es blieb ein Stachel des Argwohns, der nicht ohne Herders Schuld noch mehrmals die beiden edlen Herzen, die nicht von einander lassen konnten und sich doch gegenseitig durch stets erneute Empfindlichkeiten quälten, schmerzlich verwundete. Wenn Herder gleich nach der Wiedervereinigung ihrer Herzen, in dem Augen-

blicke, wo er die Entlassung vom Eutiner Hofe in der Hand hatte, der Geliebten gestand, nicht zu wissen, ob er jetzt den Weg nach der Schweiz und Italien einschlage oder sich in Straßburg sein krankes Auge operieren lasse oder an seinen neuen Bestimmungsort eile und in letzterem Falle lieber Darmstadt nicht berühre, um nicht wieder in den Kreis des dortigen Hofes hineingezogen zu werden, so war doch mit solch einer Bedächtigkeit einem sehnsuchtsvollen Mädchenherzen allzu viel zugemuthet.

Herder litt fortwährend an einer Augenentzündung, welche von mangelhafter Absonderung der Thränenfeuchtigkeit herrührte. Er entschloß sich, durch den als Augenarzt berühmten Lobstein in Straßburg die Operation vornehmen zu lassen, die man als eine Sache von wenig Wochen darstellte. Diese bestand darin, daß der Boden des verschlossenen Thränensäckchens aufgeschnitten und der benachbarte Nasenknochen, dem die naturgemäße Oeffnung fehlte, durchbohrt ward. Herder bestand die schmerzhafte Operation mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Da sie das erste Mal nicht gelungen war, indem das Instrument beim Durchbohren des Knochens brach, so ward sie noch zweimal, zuletzt im Februar des folgenden Jahres unter Assistenz eines ausgezeichneten Chirurgen, Busch, wiederholt, doch auch diese Male ohne Erfolg. Die künstliche Thränenrinne wollte sich nicht bilden, und man sah sich genöthigt, um das Uebel nicht ärger zu machen, die Wunde sich schließen zu lassen. In den Briefen an Merck und an Caroline gibt uns Herder ausführliche Operations- und Leidensberichte. Den ganzen Winter wurde er dadurch in Straßburg aufgehalten und mußte beständig das Zimmer hüten. Der lange Aufenthalt ward ihm um so unangenehmer, als er die bedeutenden Kosten desselben ganz aus eigenen Mitteln bestreiten mußte. Er half sich durch Anleihen und Vorschüsse aus Bückeburg, wodurch er sich auf's neue in Schulden hineingezogen sah,

bevor er den Verbindlichkeiten, die er gegen Hartknoch hatte, zu genügen vermochte.

So schmerzlich und verdrießlich für Herder, so günstig war diese Verzögerung für den damals in Straßburg studierenden Goethe, der, angezogen von dem Namen des berühmten Mannes, gleich nach dessen Ankunft seine Nähe und sein belehrendes Gespräch gesucht hatte. Eine Freundschaft schloß sich, die nach wenig Jahren auch für Herders Leben entscheidend werden sollte. So geheimnisvoll wirkt und schlingt das Schicksal seine Fäden. Während der Augenkrankheit war Goethe fast täglich Morgens und Abends um den „lieben Mann" und hieng begierig an seinen Lippen, auch wenn sie manches harte Wort gegen seine bisherigen Liebhabereien sprachen. Herder schloß ihm das Reich der Poesie in einem höheren Sinne auf, als er es bisher kannte, und wies ihm seinen Standpunkt im Gebiete der deutschen Literatur recht eigentlich erst an. Der lernbegierige Jüngling ertrug mit Geduld die hofmeisterliche Bitterkeit, mit der Herder auch die Geliebtesten nicht verschonte; aber er empfieng dafür die geistige Weihe für den umfassenden Ideenkreis, in welchem Herder lebte. Dieser theilte ihm die in der Handschrift zum größten Theil während der Leidenszeit ausgearbeitete Preisschrift über den Ursprung der Sprache mit — sie ward noch vor Weihnachten 1770 nach Berlin gesandt und erhielt den von der Akademie ausgesetzten Preis —; er bestärkte ihn in seiner Abwendung von der französischen Literatur, führte ihn zu Ossian und den Volksliedern, erschloß ihm von diesem Standpunkte aus das volle Verständnis Shakespeares, mit dem er sich forschend und übersetzend in der Straßburger Zeit angelegentlich beschäftigte, besprach mit ihm die Anfänge menschlicher Cultur und Poesie, wie sie uns in der biblischen Ueberlieferung und in der hellenischen Dichtung geoffenbart sind, kurz wies schon auf alle jene großen Ideen hin, welche in seinen nächstfolgenden Werken über Philo-

sophie der Geschichte der Menschheit und morgenländische Poesie zur Darstellung gelangten. Eben so lebhaft ward Jung Stilling von Herders Persönlichkeit angezogen; er bekannte, von Herder einen Stoß zu ewiger Bewegung erhalten zu haben.

Im April 1771 konnte sich Herder endlich von dem „verfluchten" Straßburg losmachen; er meinte, nur noch „die Trümmer" von sich retten zu können, doch nicht ohne die Hoffnung mitzunehmen, daß mit dem Frühling auch seine Jugend wiederkommen werde. Kaum jedoch konnte er von dem bevorstehenden Besuche in Darmstadt jene sonnenhellen Lenzestage der Liebe erwarten, mit deren beseligendem Nachgefühl er es verlassen hatte. In der Zeit des Mißmuths waren seine Briefe an Caroline seltener und kälter geworden; sie verschonte ihn nicht mit Vorwürfen darüber, und sein letzter Brief „aus dem Wetterloch Straßburg" ward in der Absicht geschrieben, seine gekränkte Empfindung vom Herzen wegzureden — ein bedenklicher Vorklang für das Wiedersehen in Darmstadt, dem der schmerzliche Nachklang, welchen es in beider Herzen hinterließ, entsprach. Herder, obwohl seinem Wirkungskreise entgegeneilend, wollte noch immer nicht eine bestimmte Zusage geben; seine mündlichen Liebesversicherungen mochten sich schwerlich über solche Allgemeinheiten erheben, wie er sie in seinem ersten Brief an die Freundin nach dem neuen Abschied von Darmstadt gab: „Lassen Sie den Schicksalsfaden leise laufen, wie er läuft, ohne ihn reißen und aufhalten zu wollen; so geht er desto sichrer seinen Gang und findet sich wieder in unsre Hand, vielleicht wenn wir's am wenigsten gedenken und hoffen." Unglücklicher Weise mischte sich der charakterlose, empfindsame Leuchsenring, der in Carolinens Herzen sehr viel galt, in die Sache. Er legte Herders Benehmen falsch aus, glaubte bei ihm die rechte Liebeswärme zu vermissen und machte dadurch das Uebel nur noch schlimmer. Stumm und verschlossen standen sich die gegenüber, welche sich für's Leben

angehören wollten. Herders letzte Bitte beim Scheiden, ruhig und heiter zu sein, vernahm Caroline mit weinenden, geschwollenen Augen; es waren andere Thränen als beim ersten Scheiden, welche der Engel der Hoffnung hinwegglächelte.

Und doch war Herders Herz voll zärtlichster Verehrung für sie; in beredtester Fülle sprach diese aus den begeisterungsvollen Briefen, die er an sie von den Stationen seiner Reise richtete, und auch ihn empfiengen die wärmsten Grüße des auf's neue in Liebesjubel aufjauchzenden Mädchenherzens beim Eintritt in sein einsames Bückeburg. Es war sein Vorsatz, die Geliebte nicht eher dort einzuführen, als bis sich seine Vermögensumstände gebessert, seine Verhältnisse geordnet haben würden. Dies Carolinen zu gestehen, hinderte ihn die Scheu vor der Berührung ihrer Liebe mit der gemeinen Wirklichkeit; daher konnte es, während sich ihre Vereinigung noch länger verzögerte, nicht an neuen Irrungen und Mißverständnissen fehlen, die ein rechtzeitiges offenes Wort besser beseitigt hätte als die oft wiederkehrende Versicherung, daß er ihrer Liebe würdiger zu werden suche. „Mein Gott, warum müssen sich zwei der besten Herzen so quälen!" — dieser wehmüthige Ausruf Carolinens bezeichnet das Gefühl, mit dem uns der Briefwechsel des seltenen Paares mehr als einmal erfüllt.

In Bückeburg sah man Herders Ankunft mit großer Erwartung entgegen und keiner sehnlicher als der Graf, der seine Berufung so dringend betrieben hatte. Wilhelm von Schaumburg-Lippe gehört zu den merkwürdigsten Fürstencharakteren seines Jahrhunderts. Ein Enkel Georgs I., war er in seiner Jugend in England erzogen worden und hatte jene vielseitige wissenschaftliche Bildung erhalten, durch welche sich der hohe Adel Englands damals vor den deutschen Höfen auszeichnete. Als der jüngere Sohn des bückeburgischen Grafenhauses schien er Anfangs nicht zur dereinstigen Regierung des deutschen Ländchens

berufen zu sein; daher richtete sich sein Sinn auf die militärische Laufbahn, zu der ihn seine Kenntnisse und Anlagen in vorzüglichem Grade befähigten. In dem Alter von achtzehn Jahren ward ihm durch den Tod des älteren Bruders die Aussicht auf die Nachfolge in der lippischen Grafschaft eröffnet; er ward vom Vater nach Hause gerufen, fast nur um Zeuge einer elenden Verschwendung und Maitressenregierung zu sein, bis er sechs Jahre später mit des Vaters Tode die Regierung antrat. Eingezwängt in kleinliche Zustände, für die sein Geist zu groß war, ließ er seinen Trieb, Neues zu schaffen, zum Schaden seines Landes frei walten, verwandelte es in einen kleinen Militärstaat, indem er den sechzehnten Theil der Bevölkerung zum Soldatendienst preßte, legte Stückgießereien an und baute in einem größeren Landsee seiner Grafschaft, dem Steinhuder Meer, die Festung Wilhelmstein mit einem Kostenaufwand, der zu den geringen Hilfsquellen des Ländchens in keinem Verhältnisse stand. Als ein kenntnisreicher Militär trat er im siebenjährigen Kriege hervor, und noch glänzender bewährte sich seine Feldherrntüchtigkeit im portugiesischen Kriege gegen Spanien.

Während seines Aufenthalts in Portugal war mit ihm eine heilsame Veränderung vorgegangen. Nach seiner Rückkehr in sein Land widmete er sich mit treuer Sorge seinen Regentenpflichten; der militärische Druck wurde gemildert: der Graf war menschenfreundlicher geworden. Seine für das Bessere empfängliche Gemüthsart noch mehr zu wandeln, dazu diente seine Verbindung mit der sanften Gräfin Maria Eleonore und der Umgang mit dem trefflichen Thomas Abbt, den er als Regierungsrath in seine Dienste nahm und als seinen vertrautesten Freund liebte und ehrte. Abbt widmete sich dem Grafen in der kurzen Zeit ihres näheren Verkehrs — denn Abbt starb schon im zweiten Jahre ihrer Bekanntschaft — mit aufopfernder Hingebung. Er lenkte, die Schwächen des eigensinnigen, an Widerspruch nicht

gewöhnten Fürsten schonend, seine Ideen auf edle Zwecke, nährte seinen Hang zu philosophischem Nachdenken und flößte ihm Liebe zur deutschen Literatur ein, die er bis dahin völlig vernachlässigt hatte.

Diesen Mann, den der Graf auch nach dessen Tode als seinen treuesten Freund ehrte, zu ersetzen, ward Herder berufen — eine schwere Aufgabe! Schon die erste Begegnung war kalt; jeder mochte in dem andern mehr zu finden gehofft haben, als die persönliche Erscheinung bestätigte. Bei der größten Hochachtung, die beide im ferneren Verkehr für einander aufrichtig empfanden und sich gegenseitig bewiesen, kam man sich doch im Wesen nur wenig näher. Herder war von einem zu entschiedenen Selbstbewußtsein, auch seinerseits zu eigensinnig, um sich dem Grafen in der hofmännischen Weise, wie es Abbt gethan hatte, zu widmen. Er verzichtete darauf, der Person des Grafen als geistvoller Gelehrter viel zu sein. In Bückeburg wollte er Prediger und Seelsorger seiner Gemeinde sein und vor allem den Kreis seines Berufs mit seiner Thätigkeit ganz ausfüllen. Aber auch diesen hatte er erst zu schaffen, seine Gemeinde hatte er erst zu sammeln und zu sich heranzuziehen, da er als Fremder, der wenig Neigung zeigte, Umgang zu suchen, nur langsam heimisch ward und die engeren Beziehungen zu Amtsbrüdern, deren Geistesbildung tief unter der seinigen stand, und zu Gemeindegliedern, denen sein Charakter und seine Rede noch lange unverstanden blieben, nur allmählich anknüpfen konnte. Herder, der in Folge seiner Reizbarkeit stets zwischen muthiger Entschlossenheit und melancholischer Verzagtheit schwankte, zog sich daher Anfangs ganz auf sich zurück; sein Leben schien ihm keinen Zweck zu haben, er fühlte, daß er nicht sei, was er sein solle, er dünkte sich in einer Wüste, in der kaum das Echo seiner Stimme zu ihm dringe. Dennoch konnte er nicht umhin, sich mitten unter melancholischen Klagen zu gestehen, daß er von allen Seiten, namentlich vom Grafen, mit

großer Achtung behandelt werde und seine gewissenhafte Wirksamkeit Anerkennung finde.

Weit freundlicher gestalteten sich seine Verhältnisse mit dem zweiten Jahre. Die Gräfin Maria knüpfte mit ihm jenes ideale geistige Band, das er noch über ihrem Grabe im Scheiden von Bückeburg mit gerührtem Herzen als einen Segen des Himmels pries. Seit dem Anfange des Jahres 1772 führte sie mit ihm einen Briefwechsel, in welchem sie ihre religiösen Selbstbetrachtungen, die zartesten Angelegenheiten der Seele ihm als ihrem geistlichen Beistande vorlegte. Sie ward seine eifrigste Zuhörerin; im Hinblick auf sie waren die meisten seiner Predigten entworfen, deren Inhalt oft der Gegenstand ihrer brieflichen Unterhaltung ward. Auch sie war einsam. Verbunden mit einem Gemahl, der ihr zwar die reinste Hochachtung und die zärtlichste Liebe widmete, doch ohne für die zarteste Seite ihres Herzens ein Verständnis zu haben, in jenem Jahre überdies tief erschüttert durch den Tod eines geliebten Bruders, dessen Liebe ihrem liebebedürftigen Herzen der einzige Ersatz gewesen war, sie selbst endlich durch körperliche Schwäche in den Jahren der Jugend schon mit dem Gedanken eines frühen Dahinwelkens vertraut, ward sie für Herder ein erhebendes Beispiel der Resignation und des gottergebenen Vertrauens.

Der Hof hatte seitdem für Herder eine größere Anziehungskraft erhalten. Der Graf, von Herders Unmuth über seine Lage durch die Gräfin näher unterrichtet, bemühte sich, ihm seine Stellung angenehm zu machen; er ward häufiger zur fürstlichen Tafel und zu Hofconcerten geladen. Der Graf unterhielt eine kleine Capelle, welche unter der Leitung Johann Christoph Friedrich Bachs, eines Sohnes des großen Componisten, stand. Herder, dessen Trieb zur Poesie durch die Musik neu angeregt wurde, verfaßte für dessen musikalische Composition eine Reihe von Cantaten und die kleinen dramatischen Arbeiten „Brutus“, einen

lehrhaft-lyrischen Auszug aus Shakespeares „Julius Cäsar“, und „Philoktet“.

Unter diesen Verhältnissen schien das Verlangen nach einer Vereinigung mit der Verlobten wieder sehr in den Hintergrund zu treten. An dem Himmel ihrer Liebe trieb eine Wolke die andere; es kamen noch Momente, wo sie einander frei gaben und eines des andern Unglück nicht sein wollte. Endlich ward im Juni 1772 zwischen ihnen ein offenes Wort über die Zukunft gesprochen, und die Herzen waren entsiegelt. Caroline selbst führte eine schnellere Wendung herbei, indem unangenehme Vorfälle im Hause des Schwagers ihr gegen diesen das Geständnis entrissen, daß sie mit Herder verlobt sei. Seitdem fühlte er dringender die Pflicht, sie bald heimzuführen; nur waren auch jetzt noch seine ökonomischen Verhältnisse nicht völlig geordnet; aus diesem Grunde zögerte er und verschwieg, was ihn bedenklich machte. Es hätte daher nicht viel gefehlt, daß der schleichende Leuchsenring (Goethes Pater Brey), der sich wieder nach Darmstadt begeben hatte, auf's neue Unfrieden gesät hätte. Im Frühling 1773 kam Herder nach Darmstadt und schloß am 2. Mai den ehelichen Bund, der für beide Theile auf allen Schritten ihres Lebens an Glück und häuslichen Freuden reich war. Erst jetzt lernten sie sich ganz verstehen. „Wir eilten“, schreibt Caroline, „in unsere stille, glückliche Hütte zu Bückeburg, wo reine Liebe, Theilnahme und Freundschaft edler, seltener Menschen unser Glück vollendete. Die drei und ein halbes Jahr, die wir da zusammen verlebten, waren die paradiesischen Jahre unsers häuslichen Glückes, die goldene Zeit unserer Ehe..... Der Graf und die Gräfin waren bei unserer Ankunft auf dem Landsitz zum Baum. Ich wurde mit meinem Mann zur Mittagstafel geladen..... Wir wurden ausgezeichnet gütig, gnädig, theilnehmend empfangen. Das würdige Betragen des Grafen, die holdselige Engelsmiene und zärtliche Aufnahme der Gräfin

bleiben mir unvergeßlich. Diese erste Zusammenkunft mit ihr verband unsere Seelen im Stillen auf immer. Es war ein heiliges Verhältnis — Worte drücken es nicht aus. Von dieser Zeit gieng für Herder eine ganz veränderte Existenz in Bückeburg an; der ganze Ort faßte neues Zutrauen und Hochachtung gegen ihn, und liebevolle Theilnahme an unserm häuslichen Glück war allgemein sichtbar."

Auf Herders geistige Thätigkeit äußerte das glückliche Dasein, das ihm an der Seite seiner vortrefflichen Gattin zu Theil ward, den günstigsten Einfluß. Seine Mißstimmung, sein Mißtrauen in sich selbst, sein Schwanken hatte ein Ende; „alle seine Kräfte zum Fortstreben, seine Geistesplane in Ausführung zu bringen, waren neu belebt." Poesie, Religion und Philosophie der Geschichte waren der mächtige Dreiklang, welcher mit den erhabensten Tönen sein Innerstes durchdrang und mit prophetischen Ahnungen erfüllte. Noch stand er mit dem tiefsten Drange seines Geistes inmitten des Gährungsprocesses seines Zeitalters, das mit dem Flügelschlag der Begeisterung zur Freiheit emporstrebte. Wie er mit den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" begonnen hatte, so behalten auch seine nächstfolgenden Schriften jenes große Ziel im Auge, mit reformatorischer Kraft die Fesseln des Genius zu sprengen. Ihm genügt nicht die scharfsinnige, Begriffe wägende und sondernde Kritik eines Lessing; nicht um logische Klarheit allein und Verstandeshelle ist es ihm zu thun. Ihm erscheint sein Zeitalter ernüchtert in Abstractionen und massenhafter Gelehrsamkeit, in Phrasenpoesie und Phrasenreligion; er sucht den lebendigen Geist durch den kindlichen Sinn der Urzeit, durch die Lieder des Volkes, durch den prophetischen Hauch des Morgenlandes wieder hervorzurufen. Er ist zu gleicher Zeit der Zögling Lessings und Hamanns. Die „Fragmente" waren ein Hymnus auf die vom Munde des Volkes geschöpfte phantasievolle Sprache, auf Homer und die Dichter des Volkes. In seiner Preisschrift

über den Urſprung der Sprache verweilt Herder bei der Kindheit des Menſchengeſchlechts, und indem er die Gabe der Sprache als einer von außen durch unmittelbare göttliche Unterweiſung beigebrachten Lehre verwirft, läßt er uns ihren Urſprung im erſten Erwachen der Vernunft erkennen, in dem Aufkeimen des höheren geiſtigen Daſeins, wenn die „Beſonnenheit“ des Menſchen zum erſten Mal an den Bildern der Außenwelt unterſcheidende Merkmale abſondert. Herders Aufſatz über Shakeſpeare, ſeine Briefe über Oſſian und die Lieder alter Völker, welche in den gemeinſchaftlich mit Goethe und Möſer herausgegebenen fliegenden Blättern „von deutſcher Art und Kunſt“ 1773 erſchienen, waren ein Verſuch, an der Hand der geſchichtlichen Betrachtung eine tiefere Auffaſſung Shakeſpeares, die ſich zwiſchen den Urtheilen Leſſings und Gerſtenbergs in der Mitte hielt, zu begründen ſowie Oſſians Geſänge als Lieder eines ungebildeten, ſinnlichen Volkes und an ihnen das Weſen der Volkspoeſie überhaupt aufzuweiſen; zugleich aber waren ſie ein nachhaltiger Mahnruf an die dichtende Jugend, den Tönen des Volksliedes zu lauſchen, den kühnen Wurf ſhakeſpeariſcher Originalität zu wagen und den letzten Reſt abgeſtorbener conventioneller Dichtkunſt von ſich zu werfen. Alle die genialen Jünglinge, welche das ausführten, wozu Herder ſelbſt die dichteriſche Kraft abgieng, ſtanden daher mit ihm wenigſtens in einer geiſtigen Berührung. Goethe correſpondierte mit ihm über Oſſian und Volkslieder ſowie über die dramatiſche Behandlung des Götz von Berlichingen; Bürger wünſchte, mit ſeinen Balladen der Theorie Herders Ehre zu machen; Lenz drängte ſich mit ſtürmiſcher Haſt an ihn, und faſt galt eine Zeit lang dieſer phantaſtiſche Schwärmer in Herders Werthſchätzung nicht weniger als der immer Maß haltende, klar in's Leben blickende Goethe, wie er denn damals Lavater, mit dem er einige Jahre hindurch einen lebhaften Briefwechſel unterhielt, nach Klopſtock für das größte Genie in Deutſch-

land hielt. Auch hier ließ sich Herders Theorie vorzüglich durch das Gefühl bestimmen: Klopstock nahm er um seines Barden- und Prophetenthums willen von dem über die Kunstpoesie ausgesprochenen Verdammungsurtheil aus. Lessings Scharfblicke war das enthusiastisch Uebertriebene und rhetorisch Erkünstelte in der klopstockischen Poesie nicht verborgen geblieben.

Nicht minder war die Geschichtschreibung von den hergebrachten Formen einer nüchternen Kathedergelehrsamkeit zu erlösen: sie sollte aufhören, nichts als Regentengeschichte zu sein, sie sollte Geschichte der Menschheit werden. Wie das poesievolle Bild derselben vor Herders Seele schwebte, schilderte die beredte kleine Schrift „auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" (1774), der Grundton seines nachmaligen größten Werkes. Den herkömmlichen Ansichten entgegen erblickte Herder in den einzelnen Erscheinungen der Geschichte nicht die letzte Absicht der göttlichen Macht, welche die Geschichte lenkt, sondern nur Mittel zum Zweck, Momente im Fortgang des Ganzen, dessen tiefster und letzter Sinn uns aber über das Menschengeschlecht hinaus auf das Gebiet des religiösen Glaubens und Ahnens weist. Von diesem Gedanken ausgehend, gab er eine charakteristische Uebersicht der bedeutendsten Geschichtsepochen bis auf die Gegenwart, von polemischen Tendenzen besonders gegen die neuere Zeit bewegt. In einer auf die Grundidee einer wahrhaft allgemeinen Geschichte zurückgehenden, im einzelnen aber leichtfertigen und übermüthigen Recension, die in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" abgedruckt ward, griff Herder die Universalgeschichte Schlözers mit jener bittern Polemik an, die seinem reformatorischen Eifer eigen war. Der Göttinger Professor setzte ihr in höchster Entrüstung eine gegen zweihundert Seiten lange Gegenschrift entgegen und bezeichnete die Kritik Herders als „eine Urkunde des leidigen Recensentenunfugs, der seit etwa zehen Jahren unsre deutsche Literatur schändet". Zum Schluß zählte er höchst

charakteriſtiſch für ſeinen Standpunkt Herder unter „die jetzigen Skoliodoxen, dieſe neue Race von Theologen, die ſeit wenigen Nächten hervorwächſt, dieſe galante witzige Herren, die über Kanon, Apokalypſe und ſymboliſche Bücher kurzweilen, und denen Volkslieder, die auf Straßen und Fiſchmärkten ertönen, ſo intereſſant wie Dogmatiken ſind".

Bald aber zeigte Herder auch öffentlich, daß es ihm mit der Theologie eben ſo Ernſt ſei wie mit der Poeſie. Seit Jahren hatte er Materialien zu einer umfaſſenden Schrift über Schöpfungsgeſchichte und morgenländiſche Dichtung geſammelt und ſchon in Riga einige Abhandlungen darüber als Entwürfe niedergeſchrieben. In Bückeburg benützte er die Schätze der Göttinger Bibliothek für ſeine Zwecke. Eine Reiſe nach Göttingen im Februar 1772 brachte ihn in ein näheres Freundſchaftsverhältnis mit Heyne; während derſelben kündigte er dieſem ſein Werk, wie er in ähnlicher Weiſe ſich gegen Hamann und Merk darüber geäußert hatte, mit prophetiſcher Kühnheit an: „So viel ſich .... hier auf einem Quartblatt davon ſagen läßt, iſt, daß ich in einem Stücke, das wir alle auswendig wiſſen, eine Rune gefunden zu haben glaube, die unleugbar iſt, ſeit Jahrtauſenden verkannt iſt, und die ich für das älteſte Symbolgebäude des menſchlichen Geſchlechts mit dem Zeugnis des ganzen Alterthums angeben kann. Meine Entdeckung ändert in der Theologie Quartanten und Folianten, gibt der älteſten Welthiſtorie die erſte augenſcheinliche Urkunde, der Chronologie den älteſten Zeitmeſſer." Im glücklichen Sommer des Jahres 1773 legte er endlich Hand an ſein Werk „älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts". Den erſten Band, welcher 1774 erſchien, ſchrieb er in dem kurzen Zeitraume von ſechs Wochen; die heiterſte Stimmung belebte ſeinen Fleiß, und die geſammelte geiſtige Kraft geſtaltete das Ganze wie aus einem Guſſe. Stolz, faſt marktſchreieriſch lauteten die Aufſchriften der drei Theile dieſes Bandes: „eine nach Jahrhunderten enthüllte

heilige Schrift", „Schlüssel zu den heiligen Wissenschaften der Aegypter" und „Trümmer der ältesten Geschichte des niedern Asiens". Ein vierter Theil, der „Versuch einer Erklärung der Schöpfungsgeschichte", charakteristisch in der Auffassung des Sündenfalls, folgte 1776 nach.

Von der mosaischen Schöpfungsurkunde ausgehend, welche durch poetisch-symbolische Deutung dem Gebiete der physikalischen und dogmatischen Auslegung entrückt wird, verbreitet sich Herder über die Urgeschichte der vorderasiatischen Völker, verfolgt die verwandten Vorstellungen im ägyptischen Alterthum, in der gesammten ältesten Tradition und Philosophie des Morgenlandes und faßt zuletzt die Sagen von den Anfängen des menschlichen Geschlechts zusammen. Es ist jedoch keineswegs der Umfang und die Strenge wissenschaftlicher Forschung, was sein Werk auszeichnet, sondern die dichterische, aus der Seele quellende Begeisterung, die wie ein erquickender Strom alle Theile desselben durchdringt, das lebendige Gefühl für die religiösen Symbole der ältesten morgenländischen Völker, die ehrfurchtsvolle Scheu, mit der er in den Vorhallen der Geschichte wie auf heiligem Boden wandelt, vor allem das Verständnis der poetischen Fülle und Hoheit des alten Testaments. Die Beschränktheit orthodoxer Dogmatiker wie die Flachheit der rationalistischen Exegeten werden rechts und links mit scharfer Polemik abgefertigt, von der niemand härter getroffen ward als der Göttinger Michaelis, der namhafteste Commentator der alttestamentlichen Schriften. Entgegnungen der bittersten Art, die den kühnen Eindringling zu beseitigen suchten, blieben nicht aus. Herder hatte sie selbst durch den ungeberdigen, leidenschaftlichen Ton und durch die kritiklose, dilettantische Art seiner Beweisführung herausgefordert. Nannte doch sogar Hamann, so einverstanden er mit dem Inhalt und der Absicht des Werkes war, das Buch ein monstrum horrendum, und Kant sprach bezeichnend davon als von einem Triumph ohne Sieg. Allein wie

vielfach auch die besonnene Kritik in ihrem Rechte war, die große That blieb bestehen: Herder hatte an der Hand der Poesie und Geschichte ein neues Verständnis des alten Testaments, ja des Morgenlandes überhaupt eröffnet, das für Schriftforschung und Geschichtschreibung von weit greifender Wirkung war.

In näherer Beziehung zu seinem geistlichen Amte standen die „fünfzehn Provinzialblätter an Prediger“ (1774), in denen er die Hoheit des Predigtamts gegenüber den modernen Entartungen desselben vertheidigte und den echten Theologen als den Vermittler von Religion, Poesie und Humanitätsphilosophie in den Mittelpunkt des erhabensten Ideenkreises stellte. Die Kühnheiten des springenden, überstürzten Stils, der jene in die Periode des Sturms und Drangs fallenden Schriften Herders bezeichnet, stiegen hier zur völligen Willkür des leidenschaftlich erregten Autors. Die schneidende Polemik, welche nicht selten über Gebühr den Gegner höhnisch und stolz abwies und dies Mal den allverehrten Spalding traf, zog ihm auch wegen dieser Schrift harte Angriffe zu; dabei legte man es Herder sehr übel aus, daß er ein Exemplar derselben mit einem hochachtungsvollen Briefe, der den heftigen Ton des Werkes zu entschuldigen und vor allem die Person von der Sache zu scheiden versuchte, an den Angegriffenen sandte. Seine tactvolle Gattin, welche die Herbigkeit seines polemischen Tons zu mildern bemüht war, macht bei diesem Anlaß die Bemerkung: „Eigenthümlich war ihm ein sonderbares Vergessen und Nichtachten der Personen und Umstände, wenn er im Feuer über eine Materie schrieb; er war gewöhnlich von diesem und dem Gefühl des Zwecks, wozu er schrieb, so ganz überwältiget, daß er durchaus nicht an Rücksichten dachte oder denken konnte.“ Im folgenden Jahre erschienen die im Geiste, doch nicht mehr in der Form der „ältesten Urkunde“ verfaßten „Erläuterungen zum neuen Testament aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle“, welche aus dem

Zend-Avesta geschöpft sind und sich vorzüglich auf das Evangelium des Johannes beziehen, und die den Brief des Jacobus und des Judas betreffenden „Briefe zweener Brüder Jesu in unserem Kanon"; ein Werk über die Offenbarung Johannis ward entworfen: in der Apokalypse erblickte Herder nicht blos ein poetisches, sondern ein göttlich-prophetisches „Bilderbuch vom Ausgange der Sichtbarkeit und der Zukunft des Reiches Jesu in Bildern und Gleichnissen seiner ersten schrecklich-tröstenden Ankunft".

Indeß suchte er auch mitten unter theologischen Arbeiten Erholung auf den Gebieten der Geschichte und Poesie. Er erwarb sich von der Berliner Akademie 1775 einen zweiten Preis durch die Schrift „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet", welche die Untersuchung der von der Akademie aufgeworfenen Frage vom philosophischen auf das literarhistorische Gebiet hinüberlenkte. Die Sammlung der Volkslieder war so sehr angewachsen, daß er ernstlich an die Herausgabe dachte, die gerade damals den richtigsten Zeitpunkt getroffen hätte. Seine literarische Thätigkeit war um so staunenswerther, als inzwischen seine Amtsgeschäfte mehr und mehr gewachsen waren. Im Jahre 1775 wurde ihm die Superintendentur übertragen, so daß ihm die Prüfung und Ordination der Geistlichen des Landes oblag. Mit welch gewissenhafter Strenge er auch in dieser Stellung sein Amt wahrnahm und nöthigen Falls selbst gegenüber den Eingriffen der Regierung die Unbescholtenheit und Tüchtigkeit des geistlichen Standes wahrte, davon haben wir einige Documente, welche die Festigkeit seines sittlichen Charakters im schönsten Lichte zeigen. Durch einen dieser unangenehmen Vorgänge, bei welchem der Graf selbst compromittiert war, indem er die Ordination und Einsetzung eines durchaus unwürdigen Geistlichen befahl, wurde das Verhältnis zwischen ihm und Herder vorübergehend getrübt und wenn gleich

der Graf, seine Uebereilung einsehend, trotz der verletzenden Leidenschaftlichkeit der herder'schen Berichte nachgab, so blieb doch eine Wunde zurück.

Herder hatte von Anfang an Bückeburg nur als eine Station seines Lebens betrachtet, auf der er nicht lange zu verweilen wünschte. Auch der Graf fühlte dies, so daß er seine Verwunderung äußerte, daß man ihm einen so bedeutenden Mann so lange lasse. Auf die Versuche, ihn nach Gießen oder zurück nach Eutin zu ziehen, gieng Herder nicht ein; lockender war die Aussicht, nach Göttingen versetzt zu werden. Wenn er an der berühmten Universität in der doppelten Eigenschaft eines Predigers und eines akademischen Lehrers der Theologie wirksam sein konnte, so fand er dort den glänzendsten Schauplatz für sein Talent, das mehr auf dem Katheder als auf der Kanzel seinen richtigen Platz erhielt, mochte auch eine Verbesserung seines Einkommens von dieser Versetzung zunächst nicht zu erwarten sein. Im Ministerium zu Hannover waren der geheime Rath von Bremer und Hofrath Brandes sehr thätig für seine Berufung, welche zugleich unter der Hand durch seine Freunde Heyne in Göttingen und den vielgeltenden Leibarzt Zimmermann in Hannover, den er 1773 in Bückeburg kennen gelernt hatte, eifrig betrieben wurde. Die Verhandlungen schleppten sich zwei Jahre hin; im August 1775 endlich faßte das Ministerium den Beschluß, dem Könige vorzuschlagen, er wolle Herder zum vierten ordentlichen Professor der Theologie und zum Universitätsprediger ernennen. Indeß hatte sich Herder durch seine bissige Polemik, namentlich auch gegen Göttinger Professoren, die Feindschaft einiger an entscheidender Stelle einflußreicher Männer zugezogen, die nicht verfehlten, Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit und theologischen Gelehrsamkeit dem Könige einzuflößen. Es erfolgte von London die dem Ministerium nicht minder als Herder selbst unerwartete Antwort: da er noch keine akademische Lehrstelle

bekleidet habe, so würde er zuvörderst den Grad eines Doctors der Theologie zu erlangen und entweder bei dieser Promotion oder als zu bestellender Universitätsprediger sich einem Examen oder Colloquium bei der Göttinger theologischen Facultät zu unterwerfen haben.

Herder hielt es für unvereinbar mit seiner Ehre und seiner damaligen Stellung, seine Orthodoxie in einem Colloquium, das er als ein inquisitorisches Ketzer- und Knabenverhör bezeichnete, darzuthun oder die Zweifel an seiner theologischen Gelehrsamkeit niederschlagen zu sollen; er wies in dem Schreiben an die Minister die Zumuthung mit Entrüstung von sich. Da das Ministerium nicht hoffen konnte, den in seinem Eigenwillen hartnäckigen Georg III. zur Zurücknahme seines Erlasses zu bewegen, so suchte es Herders Unmuth zu beschwichtigen, indem man ihm das Colloquium als landesüblich und keineswegs seiner Ehre nachtheilig darstellte. Herder gab zuletzt mit innerlichem Widerstreben seine Zustimmung und schrieb noch am 31. Januar 1776 an Zimmermann, er sei zu dem sauren Gange nach Göttingen fertig.

Um diese Zeit hatten schon die Unterhandlungen mit Weimar begonnen. Dort war die erste geistliche Stelle des Landes seit mehreren Jahren unbesetzt; die Geschäfte waren unter die Prediger vertheilt. Karl August wünschte nach dem Antritt seiner Regierung wieder einen Generalsuperintendenten für sein Herzogthum zu berufen. Wieland war der erste, welcher Herder in Vorschlag brachte. Goethe, seit kurzem als Freund und Gast des Herzogs in Weimar anwesend, griff die Sache mit lebhaftem Freundeseifer auf und gewann den Herzog für Herders Berufung, so daß er gegen die Mitte des December 1775 an diesen die vorläufige Anzeige ergehen lassen konnte, wenn er seinen Plan auf Göttingen geändert hätte, so wäre wohl in Weimar etwas für ihn zu thun. Herder gieng auf das Anerbieten ein. Jedoch auch hier entstand eine lange Verzögerung durch Neid und Cabalen;

die abgeschmacktesten Gerüchte setzte man über den bevorzugten Ausländer in Umlauf, um seine Berufung zu hintertreiben. Goethe, obwohl vom Herzog kräftig unterstützt, hatte alle Mühe, den Widerstand der orthodoxen Partei niederzukämpfen. „Ich habe", äußerte er in einem Briefe an Herder, „mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben." Vom Herzoge hatte Herder schon am 1. Februar 1776 die Berufung so gut wie gewiß. Nun ließ er die Verhandlung mit Hannover fallen. Indeß da er zugleich als Stadtprediger angestellt werden sollte, so war noch erst das Bedenken des Stadtraths, dem hierin eine Stimme zustand, hinwegzuräumen. Da man verbreitet hatte, Herder könne nicht predigen, er pflege mit Stiefeln und Sporen die Kanzel zu betreten und dergleichen mehr, so bestand man anfänglich darauf, daß er eine Probepredigt halte, bis man endlich auf des Herzogs Wunsch auch von diesem Verlangen abließ. Am 12. Juni erhielt Herder das officielle Vocationsschreiben.

Vier Tage darauf — an ihrem Geburtstage — starb die Gräfin Maria, zweiunddreißig Jahre alt, nach längerem Hinsiechen; das letzte Band, das Herder an Bückeburg gefesselt hatte, war mit ihrem Scheiden gelöst. „Belohne Gott selbst den Engel, den verklärten seligen Geist, für alle Liebe, Güte, Aufmerksamkeit, die sie mir und den Meinigen erwiesen, und mich lasse er nie ihren edlen Geist und edles Beispiel vergessen!" so sprach sich sein dankbares Gefühl in der Predigt aus, mit der er bald darauf von seiner Gemeinde und von Bückeburg Abschied nahm. Ein Jahr darauf, im September 1777, starb auch der Graf.

Am 1. October 1776 in einer dunkeln Nacht langte Herder mit seiner Familie in Weimar an. Goethe hatte seine Amtswohnung in Stand setzen lassen und empfieng ihn mit herzlicher Freundschaft. Am 20. October hielt Herder seine Antrittspredigt, der ein so unbedingter Beifall zu Theil wurde, daß die neidischen Stimmen mit einem Male zum Schweigen gebracht waren.

Herder war jetzt Generalsuperintendent des Herzogthums Weimar, Oberconsistorialrath und Ephorus der Schulen, Oberhofprediger und Oberpfarrer an der Stadtkirche; ihm fiel die Einführung der Geistlichen zu; er hatte die Confirmation sämmtlicher Kinder der Stadt; er war der Beichtvater „der ersten Klasse“ und hatte bei dieser auch die geistlichen Functionen bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen. Es war dies eine so umfangreiche Amtsthätigkeit, daß sie die ganze energische Arbeitskraft des unermüdlichen Mannes erforderte, der bei seinem lebhaften Drange nach freier literarischer Thätigkeit es doch für seine erste und höchste Pflicht hielt, in seinem Amte pünktlich und gewissenhaft zu sein. Anstrengung scheute er nicht; denn „Mühe war ihm Lebens Glück“. Auch arbeitete er schnell und leicht. Der gewandte Ueberblick über ein compliciertes Material, den er sich bei seinen wissenschaftlichen Studien erworben hatte, das sichere Urtheil, das ihn rasch den Punkt treffen ließ, auf den es ankam, unterstützte ihn auch in der Geschäftsführung. Verdrießlichkeiten konnten nicht ausbleiben in einem Amte, das nach den verschiedensten Seiten hin Beziehungen hatte, bald zu den Regierungsbehörden, bald zu den Beisitzern im Consistorium, in welchem er Anfangs nicht die erste Stelle einnahm, bald zu Pfarrern, Schullehrern und Gemeindegliedern. Diese Stellung zu erschweren, hatte die sittliche Idealität seines Charakters eine gefährliche Begleiterin in der großen Reizbarkeit, die mit den Jahren eher wuchs als abnahm und sich durch seine Kränklichkeit noch mehr zu einer habituellen Verstimmung und zum Eigensinn steigerte. In seinen amtlichen Verhältnissen konnte er nicht die geringste Verletzung der Ehre und Achtung, die ihm seinem Gefühl nach gebührte, ertragen. Schon die erste Einführung in sein Amt war von bedenklicher Vorbedeutung. Als er nämlich am 15. October 1776 in das Consistorium aufgenommen ward, las ihm der Präsident desselben, von Lynker, ein Rescript vor, dem

zufolge der ersten Klasse die Erlaubnis ertheilt wurde, sich ihren Beichtvater nach freiem Belieben zu wählen. Herder protestierte mit Heftigkeit und richtete noch desselben Tags an den Herzog und an Goethe ein Schreiben, worin er erklärte, unter dieser Kränkung, indem man seine Gemeinde ihm entziehe, sein Amt nicht antreten zu wollen. Der Herzog entschied zu seinen Gunsten. Der Geheimrath von Fritsch, der zu jener Anordnung den Anlaß gegeben hatte, wurde Herdern wegen seines leidenschaftlichen Benehmens für immer abgeneigt; sein persönliches Verhältnis zur Regierung erhielt dadurch gleich beim Beginn seines Amtes eine herbe Beimischung. Auch Goethe mußte sich durch diesen Vorfall einigermaßen compromittiert fühlen, da er im voraus für seines Freundes Klugheit in geistlichen Dingen gut gesagt hatte.

Herders Geist beurtheilte alles nach einem großen Maßstabe. Leichter wurde es ihm, sich in den Charakter eines Zeitalters, einer Nation hineinzuleben als Individualitäten richtig aufzufassen. Getragen von hohen Entwürfen, stets auf ein würdiges Ziel des Strebens und Wirkens gerichtet, gieng er geraden Wegs auf dieses los und ließ es außer Acht, in milder Form die entscheidenden Persönlichkeiten, die meist zäh an den hergebrachten Formen hiengen, zu seinen Plänen heranzuziehen, behutsam den Grund zu legen und sie mit Hilfe der Freunde auszuführen. Mehrfach schuf sich sein edles Wollen Hindernisse, wiederholt mußte er seine Absichten vereitelt sehen, weil ihm ein umsichtiges Urtheil über die vorhandenen Verhältnisse abgieng, welche nicht nur zu handeln, sondern auch zu rechter Zeit sich zu fügen geboten. Durchdrungen von seiner sittlichen Würde und dem Gefühl geistiger Kraft, machte er seine Ueberlegenheit oft mit einem allzu starken Selbstbewußtsein geltend. Seine Haltung hatte daher nicht nur in amtlichen Beziehungen, sondern auch im Umgange etwas Drückendes und Herausforderndes. Die Rückwirkung blieb nicht aus, und es legte sich die düstere Wolke melancholischer

Verstimmung über manche Jahre seines Weimarer Aufenthalts. Schwerlich hätte sie sich in einem andern Wirkungskreise, als ihm Weimar bot, ganz verzogen; denn wo wäre die glückliche Insel zu finden gewesen, nach der er sich manchmal in schmerzlicher Klage über ein verfehltes Leben sehnte?

Was Herder in seinem Amte geleistet hat, läßt sich im einzelnen kaum darlegen. Nach allen Seiten war er für die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens thätig. Herder fand bei der weimarischen Geistlichkeit wenig höhere Bildung. Es wiederholten sich die Erfahrungen, die er in seinen frühern Wirkungskreisen gemacht hatte; meistens beschränkte man sich auf eine mechanische Orthodoxie, der es an einem geistigen Leben durchaus gebrach. Fünf Jahre lang war sein Amt unbesetzt gewesen, und an Reformen war eine lange Zeit nicht gedacht worden. Es galt, ein lebendiges Streben zu wecken und damit zugleich den geistlichen Stand in der Achtung der gebildeten Stände zu heben, die am wenigsten in dem geistreichen Weimar Nahrung und Erquickung des Geistes bei der Geistlichkeit zu suchen gewohnt waren. Herder wirkte dahin durch seine würdige Persönlichkeit, in der die höchste ästhetische und wissenschaftliche Bildung mit dem Dienste der Religion verbunden war, und machte in diesem Geiste auch seinen Einfluß auf die ihm untergebenen Theologen geltend.

Seine religiöse Ueberzeugung war nicht eine Orthodoxie im Sinne des Symbolglaubens; aber von der Göttlichkeit des Christenthums, von dem hohen Werth der heiligen Schriften, ob er sie gleich als menschliche Werke beurtheilt wissen wollte, war er tief durchdrungen. Abhold der rationalistischen Verflachung der Religion wie dem gedankenlosen Formalismus, wollte er vor allem die Kraft innerer Ueberzeugung, die Wärme des religiösen Gefühls wecken, und suchte auf diesem vermittelnden Standpunkte eine feste Position zu gewinnen, von wo er der fortgeschrittenen

Bildung unserer Zeit die Hand reichen konnte. In zahlreichen Predigten und schriftstellerischen Arbeiten sprach er diese seine religiöse Grundanschauung aus.

Herders Predigten waren reich an Ideen; ihren überwältigenden Einfluß übten sie dadurch, daß seine Rede lebendig aus der eigenen Brust hervordrang. Er verschmähte den Glanz der phrasenreichen Diction, die ihm, wenn es ihm um rhetorische Effecte zu thun gewesen wäre, zu Gebote gestanden hätte. Unter den vielfachen Zeugnissen von der Macht seiner Rede ist namentlich ein Urtheil von Sturz bemerkenswerth, der, selbst einer der ersten Meister des prosaischen Ausdrucks, ihn im Sommer 1777 in Pyrmont predigen hörte: „Sie hätten es sehen sollen, wie er all das Aufbrausen von Zerstreuung, Neugierde, Eitelkeit in wenig Augenblicken fesselte bis zur Stille einer Brüdergemeine. Alle Herzen öffneten sich; jedes Aug' hieng an ihm und freute sich ungewohnter Thränen; nur Seufzer der Empfindung rauschten durch die bewegte Versammlung.... So predigt niemand, oder die Religion wäre allen, was sie eigentlich sein sollte, die vertrauteste, wertheste Freundin der Menschen. Ueber das Evangelium des Tages ergoß er sich ganz ohne Schwärmerei mit der aufgeklärten hohen Einfalt, welche, um die Weisheit der Welt zu überfliegen, keiner Wortfiguren, keiner Künste der Schule bedarf. Da wurde nichts erklärt, weil alles faßlich war, nirgends an die theologische Metaphysik gerührt, die weder leben noch sterben, aber desto bündiger zanken lehrt. Es war keine Andachtsübung, kein in drei Treffen getheilter Angriff an die verstockten Sünder..., auch war es keine kalte heidnische Sittenlehre, die nur den Sokrates in der Bibel aufsucht und also Christum und die Bibel entbehren kann; sondern er predigte den von dem Gott der Liebe verkündigten Glauben der Liebe, der vertragen, dulden, ausharren und hoffen lehrt und unabhängig von allen Freuden und Leiden der Welt durch eigenthümliche

Ruhe und Zufriedenheit belohnt." Diese Worte bestätigt uns eine Aeußerung von Gleim, der ihn schon 1775 während einer früheren Badecur predigen hörte und mit ihm Freundschaft schloß. „Ich hörte Herder predigen," schrieb er an den Freiherrn von Zedlitz, „und als er von der Kanzel kam, gerieth ich in Enthusiasmus, umarmte den großen Mann, sagte: Herder, du bist ein Apostel! So einfach predigte er, wie die Apostel, die keine Gelehrte waren, ohne Zweifel gepredigt haben. Es ist unglaublich wegen mancher seiner Schriften, aber wahr! Und welch ein Umfang, welche Tiefe, welche Schönheit seines Geistes." Dieser apostolische Sinn lehrte ihn auch Ehrfurcht vor den durch das Alter geweihten liturgischen Formen, in denen er keiner Neuerungssucht Vorschub leistete.

Große Verdienste erwarb sich Herder um das weimarische Schulwesen, von den Gymnasien bis zu den Volksschulen herab. Seine Schulreden sind ein Schatz von gediegenen Urtheilen über den höheren wissenschaftlichen Unterricht und über den sittlichen Geist der Schule sowie über die Mittel, beide zu wecken und zu erhalten. So sehr hielt die Liebe zum Unterrichten bei ihm aus, daß er sich mehrmals bei Vacanzen dazu verstand, einige Lectionen im Gymnasium zu übernehmen. Wie er verdiente Pädagogen anerkannte und ehrte, beweisen seine Gedächtnisreden auf Musäus und den in bescheidener Stille unermüdlich wirkenden Heinze. Wo er konnte, suchte er die kümmerliche Lage des Lehrerstandes aufzubessern, nicht abgeschreckt durch die Hindernisse, die sich seinen Absichten entgegenstellten. Im Jahre 1783 erhielt er durch Goethe den Auftrag vom Herzog, einen allgemeinen Plan zur Verbesserung der Schulen vorzulegen, und an manche Reformen wurde Hand angelegt, wenn gleich nur ein Theil seiner Wünsche zu erreichen war. Die Landprediger hielt er zu strenger Aufsicht über die Schulen an und ließ sich Tabellen über den Fleiß und die Sitten der Schulkinder auf dem Lande

einschicken. Er selbst verfaßte für den Jugendunterricht einen Katechismus und sogar eine Kinderfibel.

Bei diesen mannigfachen, nach allen Seiten hin zerstreuenden Geschäften, Sonntags- und Wochenpredigten, Abfassung von öffentlichen Kirchengebeten, Consistorialacten und Sessionen, Rechnungsconvoluten und Schullisten, Inspectionen, Conferenzen und Besuchen wußte Herder noch immer Zeit für seine Studien und literarischen Arbeiten übrig zu behalten. Freilich war seine Muße durch die Berufsgeschäfte äußerst beschränkt, und so bewundernswürdig Großes er auch geleistet hat, so mußte doch gar mancher Plan nur Entwurf oder Fragment bleiben. „Ach, wenn ich nur Zeit hätte!“ hörte man ihn oft äußern.

Herder lernte mit der Muße sparsam sein, weil er den Werth der Zeit kannte; er verschwendete sie daher nicht durch unnütze Besuche. Jedoch fühlte er einen lebhaften Trieb nach geselligem Umgang, besonders in der ersten, freundlicheren Periode seines weimarischen Lebens. Er war kein schweigsamer Genosse der Gesellschaft, sondern gern ergoß sich der Fluß seiner Rede in offener Mittheilung, wobei er die Rücksichten kluger Vorsicht gern vergaß und daher das Verletzende nicht zurückhielt. Seine Liebefähigkeit bedurfte der Freunde; leicht war jedoch durch die Eigenheit seiner Persönlichkeit die Harmonie gestört, und es lag hierin der Grund, daß nur wenige bis zu den letzten Stufen des Lebens ihn treu begleiteten.

In den weimarischen Hofzirkeln ward auch Herder als ein Stern erster Größe mit Auszeichnung empfangen. Zwar hielt ihn seine geistliche Würde von den bis zu ausgelassenem Humor gesteigerten Lustbarkeiten, die in den ersten Jahren nach seiner Berufung an der Tagesordnung waren, in einiger Entfernung, die wohl als eine Mißbilligung gedeutet werden konnte; allein Ettersburg und Tiefurt bewahren auch sein Andenken. Für das Tiefurter Journal, in das manche Geistesgabe des genialen Weimar

niedergelegt wurde, ſchrieb er ebenfalls mehrere ſeiner kleineren Dichtungen. Ihm ſchloſſen ſich vornehmlich die der ernſteren Auffaſſung des Lebens zugewandten Mitglieder des höhern weimariſchen Geſellſchaftskreiſes an, die Herzogin Luiſe, die Herzogin-Mutter Anna Amalia, Frau von Schardt, Frau von Stein, Graf Görtz, deſſen Entfernung aus dem weimariſchen Staatsdienſt ihn ſehr ſchmerzte; aber herzlich verkehrte er auch mit dem humoriſtiſchen Knebel, dem heitern Einſiedel und dem gutmüthigen, immer dienſtfertigen und fügſamen Wieland, wenn er auch mit dieſen ſeiner tieferen geiſtigen Richtung nach weniger ſympathiſierte.

Das Verhältnis zu Goethe war bald nach ihrer Wiedervereinigung erkaltet; Goethes geniale Lebensfreudigkeit ſtimmte nicht zu Herders Moroſität. Noch im Auguſt 1780 klagte Goethe in einem Briefe an Lavater, Herder mache ſich und andern das Leben ſauer. Doch ſchon mit dem nächſten Jahre knüpfte ſich wieder ein inniges Freundſchaftsband. „Mit Herdern“, ſchrieb Goethe im September 1781 an Knebel, „bin ich in ein Verhältnis gerückt, das mir für die Zukunft alles Gute verſpricht. Schone ihn! Man ſchont ſich ſelbſt, wenn man nicht ſtreng und grauſam in gewiſſen Lagen gegen Menſchen iſt, die uns oder den Unſrigen wieder näher werden können.“ Zwei Jahre ſpäter äußerte er darüber an Jacobi: „Von meinem Leben iſt es wieder ein ſchönes Glück, daß die leidigen Wolken, die Herdern ſo lange von mir getrennt haben, endlich und, wie ich überzeugt bin, auf immer ſich verziehen mußten.“ Dieſe Hoffnung ging freilich nicht in Erfüllung; doch hatte Goethe bis zu ſeinem Bunde mit Schiller mit niemand eine ſo innige Geiſtes- und Herzensgemeinſchaft wie mit Herder. In Goethes Dichtungen des nächſtfolgenden Decenniums iſt ebenſo der Einfluß herder'ſcher Sinnesart zu erkennen als in Herders Hauptwerke, den „Ideen“, deren wichtigſte Abſchnitte in vertrauten Unterhaltungen durchgeſprochen und im

Manuscripte dem Freunde vorgelesen wurden, das Mitwirken goethischer Naturanschauung. Herder nahm Antheil an der Besorgung der ersten Gesammtausgabe der Schriften Goethes und übernahm während der Abwesenheit des Freundes in Italien die Arbeit nahezu allein. An Herder richtete Goethe seine vertrautesten Mittheilungen aus Italien; ihn wünschte er vor allen mit der Ueberarbeitung der „Iphigenie" und des „Egmont" zu befriedigen. Wärmer kann sich die Anerkennung des Freundes nicht aussprechen als in Herders damaligen Aeußerungen über Goethe, sowohl in den Briefen an Knebel als im Gespräche mit Schiller: er sei in jedem Schritte seines Lebens ein Mann, er habe einen universalischen Verstand, dabei das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens, und alles, was er sei, sei er ganz.

Nach Goethes Rückkehr dauerte die innige Freundschaft fort; selbst Goethes häusliches Verhältnis, so bedenklich es vor dem theologischen Gewissen erscheinen mochte, führte keine Störung herbei. Doch war nicht zu verkennen, daß ihre Geistesrichtungen mehr und mehr aus einander giengen. Die Freundschaft mit Schiller, der sich von Herder fern hielt und später sich geradezu mit ihm verfeindete, ward auf Kosten Herders geschlossen. Schonend berührte Goethe in einem nach Herders Tod geschriebenen Aufsatze die immer schärfer hervortretende Bitterkeit in seinem Wesen: „Mit seiner Krankheit vermehrte sich sein mißwollender Widerspruchsgeist und überdüsterte seine unschätzbare, einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit. Man kam nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu erfreuen; man gieng nicht von ihm, ohne verletzt zu sein." Zu einem förmlichen Bruche kam es nie, und noch in Herders letzten Lebensjahren fehlte es nicht an versöhnlichen Berührungen. In Goethes Freundekreise nahm Herder eine der ersten Stellen ein. Er war von dessen Jugend an, wie Goethe selbst bekennt, ein Capital, von dem er Interessen zog,

und die im Herzen nie erloschene Liebe und Verehrung spricht aus der treffenden Charakteristik, welche in „Dichtung und Wahrheit“ enthalten ist.

Herder stand mit vielen auswärtigen Gelehrten in Verbindung; kein bedeutender Mann kam nach Weimar, der ihn nicht aufsuchte. Er war jedoch kein fleißiger Briefschreiber. Von älteren Freunden standen ihm Hamann und Claudius am nächsten. Von Lavater zog er sich ebenso wie Goethe nach 1780 zurück, als er ihn tiefer und tiefer in wunderliche Mystik hineingerathen sah. Manche schätzenswerthe Bekanntschaften machte er bei seinem Aufenthalte in verschiedenen Badeorten, die er mehrmals besuchen mußte, nachdem ein Gallenfieber, von dem er 1777 befallen ward, den Keim der Kränklichkeit in ihn gelegt hatte; ein Leberleiden blieb zurück, das nie ganz gehoben wurde. Im Frühling 1783 machte er eine Erholungsreise nach Hamburg und Wandsbeck, wo ihn der Umgang mit Klopstock und Claudius erfreute. Von dort aus knüpfte er den ersten brieflichen Verkehr mit Friedrich Heinrich Jacobi an. Eine Zeit lang ward dies Freundschaftsverhältnis durch Herders Schrift über Spinoza, durch die sich Jacobi verletzt fühlte, unterbrochen; nachmals jedoch wurde durch Herders Besuch in Aachen und in dem gastlichen Pempelfort die Versöhnung besiegelt. Dagegen scheint der von beiden Seiten aufgenommene Kampf gegen die kantische Philosophie die alten Freunde nicht besonders einander nahe gebracht zu haben: dazu fand Jacobi an Herders letzten Arbeiten, die ihn „zerstreuten, ohne ihn zu erfrischen“, zu wenig Gefallen.

Schon in den ersten Jahren des Weimarer Aufenthaltes, als Herder unter der Last der Amtsgeschäfte seufzte, war er durch reiche Beiträge zu Wielands „deutschem Mercur“ und zum „deutschen Museum“ literarisch thätig. Dreimal noch warb er mit Erfolg um akademische Preise. 1778 krönte die Münchner Akademie der Wissenschaften seine Schrift über die

Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten, eine Geschichte der Poesie im Kleinen; seine Abhandlung vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung gewann ihm 1780 einen neuen Preis von der Berliner Akademie; der rasch geschriebene Aufsatz über den Einfluß der schönen in die höheren Wissenschaften errang 1781 in München wieder den Preis. Auch in diesen beiden letzteren Arbeiten gab Herder einen universalhistorischen Ueberblick über die Geschichte der Dichtkunst; er erwarb sich vornehmlich durch diese Preisschriften den Ruhm, der Begründer eines echten historischen Studiums der Literatur genannt zu werden.

So bald sich Herder in seiner amtlichen Stellung zurecht gefunden und seine Anfangs erschütterte Gesundheit wieder befestigt hatte, begann er mit der Herausgabe der Volkslieder (1778—1779) die reichhaltigste Periode seiner literarischen Production, ein Jahrzehnt, wo er voranleuchtend auf der Höhe seines Zeitalters stand und der Nation die reifsten Früchte seines Geistes darreichte. Volkslieder waren ihm Stimmen der Völker in Liedern, wie Johannes von Müller sie in der Ausgabe der sämmtlichen Werke überschrieb. Er wollte keineswegs, was er vorfand, nur sammeln, sondern er wählte die trefflichsten und vornehmlich die am meisten charakteristischen Lieder verschiedener Völker aus, um damit die große Wahrheit bestätigt zu sehen, daß auf den verschiedensten Stufen nationaler Cultur Gemüth und Phantasie des Menschen zu poetischem Ausdruck greift und die Sprache der Dichtung die Stimme der Menschheit ist. Auch in dem kindlichen Lallen sogenannter wilder Völker erkannte sein zartes Gefühl den Hauch ursprünglicher Poesie. Weiter hinauf stieg dann der weit verzweigte Wuchs der Volksdichtung bis an die Grenzen moderner Kunstpoesie, wo sich diese mit den Urlauten des echten Volksgesanges verschlungen zeigte. Die Ballade des Nordens, die

Romanze des Südens, das allen Völkern gemeinsame Lied als ungekünstelte Sprache des Gefühls erhielten hier ihre reinsten Muster, denen unsere Nationalpoesie viel schuldig geworden ist. Herders Uebersetzungen sind meisterhafte Reproductionen des Originals — denn von deutschen Gedichten waren nur wenige ausgewählt —; sie sind leichter im Ausdruck, fließender im Versbau, als es ihm in seinen eigenen Gedichten, in denen er die Reflexion nicht los werden konnte, erreichbar war.

Herders wissenschaftliche Thätigkeit richtete sich in den nächsten Jahren hauptsächlich auf die Theologie. Wie in den früheren Schriften, so gieng auch jetzt sein Bestreben dahin, sie in ihrem Verhältnis zur Poesie darzustellen. Die schon in Bückeburg vorbereitete Schrift „Lieder der Liebe, die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande, nebst vierundvierzig alten Minneliedern" (1778) beseitigte die allegorisch-dogmatische Auslegung des hohen Liedes und wies den Zusammenhang dieses Urlieds der Liebe mit der sonstigen erotischen Poesie des Morgenlandes nach. „Maran Atha; das Buch von der Zukunft des Herrn, des neuen Testaments Siegel" (1779) schloß sich dem früheren Entwurfe gemäß an die „älteste Urkunde" an und suchte den Schlüssel zu der Offenbarung Johannis in den Vorstellungen des jüdischen Prophetenthums. Auch hier strebte er, die herkömmliche allegorische Auslegung durch eine zugleich poetische und historische Auffassung zu verdrängen.

In den „Briefen das Studium der Theologie betreffend" (1780—1781, umgearbeitet 1785—1786) faßte Herder die hohe Bedeutung der theologischen Studien und der praktischen Wirksamkeit des Geistlichen mit dem sein Inneres durchdringenden idealen Geiste auf, der ganz geeignet war, in jungen Gemüthern Ernst und Begeisterung für das gesunkene Studium der Theologie zu erwecken. Es war ein Werk von nachhaltiger Wirkung, von dem Geist echter Humanität eingegeben, ein Werk, das vor allem

in einem Zeitalter, wo träge Orthodoxie und flache Aufklärung neben einander dem Christenthum seine belebende Kraft entzogen hatten, zu einer tieferen Auffassung der Religion angeregt und manchem jungen Theologen die Weihe gegeben hat zu einer lebendigen Thätigkeit für seine Wissenschaft und seine Amtspflichten.

Herders vieljährige Forschungen über die Poesie des Morgenlandes, besonders der alttestamentlichen Schriften, vereinigten sich in dem Werke, dem ersten, auf dessen Titelblatt Herder sich nannte, „vom Geist der ebräischen Poesie, eine Anleitung für die Liebhaber derselben und der ältesten Geschichte des menschlichen Geistes“ (1782—1783). Der universelle Gesichtskreis, aus welchem, wie schon der Titel andeutete, Herder seinen Gegenstand betrachtete, die Empfänglichkeit für Poesie unter ihren verschiedenartigsten Formen, sowie seine vielseitige Kenntnis morgenländischer Philosophie und Nationalität trafen hier auf das glücklichste zusammen, um für die alttestamentliche Exegese eine neue Bahn zu brechen, wozu die „älteste Urkunde“ nur allgemeine Winke und verworrene Umrisse gegeben hatte. Die Fäden seiner früheren Untersuchungen und Ideen wieder aufnehmend, gieng er von der Sprache, von den orientalischen Uranschauungen und kosmologischen Philosophemen aus und führte dann den geschichtlichen Fortgang hebräischer Poesie von Moses bis zu dem Prophetenthum und von da bis zu ihrem Verfall dem Leser vor, anfänglich in dialogischer Form, um verschiedene Ansichten neben einander zu entwickeln. Eine besondere Zierde des Werkes wurden die poetischen Beigaben, vorzüglich die zahlreichen Uebersetzungen auserlesener Bruchstücke hebräischer Dichtung, welche für spätere Uebersetzer Muster wurden in der Nachbildung morgenländischer Diction. Wie es überhaupt Herders Schicksal war, keines seiner größeren Werke zu vollenden, so blieb auch der dritte Theil, welcher bis zur johanneischen Offenbarung führen und den Schluß des Ganzen enthalten sollte, beim Entwurfe stehen.

Herders Prosastil hat in dieser Periode, wo mit seiner erweiterten Kenntnis der Welt und der Menschen nach seinem eignen Ausdruck ein „zweites Mannesalter“ seines Lebens beginnen sollte, eine größere Ruhe und Klarheit gewonnen. In einzelnen Partien rundet er sich zu klassischer Vollendung der Form; jedoch legt er das poetische, fast orientalische Colorit niemals ganz ab und gelangt nicht zu der logischen Einheit und Präcision, welche zu einer wissenschaftlichen Untersuchung erfordert wird, so daß er überall noch mehr erwärmt und begeistert als überzeugt und belehrt.

Seine philosophischen Abhandlungen aus dieser Zeit, gefühlvolle Betrachtungen über Welt und Gemüth des Menschen, nähern sich oft der poetischen Fülle der platonischen Darstellung, wie denn auch Hemsterhuis, der geschmackvolle Nachahmer der platonischen Gesprächsform, von Herder sehr hoch geschätzt wurde. Lange trug er sich mit dem Gedanken einer — nur theilweise vollendeten — Uebersetzung von Hemsterhuis' Schriften. Geistige Verwandtschaft mit denselben bekundet die auf Anlaß einer Berliner Preisfrage in Bückeburg schon begonnene Abhandlung „vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele; Bemerkungen und Träume“ (1778). Dreimal überarbeitet, stellt sie das Verhältnis ihres Verfassers zur wolffisch-leibnizischen Psychologie dar, deren Sätze Herder durch die Lehren Hallers, Spinozas und der englischen Philosophen zu berichtigen und zu ergänzen suchte. Im „deutschen Mercur“ vom December 1781 folgte der in den „zerstreuten Blättern“ wieder abgedruckte, vortrefflich geschriebene Aufsatz über Liebe und Selbstheit, „ein Nachtrag zum Briefe des Herrn Hemsterhuis über das Verlangen“. Die beiden ersten Hefte des „Mercur“ von 1782 brachten die von Goethe reich belobten Gespräche über die Seelenwanderung, in denen Herder die Annahme einer Seelenwanderung im herkömmlichen Sinn, wie sie z. B. die alten Aegypter glaubten,

bekämpfte, dagegen ähnlich wie Leſſing für den Gedanken einer Palingeneſie als eines allmählichen Aufſteigens aller Geſchöpfe zu immer höherer Vollendung eintrat.

Gleichfalls auf Leſſing, über deſſen philoſophiſche Grundanſchauung damals ein bald leidenſchaftlich geführter Streit zwiſchen Friedrich Heinrich Jacobi und Mendelsſohn ausgebrochen war, nahmen Bezug die Geſpräche „Gott!“, in denen Herder ſich über Spinozas Philoſophie verbreitete und deſſen Ideen mit ſeinen eignen religiöſen Ueberzeugungen mehr poetiſch als philoſophiſch in Einklang zu bringen verſuchte. „Als er die Geſpräche über Gott ſchrieb,“ erzählte Caroline Herder, „lebte er ganz in dieſen ſchönen Gedanken und ſchrieb das Buch mit der frömmſten Seele, die Gott überall findet und ſich eins mit ihm fühlet.“ Goethe war über dies Werk hoch erfreut; aber andere Freunde wie Hamann und Jacobi, der eine andere, ohne Zweifel hiſtoriſch richtigere Auffaſſung Spinozas vertrat, wandten ſich befremdet ab, weil ihnen Herder von ſich ſelbſt abgefallen zu ſein ſchien. Bei dem wärmſten Gefühl für Religion hatte Herder doch an Goethes Hand gelernt, Gott in der Natur zu finden und zu erkennen.

Die Poeſie war für Herder, um mit Jean Paul zu reden, „nicht etwa ein Horizontanhang an's Leben, wie man oft bei ſchlechtem Wetter am Geſichtskreiſe einen regenbogenfarbigen Wolkenklumpen erblickt, ſondern ſie flog wie ein freier, leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelspforte.“ Sie durchdrang nicht nur alle ſeine Werke, die unter ſeinen Händen ſich zu einer Geſchichte der poetiſchen Cultur der Völker geſtalteten; ſie begleitete ihn auch als tröſtende Gefährtin des Lebens, eine Erholung und Ermunterung in ſtillen Stunden. Sein Innerſtes war von Poeſie erfüllt; was er ſprach und ſchrieb, hob ſich auf den Schwingen dichteriſcher Empfindung empor; allein die Gabe einer leichten, gefälligen Darſtellung deſſen, was ſeine Seele durchdrang, war ihm verſagt. Seine Dichtung ſinkt zu den

Wendungen der lehrhaften Prosa herab; weil ihr Anschaulichkeit und Anmuth abgeht, so sucht sie durch Bild und Allegorie auf die Phantasie zu wirken. Es erhebt und erquickt uns jedoch die aus tiefster Seele dringende warme Empfindung, und einige in glücklicher Stunde hervorgebrachte Gedichte entbehren auch nicht einer entsprechenden klaren Form. Lessing gleicht er, wie in manchen andern Beziehungen, auch darin, daß er sich am liebsten „auf dem gemeinschaftlichen Raine der Moral und Dichtkunst“ ergeht. Vortrefflich sind seine Parabeln und was den damit verwandten Gattungen angehört. Manche Blume des Morgenlandes verpflanzte er mit zarter Hand in diesen Dichtergarten. In den Paramythien zog er sogar die Mythen der Griechen heran, um sie einer ihnen fremden, modernen Didaxis anzupassen.

Ueberhaupt war Herders anempfindendes Talent glücklicher in Uebersetzungen als in Originaldichtungen. Als Uebersetzer zeigte er einen seltenen, ja nahezu einzigen Universalismus des Geschmacks. Von der morgenländischen Prophetensprache bis zum einfachen Liede erfaßte er stets die leisesten Nuancen und traf in seiner Reproduction den Ton des Originals wie kein Uebersetzer aus dem Kreise der deutschen Dichter vor August Wilhelm Schlegel. Schon die früheren Werke, welche in die morgenländische Poesie einführten oder die Volkslieder als Stimmen der Völker erscheinen ließen, hatten Herders Ueberlegenheit in dieser Hinsicht allen Nebenbuhlern gegenüber erwiesen; nicht minder bewährte er jetzt seine Kunst in den Nachbildungen griechischer und römischer Dichtung, welche seit 1785 in den „zerstreuten Blättern“ an das Licht traten. Eine Auslese von Epigrammen aus der griechischen Anthologie, die allerdings öfters mehr im modernen, christlich-germanischen Geist nachgedichtet als getreu verdeutscht sind, ist vornehmlich hervorzuheben. In der Weise Lessings begleitete er sie mit einer Abhandlung über das grie-

chiſche Epigramm, in welcher er Leſſings Unterſuchung über die epigrammatiſche Poeſie mit gründlicherer Einſicht in das Weſen des griechiſchen Epigramms weiter ausführte. Auch Leſſings Fabeltheorie ſuchte er zu berichtigen in dem Aufſatz „über Bild, Dichtung und Fabel", wo er ſich beſonders der Unterſuchung der unter dem Namen des Aeſop überlieferten Fabeln widmete.

Wie Herder in ſeiner Theorie der Poeſie meiſt an Leſſing anknüpfte, ſo lehnte er ſich auch in ſeinen Abhandlungen über bildende Kunſt ſeit den „kritiſchen Wäldern" mit Vorliebe an den Verfaſſer des „Laokoon" an. Seine im Jugendalter nach einem umfaſſenden Plane entworfene Plaſtik konnte er freilich nicht ausführen; kurze Umriſſe ſeiner Anſichten erſchienen 1778 unter der Aufſchrift „Plaſtik; einige Wahrnehmungen über Form und Geſtalt aus Pygmalions bildendem Traume". Wie Leſſing den Unterſchied der redenden und der bildenden Künſte, ſo ſuchte Herder nun innerhalb der letzteren die ſondernden Merkmale der Malerei und der Sculptur feſtzuſetzen. Nicht ohne Einfluß auf kunſtgeſchichtliche Unterſuchungen waren ferner ſeine auch in der Form vortrefflichen Abhandlungen „Nemeſis", archäologiſch-ethiſchen Charakters, polemiſch gegen die Auffaſſung der antiken Nemeſis als einer Rache- oder Plagegöttin gerichtet, und „Wie die Alten den Tod gebildet", ein bereits 1774 entworfener und in kürzerer, unreiferer Faſſung gedruckter Aufſatz, der Leſſings gleichnamige Schrift ergänzen und berichtigen ſollte. Beide Abhandlungen erſchienen 1786 in der zweiten Sammlung der „zerſtreuten Blätter". Beigefügt ward ihnen das vorher (1781) im „Mercur" veröffentlichte ſchöne Erinnerungswort auf den geſchiedenen Befreier deutſcher Literatur und deutſchen Geiſteslebens überhaupt.

Alles, was Herder durchdacht, durchforſcht, entworfen und bearbeitet hat, war eine Zurüſtung zu einem großen Werke, das als eine Lebensaufgabe ſeinen Umriſſen nach klar vor ſeiner Seele

stand, einer universellen Geschichte der Menschheit vom Standpunkte der geistigen Cultur. Die Ausführung einer so umfangreichen Aufgabe überstieg die Kräfte des einzelnen, zumal in einer Zeit, wo der geistvollen Behandlung der Universalgeschichte erst Bahn zu brechen war und die von andern Händen gelieferten Vorarbeiten noch große Lücken in der Forschung unausgefüllt ließen. Dem Satz des Aristoteles folgend, daß das Ganze nothwendig eher sei als die Theile, entschloß sich Herder, glücklicher Weise in den Jahren seiner besten geistigen Kraft (1784—1791), den Bau aufzuführen, wenn er auch statt einer vollständigen Culturgeschichte nur Fragmente des großen Ganzen hat geben können. „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" nannte er sein großes historisches Hauptwerk. In vier Theilen verfolgte es die geschichtliche Cultur bis zum Zeitalter der Kreuzzüge und ward demnach noch früher abgebrochen, als es nach dem Entwurf die Absicht des Verfassers gewesen war.

Herder legte mit diesem Werke den Grund zu der universalhistorischen Behandlung der historischen Thatsachen, wodurch sich die deutsche Geschichtschreibung der neueren Zeit, in seinen Fußstapfen wandelnd, ausgezeichnet hat. Aber auch über den Bezirk der speciellen Fachwissenschaft hinaus, bis auf die philosophischen und naturhistorischen Arbeiten Hegels, Alexander von Humboldts und Ritters, erstreckt sich der fruchtbare Einfluß des herder'schen Werkes. Weit weniger ist es das wissenschaftliche Material, so sehr auch dieses zu einer richtigeren Auffassung vornehmlich der Geschichte des Alterthums beigetragen hat: es ist vor allem der begeisternde Einfluß, der universelle, Zeiträume und Nationen nach ihren charakteristischen Grundzügen in treffender Combination erfassende Blick, was die „Ideen" Herders zu einem der bedeutendsten Werke des vorigen Jahrhunderts macht. Die Menschheit trat als eine große, nach Cultur ringende Gesammtheit in den Mittelpunkt der geschichtlichen Entwicklung; die Nationalitäten

sonderten sich als einzelne Gestaltungen humaner Cultur, und alle einzelnen historischen Erscheinungen wirkten zusammen zur Fortentwicklung der Humanität als der Vollendung rein menschlicher Bildung.

Herder steigt in diesem Werke von der breitesten Basis empor, in der Ueberzeugung, von dieser aus rascher zur Spitze gelangen zu können. Er untersucht den Bau des Weltganzen, der Erde, führt uns von dem Organismus der Pflanzen- und Thierwelt zu dem Menschen, der Krone der Schöpfung, verweilt bei den Einflüssen des Klimas und der Racenverschiedenheit und geht endlich zu der Ausbildung der Religionen und Regierungsformen über, worauf er mit philosophisch-poetischer Divination und Combination ein Bild der ältesten Zustände und Verhältnisse der Menschenwelt zu entwerfen unternimmt. Zu diesen, den beiden ersten Theilen seines Werkes, war Herder genöthigt die Naturwissenschaften in den Kreis seiner Studien zu ziehen. Gerade hier ist der Punkt, wo sich Goethes Einwirkung am meisten kund gibt. Ein anhaltendes, detailliertes Studium der Natur, das auch das Mikrologische nicht scheuen darf, war dem in allgemeinen Ideen sich bewegenden Geiste Herders von vorn herein fremd; er konnte wohl mit ironischer Schärfe den Hang seines Freundes zu experimentierenden Naturbeobachtungen bedauern, weil er meinte, für einen Goethe gebe es Besseres zu thun. Doch sprechen einzelne Aeußerungen Herders dafür, daß er zu Zeiten den naturgeschichtlichen Forschungen ein warmes Interesse widmete. „Wenn ich mein eigner Herr wäre," sagte er oft, „ich würde mich wo einschließen und eine Zeit lang ausschließlich mit Naturwissenschaften beschäftigen." Noch in seinen letzten Lebensjahren ließ er sich ausführlich über Werners geognostisches System und Galls Schädellehre unterrichten.

Mit dem dritten Theile der „Ideen" betrat Herder den festen Boden der historischen Ueberlieferung. Im Orient wie in

Griechenland und Rom war er heimisch und erfüllte daher in dem Abschnitt, der das Alterthum behandelte, am meisten die auch für die Philosophie der Geschichte unabweisbare Forderung, sich von der Kenntnis des Thatsächlichen zu allgemeinen Ideen zu erheben und aus den Einzelheiten das Gesammtbild zu construieren. Aus der klaren Einsicht in die klassische Bildung gieng als Resultat der Inhalt des Schlußcapitels hervor, daß Humanität der Zweck der menschlichen Natur sei. Auch jetzt noch, wo die geschichtliche Forschung auf diesem Gebiete so Großes geleistet hat, wird niemand diese Abschnitte des herder'schen Werkes ohne vielfache Anregung lesen. Der vierte Theil, mit welchem es abgebrochen wurde, führte in das Mittelalter ein und hat zu einer gerechtern Würdigung jenes damals so sehr verachteten Zeitalters unverkennbar beigetragen, muß man gleich einräumen, daß es auch von Herder noch theilweise verkannt wurde. Die Entwicklung der Nationalitäten in Folge der Völkerwanderung, die Stellung der Hierarchie zu der weltlichen Macht, der Einfluß arabischer Cultur bis zur Ausbildung des idealen Ritterthums, die Entstehung der Kreuzzüge ist von ihm mit gewandtem Ueberblick aufgefaßt. Indeß thut der Mangel an gründlicher Kenntnis des Speciellen dem historischen Charakter der Darstellung Eintrag und gibt zu manchen trüglichen Schlüssen Anlaß. Eben deßhalb mochte Herder auch fühlen, daß die Schilderung des späteren Mittelalters und der neueren Zeit seine Kräfte übersteige. Die Fortsetzung, deren noch vorhandenes Schema nur die allgemeinen Gesichtspunkte bezeichnet, unterblieb oder löste sich in die fragmentarischen historischen Arbeiten aus seiner letzten Lebensperiode auf.

An der Grenze des gehaltreichen Lebensabschnitts, dessen Geisteserzeugnisse in den „Ideen" ihren letzten und höchsten Abschluß fanden, wurde Herder die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches gewährt. Freiherr Friedrich von Dalberg, Domherr zu Worms und Speyer, lud ihn im Sommer 1788 ein, auf

einer Reise nach Italien sein Begleiter zu werden. Gerade damals bedurfte Herder einer Erholung von seinen anstrengenden Arbeiten, einer Aufheiterung in seiner gedrückten Gemüthsstimmung, die durch den Schmerz über den Tod eines Kindes mehr als sonst getrübt war. Wenn auch trotz Dalbergs Anerbieten einige Geldopfer damit verbunden sein mochten, so hatte er diese um so weniger jetzt zu scheuen, da ihn nicht nur der Ertrag von seinen letzten, umfangreichen literarischen Arbeiten, sondern auch ein Geschenk von zweitausend Gulden, das ihm ein ihm wie der Nachwelt unbekannt gebliebener Verehrer zugesandt hatte, und eine vom Herzog bewilligte Gehaltszulage über bedenkliche Rücksichten auf seine Familie hinwegsetzten.

Am 6. August 1788 brach er von Weimar auf. Mit der gemüthlichen Langsamkeit damaliger Reisen brachte er mehrere Wochen auf dem Wege nach Augsburg zu, besah die Merkwürdigkeiten der alterthümlichen Städte Bamberg und Nürnberg und lernte in Ansbach den Dichter Uz kennen, den er immer sehr geschätzt hatte. In Augsburg traf er der Abrede gemäß mit Dalberg zusammen, fand aber zu seinem großen Verdrusse in dessen Gesellschaft eine Dame als Reisebegleiterin, der zu Liebe die Fahrt nicht nur übereilt, sondern durch deren Eigensinn und Laune der Friede und Genuß der Reise auch häufig gestört wurde.

Herder hatte Lessings Schicksal, auf der Reise in Italien sich, wie er es selbst bezeichnete, als Appendix herumschleppen zu müssen und — was eben so schlimm war — nicht sich selbst entfliehen zu können. Goethe ließ, was ihn daheim gehemmt und gedrückt hatte, bei der Fahrt über die Alpen hinter sich und betrat wie verjüngt den Boden Italiens, mit heiterem, freiem Auge in die neue, herrliche Welt blickend, die sich ihm aufthat, immer begierig, sie ganz in sich aufzunehmen, sie ganz auf sein Inneres wirken zu lassen, „einen neuen Menschen anzuziehen“. Auch Herders Gemüth verschließt sich keineswegs vor der reizvollen Natur,

die ihn umgibt; auch er geſteht, in Italien eine hohe Schule zu finden, nicht ſowohl aber der Kunſt als des Lebens, in der er ſeine Urtheile nach einem großen Maßſtabe berichtigen lerne. Gleichwohl finden wir dies in dem Geiſtesleben Herders nicht beſtätigt, und am wenigſten iſt Rom eine Bildungsſchule für ihn geworden. „Rom iſt kein Ort für mich“ — iſt ſein offenes Geſtändnis, ein befremdendes Wort von einem Manne, deſſen Geiſt ſich unabläſſig mit den ehrwürdigen Reſten des Alterthums beſchäftigt hatte und die geſchichtlichen Zuſtände der Vergangenheit, die Entwicklung von Poeſie und Kunſt auf klaſſiſchem Boden, kurz all das Herrliche, das in Rom auf Schritt und Tritt aus tauſend Denkmälern und Trümmern zu dem Sinn des denkenden Beobachters ſpricht, in lebendiger Vorſtellung in ſeinem Innern trug. Dabei iſt allerdings in Anſchlag zu bringen, daß ſeine Reiſebegleiter ihm manchen Verdruß bereiteten, bis er ſich endlich in Rom von ihnen trennte und ſeine eigene Wohnung bezog. Allein das Urtheil über die ewige Stadt bleibt ſich auch zu andern Zeiten gleich. Der Grund liegt tiefer in Herders Weſen. Er iſt mehr der Mann der Ideen als der Anſchauung; das unendliche Detail zerſtreut und verwirrt ihn; es nützt ihm nur, wenn es in einen ſchon fertigen Ideenkreis paßt. Es wäre daher nicht zu verwundern, wenn er, anſtatt die Geſchichte des alten und neuen Roms in Steinen und Statuen zu leſen oder an den Meiſterwerken der Kunſt ſeine äſthetiſchen Begriffe zu berichtigen, ſich in die Bücherſchätze des Vaticans vergraben hätte, wäre ihm nicht zu ſeinem großen Leidweſen die Benützung derſelben ſo ſehr erſchwert worden, daß er faſt auf wiſſenſchaftlichen Gewinn verzichten mußte. Hieraus erklären ſich die herben Urtheile, die uns ſeine Briefe aus Rom aufbewahren. „Rom erſchlafft die Geiſter,“ heißt es unter anderm, „wie man ſelbſt an den meiſten hieſigen Künſtlern ſiehet, vielmehr einen bloſen Gelehrten; es iſt ein Grabmal des Alterthums, in welchem man ſich gar zu bald an ruhige

Träume und an den lieben Müßiggang gewöhnt. Auf mich hat es nun zwar die Wirkung nicht, da ich so leicht keinen Tag vorbeistreichen lasse, ohne was gesehen oder mich um etwas bemüht zu haben; es bleibt indessen auch für mich ein Grabmal, aus dem ich mich allmählich herauswünsche. Man fühlet sich darin wie in einer Tiefe, in der man nicht viel weiter kommt, je mehr man mit Händen und Füßen strebet. Das Alterthum, als Studium betrachtet, ist unendlich an Tiefe und Weite; die Fäden, die sich aus Rom in alle Geschichte schlingen, sind so vielartig, und die Mittel, sie zu verfolgen, werden hier so erschwert, daß es besser ist, zu guter Zeit sie aus den Händen zu lassen und nur den Knäuel in seinem Gemüth zu behalten."

Dagegen gewährten ihm mehrere angenehme Bekanntschaften in Rom frohe Stunden geistvoller Unterhaltung. Es sind größtentheils dieselben, die uns aus Goethes italienischen Briefen bekannt sind, die Malerin Angelica Kaufmann, von der Herder mit dem Entzücken eines Liebhabers sprach, Moritz, Tischbein und Heinrich Meyer, die ihm die trefflichsten Führer zu Roms Merkwürdigkeiten waren. Um dieselbe Zeit befand sich auch die Herzogin Amalia auf einer Reise in Italien. Herder traf mit ihr in Rom zusammen und hatte seit seiner Trennung von Dalberg bei ihr den Mittagstisch; im übrigen bestritt er die Reisekosten aus seinen Mitteln. Sein Verhältnis zu der Herzogin gewann seitdem noch mehr an Wärme und Zutrauen.

Um Neujahr 1789 begleitete er sie auf der Reise nach Neapel, wo er die schönsten Wochen seines Aufenthalts in Italien verlebte. Durch die paradiesische Natur, die ihn umgab, ward er über sich selbst emporgehoben; an sie richtete er dichterische Grüße; nie hatte er sich so gesund gefühlt, nie hatte man ihn so heiter gesehen. Ausflüge wurden nach Pompeji und Bajä gemacht und der Vesuv erstiegen. Am 19. Februar reiste er wieder ab. Rom erschien ihm jetzt im Vergleich mit Neapel als „eine

Mördergrube", und nur ein Frühlingsbesuch in Tivoli weckte wieder die heitere Stimmung der Tage von Neapel.

Aber mit dem Ueberdruß an Rom war zugleich die Sehnsucht nach der deutschen Heimath übermächtig hervorgebrochen, und nun verfieng keine Lockung, die ihn nach Neapel oder Sicilien zurückziehen sollte, selbst nicht der Vorschlag der Herzogin, die ihn gern während des Sommers bei sich in Unteritalien behalten hätte. Am 15. Mai verließ Herder Rom und nahm den Rückweg über Florenz, wo ihm das Herz wieder aufgieng. Mit Entzücken sprach er von den dortigen Schätzen der Kunst und den Erinnerungen an die Meister und an den großen Sinn der Vergangenheit, der sie hervorgerufen hatte. Von da wandte er sich über Bologna und Ferrara, wo er Ariosts Grab begrüßte, nach Venedig, um sich durch einen, wenn auch kurzen Aufenthalt das Bild der wunderbaren Inselstadt einzuprägen. In einem seltsamen Zickzack reiste er darauf nach Mailand, doch nicht um von dort die Schweiz zu besuchen, denn „meine Seele faßt keine neuen Eindrücke für jetzt mehr, und die Schweiz, wenn man sie noch nicht gesehen hat, zum Appendix von Italien zu machen, wäre unverzeihlich." Seine Hoffnung, in Gesellschaft seiner Frau jene Gegenden besuchen zu können, ist ihm nicht erfüllt worden. Ueber Innsbruck und München wandte er sich wieder der ersehnten Heimath zu, wo er am 9. Juli 1789 anlangte.

Wenn uns Herders Reisebriefe weder durch Ideengehalt noch durch Schilderungen besonders anziehen können, so charakterisieren sie ihn in anderer Hinsicht vortrefflich, nämlich als den zart fühlenden Gatten und liebevollen Familienvater. Der Ton der in früheren Lebensepochen an seine Caroline gerichteten Briefe ist nur wenig verändert; noch treffen wir dieselbe begeisterte Sprache grenzenloser Hingebung wie einst an die Verlobte. Noch ist sie wie damals untermischt mit leisen Anklängen der Reue, der Ab-

bitte für jeden trüben Augenblick, den er „dem beſten Herzen unter der Sonne“ durch üble Laune bereitet hat; noch beſeelt ihn die nämliche Hoffnung auf einen ewig heitern Himmel der Zukunft. Eine rührende Zärtlichkeit ſpricht aus den ausführlichen Briefen an ſeine Kinder. „Heut' iſt der 24. Auguſt Sonntag,“ — ſo ſchreibt er aus Augsburg an Caroline, wenige Wochen nach ſeiner Abreiſe von Weimar — „der Tag unſrer Verlobung im Geiſt, da ich dir den erſten Brief brachte. Ich habe dich tauſend-, tauſendmal lieber, als da ich ihn dir zitternd gab; o glaube es doch, glaube es mit Herz und Seele, du vielgeprüfte, gute, lieb- und aufopferungsreiche Heldenſeele! Du haſt mich zu allem gemacht, haſt ſeitdem für alles geſorgt und dich für mich auf tauſendfache Art hingegeben. Und was habe ich dir gethan? Und wie kann's ich dir vergelten? Sorge für dich und die Deinen, ſchone deiner Geſundheit, und wir werden, ich bin's gewiß wie meines Daſeins, ein neues bräutliches Leben führen, ja glücklicher, als das alte war; denn wir ſind weiſer und am Ende doch auch beſſer geworden. Ich fühle es ganz, daß unſre kurze Trennung ein wahres Geſchenk iſt, das uns die ewige Güte zuwandte. Reiß' allen Zweifel aus deinem Herzen und ſei mit deiner guten, ſtarken Seele bei mir, mit deiner lieben, ſüßen Geſtalt vor mir und zu meiner Seite. Amen.“

Während der Aufenthalt in Italien kein Wendepunkt für Herders inneres Leben ward, hätte doch dieſes Jahr beinahe einen ſolchen für ſeine äußeren Verhältniſſe herbeigeführt, der auch für ſeine Geiſtesthätigkeit hohe Bedeutung hätte gewinnen müſſen. Während ſich Herder in Rom befand, erhielt er einen neuen Ruf nach Göttingen als Profeſſor der Theologie und erſter Univerſitätsprediger mit dem Rang eines Conſiſtorialrathes, und zwar dies Mal unter den ehrenvollſten und dringendſten Anerbietungen. Nicht nur Heyne, durch deſſen Hand die erſte Anfrage an ihn ergieng, ſondern auch andere gewichtige Stimmen

gaben ihm die Versicherung, daß in Göttingen sich alles zu seinen Gunsten verändert habe und nur Liebe und Achtung ihn erwarte; der König hatte bereits in seine Berufung eingewilligt. Obwohl im Herzen zu der Annahme des Rufs geneigt, wollte doch Herder vor seiner Rückkehr nach Weimar nichts entscheiden; die Dankbarkeit gegen den Herzog, der ihm noch in letzter Zeit entschiedene Zeichen seines Wohlwollens gegeben und ihm erst vor kurzem die Aussicht auf eine Verbesserung seiner Stellung hatte eröffnen lassen, machte ihm dies zur Pflicht. Aber wie sehr Herder auch den Herzog und namentlich die Herzogin schätzte, so gern wäre er dem Hofe entgangen, wenn schon der neue Beruf ihn schwerlich vollauf befriedigt hätte. Goethes praktische Freundschaft übernahm es, den Zweifelnden für immer an Weimar zu fesseln. Man fühlte — und Goethe mehr als jeder andere —, was man an Herder verlieren würde. Nach seiner Rückkehr wandte man jede Art der Ueberredung an, um ihn seinem Amte zu erhalten. „Lange wollte sich Herder nicht ergeben;“ — heißt es in den „Erinnerungen“ seiner Gattin — „die Stimme seines Genius war für Göttingen. Als er aber die Liebe und das Zutrauen vieler von ihm verehrten Personen zu Weimar für ihn sah, als er die Wünsche der regierenden Herzogin, für die er die innigste Hochschätzung hegte, von ihr selbst vernahm, und der Herzog ihm sehr vortheilhafte Bedingnisse zur Verbesserung seiner Lage in Weimar vorschlug: so schlug er endlich, obwohl mit schwerem Herzen und vieler Ueberwindung seines Lieblingswunsches, den Ruf nach Göttingen aus.“

Herder wurde zum Vicepräsidenten des Oberconsistoriums ernannt und zugleich von den Wochenpredigten, den Predigten in der Hofkirche, den Leichenreden und der Führung der Kirchenrechnungen befreit. Allein verschiedene neue Einrichtungen in der Geschäftsordnung des Consistoriums verdarben ihm die Freude wieder. Der alte Präsident, obwohl fast erblindet, erschien auch

ferner noch in den Sitzungen und lähmte durch seinen Eigensinn Herders Thätigkeit. In den juristischen Geschäften des Consistoriums hatte er nicht mehr wie bei der früheren Einrichtung an einem der älteren Regierungsräthe einen permanenten Beistand, sondern es wurde ein jährlicher Wechsel der rechtsgelehrten Beisitzer angeordnet. Herder war genöthigt, sich noch in Jurisprudenz und Proceßordnung hineinzuarbeiten, um seinen Amtspflichten gewachsen zu sein. Zu dem Minister von Voigt gerieth er in ein ungünstiges Verhältnis, wobei Herders Heftigkeit und Unfügsamkeit einen Theil der Schuld trug. Daraus entstanden manche Kränkungen und Demüthigungen; auch beim Herzog begegnete er nachmals nicht mehr dem früher gewohnten Wohlwollen. Herder ward daher mißmuthiger als je zuvor und bereute mit tiefem Schmerze, den Ruf nach Göttingen abgelehnt zu haben. Er war oft so niedergeschlagen, daß er dem Entschlusse nahe war, alle seine Stellen niederzulegen und anderswo sein Glück zu versuchen.

Mit dieser Gemüthsstimmung verband sich bald eine dauernde Kränklichkeit; eines wirkte auf das andere zurück. Schon in dem ersten Winter nach der italienischen Reise erkrankte er so bedenklich, daß man für sein Aufkommen besorgt war. Erneute Anfälle seiner Krankheit veranlaßten ihn, im Sommer 1791 in Karlsbad Heilung zu suchen. Doch wirkte das Bad nicht wohlthätig auf ihn. Einen besseren Erfolg hatte eine Badereise nach Aachen im Jahre 1792. Sie erweckte auf kurze Zeit wieder eine heitere Stimmung. Glückliche Stunden genoß Herder im Umgang mit dem wieder versöhnten Jacobi und mit Johannes von Müller, mit dem er auf einige Tage in Aschaffenburg zusammentraf. Doch in Weimar zog sich stets wieder die trübe Wolke über ihm zusammen.

Einsamer ward auch seine Stellung in der Welt. Nicht nur in Weimar verengerte sich der Kreis seiner Freunde: auch in seinem Zeitalter stand er mehr allein, seit er aufhörte dessen

Streben zu theilen, seit der geistige Aufschwung der Mitlebenden ihm als Verfall und Verderbnis erschien. In der Verbreitung der kantischen Philosophie, welche auf der Landesuniversität Jena fast unter seinen Augen ihre Verkündiger und Beschützer fand, erkannte er nur eine Unheil bringende Zerstörung des höheren wissenschaftlichen Geistes; die Früchte des Zusammenwirkens Goethes und Schillers fanden an ihm keinen Bewunderer. Gegen Schiller und seine dramatischen Schöpfungen hatte er eine tiefe Abneigung. Goethe zog sich nach und nach von seinem Umgange zurück, und seit dem Erscheinen der „Xenien", durch die sich Herder, obschon er persönlich nicht davon getroffen ward, sehr verletzt fühlte, war der freundschaftliche Verkehr zwischen ihnen abgebrochen.

Um diese Zeit gewann Herder an Jean Paul (Friedrich Richter) einen jüngeren Freund, der sich mit herzlichster Verehrung an ihn anschloß. Im Juni 1796 kam dieser zum ersten Mal auf kurze Zeit zum Besuch nach Weimar und wählte es vom October 1798 an auf zwei Jahre zu seinem Aufenthalt. Einem romantisch zerflossenen Geiste wie Jean Paul sagte die Ueberfülle Hamanns und Herders, in welcher Wissenschaft und Gefühlsanschauung, durch geniale Subjectivität vermittelt, zusammentrafen, bei weitem mehr zu, als die Klarheit und klassische Plastik Goethes und Schillers; an Herders Schriften hatte sein jugendliches Talent sich gebildet. Von der ersten Umarmung, wo jeder den andern mit Worten schwärmerischer Anerkennung überschüttete, wurden sie die vertrautesten Freunde. Zu ihrem geistigen Bunde gehörte auch Herders Frau, in deren empfindsamem Herzen immer etwas von der titanischen Gluth loderte, die Jean Paul seinen weiblichen Charakteren zu leihen liebte. Wie hoch Herder den Umgang mit Jean Paul schätzte, sagen uns seine Worte in einem Briefe an Jacobi (1798). „Mit Richter", schreibt er, „hat mir der Himmel einen Schatz geschenkt, den ich weder ver-

dient noch selbst erwartet habe. Jedes neue Zusammensein mit ihm eröffnet mir eine neue, größere Kiste, voll von alle dem, was die heiligen drei Könige brachten. In ihm wohnen sie alle drei, und der Stern geht immer über seinem Haupte. . . . . Ich kann von ihm nichts sagen als: er ist ganz Herz und Geist, im fein klingenden Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit, auf der es so viel zersprungene Saiten und verstimmte Töne gibt, wie — ich zum Beispiel. Aber, sagt der Apostel Paulus, mir ist Barmherzigkeit widerfahren." Damit stimmt sein noch in anderer Hinsicht charakteristischer Ausspruch zusammen: „Richter steht . . . auf einer hohen Stufe. Ich gebe alle künstlich metrische Form hin gegen seine Tugend, seine lebendige Welt, sein fühlendes Herz, seinen immer schaffenden Genius. Er bringt wieder neues, frisches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst."

Obschon Herder, wie wir auch an diesen Worten erkennen, mit trüben Ahnungen in das neue Jahrhundert blickte, dessen Schwelle er noch betrat, sein hoher Sinn ward dennoch nicht irre an den großen Ideen, von denen sein geistiges Streben von Jugend auf getragen worden war. Von der Menschheit im ganzen und ihrer Bestimmung zu einer fortschreitenden Cultur dachte er immer groß, mochte er auch jetzt die lichthellen Punkte ihrer Entwicklung mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart aufsuchen. Dies war die Tendenz der „Briefe zur Beförderung der Humanität" (1793—1797), einer Reihe culturhistorischer Abhandlungen, die, zum Theil auf älteren Excerpten oder Entwürfen beruhend, bald ergänzend, bald erläuternd die „Ideen zur Philosophie der Geschichte" fortsetzen sollten. Besonders die letzten Sammlungen sind hervorzuheben, in denen im Anschluß an die früheren „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" Bausteine zu einer philosophischen Geschichte der Poesie zusammengetragen sind. Wenn gleich Herder sein Bestes in diesen

Briefen geben wollte, ſo wollte er es doch in der leichteſten und bequemſten Weiſe thun, nicht methodiſch, nicht erſchöpfend; er bediente ſich daher ſchon hier der loſen, fragmentariſchen Form, die er faſt allen ſeinen ſpäteren Schriften gegeben hat. Als Schluß dieſes Werks iſt gewiſſermaßen die Zeitſchrift „Adraſtea“ (1801—1803) anzuſehen, mit Ausnahme einiger Beiträge Knebels von Herder allein verfaßt, zunächſt für Darſtellungen aus der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts beſtimmt, das in culturhiſtoriſcher Hinſicht gewürdigt, auf ſeinen Werth für die Beförderung der Humanität geprüft werden ſollte. Im Verlauf der Arbeit wurden jedoch mehrfache äſthetiſche und literariſche Aufſätze ſowie poetiſche Nachbildungen (des Lucretius, Perſius, Swift, beſonders des Horaz) und eigne allegoriſch-didaktiſche Dichtungen beigefügt. Unangenehm berührt darin beſonders die Polemik gegen die in der modernen Literatur herrſchende künſtleriſche Richtung, gegen Goethe und Schiller ſo gut als gegen die aufſtrebenden Romantiker; allein ungeachtet manches einſeitigen Urtheils iſt das Werk noch von dem Autor aus dem Schatze ſeines Wiſſens und ſeines Ideenkreiſes reich ausgeſtattet.

Es lag Herder ſehr am Herzen, ſeine dogmatiſchen Anſichten, die ſich auf der höheren Lebensſtufe zu größerer Klarheit und Reife herangebildet hatten, in einer Reihe von Abhandlungen niederzulegen. Die „chriſtlichen Schriften“, welche 1794—1798 erſchienen, großentheils aber in viel früherer Zeit geſchrieben wurden, faßten den Geiſt des Chriſtenthums und überhaupt der bibliſchen Schriften nicht wie die früheren theologiſchen Werke Herders mit der poetiſchen Myſtik des unmittelbaren Gefühls auf, ſondern im Lichte der Humanitätsidee. Herder hat ſich nach und nach dem Standpunkte Leſſings genähert und erkennt den Geiſt des Chriſtenthums vor allem in einem liebevoll thätigen Wirken. „Das wahrhaft chriſtlich Gute“ — dahin äußerte er ſich — „im Stillen gethan aus Liebe zur Wahrheit,

zur Beihilfe der Menschheit, es hat von jeher die Welt erhalten und erhält sie; es geht nicht unter. Die künftige Welt wird nur aus dem bestehen, was in dieser reell, das ist wahres Christenthum war und als solches in sie übergehen konnte. Die verborgene Saat wird alsdann offene Ernte." Daher liegt ihm sogar an dem Namen des Stifters der christlichen Religion wenig, an dessen gottmenschlicher Natur und höherer Sendung Herder übrigens festhält, wie weit er auch das Leben und die Lehre des „Mannes von Nazareth" und das System der christlichen Dogmatik aus einander rückt; aber diese Religion wird bleiben und „nicht anders als die Religion reiner Menschengüte, Menschenreligion heißen". Die kantische Philosophie dünkte ihm jedoch nur eine Zerstörung der Humanitätsreligion zu sein, indem die zermalmende Kritik dieses scharfsinnigen Denkers „alle ernste Realität in Sachen der Empfindung aufhebe", besonders als sie unter Fichtes Händen die schärfsten Waffen gegen alles Bestehende und unmittelbar gegen Religion und Offenbarung wandte.

Herder war keineswegs in seiner Ansicht so beschränkt, daß er die hohe Bedeutung der kantischen Schriften in der Geschichte der speculativen Wissenschaften verkannt hätte. Unter anderem äußerte er in Beziehung darauf: „Kants Werke werden bleiben. Ihr Geist, wenn auch in andere Formen gegossen, wenn auch mit andern Worten umkleidet, wird wesentlich weiter wirken und leben. Er hat schon viel gewirkt; fast in jedem Fach menschlicher Untersuchungen siehet man seine Spuren. Durch Kant ist ein neuer Reiz in die Gemüther gekommen, nicht nur das Alte zu sichten, sondern auch, wohin insonderheit der Zweck der Philosophie geht, die eigentlich menschlichen Wissenschaften, Moral, Natur- und Völkerrecht nach strengen Begriffen zu ordnen. Sehr heilsam sind diese Versuche; sie werden in Thathandlungen greifen und einst, so Gott will, selbst zu angenommenen Maximen werden." Allein die Verirrungen von Kants Anhängern und Auslegern glaubte

er mit der strengsten Polemik aufdecken zu müssen, um sein Zeitalter auf die richtige Bahn zurückzuführen, und so schritt er zum Angriff auf den großen Philosophen selber.

In seiner ersten Gegenschrift „eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" (1799) in zwei Theilen (mit den besondern Titeln „Verstand und Erfahrung" und „Vernunft und Sprache") war Herder seinem gewaltigen Gegner keineswegs gewachsen, und namentlich konnte es ihm nur zum Nachtheil gereichen, wenn er mit Gereiztheit und Bitterkeit focht, wo man wissenschaftliche Deductionen erwartete. In der Hauptsache gieng er wie Hamann von der Einheit aller menschlichen Geisteskräfte und von dem Erfahrungsursprung aller unserer Begriffe aus. Mit den drei Theilen der „Kalligone" (1800), welche gegen Kants „Kritik der Urtheilskraft" gerichtet war, betrat Herder das ihm näher liegende Gebiet des Schönen. Wenn man von der maßlosen Polemik absieht, die namentlich in der Vorrede alle Schranken übersteigt, so ist hier manche treffende Bemerkung niedergelegt; gleichwohl konnte er auch hier zu keiner ruhigen Untersuchung gelangen. Er hatte durch diese polemischen Schriften einen solchen Sturm gegen sich heraufbeschworen, daß ihm selbst die Arbeit verleidet wurde; so gab er denn den Bitten seiner Freunde nach und ließ ein drittes Werk, welches Kants Moralphilosophie angreifen sollte, — „den dicksten Knoten und meine stärksten Pfeile habe ich noch zurück", äußerte er darüber — ungeschrieben.

Die Poesie, die ihm durch alle Stufen des Lebens eine geliebte und treue Freundin gewesen war, schmückte ihm auch noch die letzten Lebensjahre. Die Neigung zu didaktischer Contemplation bleibt vorherrschend. Manches hat Bezug auf das Zeitalter, und selbst die politischen Bewegungen sind von seiner ethischen Lebensbetrachtung nicht ausgeschlossen. Ein reicher Ideenkreis tritt uns auch in seinen Dichtungen entgegen, nur daß die poetische

Form allzu wenig die Schwere des Gedankens zu überwinden vermag. Eine anerkennenswerthe Gabe seiner letzten Jahre sind die Legenden, die er auf's neue in die Poesie zurückführte und in Parabelnweise als Beispiele eines hohen sittlich-religiösen Sinns behandelte. Die dramatischen Dichtungen, die er der Form der griechischen Tragödie anzunähern suchte, sind zwar als solche nicht von großer Bedeutung; doch macht ihr reiner ethischer Charakter sie einer sorgfältigen Beachtung werth; „der entfesselte Prometheus" ist ein gehaltvolles Dichtwerk. Weit entfernt, sich in einen Wettstreit mit Aeschylos einzulassen, strebte der Verfasser vielmehr darnach, die harte Mythologie der Griechen aus den ältesten Zeiten „milde und menschlich anzuwenden".

Herder erkaltete nicht in dem Streben, die poetischen Blüthen der Vorzeit und der Fremde aufzusuchen und, was sein Gemüth ergriff, in deutsches Gewand zu kleiden. Er zog manchen älteren vaterländischen Dichter aus dem Staube der Vergessenheit und führte in der dreibändigen Sammlung „Terpsichore" (1795—1796) die lateinischen Gedichte des Jesuiten Jakob Balde (1603—1668) in geschmackvoller Uebersetzung gleichsam wie die eines Mitlebenden in die neue Zeit ein. Dem Orient nicht untreu, förderte er die Theilnahme an morgenländischer Dichtung durch seine Briefe über das indische Drama „Sakontala", mit denen er Georg Forsters Uebersetzung begleitete. Aesthetische, kritische Aufsätze, die er außer zu den „Humanitätsbriefen" und zur „Adrastea" auch zu den ersten Stücken der schillerischen „Horen" und zu verschiednen andern Monatsschriften beisteuerte, so die Abhandlungen über die Legende, über Homer und das Epos, letztere von Friedrich August Wolf heftig bekämpft, waren im Geiste seiner universalistischen Geschmackstendenz gehalten.

Den schönsten Kranz reichte ihm die Poesie noch am Schlusse seiner ruhmvollen Laufbahn, als er, durch ein Wort im „deutschen Mercur" angeregt, im Winter 1802/3, dem letzten seines Lebens,

den glücklichen Griff that, die spanischen Romanzen vom Cid auf deutschen Boden zu verpflanzen. Dieser herrliche Romanzenkranz ist auf's neue ein Beweis, daß ihm auch in trüben Lebensabschnitten, als seine geistige Productivität schon die jugendliche Beweglichkeit und üppige Fülle früherer Zeiten verlor, doch die Gabe geblieben war, sich mit zarter Empfindung in die poetische Anschauungsweise, in die Gefühlszustände einer entschwundenen Culturperiode zu versetzen. Mehr selbständig überarbeitend als übertragend reproducierte Herder im Anschluß an eine französische prosaische Bearbeitung der Romanzen vom Cid, die er in das Versmaß der Originale umsetzte und durch eigene, überaus gelungene Zuthaten erweiterte, das spanische Ritterthum in lebensvoller, farbenreicher Dichtung. Einzelne Unebenheiten der Form dürfen uns nicht gegen das Ganze ungerecht machen. Unsere Sprache hat keine romantische Heldendichtung hervorgebracht, welche in solchem Maße wie Herders „Cid" sich die Liebe der Nation erworben hätte. Was sich von Herders Individualität beimischt, das Vorwalten des ethischen Humanismus, hat die sittliche Wärme der Dichtung gehoben und auf glückliche Weise das romantische Element mit der deutschen Gemüthsanschauung vermittelt.

An solchen Geistesarbeiten mußte sich Herder aufrichten. Heitere Stunden hatte er in den letzten Lebensjahren nur selten. Kränklichkeit und Verstimmung nagten an ihm — „unser Dasein schleicht langsam zum Grabe" ist sein tragisches Wort. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft richtete ihn nicht mehr auf; nur das Gedeihen und das Glück seiner Kinder gab ihm noch Freuden des Lebens. Einige äußere Auszeichnungen erhielt er im Beginn des neuen Jahrhunderts. 1801 ward er zum wirklichen Präsidenten des Oberconsistoriums ernannt, was er thatsächlich schon lange gewesen war. In demselben Jahre machte ihm der Kurfürst von Bayern ein Geschenk mit der Erhebung

in den bayrischen Adelsstand. Er hatte unter der Hand darum nachgesucht, weil er nur dadurch seinem Sohne Adalbert, der ein Gut in der Oberpfalz gekauft hatte, den dauernden Besitz desselben sichern konnte. Jedoch ward die Verleihung des Adelsbriefes für ihn eine Quelle neuer, tief empfundener Kränkungen: die weimarische Regierung erkannte seine Standeserhöhung nicht an, da es nicht der Reichsadel war. Es entstanden daraus Zerwürfnisse, die für einen Mann von Herders Naturell besonders im amtlichen Geschäftsverkehr sehr empfindlich waren.

Schon seit mehreren Jahren fühlte Herder eine Abnahme seiner Kräfte. Um so aufreibender war für ihn seine rastlos angespannte geistige Thätigkeit, um so nachtheiliger wirkte die durch die letzten unangenehmen Vorfälle vermehrte Gemüthsaufregung. Seine Verdauung litt, die Nervenschwäche bemächtigte sich des ganzen Organismus, so daß er häufig Anfälle von Ohnmacht hatte. Auch die Sehkraft ward schwächer. Der Gebrauch des Aachener Bades (im Sommer 1802), das ihm vor zehn Jahren so wohlthätig gewesen war, brachte keine Besserung. Eine Gallenkrankheit, die ihn im folgenden Jahre befiel, ließ eine große Schwäche zurück. Seine Frau suchte ihn zu bereden, sich für ein Jahr Urlaub auszubitten, um, von Amtsgeschäften befreit, nur für seine Gesundheit zu leben, aber vergebens. Während des Sommers gebrauchte er eine Badecur in Eger. Vierzehn angenehme Tage verbrachte er auf der Reise dahin in Schneeberg bei seinem Sohne August, der dort als Bergamtsassessor lebte. Er vollendete in jenen Tagen, wo ihn die reine Bergluft außerordentlich stärkte und aufheiterte, das kleine, schon in Weimar unter der Aufschrift „Hygea“ angefangene Drama „Admetus' Haus“, seinen Schwanengesang, ein Denkmal der warmen Theilnahme für die Seinen; die Ahnung, daß er bald von ihnen scheiden müsse, trug er mit sich. Die Badecur in Eger that ihm wohl; gleichwohl hob sie das Augenleiden nicht, das ihn hauptsächlich

zur Wahl dieses Bades veranlaßt hatte. Ueberaus wohlthätig wirkte auf sein Gemüth der dreiwöchentliche Aufenthalt in Dresden, wo ihm selbst von den ersten Männern des Hofes eine Achtung und Aufmerksamkeit bewiesen ward, die ihn überraschte. Der Kurfürst ließ ihn zu einer Audienz rufen und soll gegen andere den Wunsch geäußert haben, Herder in seine Dienste zu ziehen.

Als Herder um die Mitte des Septembers nach Weimar zurückkam, war er voll von Entwürfen für den nächsten Winter. Er hoffte neue Schulreformen durchzuführen, die Briefe über Persepolis, in deren Abfassung er durch die Polemik gegen Kant unterbrochen worden war, weiter auszuarbeiten und sein Werk über den Geist der hebräischen Poesie mit einem dritten Bande zu vollenden. Einen Monat später wurde er auf's neue von Unwohlsein befallen. Er schrieb noch in einigen guten Stunden an dem zehnten Stücke der „Adrastea", bis er mit der ahnungsvoll verklingenden Stelle aus Gerstenbergs Gedicht eines Skalden die Feder niederlegen mußte:

„In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeistertes Aug' umher — erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht — und schweigt."

Zwei Monate lang kämpfte noch sein elastischer Körper gegen die Gewalt der Leiden; er fühlte seine Kräfte sinken bei völlig klarem Bewußtsein und beständiger Hoffnung der Besserung. „Ich begreife meine Krankheit nicht," äußerte er; „mein Geist ist gesund und mein Körper so krank; wenn ich aus dem Bette sein könnte, ich wollte viel, viel arbeiten." Mehrmals sagte er: „Ach, wenn mir nur eine neue, große, geistige Idee woher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute, ich würde auf einmal gesund!" Das Leben hatte ihm nicht viele Freuden

geſchenkt; doch verließ er es ungern. Oft ſchlang er den Arm um den Hals ſeines Sohnes Gottfried, in deſſen ärztlicher Behandlung und Pflege er war, mit den Worten: „Mein Freund, mein liebſter Freund, rette mich noch, wenn es möglich iſt!“

Noch auf dem Todbette klangen die Empfindungen ſeiner Jugendjahre in ſeiner Seele wieder. Er ließ ſich am liebſten aus der Bibel, beſonders den Propheten, und aus Oſſians Geſängen vorleſen, die ihm einſt das Herz ſo ahnungsvoll erhoben auf jener Meerfahrt, welche ihn von der fernen Oſtſeeküſte herübertrug und über die Zukunft ſeines Lebens entſchied. Am 18. December 1803, einem Sonntag, fiel er in den letzten Schlaf; nachdem er den ganzen Tag ruhig geſchlummert, entfloh am Abend gegen elf Uhr der Hauch des Lebens. Sanft und ohne den geringſten Todeskampf hatte er geendet. Am 21. December Abends um neun Uhr wurden ſeine ſterblichen Ueberreſte in der weimariſchen Stadtkirche unter dem Geläute aller Glocken feierlich beigeſetzt. Der bis dahin bewölkte Himmel klärte ſich während des Leichenzuges auf und leuchtete, ein Sinnbild der Verklärung, mit Sternenſchimmer hernieder. Neben der Kirche erhebt ſich jetzt ſein Standbild von Erz.

Herder ſtarb in ſeinem ſechzigſten Lebensjahre. Es war kein langes, aber ein thatenreiches und ruhmvolles Leben, das ſtets im Dienſte des Höchſten, was der Menſch beſitzt, geſtanden und unberechenbare Früchte getragen hat. Er, der zu den größten Genien gehört, welche das achtzehnte Jahrhundert erleuchtet haben, theilt mit vielen, die eine neue Bahn gebrochen haben, das Schickſal, daß die Nachwelt ſich nicht immer dankbar der Quelle erinnert, aus der ihr erhöhtes Geiſtesleben gefloſſen iſt, und dies um ſo mehr, als er ſich nicht jener klaſſiſchen Form der Darſtellung hat bemächtigen können, welche Leſſings Schriften, auch wo der wiſſenſchaftliche Gehalt nicht mehr genügt, einen unverlöſchlichen Reiz für den Leſer ertheilt hat. Allein die Wärme

der Begeiſterung für das Große der Menſchheit, der unbeſtechliche Sinn für Wahrheit, die energiſche Aufforderung zu liebevoll thätigem Wirken zum Wohl der Welt und zum Gedeihen humaner Cultur, dieſe ganze Fülle von Ideen und geiſtiger Kraft, welche in ſeinem Wahlſpruche „Licht, Liebe, Leben!“ ſo treffend bezeichnet iſt, ſpricht noch immer aus ſeinen Werken lebendig zu unſerm Innern und wird in Zeitaltern, in denen eine einſeitige Verſtandesbildung das wiſſenſchaftliche Streben vernüchtert oder das allgemeine Band, das die Wiſſenſchaften umſchlingt, und das höchſte Ziel, dem alle Geiſtesthätigkeit des Menſchen entgegenzuſtreben hat, aus den Augen verliert, nicht aufhören, anregend zu wirken, und vor allem ſtets die Forderung gegenwärtig halten, für die höchſten Güter der Menſchheit den ganzen Menſchen einzuſetzen.

Johann Wilhelm Schaefer's

Geſchichte der deutſchen Literatur

des XVIII. Jahrhunderts

in überſichtlichen Umriſſen und biographiſchen Schilderungen.

Zweite, vermehrte und vollſtändig umgearbeitete Auflage,

herausgegeben

von

Dr. Franz Muncker.

Neue Ausgabe in zehn Heften.

Neuntes Heft.

Des Geſammtwerkes zweites Buch, viertes Capitel.

Johann Wolfgang Goethe.

Leipzig.

T. O. Weigel.

Johann Wolfgang Goethe.

Johann Wolfgang Goethe.

Geboren am 28. Auguſt 1749, geſtorben am 22. März 1832.

Von Leſſing zu Herder, von Herder zu Goethe gewahren wir eine allmähliche Stufenfolge der Entwicklung des in unſerer Nationalliteratur zu immer größerer Klarheit ſich entfaltenden Princips, das wir als die Idee freier Geſammtbildung des Menſchen bezeichnen können. Nachdem es durch Herders geniale Gefühlsanſchauung mehr theoretiſch als ideale Humanität zur Geltung gebracht war, trat es mit der ganzen Fülle künſtleriſcher Schöpfungskraft in Goethes Leben und Dichten hervor und rief in dem geiſtigen Zuſammenwirken erſt von Goethe und Herder, dann von Goethe und Schiller jene Meiſterwerke hervor, mit denen unſere Literatur am Schluß des Jahrhunderts die Höhe der Klaſſicität erreichte.

Aeußere und innere Verhältniſſe, die Bedeutung der Geburtsſtadt, der Stand und die Charaktere der Eltern, die politiſchen und literariſchen Ereigniſſe während der Jugendjahre,

wirkten in glücklichster Weise bei Goethes Erziehung zusammen. In der alten deutschen Reichsstadt, welche durch die Wahl und Krönung der Kaiser zu dem Range einer Metropole des Reichs erhoben war, trat der Dichter in's Leben, welcher bestimmt war, dem deutschen Volke einen Glanz zu verleihen, der nicht minder den Blick der Nachbarvölker auf unser Vaterland zog als in frühern Jahrhunderten die Größe seiner weltlichen Macht. Am 28. August 1749 wurde Johann Wolfgang Goethe zu Frankfurt am Main geboren. Schon den Knaben empfieng ein freundliches Geschick. Seine Schönheit erregte Bewunderung; sein Geist verrieth früh die Gaben, mit denen die Natur ihn ausgestattet hatte. Der strenge Ernst und der unermüdliche Lehreifer des Vaters Dr. Johann Kaspar Goethe (1710—1782), eines Juristen von gründlicher Gelehrsamkeit, der ohne Amt mit dem Range eines kaiserlichen Raths in Frankfurt lebte, bildete den lernbegierigen Knaben von seiner zartesten Kindheit an; der heitere, lebensfrische und poetische Sinn der Mutter Katharina Elisabeth, der Tochter des Stadtschultheißen Textor (1731—1808), deren Jahre noch der Jugend näher standen, regte hingegen die empfängliche kindliche Phantasie lebhaft an und fesselte das weiche Gemüth ihres bald einzigen Sohnes an sich, von dessen fünf jüngeren Geschwistern nur eine Schwester, Cornelia (1750—1777), länger am Leben erhalten blieb.

Das bewegte Leben der reichen Handelsstadt erweiterte frühzeitig den Gesichtskreis des Knaben über die enge Umgebung der Familie hinaus. Tief erschütterte ihn die Kunde von dem Erdbeben zu Lissabon. Selbst die Ereignisse der Weltgeschichte drangen bis in die unmittelbare Nähe des väterlichen Hauses. Der siebenjährige Krieg ließ nicht nur die Bilder seiner Helden an Goethes Phantasie vorüberziehen, sondern ihn auch die Spaltung des deutschen Volkes in zwei feindliche Parteien an seiner eignen Familie erfahren. Im elterlichen Hause neigte man sich

auf die preußische, im großväterlichen auf die österreichische Seite; Goethe selbst war fritzisch gesinnt, begeistert für die Persönlichkeit des großen Königs, dessen Feinde aber im Januar 1759 Frankfurt occupierten. Nun konnte des Knaben kindliche Schaulust sich an den Bühnenvorstellungen einer französischen Schauspielertruppe, an dem militärischen Pomp einer französischen Besatzung vergnügen. Der Sinn für theatralische Darstellung und dramatische Poesie, der schon in den ersten Kinderjahren durch ein Puppenspiel auf's lebhafteste geweckt war, erhielt neue Nahrung; das Darstellungsvermögen des Knaben wurde schon durch Theilnahme an dramatischen Aufführungen geübt.

Der Friedensfeier folgte im April 1764 die Kaiserkrönung Josephs II., in deren Festlichkeiten sich dem jungen Dichter die ersten Abenteuer einer warmen Liebesneigung verschlangen, welche nachmals seine Phantasie in dem Bilde Gretchens dichterisch verklärte.

Angeregt durch die Lectüre der Dichter, welche ihm die erlesene Bibliothek des Vaters darbot, machte er schon in frühen Knabenjahren poetische Versuche. Aber dem Vater schienen nur die reimenden Dichter dieses Namens würdig zu sein; neben den Hofpoeten aus dem Anfang des Jahrhunderts, Brockes, Hagedorn, Drollinger und Haller fanden höchstens noch einige der Bremer Beiträger seinen Beifall. Mächtiger als durch sie wurde das poetische Feuer in Goethe entzündet, als er Klopstocks Messiade, von der den Vater die ungewohnte Versart abschreckte, in die Hand bekommen und mit Begeisterung gelesen hatte. In Prosa entwarf er ein umständliches biblisches Epos „Joseph", und neben anakreontischen Liedern nach Gleims Muster und manchfachen Gelegenheitsgedichten entstanden geistliche Oden nach dem Vorbilde Cramers oder Johann Adolf Schlegels. Eine derselben, welche uns erhalten ist, „poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi" (aus dem Jahre 1765)

gibt Zeugnis von einer bewundernswürdigen Herrschaft über die Sprache. Schon begann der Knabe seine dichterische Zukunft zu ahnen und nährte die Hoffnung, dereinst neben Gellert mit Ehren genannt zu werden.

Eine öffentliche Schule hatte er nur kurze Zeit im Sommer 1755 besucht. Seine übrige Bildung, bei der es weniger auf Tiefe als auf Universalität abgesehen zu sein schien, war Privatlehrern übertragen; die oberste Leitung behielt sich der Vater selbst vor. Als dieser seine gelehrte Propädeutik beendigt zu haben glaubte und der Uebergang zu den akademischen Studien herannahte, war es der geheime Wunsch des Jünglings, sich der schönen Literatur, etwa auf der Göttinger Hochschule, zu widmen; in der Beschäftigung mit den Meisterwerken des griechischen und römischen Alterthums hoffte er für seinen Geist die edelste Nahrung zu finden. Allein der Vater ließ keine Wahl zu, sondern drang auf die Rechtswissenschaft. Als Eidam des Schultheißen war er zu der Aussicht berechtigt, daß die Verwandtschaft mit der höchsten Aristokratie seinem Sohne dereinst eine Stelle in dem Rathe seiner Vaterstadt verschaffen werde. Seinem Wunsche zufolge begab sich der sechzehnjährige Jüngling, wissenschaftlich genugsam vorbereitet, wenn auch in sittlicher Hinsicht noch nicht selbständig, im October 1765 auf die Universität Leipzig.

Voll freudiger Hoffnung zog Goethe der Stadt zu, wo ihm die Quelle höherer Geistesbildung entgegenzufließen, wo ihm vor allen andern Gellert die Weihe zum Eintritt in das Heiligthum der Poesie geben zu können schien. Doch ward es ihm bald klar, daß so hohe Erwartungen sich nicht erfüllten. Durch die engherzigen Systeme der herkömmlichen Gelehrsamkeit, welche ihm die Hörsäle überlieferten, fühlte er die Schwingen seines Geistes mehr gelähmt als gestärkt. Eben so wenig konnte er in der Ausübung der Poesie durch beschränkte Theorien und die von diesen anempfohlenen Muster gefördert werden. Gellert und

Weiße, die Koryphäen des Leipziger Dichterthums, tauchten nur wenig über die breite Fluth des Gottschedianismus empor. Wenn gleich durch Gellerts Vorlesungen wenig gefördert, benützte doch Goethe dessen Practicum zur Ausbildung seines Stils. Clodius, der als junger Docent sich der Leipziger Literaturbestrebungen annahm, suchte den Glanz der Poesie in den Effecten des ramler'schen Phrasenpathos, das Goethe schon damals ganz verleidet ward. Der fleißige Besuch des Leipziger Theaters sowie theatralische Aufführungen in Familienkreisen, unter andern von Lessings „Minna von Barnhelm", waren für Goethes Neigung zur dramatischen Poesie nicht verloren. Er beschäftigte sich viel mit dem französischen Lustspiel, übersetzte Corneilles „Lügner" und gewann die innige Liebe zu Molière, die ihn bis in's Alter begleitet hat.

Der erste Schritt zur Selbständigkeit zeigt sich darin, daß er für seine poetische Production aus dem Selbsterlebten Nahrung zog, daß er die Neigung des Herzens an sich zu erfahren und an andern zu beobachten begann, um daraus die Grundzüge poetischer Darstellung zu entnehmen. Die ersten Lustspiele und Lieder, welche in Leipzig entstanden, geben einen bei einem Jünglinge seines Alters überraschenden Beweis von klarer Auffassung des Lebens und scharfem Blick in das Gewirr menschlicher Leidenschaft. Das Schäferspiel „die Laune des Verliebten" entsprang aus einer leidenschaftlichen Neigung, deren Gegenstand Anna Käthchen Schönkopf war, ein liebenswürdiges Mädchen, drei Jahre älter als Goethe, dessen leidenschaftliche Verehrung sie mit freundschaftlichem Sinn aufnahm, ohne sie zu erwidern; unter ihrer harmlosen Schalkhaftigkeit hatte er nicht weniger als sie unter seiner Eifersucht zu leiden. Zur gleichen Zeit entwarf er kunstvoll nach Molières Muster zunächst in einem Act das Lustspiel „die Mitschuldigen", das er 1769 nach der Rückkehr von Leipzig breiter in drei Aufzügen ausführte. Eine

realistische Tendenz verräth sich in dem Drama, in dem die sittlichen Gebrechen des socialen Lebens zu einer nicht eben erquicklichen Anschauung gebracht werden. Die erste Sammlung seiner kleinen Lieder, welche 1769 (mit der Jahrzahl 1770) unter dem Titel „neue Lieder" zu Leipzig in Breitkopfs Verlag erschienen, athmet noch nicht die Frische seiner nachmaligen Lyrik, sondern bekundet mehr den formensichern Zögling der Anakreontiker und Wielands, der ihm damals noch als hohes Muster galt.

Für die Ausbildung seines Talents für bildende Kunst, das bereits in den Knabenjahren mit großem Erfolge geübt worden war, zeigte sich der Aufenthalt in Leipzig sehr günstig. Seine Uebungen unter der Anleitung des Malers Oeser, dessen Tochter Friederike er zur Freundin gewann, sowie zu gleicher Zeit das Studium der Schriften Lessings und Winckelmanns läuterten seine Kunstbegriffe, und die Betrachtung der Dresdener Bildergallerie entzündete ihn mit freudiger Begeisterung für die Schöpfungen der Meister.

Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Leipzig nöthigte ihn der geschwächte Gesundheitszustand, die Folge eines Blutsturzes und einer dadurch entstandenen gefahrvollen, schmerzhaften Krankheit, an seinem Geburtstage 1768 die Rückreise in's Vaterhaus anzutreten. Auf längere Zeit entzog ihm seine Kränklichkeit den frohen Genuß des Lebens und die heitere Stimmung, deren er zur Dichtkunst bedurfte. Allein sie lehrte ihn zugleich Geduld und Selbstbeherrschung und machte ihn wieder empfänglicher für den Trost frommen Glaubens. Die sanften Einwirkungen des Fräuleins Susanna Katharina von Klettenberg, der mütterlichen Freundin seiner Jugend, die sich zu einem edlen Pietismus im Sinn der herrnhutischen Brüdergemeinden bekannte, machten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth, und mehrmals klangen auf späteren Lebensstufen (noch in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" in den „Bekenntnissen einer schönen Seele") diese

Erinnerungen in seinem Geiste wieder. Die Zerstreuung durch mystisch-alchymistische Schriften und chemische Experimente weckte den Trieb zu naturwissenschaftlicher Beschäftigung und ließ manches zurück, was später im „Faust“ dichterisch verwendet werden konnte.

Auf's neue regte der jugendliche Frohsinn die muntern Flügel, als sich der junge Dichter mit gestärkter Gesundheit im Frühling des Jahres 1770 auf die Universität Straßburg begab, um seine juristischen Studien zu vollenden. Außer vielseitiger wissenschaftlicher Ausbildung, in der auch die Medicin und die Naturforschung eine Stelle erhielt, fand er dort Freunde voll warmen Gemüths und echt deutscher Gesinnung, den älteren Actuar Salzmann, den schon vielfach geprüften, halb autodidaktisch gebildeten Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817), und Lerse, den er im „Götz“ verewigt hat. Die Betrachtung des ehrwürdigen Münsters erschloß ihm den Sinn für die deutsche Vorzeit und trug dazu bei, die Achtung vor den modernen französischen Kunstbegriffen mehr und mehr zu vernichten. Längere Zeit war es ihm vergönnt, den Umgang und die Belehrung Herders zu genießen, der im Herbst 1770 nach Straßburg kam und durch seine Augenoperation den Winter über daselbst festgehalten wurde. Herder lehrte ihn die Poesie als die uralte Sprache der Menschheit erkennen, öffnete ihm den Schatz echter Volksdichtung, führte ihn zu Ossian und Shakespeare, zu Homer und der biblischen Urpoesie und befreite ihn von den dürren Theorien der gelehrten Kunstdichtung. Zu gleicher Zeit erfüllte die Bekanntschaft mit Friederike Brion (gestorben 1813), der anmuthigen Pfarrerstochter zu Sesenheim (eigentlich Sessenheim), den jungen Dichter mit der Fülle der Seligkeit einer ganz sich hingebenden Jugendliebe, und ungesucht klangen aus tiefstem Herzen die lieblichsten Lieder als die reinsten Naturlaute wahrer Empfindung hervor. Für sie übersetzte er Ossians Gesänge von Selma.

Der dichterische Genius in ihm hatte jetzt seine volle Selbständigkeit erlangt. Die Faustsage begann eine dramatische Gestalt zu gewinnen. Das Leben des Götz von Berlichingen fesselte ihn als das Bild eines edlen ritterlichen Mannes, der frei von dem Verderbnis und der Schwäche seiner Zeit kühn durch Hindernisse sich hindurcharbeitet und ihren Ränken mit männlichem Muthe entgegentritt. Shakespeares Dramen erschienen ihm jetzt als das Ideal der Poesie; sie ergriffen ihn als das Buch, worin alles Große der Menschheit verzeichnet, alles Geheimnis des Lebens geoffenbart sei, als das Riesenwerk des weltdurchschauenden Dichtergeistes. Neben manchfachen poetischen Entwürfen brachte Goethe seine Rechtswissenschaft zum Abschluß, um im August 1771 als Doctor der Rechte in seine Vaterstadt zurückzukehren, im Herzen die tiefempfundene Reue, in Friederiken Hoffnungen erregt zu haben, welche er sich nicht im Stande sah zu erfüllen; es war ein schmerzliches Scheiden, noch schmerzlicher die herzzerreißende Antwort, womit sie seinen schriftlichen Abschied erwiderte.

Nach der Rückkehr in's Vaterhaus suchte Goethe sofort bei dem höchsten Gericht Frankfurts um die Erlaubnis zur Ausübung der Advocatur nach; er gelangte dadurch bald in ein innigeres Verhältnis zu seinem Vater, der mit seinen reichen juristischen Kenntnissen ihm helfend zur Seite stand. Daneben wurde aber die Poesie mehr als je gepflegt. Die liebevollste Theilnahme verband ihn mit seiner Schwester Cornelia, welche ermunternd auf seine dichterischen Entwürfe einwirkte. Ein vielseitiger geselliger Verkehr verschaffte ihm Zerstreuung und Erheiterung, obwohl ihm übrigens das „aristokratisch-spießbürgerliche" Frankfurt wenig behagte. Die Brüder Schlosser, deren jüngerer, Johann Georg, 1773 sein Schwager ward, machten ihn mit dem literarischen Kreise in Darmstadt bekannt, mit dem auch Herder durch seine Braut in Verbindung stand. Er gewann

die Freundschaft des Kriegsrathes Merck, dessen freisinniges, praktisches Urtheil ihm bei seinen ersten größeren dichterischen Productionen sehr zu statten kam und auch in bedeutenden Lebensmomenten durch gewichtigen Rath nützte. Gleichwie Herder nahm Goethe Antheil an dem kritischen Blatte, das bestimmt war, die Ansichten und Tendenzen der neuen literarischen Gemeinschaft zu verkündigen, den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 und 1773, für die er mehr als dreißig Recensionen verfaßte. Seine freie geistige Richtung trat nicht minder in der Rede zum Shakespearetag (14. October 1771) und in dem Aufsatze von deutscher Baukunst zu Tage, einem begeisterten Hymnus in Prosa auf Erwin von Steinbach, den Erbauer des Straßburger Münsters; mit patriotischem Sinne bekämpfte er darin das Vorurtheil, womit man dazumal alles, was gothisch hieß, verachtete. Die erste Bearbeitung des „Gottfried von Berlichingen" wurde vollendet und der Kritik der Freunde Salzmann und Herder vorgelegt.

In allem diesen erkennen wir die Strömung des neuen Geistes, von welchem die junge Literatur ergriffen war. Goethe stand wie Herder in ihrem Mittelpunkt; er bemächtigte sich derselben mit dem Feuer einer genialen Jünglingskraft, aber zugleich auch mit der Besonnenheit und Klarheit einer echten Künstlernatur, welche nicht von der Richtung des Zeitalters beherrscht wird, sondern ihr die sichere Bahn vorzeichnet. Es lag ihm daher nicht daran, mit künstlich berechneten Effecten der Laune der Zeit zu schmeicheln; was er darstellte, mußte er selbst empfunden, in einem gewissen Sinne selbst erlebt haben. Zu seinem empfänglichen Innern sprachen Leben und Welt stets auch mit den leisesten Tönen. Wenn auch manchmal leidenschaftliche Aufwallungen ihn fortzureißen drohten, so verlor er sich doch nie darin, und in der Beruhigung nach überstandenem Sturm fand seine Poesie die tief-innige Wahrheit, die herzgewinnende

Gewalt, welche auch dem zarteſten, einfachſten Liede eingehaucht iſt.

Eine Liebesneigung, die ebenſo wie das Verhältnis zu Friederike einen Reichthum von Poeſie in ſich trug, erfüllte, zwiſchen Freud' und Leid wechſelnd, Goethes ganze Seele während des Aufenthalts in Wetzlar, wohin er ſich im Frühling 1772 begeben hatte, um dem Wunſche des Vaters gemäß den Proceß am Reichskammergericht kennen zu lernen. Charlotte, die zweite Tochter des Amtmanns Buff, war mit jener Anmuth einer reinen, offenen Natur geſchmückt, durch die Goethes Weſen ſtets am lebhafteſten angezogen wurde. Als er ſie kennen lernte, war ſie bereits mit ſeinem Freunde Keſtner, der ſich als hannover'ſcher Geſandtſchaftsſecretär in Wetzlar aufhielt, verlobt. Doch trennte nicht die leidenſchaftliche Neigung Goethes, nicht irgend eine argwöhniſche Eiferſucht das ſchöne Freundſchaftsverhältnis; ſelbſt der Schmerz des hoffnungslos Liebenden durfte offen geſtanden werden und ward gemeinſchaftlich getragen. Im September riß er ſich durch einen edlen Entſchluß aus dem Kreiſe los, an den ihn die ſeligſten Erinnerungen feſſelten. „Ich bin nun allein", ſchrieb er in dem Briefe, welcher der Geliebten ſeinen Abſchied meldete, „und darf weinen; ich laſſe euch glücklich und gehe nicht aus euren Herzen. Und ſehe euch wieder, aber nicht morgen iſt nimmer."

Wenige Wochen, nachdem Goethe in Frankfurt wieder angelangt war, erfuhr er den Selbſtmord Karl Wilhelm Jeruſalems, eines jungen braunſchweigiſchen Rechtsgelehrten, den er auf der Univerſität Leipzig flüchtig kennen gelernt und nachmals in Wetzlar wiedergefunden hatte. Dies Ereignis, das er ſich von Keſtner genau berichten ließ, gieng ihm ſehr zu Herzen, da es ihm den Blick über den Abgrund eröffnete, dem er ſelbſt ſo nahe geweſen war. Noch war der letzte ſchwere Kampf zwiſchen Liebe und Entſagung zu überſtehen, als im Beginn des Frühjahrs

1773 Keſtner ſeine Braut heimführte. Was der junge Dichter in Folge dieſer Verhältniſſe und Lebenserfahrungen empfunden und in ſich durchlebt hatte, gewann nach und nach zugleich mit der beruhigteren Stimmung eine künſtleriſche Geſtalt. Zu dem „Götz“, der ſchon faſt vollendet vorlag, geſellte ſich „Werthers Leiden“; in dieſen beiden Dichtungen concentrierte ſich die ganze Stärke ſeiner genialen Jugendpoeſie.

Das Drama „Götz von Berlichingen“, das Goethe, durch Herders Urtheil über den „Gottfried“ aufmerkſam geworden, in den erſten Monaten des Jahres 1773 ſtrengeren Stilgeſetzen angepaßt hatte, trat zur rechten Stunde an's Licht, um in ganz Deutſchland von gewaltigſter Wirkung zu ſein. Mit der Freiheit ſhakeſpeariſcher Form vereinigte ſich die ritterliche Kraft, der biedere Sinn für Redlichkeit und Treue, für Wahrheit und Recht, das Selbſtgefühl des wohlgeſinnten, freien Mannes. Das deutſche Drama warf die letzten Feſſeln ab, die es eingeengt hatten; es war ein Stück vaterländiſcher Geſchichte, ein Lebensgemälde voll deutſcher Geſinnung. Freilich indem der Dichter aller hergebrachten Regeln ſpottete, vernachläſſigte er auch die ewigen, immanenten Grundgeſetze der dramatiſchen Kunſt: auch der „Götz“ iſt, ſtreng genommen, nicht ſowohl ein Drama als vielmehr eine dramatiſierte Geſchichte.

Ein Kunſtwerk hingegen von formaler Vollendung, wie Goethe nur wenige ſchuf, iſt der kleine lyriſch-dramatiſche Roman „die Leiden des jungen Werthers“, der, in demſelben Jahre begonnen, im März 1774 ſeine abſchließende Geſtalt erhielt. In ergreifender Schilderung faßte er die Gemüthszuſtände zuſammen, durch die der Verfaſſer ſich hindurchgekämpft hatte, und führte ſie, indem er dem Helden ſeiner Dichtung die Kraft der Entſagung entzog, durch die er ſelbſt ſich gerettet hatte, bis zu jener Lebensmüdigkeit, welche Jeruſalems letzte Tage umdüſtert und ihm den Entſchluß freiwilligen Todes eingegeben hatte. Das

Zeitalter litt an sentimentaler Ueberspannung; es war ein großes Mißverhältnis entstanden zwischen den Ansprüchen der Subjectivität und den politisch-socialen Zuständen der Gegenwart. Goethe schilderte diese Krankheit mit tiefem Verständnis ihres Werdens und Wachsens und ergriff durch die individuelle Wahrheit seines Seelengemäldes die Mitlebenden mächtiger als je mit irgend einem seiner späteren Werke. Aus einer ähnlichen Quelle individueller Seelenerfahrungen erwuchs eine dritte größere Dichtung; mehrere Scenen im ersten Theil des „Faust", namentlich der Monolog im Eingang und die Gretchen-Scenen, entstanden gleich nach dem „Werther" und bildeten den jungen Stamm, welcher, auf verschiedenen Lebensstufen gepflegt, nach und nach zum stattlichsten Baum heranwuchs, um sich zu der genialsten Production unsers Dichters zu gestalten. Daneben entstand 1774 in rascher Ausführung das bürgerliche Trauerspiel „Clavigo", eine Darstellung des sentimentalen Schwankens im Conflict mit dem welterfahrenen Verstande und der Macht äußerer Lebensverhältnisse, vortrefflich in einzelnen Theilen, ohne in seiner beschränkten Sphäre den höchsten Anforderungen der Poesie genügen zu können. Goethe hatte sich zum Verdruß der Bewunderer des „Götz" der strengen Regel hier wieder mehr genähert, gelangte aber auf eben diese Weise dazu, den „Clavigo", dessen Stoff er den mémoires des Beaumarchais entlehnte, zu demjenigen seiner Dramen auszugestalten, das der mächtigsten Bühnenwirkung fähig ist.

Nicht lange jedoch verweilte seine poetische Darstellung bei den vom thätigen Leben sich abwendenden Seelenzuständen. In den Entwürfen und Scenen des „Julius Cäsar", an den er schon zu Straßburg gedacht hatte, des „Mahomet", des in Knüttelversen überaus glücklich begonnenen „ewigen Juden" und des „Prometheus" suchte er vielmehr die weltbeherrschende Gewalt des begabten Genius, die schöpferische Thatkraft großer,

energiſcher Charaktere, die in trotzigem Selbſtgenügen die Gottheit ſelber zum Kampf herausfordern, zur Anſchauung zu bringen. Daneben warf die humoriſtiſche Laune das Gewand des altdeutſchen Faſtnachtsſpiels um ſich, um die Thorheiten des Lebens im luſtigen Schwank zu belächeln. Manches knüpfte ſich unmittelbar an die Erlebniſſe des Tags. „Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverſtand, eine Paradoxie, eine geiſtreiche Bemerkung, perſönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene und was nur immer in einem bunten, rauſchenden Leben vorkommen mag, alles ward in Form des Dialogs, der Katechiſation, einer bewegten Handlung, eines Schauſpiels dargeſtellt, manchmal in Proſa, öfters in Verſen.“ Die derbe Realität des Hans-Sachſiſchen Humors war zu ſolchen kleinen Genrebildern, deren Zeichnung an niederländiſche Malerei erinnert, vortrefflich geeignet. Nachdrücklich richteten ſie die Waffe des Spottes gegen ſentimentale, heuchleriſche Schönthuerei und flache Aufgeblaſenheit. Wie Goethe gegen orthodoxes Kirchenthum und Prieſterherrſchaft Front machte, ebenſo gegen den Berliner Rationalismus; in letzterer Hinſicht iſt der „Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes, verdeutſcht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt“ (1774) zu erwähnen. Das Faſtnachtsſpiel vom Pater Brey, dem falſchen Propheten verſpottete mit derbem Humor das Benehmen des empfindſamen Leuchſenring unter Herders Freunden in Darmſtadt. Anſpielungen auf Herder und den Darmſtädter Kreis enthält jedenfalls auch das Drama „Satyros oder der vergötterte Waldteufel“; daneben ſuchte Goethe hier manche fernere Tendenz der Zeit zu treffen und perſiflierte ſo unter anderm die kyniſchen Vertreter des rouſſeau'ſchen Naturalismus, auf welche Wielands neueſte Schriften die Aufmerkſamkeit in Deutſchland wieder gelenkt hatten. Ziemlich derſelben Zeit (October 1773) gehört die Farce „Götter, Helden und Wie-

land" an, eine geniale Parodie von Wielands weichherziger Modernisierung altgriechischer Mythen mit besonderer Beziehung auf dessen vielgepriesene Oper „Alceste". Im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" faßte Goethe das Getümmel eines Jahrmarkts unter universellerem Gesichtspunkte auf, indem er mit leichtem Humor auf die bunte Bühne des Lebens hindeutet; zu den einzelnen Figuren, die er an uns vorüberführt, saßen auch hier meist Personen aus dem Kreis seiner nähern Bekannten Modell.

Die geistigen Interessen zogen um Goethe einen weiten Kreis und brachten ihn mit den bedeutendsten Männern der Literatur in Verbindung. Mit Herder vereinigte ihn auf's neue dessen Besuch in Darmstadt und das Erscheinen der „ältesten Urkunde", die ihm als „eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt" erschien. Mit Lavater in Zürich ward ein Freundschaftsverhältnis eingeleitet, das durch dessen Besuch in Frankfurt und durch gemeinsame Sommerausflüge in die Rheingegenden (1774) sich zur innigsten Vertraulichkeit und Herzensgemeinschaft steigerte. Goethe nahm lebhaften Antheil an Lavaters religiöser Beschaulichkeit und an den psychologischen Problemen, welche dessen „Physiognomik" zu lösen suchte. Durch die Anregung zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen war sie für Goethes Geistesentwicklung von hoher Bedeutung.

Auf der Reise am Rhein schloß Goethe den Bund der Freundschaft mit Friedrich Heinrich Jacobi und begeisterte sich mit ihm in tief eingehenden Unterredungen für die höchsten Aufgaben philosophischer Speculation, deren Mittelpunkt Spinoza war, damals des Dichters Liebling. Auch mit den Jünglingen des Göttinger Dichterbundes stand er in Verbindung und nahm Theil an dem Musenalmanach, durch den viele seiner kleineren Poesien zuerst in's Publicum drangen. Klopstock, der an Goethes erstem Aufstreben größere Freude fand als an seiner nach-

maligen Entwicklung, war zweimal sein Gast in Frankfurt auf den Reisen nach und von Karlsruhe; Goethe las ihm die bis dahin fertig gewordenen Scenen des „Faust" vor und freute sich seines beifälligen Urtheils. Bald nach dessen erstem Besuche machte der junge Dichter im December 1774 die durch Knebel vermittelte persönliche Bekanntschaft mit dem Erbprinzen Karl August von Weimar (1757—1828), nicht ahnend, wie folgenreich sie für sein Leben sein werde.

Wenige Wochen darauf schien die Zeit gekommen zu sein, welche durch ein inniges Liebesverhältnis die Wünsche seines Herzens befriedigen und das Glück der Zukunft begründen könnte. Das Verlöbnis mit Lili (Anna Elisabeth Schönemann, 1758 — 1817), der fein gebildeten, glänzend erzogenen Frankfurter Kaufmannstochter, brachte ihm einen Frühling voll der schönsten Liebes- und Lebenshoffnungen. Poetische Blüthen jener goldnen Tage waren außer einer Fülle der herrlichsten Lieder die Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella" in ihrer ersten Form sowie das später gleichfalls bedeutsam umgestaltete „Schauspiel für Liebende" Stella, das Gemälde der weiblichen Liebesschwärmerei. Doch trübten sich sehr bald die Aussichten der Liebenden, da die beiderseitigen Familien der Verbindung nicht günstig waren. Um einem peinlichen Verhältnis auszuweichen, machte Goethe im Sommer des Jahres 1775 seine erste Schweizer Reise, zum Theil in Gesellschaft der Grafen Stolberg. Auf der Hinreise sah er zum letzten Mal seine geliebte Schwester, die zu Emmendingen als Gattin Georg Schlossers ein freudenarmes Dasein lebte, „abgeschnitten" — wie sie in einem ihrer Briefe klagt — „von allem, was gut und schön in der Welt ist"; sie starb zwei Jahre darauf. Lange verweilte Goethe in Zürich im Genusse der schönen Umgebung und des herzlichen Umgangs mit seinem geliebten Lavater. Er durchwanderte dann die innern Cantone bis

zur Höhe des Gotthard, von wo er sich wieder über Zürich heimwärts wandte.

Noch war das Band, das ihn an Lili fesselte, nicht zerrissen, noch schienen alle Hindernisse überwindlich zu sein, und es folgten noch einige Wochen hoffnungsvollen Liebesglücks. Allein die ersten Tage des Herbstes brachten die Entscheidung. Nach langem inneren Kampfe riß er sich von einer Liebe los, welche nach dem Geständnis, das ihm das lebhafte Nachgefühl später Erinnerung eingab, die heißeste und wahrste seines Lebens gewesen ist. In dieser aufgeregten Zeit ward die Arbeit am „Faust" fortgesetzt, „Egmont" entworfen und zum Theil schon ausgeführt, das hohe Lied Salomonis übertragen. Goethes Entschluß war gefaßt, die Vaterstadt eine Zeit lang zu verlassen; der von dem Vater längst begünstigte Plan einer italienischen Reise sollte zur Ausführung gebracht werden. Jedoch gab er zunächst der dringenden Einladung Karl Augusts nach, der auf seiner Hochzeitsreise im Herbst 1775 wiederholt bei dem Dichter in Frankfurt gewesen war, und langte zu einem Besuch an dessen Hofe am 7. November in der Frühe des Morgens in Weimar an. Ueber die Zukunft seines Lebens war entschieden.

In Weimar empfieng ihn ein hochsinniger Fürst, der mit dem Vorsatz, die geistige Thätigkeit um sich zu beleben und Großes zu schaffen, seine Regierung antrat, ein Hof, an welchem unter dem Einflusse der geistvollen Herzogin-Mutter Anna Amalia, die lange und in schweren Zeiten während der Unmündigkeit Karl Augusts die Regentschaft geführt hatte, das gesellschaftliche Leben die Schranken der Fürstenetiquette zu durchbrechen und sich mit dem Reiz poetischer Genialität zu schmücken begann, endlich ein Frauenkreis, welcher Schönheit und Anmuth mit der Empfänglichkeit für jede Art geistiger Bildung verband, in seiner Mitte die jugendliche Herzogin Luise, eine Darmstädter Fürstentochter, die der Dichter als das Ideal der reinsten Weiblichkeit verehrte,

neben ihr Charlotte von Stein (1742—1827), deren edles, tiefes Gemüth den jungen Dichter gleich nach seiner Ankunft so lebhaft anzog, daß sie nicht wenig dazu beitrug, ihn mehr und mehr an Weimar zu fesseln; das innige Verhältnis, das ihn mit ihr verband, steigerte sich von zärtlich-leidenschaftlicher Neigung zu idealer Freundschaft. Auch treffliche Männer gewann er zu Freunden, unter andern Knebel, der bis zum Ende des Lebens stets sein treuer Gefährte blieb, und Wieland, der ihm bei seinem ersten Eintritt in den weimarischen Kreis mit der Wärme einer jugendlichen Aufwallung entgegenkam und in dem Entzücken über „das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat," jede Kränkung, die ihm von der übersprudelnden Jugendlaune des „wunderbaren Knaben" widerfahren war, augenblicklich vergessen hatte. Bald trat auch Herder hinzu, zwar spröderer Natur, doch von großer Bedeutung für die geistige Entwicklung unsers Dichters. Schnell sah sich der liebenswürdige Gast so von freundlichen Banden umwebt, daß er seine Zukunft an Weimar zu knüpfen entschlossen war. Die Nachricht, daß Lili sich (mit einem Herrn von Türkheim) verlobt habe, trug ebenfalls dazu bei, die Anziehungskraft, die Frankfurt etwa noch ausüben mochte, zu verringern. Im Juni 1776 trat Goethe unter dem Titel eines geheimen Legationsraths in den weimarischen Staatsdienst, der vertraute Freund und Führer, zugleich der anfänglich viel beneidete Günstling des Herzogs. An Lavater schrieb er: „Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt, voll entschlossen zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen." In dem Gedicht „Seefahrt", das er am 11. September 1776 dem Züricher Freunde übersandte, führte er dieses Bild mit individueller Beziehung weiter aus.

Für Poesie und Kunst regte sich am weimarischen Hofe bereits ein sehr lebhaftes Interesse. Es war vornehmlich

Wielands Verdienst, daß diese Neigung zu geistreicher Unterhaltung und literarischem Genusse nicht wie an andern deutschen Höfen die Richtung zur französischen Literatur nahm. Goethe rief gleich mit seinem Erscheinen ein genialeres Leben hervor und begegnete darin dem innern Drange des jungen Herzogs, die Bahn des Gewöhnlichen zu verlassen. Auch im Kreise der Frauen machte sich das Bestreben geltend, das Alltägliche mit den Reizen der Poesie zu schmücken. Freie Uebung der Kräfte, unbegrenzte Bewegung des Geistes in den verschiedenartigsten Sphären, Losgebundenheit von den Fesseln der Etiquette erschien als höchster Genuß des Daseins. Die Excentricitäten der ersten Jahre waren nur der gährende Most, aus dem sich in kurzem der edelste Wein abklärte.

Da mit dem Schloßbrande von 1774 auch das Theater, auf dem Wieland nicht lange vorher seine „Alceste“ vorgeführt hatte, niedergebrannt war, so wurden die dramatischen Vorstellungen vor der Hand durch ein Liebhabertheater ersetzt, auf welchem alles, was die vornehme Gesellschaft Weimars an Talenten hatte, und selbst Personen des Hofes die Rollen übernahmen. Goethes dichterische Thätigkeit war besonders dahin gerichtet; er setzte die Stücke in Scene, brachte seine „Mitschuldigen“ zur Aufführung und schrieb für die kleine Gesellschaft die dramatischen Kleinigkeiten „die Geschwister“, „Lila“, beide noch dem Jahre 1776 angehörig und aus persönlichen Beziehungen des Dichters zu den Weimarer Verhältnissen hervorgewachsen, und den „Triumph der Empfindsamkeit“, das ursprünglich „die Empfindsamen“ betitelt und „so toll und grob als möglich“ erfunden war; die erste Aufführung fand am Geburtstag der Herzogin, 30. Januar 1778, unter dem Titel „die geflickte Braut“ statt. Freventlich, wie Goethe selbst später bekannte, fügte er dem Possenspiel das einige Zeit früher entstandene herrliche Monodrama „Proserpina“ ein. Die Lustschlösser Tiefurt

und Ettersburg waren Zeugen mancher luſtigen Feſttage, auf deren ſinnreiche Ausſchmückung der poetiſche Humor unermüdlich bedacht war. Doch regte ſich in Goethes Seele auch mitten im Gewühl der feſtlichen Zerſtreuungen das tiefere Verlangen nach ſtiller Zurückgezogenheit, nach der traulichen Abgeſchiedenheit zwiſchen Wald und Gebirge. Sein einſam gelegenes Gartenhaus ward ihm ein paradieſiſches Plätzchen, in welchem er Bäume und Blumen mit Gärtnerſorgfalt pflegte. Ilmenau, im Innern des Thüringer Waldes reizend verſteckt, war für ihn und den Herzog ein Lieblingsaufenthalt. Die Harzreiſe im Winter, in den letzten Tagen des November 1777 im ſtrengſten Incognito unternommen, auf der er dem von Schwermuth gedrückten jungen Theologen Pleſſing in Wernigerode einen Beweis rührender Theilnahme gab, gewährte ihm die ſeligſten Stunden, vor allem, als er von der Höhe des ſchneebedeckten Brocken auf die weite Winterlandſchaft hinabblickte. Schal erſchien ihm dagegen das Leben und Treiben in der Reſidenzſtadt Berlin, die er 1778 in Geſellſchaft des Herzogs beſuchte. Er war weit davon entfernt, im Hofleben zu erſchlaffen; ſein Geiſt war am Weimarer Hofe freier und feſſelloſer, als in der Enge der altfränkiſchen reichsſtädtiſchen Sitten ſeiner Vaterſtadt.

Für das Weimarer Land war er inzwiſchen keineswegs müßig. Manches ward durch ſeinen vielvermögenden Rath angeregt und in's Leben gerufen. Als Mitglied der Bergwerkscommiſſion (ſeit dem November 1777) ſuchte er das Ilmenauer Bergwerk wieder in Gang zu bringen und lernte zu dem Ende den Bergbau am Harz aus eigener Anſchauung kennen. Im Jahre 1778 begann er die Umgeſtaltung der Parkanlagen bei Weimar, die der kleinen Reſidenz noch jetzt als ſchönſter Schmuck der Natur dienen. Einen größeren Geſchäftskreis übernahm er mit dem Beginn des Jahres 1779, wo er ſich die Kriegs- und Wegbaucommiſſion übertragen ließ.

Es kam für seine dichterische Thätigkeit ein günstiger Umstand hinzu, daß er durch diese amtlichen Verrichtungen häufig von Weimar fortgeführt wurde; fern von der Residenz nahte ihm die Muse am willigsten. Auf seiner ersten Inspectionsreise im März 1779 ward der größte Theil der schon sein längerer Zeit entworfenen „Iphigenie auf Tauris“ in ihrer ersten, prosaischen Form ausgearbeitet; am 6. April 1779 fand die erste Aufführung auf dem Weimarer Liebhabertheater statt. Corona Schröter, die auf Goethes Veranlassung als Kammersängerin für Weimar gewonnen war, eine schöne Erscheinung und eine talentvolle Darstellerin auch im recitierenden Drama, war eine würdige Vertreterin der jungfräulichen Priesterin. Goethe trat in der Rolle des Orest auf und erregte durch sein Spiel wie durch seine vom antiken Costüm gehobene männliche Schönheit die allgemeinste Bewunderung. „Nie werde ich den Eindruck vergessen,“ äußerte der Arzt Hufeland ein halbes Jahrhundert hernach, „den Goethe als Oreſtes im griechischen Costüm in der Darstellung seiner ‚Iphigenia‘ machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit in einem Manne als damals an Goethe.“ In der Idee dieses Dramas, etwa mit dem „Prometheus“ verglichen, tritt die innere, sittliche Beruhigung seines in vielfachen Stürmen und Kämpfen umgetriebenen Gemüths so klar hervor, daß es gewissermaßen am Eingange einer neuen Lebensepoche steht; maßvolle Haltung ward jetzt der leitende Grundsatz seines Lebens. Frau von Stein war für ihn eine Iphigenie geworden, die Besänftigerin, wie er sie in seinen Briefen nennt; sie hat dem Bilde der griechischen Priesterin ihre Züge geliehen, obschon man in Weimar die junge Herzogin darin zu erkennen glaubte, deren edle, sittliche Haltung dem hier aufgestellten Bilde reiner Weiblichkeit nicht minder entsprach.

Im September desſelben Jahres, gerade als er ſein dreißigſtes Lebensjahr beſchloſſen hatte, ward Goethe zum geheimen Rathe ernannt und begleitete im Spätherbſt ſeinen fürſtlichen Freund auf einer Reiſe durch Süddeutſchland und die Schweiz; die Naturgenüſſe der Jura- und Alpenlande ſowie vielfache winterliche Reiſeabenteuer ſind uns in meiſterhafter Darſtellung nach Briefen an Frau von Stein von ſeiner Hand geſchildert. Das Singſpiel „Jery und Bätely“, auf der Rückkehr verfaßt, war die poetiſche Blüthe der von der Schweizer Landſchaft erregten idylliſchen Stimmung. Nach der Heimkunft erkannte man allgemein, daß mit dem Herzog eine glückliche Veränderung vorgegangen war; man ſah ein, daß Goethe mit weiſer Leitung ihn ſeinem fürſtlichen Berufe entgegengeführt habe. Die Früchte des idealen Strebens, das beide erfüllte, reiften bald zum Segen des Landes heran. Mit vollem Rechte konnte Goethe damals von ſich ſagen: „Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich geſegnet im Geheimen; denn mein Schickſal iſt den Menſchen ganz verborgen; ſie können nichts davon ſehen und hören.“ In ſein Tagebuch ſchrieb er im Mai 1780 die Bemerkung: „Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht iſt, ſondern wie ich's wünſche. Was ich trage an mir und andern, ſieht kein Menſch. Das Beſte iſt die tiefſte Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachſe und gewinne, was ſie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.“ In der Stimmung, mit der er und der Herzog nach der Schweizer Reiſe eine neue Bahn des Lebens vor ſich ſahen, faßten ſie den Entſchluß, ſich in den Bund der Freimaurer aufnehmen zu laſſen (1780). Goethe hatte die Freude, ſeinen fürſtlichen Freund täglich mehr „wachſen“ und ſich von falſcher Richtung frei machen zu ſehen. Im Hinblick auf ihn faßte er damals den Vorſatz, das Leben des kühn ſtrebenden Herzogs Bernhard von Weimar

zu beschreiben; doch ließ er den Plan bald wieder fallen, da sich aus der verworrenen Zeit des dreißigjährigen Kriegs das Lebensbild des Helden nicht klar hervorheben ließ.

Zugleich nahm ihn auch ein buntes Gewühl von Zerstreuungen und Geschäften in Anspruch, so daß er äußerte, es sei in seinem Kopfe wie in einer Mühle mit viel Gängen, wo zugleich geschroten, gemahlen, gewalkt und Oel gestoßen wird. Manchmal sah er sich auch zu seinem Verdrusse durch die Vergnügungen am Hofe gezwungen, „im Dienste der Eitelkeit die Feste der Thorheit zu schmücken". Für die Ettersburger Sommerlust schrieb er im Jahre 1780 die humoristische Posse „die Vögel" nach Aristophanes. Unter den Gedichten, welche den Wintervergnügungen des Hofes gewidmet waren, ragen die Maskenzüge hervor, die meist auf den Geburtstag der Herzogin Luise verlegt wurden. Auch in diesen Gelegenheitsstücken wußte Goethe, wenn er gleich an die Weimarer Verhältnisse unmittelbar anknüpfte, vom Besonderen sich zum Allgemeinen zu erheben und namentlich in den großen Festgedichten der Art aus dem Anfang unseres Jahrhunderts Werke von ewigem Gehalt zu schaffen.

Wie ein Stern des Trostes und der Beruhigung leuchtete ihm mitten in dem Gewirr des Lebens die Seelenverbindung mit Frau von Stein, welche sich zur zartesten Harmonie gesteigert hatte. Der reinste Ausdruck derselben wurden die beiden ersten Acte des „Torquato Tasso", welche 1780 und 1781 verfaßt wurden. Dann aber mußte die Arbeit in's Stocken gerathen, weil Goethe in seinem menschlichen Verhältnis zu der Geliebten noch nicht die Wandlung erlebt hatte, welche ihm die Lösung für sein Gedicht an die Hand geben sollte. Daneben wuchs die Bearbeitung des Romans „Wilhelm Meisters Lehrjahre", welcher, schon im Februar 1777 begonnen, sich wie ein rother Faden durch einen langen Lebensabschnitt hindurchzog. Die Hälfte des ursprünglich auf eine Theaternovelle angelegten, allmählich

aber zu einem umfassenden Weltbild erweiterten Werkes, die sechs ersten Bücher wurden bis zum Ende des Jahres 1785 niedergeschrieben, der Plan zu den übrigen entworfen. Endlich nahm auch das Studium der Naturwissenschaften, zu denen ihn seit seiner Jugendzeit ein innerer Trieb hinzog, mehr und mehr eine wissenschaftliche Gestalt an. Mineralogie, Botanik, Geologie und Anatomie wurden nach und nach in den Kreis der Beobachtung und Untersuchung gezogen. Auch in der höheren weimarischen Gesellschaft erwachte ein regeres Interesse an wissenschaftlicher Unterhaltung, da auch der Herzog die Liebe zu naturwissenschaftlichen Forschungen theilte.

Das Jahr 1782 führte für Goethe neue Veränderungen in seinem Wirkungskreise herbei. Er wurde durch kaiserliches Diplom in den Adelsstand erhoben und übernahm, wenn auch nur interimistisch, nach Entlassung des Kammerpräsidenten von Kalb, der sich in seiner Geschäftsführung viel hatte zu Schulden kommen lassen, das Kammerpräsidium, d. h. die Leitung des Finanzwesens. Der Amtsgeschäfte waren jetzt so viele und darunter so unerquickliche, daß er größeren poetischen Arbeiten fast ganz entzogen ward. Wie „Tasso“ kam auch ein bald darauf angefangenes Drama „Elpenor“ von echt tragischer Anlage nicht über die ersten Acte hinaus; „Egmont“, dem zur Vollendung nur noch die letzte Hand fehlte, blieb wieder liegen. Nur das liebliche Singspiel „die Fischerin“, das „Wald- und Wasserdrama“, welches, im Freien im Garten zu Tiefurt an der rauschenden Ilm aufgeführt, das Fest eines Sommerabends schmückte, ward mit künstlerischer Gewandtheit rasch hingeworfen. Uebrigens war das Interesse für das Liebhabertheater erloschen. Seit 1784 spielte in Weimar die Schauspielertruppe des Wieners Bellomo, zu der Goethe als Dichter außer Beziehung blieb. Indeß verlor sich nicht ganz die Liebe zu dramatischen Arbeiten. Das Singspiel „Scherz, List und Rache“, das er für die Composition seines

Freundes Kayser bearbeitete, hielt ihn über ein Jahr lang beschäftigt; doch war er in dieser Dichtung, bei der er eine freie, breitere Nachbildung des italienischen Intermezzos im Auge hatte, nicht glücklich: trotz aller angewandten Mühe konnte er sie nicht zu einem anziehenden Drama gestalten. Die Arbeit am „Wilhelm Meister" gieng langsam nebenher; das Werk erhielt immer mehr die Bestimmung, des Dichters Erfahrungen und Beobachtungen von Welt und Leben in sich aufzunehmen, so daß ihm manche zerstreuende Ausflüge, z. B. nach Gotha, Leipzig, Dessau zugleich durch das Material, das sie seinen Schilderungen liehen, von Nutzen waren.

Eine Reise nach dem Harz im Jahre 1783 diente ihm vornehmlich, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern, und die daran sich knüpfenden Besuche in Göttingen und Cassel, wo er mit Georg Forster, den er schon 1779 hatte kennen lernen, und mit Sömmering zusammentraf, waren der Beginn der mehr und mehr sich erweiternden Freundschaftsverbindungen mit den ausgezeichnetsten Forschern auf dem Gebiete der Naturwissenschaft. Schon war er auch den Naturforschern an der Landesuniversität Jena näher getreten, trieb mit Loder Anatomie und ward von Büttner in botanischen Untersuchungen unterstützt. Die osteologischen Studien, deren ersten Keim wir schon in der Mitarbeit an Lavaters „Physiognomik" erkennen, worin fast alles, was von Thierschädeln gesagt ist, Goethen angehört, führten ihn im März 1784 zu der Entdeckung, daß der Mensch ebenfalls einen Intermaxillarknochen habe, den man bisher nur in der Knochenbildung der Thiere glaubte nachweisen zu können. Goethe legte seine Ansicht in einer besondern Abhandlung der gelehrten Welt vor, ohne für sie viel Beifall zu finden, bis nachmals die Naturforschung sie bestätigt hat. Die Ansprüche, welche Oken auf die Priorität der Entdeckung erhoben hat, sind als beseitigt anzusehen.

Still und ernst war Goethe geworden, allein sein Herz um so inniger und wärmer. In seinem Leben gab es kaum einen andern Zeitraum, in welchem sein Gemüth in solchem Maße den höchsten Genuß in der Hingabe an die erwählten Freunde fand. Seine Liebe zu Frau von Stein bestand in ungetrübter Harmonie, beglückt durch das Gefühl ewiger Dauer; ihren Sohn Fritz liebte und erzog er wie seinen Sohn. Mit Herder, von dessen Umgang er in den ersten Jahren — mehr durch Herders als durch seine Schuld — fern gehalten war, verband ihn seit 1781 wieder die herzlichste Freundschaft. Auf die ersten Bände von Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" ist viel von Goethes Geist und Naturforschung übergegangen, und nicht minder gibt manche goethische Dichtung von Herders Einfluß Kunde. Wäre das religiös-didaktische Fragment „die Geheimnisse" vollendet worden, so besäßen wir das vollgültigste Zeugnis für Goethes liebevolle Anerkennung der herder'schen Humanitätsidee. Herder und Frau von Stein, das Publicum, an das sich der Dichter bei allen seinen Arbeiten zunächst wandte, sollten speciell über den „Geheimnissen" als Schutzgeister walten. Goethe wollte in dieser Dichtung, von der wir nur einen vielversprechenden Eingang besitzen, an zwölf trefflichen Männern „die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfnis, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden," zur Anschauung bringen. Alle bestreben sich, die Idee der höchsten humanen Ausbildung zu verwirklichen, und haben sich daher einen Oberen, Humanus, erwählt. „Hier würde sich dann gefunden haben," — so fährt der Dichter in der Erörterung seines Entwurfes fort — „daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie jenem obern Führer und Vermittler sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und

fixiert erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben." Auch jetzt noch vermochte Goethe die Mystik eines Lavater in Ehren zu halten; allein er war an dem Charakter des einst so hoch verehrten Mannes irre geworden und zog sich gleichwie Herder von ihm zurück; ihr letztes Wiedersehen zu Weimar im Sommer 1786 war ein Scheiden für immer.

Knebel, der unwandelbar treue Herzensfreund, theilte mit Goethe noch lebhafter als Herder die Liebe zu mineralogischen und geologischen Untersuchungen. Mit ihm machte Goethe mehrere mineralogische Excursionen durch den Thüringer Wald und in's Fichtelgebirge. Einen besonders reichen Stoff für diese Studien fand er in Karlsbad, welches er zum ersten Male 1785 zur Stärkung seiner Gesundheit besuchte, von dort aus die benachbarten Gebirgsgegenden durchstreifend. Im folgenden Jahre wiederholte er diesen Badeaufenthalt, den der Herzog mehrere Wochen hindurch mit ihm theilte, und benützte die Muße zur Redaction einer Gesammtausgabe seiner Werke, deren Verlag Göschen in Leipzig übernommen hatte. Die Zusammenstellung der ersten Bände gieng leicht von statten, indem Herder ihm bei der Revision treulich zur Seite stand. In den vollendeten Werken wurden absichtlich nur selten bedeutende Veränderungen angebracht; den „Werther" hatte Goethe schon vor einigen Jahren völlig umgearbeitet, eine mit der Haupthandlung parallel laufende Episode kunstvoll eingewoben, durch mehrere neu hinzutretende Briefe die Stimmung seines Helden inniger motiviert, das Verhältnis zwischen Lotte und ihrem Gatten veredelt und der Darstellung eine höhere, gleichmäßige Würde mitgetheilt. Für die fragmentarischen Dichtungen wollte er noch die Muße nutzen, zu der ihm die Reise nach Italien Aussicht bot.

Seit längerer Zeit hatte Goethe der Ausführung dieses

Lieblingsplans, der ihn schon in seinen Jugendjahren beschäftigt hatte, sich entgegengesehnt. Jetzt war für ihn die geeignetste Epoche gekommen, die Last der Geschäfte von sich zu werfen und eine Zeit lang ganz seinem Genius zu leben. Sogar der Herzog, der ihm bereitwillig den erforderlichen Urlaub bewilligt hatte, war über die Einzelheiten in dem Plane seines Freundes nicht unterrichtet. Um nicht durch eine hemmende Gesellschaft dem eigentlichen Zweck seiner Reise entzogen zu werden, hatte er den Freunden seinen Entschluß verheimlicht und verrieth seine Absicht erst, als er den Boden Italiens betreten hatte. In der Frühe des 3. Septembers 1786 verließ er Karlsbad und reiste unter angenommenem Namen im strengsten Incognito, ohne auch nur einen Bedienten mitzunehmen, rasch über München durch Tyrol, hochbeglückt, als ihm zwischen den fruchtprangenden Ufern des Gardasees die Sonne Italiens entgegenlächelte.

Wie der Jüngling mit offenem Auge, Genuß und Entzücken aus allem Schönen in sich aufnehmend, in die Welt geblickt, wie sein jugendfrischer Geist nach allen Seiten hin seine Kräfte geübt und Nahrung aus den verschiedenartigsten Gebieten des menschlichen Wissens geschöpft hatte, so tritt uns Goethe auf Italiens Boden verjüngt entgegen. Die lebendige Empfänglichkeit ist noch die nämliche, aber die Lehrjahre sind abgeschlossen; er ist geheilt von allen falschen Bestrebungen und richtet mit klarem Bewußtsein den Blick auf das Ziel, das er in jenen Lehrjahren als für ihn bestimmt, als seinen Geistesanlagen angemessen erkannt hat. Ueber sein Gemüth breitet sich die schönste Harmonie des Daseins, dem heitern, von sanftem Farbenduft umwebten Himmel des Südens vergleichbar. Die Reize der Natur wie des bewegten Volkslebens, die dort aufgehäuften vollendeten Schöpfungen der Kunst, alles wirkt zusammen, seinen Geist in beständiger Spannung und Thätigkeit zu erhalten und seinen dichterischen Sinn zum Urquell des Schönen hinzuführen. Selbst für die mit hohem Ernst

begonnenen wissenschaftlichen Untersuchungen nützt er jede ihm dargebotene Gelegenheit, den Kreis seiner Anschauung und Forschung zu erweitern. An einer Fächerpalme im botanischen Garten zu Padua (sie ist jetzt mit der Inschrift palma di Goethe bezeichnet) entwickelt sich ihm klarer der Gedanke, bei dem er in seiner „botanischen Philosophie" stecken geblieben war, daß man sich alle Pflanzengestalten aus einer Urpflanze entwickeln könne, der Gedanke der Metamorphose der Pflanze, an den seitdem alle seine botanischen Untersuchungen anknüpfen. Wie weit er indeß die Peripherie seiner Geistesthätigkeit ziehen mag, der größte Gewinn fällt doch der Poesie zu: erst auf italienischem Boden unter der Fülle der antiken Kunstschätze schwindet allmählich, aber nun auch völlig der Zweifel, der Goethe von Jugend auf geplagt hatte, ob er mehr zum bildenden oder dichtenden Künstler geboren sei; jetzt erkennt er die Poesie als die eigentliche Naturbestimmung seines Genius.

Seine „Iphigenie" begleitete ihn auf dem Wege nach Rom. Wiederholt hatte er während der letzten Jahre versucht, das Gedicht, das seinem innersten Wesen nach die Harmonie der rhythmisch gebundenen Rede forderte, in Versen erklingen zu lassen. Nie war es ihm zur Zufriedenheit gelungen. Jetzt stellte sich die lang gesuchte Form wie von selbst ein. Am Gardasee schrieb er die ersten Zeilen der metrischen Umarbeitung. In Venedig wie in Rom widmete er dieser seelenvollen Dichtung die ruhigen Morgenstunden, bis das Gewühl des Tages ihn in's Volksleben zog oder im Anschauen der Kunstschätze beschäftigt hielt und ermüdete. Auf einige Zeit ward die Arbeit in Bologna unterbrochen durch die Ausbildung des Entwurfs einer „Iphigenie in Delphi", welche Iphigeniens Zusammentreffen mit der leidenschaftlichen Elektra, die den Bruder getödtet glaubt, zu schildern hatte. Doch trat bald der neue Plan wieder in den Hintergrund; auch er wäre wahrscheinlich nur bis zu einem Bruchstücke ge-

diehen wie „Elpenor“ und bald hernach die „Nauſikaa“, an die den Dichter nur ein vorübergehendes Intereſſe feſſelte.

Auf der Fahrt nach Rom, dem vornehmſten Zielpunkt ſeiner Reiſe, vermochte nur Venedig, das durch ſeine Lage, ſeine alterthümlichen Prachtbauten und ſeine unerſchöpflichen Meiſterwerke der Kunſt auch auf unſern Dichter eine überwältigende Anziehungskraft ausübte, ihn ſo lange feſtzuhalten, daß er ein umfaſſendes Bild der vormaligen Königin des Meeres mit ſich forttrug. Florenz berührte er nur flüchtig, um ſich für die Rückreiſe ein ſorgfältigeres Studium ſeiner Kunſtſchätze vorzubehalten. Am Abend des 29. October betrat er das erſehnte Rom und verſenkte ſich mehrere Monate hindurch mit ganzer Seele in das Anſchauen ſeiner Herrlichkeiten, beglückt in dem Gedanken, gleich einem Neuling in der Kunſt umzulernen; von allen Anforderungen an das gegenwärtige Rom abſehend, war er ſtets nur bemüht, „das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben“. Von der Klarheit und Befriedigung, in welcher er jetzt lebte, hatte er lange kein Gefühl gehabt. Kenntnisreiche Freunde wie der Maler Wilhelm Tiſchbein und Karl Philipp Moritz, der Verfaſſer des autobiographiſchen Romans „Anton Reiſer“, giengen ihm bei ſeinen antiquariſchen Studien fördernd an die Hand oder verſchönerten ihm wie die Malerin Angelica Kaufmann durch ihren Umgang den Aufenthalt. Das beliebte Incognito war nicht mehr feſtzuhalten. In Folge der Bekanntſchaft mit römiſchen Dichtern ward der Verfaſſer des „Werther“ am 4. Januar 1787 mit einem ſchmeichelhaften Diplom in die Dichtergeſellſchaft der Arcadia aufgenommen.

Wie in Venedig pflegte er auch in Rom die Frühſtunden der „Iphigenie“ zu widmen und gelangte mit Anfang des Januar zum Abſchluß, ſo daß er dies ſein „Schmerzenskind“ an die Freunde in der Heimath abſenden konnte; denn mehr für dieſen erwählten Kreis als für die deutſche Nation hatte er ſich der

Mühe der Umarbeitung unterzogen. Jedoch vermochten sich auch die seinem Geiste Vertrauteren in die neue metrische Form nicht gleich zu finden; es hatte fast den Anschein, als hätten sie die Dichtung lieber in dem früheren Prosagewande zu sich zurückkehren sehen. Für die Nachwelt kann es darüber keinen Zweifel geben, daß das Drama erst durch die neue Bearbeitung jene klassische Gestalt erhalten hat, vermöge deren es als eines der vollendetsten Denkmale von Goethes Dichtergeiste für alle Folgezeit dauert. Erst jetzt hatte der ideale Gehalt, die aus den Tiefen des Gemüths geschöpfte Innigkeit der Empfindung den entsprechenden Ausdruck, die reine Plastik der Charakterdarstellung erhalten. Neben dem weiblichen Ideal der Iphigenie, die als eine heilige, besänftigende Macht durch die Gewalt der Wahrheit alles Streitende versöhnt und schlichtet, treten uns hochherzige Männercharaktere entgegen, kämpfend mit dem Geschick und siegend über seinen Widerstand und über sich selbst. Dem Schauspiel fehlt der dramatische Zug, der die Tragödie des Euripides belebt, wie der starre, aller Sentimentalität abgewandte Sinn der Antike; das seelische Moment ist durch Goethe erst in die Dichtung gekommen. Aber der christlich-germanische Geist, der sich über dieselbe ausbreitet, vermählt sich mit der vollendeten Formenschönheit der hellenischen Kunstwelt. Die Sprache fließt in so melodischen Tönen dahin, wie die deutsche Dichtung sie Jahrhunderte hindurch nicht gekannt hatte.

Nachdem Goethe im Februar noch die römische „Carnevalsthorheit" durchlebt hatte, reiste er in Tischbeins Gesellschaft nach Neapel und fühlte sich hier — noch glücklicher jetzt als in Rom — durch die Herrlichkeit der umgebenden Natur in das freudigste Entzücken versetzt.

„Neapel ist ein Paradies," äußerte er; „jedermann lebt in einer Art von trunkener Selbstvergessenheit. Mir geht es ebenso; ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz anderer Mensch."

Die üppige Pflanzenwelt, die stets wechselnde Fläche des Meers, die Farbenpracht des Himmels, das rege, überall Heiterkeit und Lebensgenuß athmende Volksleben, alles dies erfüllte mit immer neuen Bildern seine empfängliche Phantasie. Den Vesuv, der um diese Zeit in unruhiger Bewegung war, bestieg er mehrmals und machte in Gesellschaft von Freunden Ausflüge nach Pästum und zu den Ueberresten von Herculanum und Pompeji. Bei seinen Uebungen im Zeichnen, auf das er während seines Aufenthalts in Italien einen mehr als dilettantischen Fleiß verwandte, bediente er sich der Leitung des Malers Philipp Hackert, dessen strenges Urtheil ihn anspornte, sich des Technischen noch mehr als bisher zu bemächtigen. Zwanzig Jahre später setzte er dem inzwischen verstorbenen berühmten Landschaftsmaler durch seine Biographie ein pietätvolles Denkmal der Freundschaft und Verehrung, die ihn stets für Hackert beseelt hatte.

In Begleitung eines jungen deutschen Landschaftsmalers, Namens Kniep, segelte Goethe in den letzten Märztagen nach Palermo ab, um durch einen Besuch des gepriesenen Sicilien seiner italienischen Reise den eigentlichen Schlußstein zu geben. In den köstlichen Frühlingstagen, die er in Palermo und vor allem in dessen nächster Umgebung zubrachte, fand er fast Campaniens Reize noch übertroffen. Die heitersten Stunden verlebte er in dem öffentlichen Garten unmittelbar an der Rhede. Geschmückt mit der üppigsten Fülle von blüthenreichen Oleandern, Citronenbäumen und andern Baumgruppen des Südens, die von großen Bassins, worin Gold- und Silberfische spielten, unterbrochen wurden, umspült von der plätschernden Welle des dunkeln Meers, während über Land und See der glanzvolle Duft des wolkenlosen Aethers schwebte, erschien er ihm wie ein Zaubergarten und entrückte ihn in eine poetische Welt. Er eilte, sich einen Homer zu kaufen; die Odyssee war ihm kein Gedicht mehr, sie schien ihm die Natur selbst zu sein. „Tasso“, dessen Plan er während

der Ueberfahrt, selbst während der Plage der Seekrankheit durchdacht hatte, trat jetzt in seiner Vorstellung zurück. In seiner productiven Phantasie verwandelten sich die homerischen Schilderungen von der glücklichen Insel der Phäaken in ein Drama; er entwarf die „Nausikaa", eine „dramatische Concentration der Odyssee", die er im Geiste ganz durchgearbeitet hatte, ohne mehr als einige wenige Scenen niederzuschreiben. Mit nicht minder gespannter Geistesthätigkeit verfolgte er in Betrachtung der reichen Pflanzenwelt seine botanischen Ideen. Was er früher nur vermuthet und mit dem Mikroskop gesucht hatte, glaubte er in der Pflanzenwelt des Südens mit bloßen Augen als eine zweifellose Gewißheit zu sehen. Nachdem er die Insel durchkreuzt und rings umkreist hatte, am meisten verweilend bei den Ueberresten griechischer Bauwerke, begab er sich zum Fuße des Aetna, auf dessen Ersteigung er der frühen Jahreszeit halber verzichten mußte. Messina hatte sich noch nicht wieder aus den Trümmern erhoben, in welche das furchtbare Erdbeben von 1783 die schöne Stadt verwandelt hatte. Am 11. Mai schiffte er sich hier zur Rückreise nach Neapel ein.

Nach einer gefahrvollen dreitägigen Fahrt, auf der das Schiff, an dessen Bord er sich befand, nahe daran war, an den Felsen von Capri zu scheitern, ankerte er wieder in der Bucht von Neapel. Dort verweilte er noch zwei Wochen und fuhr am 3. Juni „durch das unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt halb betäubt hinaus, vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb". In Rom, wo er am 6. Juni wieder anlangte, war er jetzt heimisch genug, um nicht mehr blos im Anschauen zu leben; jetzt gab er dem lebhaft sich regenden Triebe zur technischen Ausübung der bildenden Kunst Raum: er bemühte sich, „das Handwerk der Sache zu lernen" und „seine kleinen Talente ganz durchzuarbeiten". Besonders förderlich wurde ihm dabei der Umgang mit Heinrich Meyer aus Stäfa bei Zürich,

einem Kenner der Kunstgeschichte und Anhänger der winckelmann'schen Kunstideen; diesen huldigte auch Goethe mehr und mehr. Das Schönheitsideal der Griechen ward nach Winckelmanns Auffassung das Grundprincip seiner Ansichten von der bildenden Kunst wie seiner eignen theoretischen und praktischen Bestrebungen und gab in gleichem Maße seiner Poesie die entschiedne Richtung zur antiken Behandlung und Form.

Unter diesen Umständen war es eine schwere Aufgabe, den fast in allen Theilen vollendet vorliegenden „Egmont" nochmals so durchzuarbeiten, daß diese dramatische Dichtung ihm in der jetzigen Epoche seines Geistes genügte. Wir können die frühere Handschrift nicht vergleichen; doch läßt sich aus Goethes Aeußerungen schließen, daß er mit diesem Werke eine bedeutende Umgestaltung vorgenommen habe. In einem seiner Briefe aus Rom macht er die Bemerkung, kein Stück habe er mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses; er wisse, was er hineingearbeitet habe. Namentlich die beiden letzten Acte, die sich durch ihre stilistische Form und überhaupt durch ihren ganzen Kunstcharakter von der ersten Hälfte des Dramas unterscheiden, lassen auch jetzt noch die späteren Zuthaten des Dichters erkennen. Im September konnte er die Handschrift an die Freunde in Deutschland absenden. Auch dies Mal hatte er es nicht allen recht machen können. Schillers Recension, so berechtigt sein Tadel auch in mancher Hinsicht war und von Goethe, der dem Freunde die Bühnenbearbeitung seines Dramas überließ, später auch anerkannt wurde, war doch Beweis genug, wie kühl sich selbst ebenbürtige Geister einem goethischen Meisterwerk gegenüber vernehmen ließen. Doch gestand der sonst schwer zu befriedigende Herder, ihn habe dies Drama Scene für Scene in seiner diesen, männlich gedachten Wahrheit fast zu Boden gedrückt. Mit tiefen Worten trifft er gerade den Kern des Stücks. Es weht in allen seinen Theilen die vom Gefühl der Freiheit und persön-

lichen Würde, von dem Bewußtsein reiner Zwecke getragene Männlichkeit. Der Held ist mehr ein liebenswürdiger Mensch denn ein großer politischer Charakter, eine edle Natur, welche auf das Intriguenspiel, das ihn umgarnt, und die Tyrannenlaune stolz herabsieht und dem Tode kühn in's Auge blickt. Ohne daß er selbst in seinem Wesen die geringste Anlage zum Tragischen aufweisen kann, wird sein Geschick tragisch durch die Verhältnisse, in die er hineingestellt ist. Ein biederes, thätiges Volk tritt vor uns in den entscheidendsten Momenten, wo es sich um seine höchsten Güter, um seine Selbständigkeit und seine von den Ahnen ererbten Rechte handelt; dagegen führt uns Clärchens Liebe in die trauliche Welt des Gemüths, in die der Widerstreit der Leidenschaften nicht hineinreicht, bis auch diese in das allgemeine Geschick verschlungen und zertrümmert wird. Es verbindet sich in dieser dramatischen Dichtung die lebensvolle, jugendfrische Auffassung geschichtlicher Begebenheiten, welche Goethe in der früheren Epoche eigen war, mit der Idealität und klaren künstlerischen Behandlung, welche die italienischen Kunststudien in ihm ausgebildet hatten.

In den Herbst- und Wintermonaten widmete Goethe seine poetische Muße der Umgestaltung seiner ältern Singspiele „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villa Bella“, welche in ihrer ersten, flüchtig hingeworfenen Form keineswegs den Anforderungen, genügen konnten, die er jetzt bei der Herausgabe seiner Schriften an sich stellte. Die lieblichen Lieder wurden beibehalten; aber der Dialog ward durchweg umgearbeitet und erhielt metrische Form. Gleichwohl möchte man fast wünschen, die darauf gewandte Mühe wäre einem größeren und anziehenderen Stoff zu Theil geworden. In „Erwin“ vermochte die kunstvoll herausgebildete Form die Schwächen in der ursprünglichen Anlage der Handlung nicht zu verbergen. Höheren poetischen Werth hat das Singspiel „Claudine“, über das der heitere Himmel, die

warme Sommernacht Siciliens sich ausbreitet; doch konnte auch hier das Bestreben des Dichters, einen Anfangs rein äußerlichen Vorgang innerlich zu motivieren und mehr in das Seelenleben zu verlegen, nicht gelingen. Ferner wurde zu der kleinen Dichtung „Künstlers Erdenwallen“ im Tone des Hans Sachs aus der Frankfurter Zeit, deren beabsichtigte Umgestaltung unterblieb, eine der Form nach grundverschiedne Fortsetzung „Künstlers Apotheose“ hinzugefügt. Auch an die kleineren lyrischen Gedichte ward die bessernde Hand gelegt. Die Faustdichtung konnte jedoch auf dem Boden Italiens, wo Goethe die heiterste Befriedigung fühlte, nicht gedeihen; gleichwohl suchte er den Faden wieder auf und fügte die Scene der Hexenküche hinzu; in der Ausgabe seiner Schriften mußte er den „Faust“ als Fragment mit bedeutenden Lücken in den Anfangsscenen und dem schauervoll unversöhnlichen Abschluß durch die Kirchenscene erscheinen lassen. Unter diesen dichterischen Beschäftigungen war der Zug zur Poesie stets mächtiger in ihm geworden, so daß er gegen das Ende seines zweiten Aufenthalts in Rom sich zu dem Geständnis genöthigt sah: „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excolieren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue.“

Noch einmal sah er das römische Carneval an und bemühte sich, von den Herrlichkeiten der Osterwoche eine deutliche Anschauung aller Einzelheiten zu gewinnen. Zögernd entschloß er sich zur Abreise. Gegen Ende des April 1788 nahm er schmerzlich Abschied, einem Verbannten gleich, der von dem Theuersten sich losreißen muß; ihn begleitete, wie er selbst sich äußerte, auf der

Heimreise „der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird". Das Drama „Torquato Tasso", dessen Plan er bereits vollständig entworfen hatte, begleitete ihn auf dem Rückwege in die Heimath und nahm die wehmüthige Stimmung in sich auf, die den Dichter beim Abschied von Italien erfüllte. Ein Theil wurde in Florenz gedichtet, wo er den größten Theil seines Aufenthalts in den dortigen Lust- und Prachtgärten zubrachte. Ueber Mailand nahte er sich den Alpen, besuchte die Ufer des Comer Sees und kehrte durch die östliche Schweiz auf vaterländischen Boden zurück. Am Abend des 18. Juni langte er in Weimar wieder an.

Goethe war in Italien über seine Talente und Zwecke völlig in's Klare gekommen. Er war daher entschlossen, in seine früheren Geschäftsverhältnisse nicht wieder einzutreten, sondern nur eine solche Stellung zu wählen, die seine geistige Thätigkeit nicht beschränkte und für seine Studien die erforderliche Muße gewährte. In dieser Absicht eröffnete er von Neapel und Rom aus zart, doch entschieden dem Herzog seine Wünsche. „Nehmen Sie den besten Dank", schrieb er am 27. Mai 1787, „für Ihre Gesinnungen, daß Sie mich so gütig erleichtern wollen. Wie jetzt unsere Sachen stehen, können Sie es ohne Nachtheil der Geschäfte; ja, ich werde Ihnen mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was niemand als ich thun kann, und das Uebrige andern auftragen. Mein Verhältnis zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältnis zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen Geschäftsverhältnis entstehn. Ich bin zu allem und jedem bereit, wo und wie Sie mich brauchen wollen. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken; ich will gern jeder Zeit meine Meinung sagen . . . . . Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie

ſie mich aufgeklärt und meine Exiſtenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, ſorgen Sie ferner für mich und thun Sie mir mehr wohl, als ich ſelbſt kann, als ich wünſchen und verlangen darf. Geben Sie mich mir ſelbſt, meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich ſelbſt wieder, daß ich ein neues Leben und ein neues Leben mit Ihnen anfange! Ich lege mein ganzes Schickſal zutraulich in Ihre Hände. Ich habe ſo ein großes und ſchönes Stück Welt geſehen, und das Reſultat iſt, daß ich nur mit Ihnen und in dem Ihrigen leben mag." Wiederholt ſprach er ſich noch in dieſem Sinne dem Herzog gegenüber aus. Im September ſchrieb er ihm, froh des verlängerten Urlaubs: „Wie ſehr dank' ich Ihnen, daß Sie mir dieſe Muße geben und gönnen! Doch da einmal von Jugend auf mein Geiſt dieſe Richtung genommen hat, ſo hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen." Einen Monat vor der Abreiſe aus Rom, am 17. März 1788, bekannte er dem fürſtlichen Freund: „Ich darf wohl ſagen: ich habe mich in dieſer anderthalbjährigen Einſamkeit ſelbſt wiedergefunden. Aber als was? — Als Künſtler! Was ich ſonſt noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes, wirkendes Leben jene fürſtliche Kenntnis, wozu die Menſchen zu brauchen ſind, immer mehr erweitert und geſchärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich ſehen läßt; dieſer Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gaſt auf, laſſen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Exiſtenz ausfüllen und des Lebens genießen, ſo wird meine Kraft wie eine neu geöffnete, geſammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten ſein. Ihre Geſinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Brief zu erkennen geben, ſind ſo ſchön und für mich bis zur Beſchämung ehrenvoll! Ich kann nur ſagen: Herr, hie bin ich, mach' aus deinem Knecht, was du willſt! Jeder Platz, jedes Plätzchen, die Sie mir aufheben, ſollen

mir lieb ſein; ich will gerne gehen und kommen, niederſitzen und aufſtehen."

Karl Auguſt wußte, was ihm ein jeder der Seinen galt; er wollte nicht ſchuld ſein, daß der Dichtergenius verloren gehe, um als ein Rad in der Maſchine der öffentlichen Verwaltung zu dienen. Dem bisherigen geheimen Aſſiſtenzrath Schmidt, dem Couſin und Jugendfreund Klopſtocks, welcher ſchon als Vertreter Goethes die Geſchäftsangelegenheiten des Präſidiums übernommen hatte, wurde das Amt eines Kammerpräſidenten übertragen, dabei jedoch Goethe das Recht vorbehalten, „um in beſtändiger Connexion mit den Kammerangelegenheiten zu bleiben", den Seſſionen von Zeit zu Zeit, ſo wie es ſeine Geſchäfte erlauben würden, beizuwohnen und ſeinen Sitz auf dem für den Herzog beſtimmten Stuhle zu nehmen. Goethe behielt nur die Bergbaucommiſſion und übernahm nach und nach die Oberaufſicht über die Landesanſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt in Weimar, Jena und Eiſenach. Durch ſeine Fürſorge für die Univerſität Jena, für die öffentlichen Bibliotheken, Zeichenſchulen, ſowie ſeit dem Mai 1791 durch die Leitung des Weimarer Theaters hat er ſich ein Verdienſt erworben, deſſen ſegensreiche Wirkung weit über die Grenzen des weimariſchen Landes hinausreichte.

Goethe war in Italien ein anderer geworden, mehr vielleicht, als er ſich ſelbſt geſtehen mochte. Den alten Verhältniſſen konnte er ſich nicht mehr mit der früheren Liebe und Zufriedenheit hingeben; ein Unbehagen verfolgte ihn und machte ihn wortkarg und verſchloſſen gegen die gewohnte weimariſche Umgebung, welche ſein Entzücken über Italien, ſeine nach dem Süden gerichtete Sehnſucht und die neuen Errungenſchaften ſeiner geiſtigen Bildung nicht zu theilen vermochte und ſich durch ein offenes Wort nicht ſelten verletzt fühlte. Er zog ſich mehr auf ſich ſelbſt zurück, weil er ſich nicht verſtanden glaubte, und ſuchte die größere Befriedigung in der Fortſetzung ſeiner in Italien lieb gewonnenen

Studien, welche ihm eine Menge neuer, unabsehbarer Aufgaben gestellt hatten. Als eine der schwierigsten trat zu diesen die Untersuchung der Farbenbildung, nachdem ihm die Unhaltbarkeit der Theorie Newtons bis zur Evidenz eingeleuchtet hatte.

Wenige Wochen nach seiner Rückkehr fand sich ein häusliches Glück bei ihm ein, wie er es sich gerade in seiner jetzigen Lage wünschte. Johanna Christiane Sophia Vulpius (1764—1816), die Tochter eines weimarischen Beamten, war ein Mädchen von lebhaftem Wesen, einfacher Natürlichkeit und in ihrer Jugendblüthe, wenn auch nicht schön, doch durch Liebreiz gewinnend. Goethe ward bei der ersten, zufälligen Annäherung so von ihr angezogen, daß er mit ihr in ein vertrautes Verhältnis trat; vom 13. Juli 1788 datierte er seinen „Ehestand", obschon seine Verbindung nach bürgerlicher und kirchlicher Ordnung nicht dafür gelten konnte. Ihm schien sein häusliches Verhältnis die Welt nichts anzugehen („unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt"); genug für ihn, daß er sie, wie er gegen Herder äußerte, leidenschaftlich liebte. Christiane ward Goethes treue Gehilfin bei seinen botanischen und chromatischen Arbeiten, sie bereitete ihm eine angenehme Häuslichkeit; im höchsten Sinne geistig an ihm herangebildet hat sie sich nicht. Die Welt vermochte allerdings lange nicht dem Dichter oder gar seiner Gattin die Verletzung der öffentlichen Sitte zu verzeihen; wie das klatschsüchtige und tadellustige Weimar schon zuvor das ideale Verhältnis zu Frau von Stein durch allerlei böswillige Erfindungen beschimpft hatte, so traf auch jetzt vornehmlich Christiane mancher Vorwurf und Spott, und Goethe, der keine Verachtung der Geliebten duldete, sah sich genöthigt, Verhältnisse, die Jahre gedauert und ihn innig beglückt hatten, darum zu lösen. Von den Kindern, die ihm die „kleine Freundin" schenkte, blieb nur der älteste Sohn August, welcher am Weihnachtstage 1789 geboren wurde, am Leben. Das Glück der Honigmonate dieser Liebe schildern die

„römischen Elegien", welche diesen Namen sowohl wegen der antiken Form, die durch die naive und darum sittlich reine Behandlung des Sinnlichen geboten war, als wegen des Schauplatzes, wohin die Handlung verlegt ist, erhalten haben; wie fern römische Erinnerungen damit verschmolzen sind, ist schwer zu entscheiden.

Die Befriedigung, die Goethe in dem häuslichen Liebesglücke fand, mußte ihn entschädigen für die Lösung des innigen Freundschaftsbundes zu Charlotte von Stein, welche diese schwere Probe nicht wie manche frühere, leichtere Irrungen zu bestehen vermochte. Nachdem im Sommer 1789 der Bruch erfolgt war, ließ sich das vorige Verhältnis nicht wieder herstellen, wenn auch in einer späteren Lebensperiode eine versöhnliche Annäherung wieder stattfand. Herder war um diese Zeit in Italien. Die Freundschaft mit ihm bestand noch einige Jahre fort und ward durch Goethes Halbehe keineswegs gestört. So lange Goethe von Weimar abwesend war, trug Herder sogar wiederholt Sorge für die zurückbleibende Familie. Freilich aber hatte der Aufenthalt in Italien auf Herder ganz anders als auf den jüngeren Freund, der ihm vorangegangen war, gewirkt; dazu begannen jetzt Mißmuth und Kränklichkeit auf seinem Gemüthe zu lasten; und so mußten die geistigen Richtungen beider mehr und mehr aus einander gehen: Herder konnte Goethen das nicht mehr sein, was er ihm früher gewesen war. Schillers Bekanntschaft hatte Goethe bald nach seiner Rückkehr von Italien gemacht; allein damals trennte sie eine allzu weite Kluft von einander, der Jahre sowohl als der geistigen Bildung, als daß eine innigere Gemeinschaft für's erste möglich gewesen wäre. Indeß wußte Goethe den Werth Schillers so weit anzuerkennen, daß er bereitwillig die Hand bot, als es galt, ihn als Lehrer der Geschichte für die Universität Jena zu gewinnen.

Das Schauspiel „Torquato Tasso" wurde mitten in diesem Wechsel von frohen und trüben Erlebnissen seinem Abschluß

entgegengeführt, das Drama eines mit sich selbst kämpfenden Dichtergemüths, die Wertherdichtung des Mannes. Die Subjectivität des Verfassers, so groß auch deren Antheil an diesem Werke ist, verschwindet jedoch vor der objectiven Haltung der dramatischen Behandlung. Indem Goethe die weiche Natur des leidenden Tasso, der sich ihm als Prototyp des echten Poeten überhaupt darbietet, mit treuer Benützung der historischen Ueberlieferung darstellt, verschmilzt er mit der Individualität desselben die leidenschaftlich erregten Momente des eignen Herzens. Gleichwohl spricht die beschwichtigende Stimme des verständigen, welterfahrenen Antonio ebenso in seiner eignen Brust, und wir haben das Urbild dieses Charakters nicht in Goethes Umgebung zu suchen; am wenigsten ist an Herder zu denken. Die Seele des Werkes sind vornehmlich die edlen Frauencharaktere, bei denen sich des Dichters Meisterhand in Darstellung der Weiblichkeit auf's neue glänzend bewährt hat. Die dramatische Handlung ist nicht reich und gelangt kaum zu einem genügenden Abschluß; sie entfaltet sich mehr in epischer Weise als Gemälde einiger Stunden aus dem Leben eines Dichters. Um so tragischer ist der Ausgang des Dramas: während sonst der physische Untergang des Helden die sittlich-geistige Lösung herbeiführt, wirkt Tassos schwarze Phantasie, die sich zerstörend gegen sich selbst richtet, in's Unabsehbare weiter. Tasso, indem er die Zustände rings um sich mißkennt, dichtet sich selbst sein tragisches Loos; wohin ihn sein schauerlicher Wahn führt, wird von Goethe nur mit verschleierten Worten angedeutet. Uebrigens hat kaum irgend ein anderes goethisches Werk eine solche Formvollendung; einen gleichen Schmelz und Wohlklang der Sprache hat der Dichter nie wieder erreicht.

Während die künstlerische Phantasie Goethes sich unter dem Frühlingshimmel Italiens ergieng, beschäftigte er sich zugleich damit, die dort gewonnenen Anschauungen von Natur, Volksleben

und Kunſt zur Darſtellung zu bringen. Der längere Verkehr mit dem aus Italien zurückkehrenden Moritz, der im Winter 1788 auf 1789 in ſeinem Hauſe wohnte, trug nicht wenig dazu bei, ſeinen Geiſt im geliebten Süden feſtzuhalten. Nach und nach trat eine Reihe einzelner Schilderungen nebſt Beiträgen zur Theorie der Kunſt an's Licht; ſie ſind jetzt unter die italieniſchen Reiſebriefe eingeſchaltet. Am ausführlichſten iſt das Gemälde des römiſchen Carnevals ausgefallen, ein Muſter von klarer, objectiver Schilderung eines Volksfeſtes. An die erſchöpfende Darſtellung der geſammten italieniſchen Reiſe gieng Goethe erſt im zweiten Jahrzehnt unſers Jahrhunderts; die Geſchichte dieſer Reiſe, nach dem Tagebuch und den Briefen bearbeitet, die er aus Italien an die Weimarer Freunde ſchrieb, ſollte damals eine Art von zweiter Abtheilung zu „Dichtung und Wahrheit“ werden. Der hohe Werth dieſes Werkes beruht nicht minder in der unvergleichlichen und von keinem ſpätern Schriftſteller mehr erreichten Schilderung Italiens als in der unmittelbaren Darſtellung des Umſchwungs, der ſich während der Reiſe in Goethe vollzog.

Wie er aber mitten im bunten Gewühl des italieniſchen Lebens nie der naturwiſſenſchaftlichen Studien vergeſſen hatte, ſo kehrte er auch jetzt von der Beſchreibung dieſes vielgeſtaltigen Treibens ſtets wieder zur ewig gleichen Natur zurück. Die Reſultate ſeiner Pflanzenbeobachtungen ſtellte er in dem „Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären,“ zuſammen (1790); „mit dieſem Werkchen“, ſchrieb er an Knebel, „fange ich eine neue Laufbahn an, in welcher ich nicht ohne manche Beſchwerlichkeit wandeln werde.“

Im Frühling 1790 ſah Goethe das obere Italien noch einmal wieder, indem er der heimreiſenden Herzogin Amalia bis Venedig entgegenzureiſen veranlaßt wurde. Er betrachtete es jedoch nunmehr mit mehr nüchternem Sinne als das erſte Mal; ſeine Sehnſucht war jetzt umgekehrt nach Norden gerichtet, wohin

ihn ein „großer Magnet“ zurückzog. Die von dem Dichter selbst als frech bezeichneten „venetianischen Epigramme“ sprechen die wechselnden Stimmungen und Zeitvertreibe während jener Wochen aus. Mit diesen und den fast gleichzeitigen „römischen Elegien“ beginnt die früher schon öfters versuchte antike Form die goethische Lyrik eine Zeit lang zu beherrschen. Im Gefolge der Herzogin traf er seinen Freund Heinrich Meyer, den er die Hoffnung hatte für Weimar zu gewinnen und sich zum treuen Gefährten für die zweite Hälfte seiner Lebenswanderung zu erwerben. Gemeinschaftlich erfreuten sie sich des Genusses der Kunstschätze von Mantua, worauf Goethe durch Tyrol und über Augsburg und Nürnberg nach Weimar zurückreiste.

Nach den friedlichen Tagen in Italien erwarteten ihn gar bald die Zerstreuung, Spannung und Mißstimmung, welche im Gefolge der gewaltigen Zeitereignisse näher und näher traten. Schon im Sommer 1790, als er kaum aus Italien heimgekehrt war, berief ihn der Herzog nach Schlesien, um ihn dem stockenden häuslichen Stillleben zu entreißen. Karl August wohnte daselbst als Verbündeter Preußens dem preußischen Feldlager bei, mit welchem eine Demonstration gegen Oesterreich beabsichtigt ward, die bald hernach mit einer Verbindung gegen das revolutionäre Frankreich endete. Goethe hielt sich von dem militärischen Lärm und Schaugepränge fern und widmete seine Muße osteologischen Untersuchungen. Die Naturstudien boten ihm jetzt ein Heilmittel gegen den stürmischen Drang des äußern Lebens. In dieser Hinsicht war ihm ein Ausflug nach Galizien sehr willkommen, der ihm Gelegenheit bot, die Bergwerke von Tarnowitz und die Salinen von Wieliczka zu besuchen. In Weimar dagegen traten ihm die optischen Studien wieder näher. Er beobachtete einzelne Farbenphänomene, durch die ihm die newton'sche Farbentheorie widerlegt zu sein schien. Die in den Jahren 1791 und 1792 erschienenen Beiträge zur Optik wurden jedoch

von den Fachgelehrten eben so kalt wie seine früheren naturwissenschaftlichen Aufsätze aufgenommen, was den Verfasser indeß nicht irre machte, auf dem betretenen Wege fortzugehen.

Obwohl die Naturforschung von jetzt an mit immer größeren Aufgaben an ihn herantrat und ein wichtiger Theil seines Geisteslebens ward, so vermochte sie doch nicht so viel über ihn, um ihn der poetischen Production völlig zu entziehen. Zwischen beiden fand fortan die lebhafteste Wechselwirkung statt. Es drängte Goethe, die Zeitereignisse, so störend sie auch in die Harmonie seiner geistigen Existenz eingriffen, dramatisch zu verarbeiten. Die Geschichte des berüchtigten Halsbandprocesses, der auf die Fäulnis der höheren Gesellschaftskreise Frankreichs bis in die Nähe des Thrones ein grelles Licht warf, hatte der Dichter lange mit sich herumgetragen und sie Anfangs als Oper, dann als Lustspiel behandelt. Der „Großkophtha“ (1791) — so nannte sich der Betrüger Cagliostro, der im Mittelpunkte des niedrigen Intriguenspiels steht — konnte freilich diejenigen nicht befriedigen, welche an Schilderungen goethischen Seelenlebens gewöhnt waren. Die Lustspiele „der Bürgergeneral“ und „die Aufgeregten“ sind ebenfalls neben den politischen Epigrammen ein Beweis, wie sehr sich die das Zeitalter bewegenden Ideen auch in seine friedliche poetische Welt eindrängten. Den Enthusiasmus des idealen Liberalismus konnte er nicht theilen; er sah nur den Umsturz des Bestehenden, ohne an der Aussicht auf eine schönere Gestaltung der Zukunft sich erfreuen zu können. Zu dem Volke als Masse hatte er kein Vertrauen. Doch blieb sein Urtheil gemäßigt und von servilem Aristokratismus nicht minder entfernt.

Im Jahre 1792 trat Goethe dem Herde der Revolution nahe genug, um zu erkennen, wie er selbst in jenen Tagen aussprach, daß eine neue Epoche der Weltgeschichte beginne. Auf dem verhängnisvollen Feldzuge der verbündeten Oester-

reicher und Preußen, an welchem Karl August als Chef eines preußischen Armeecorps Theil nahm, lernte er als Begleiter seines fürstlichen Freundes die Ereignisse des Kriegs und das Lagerleben aus eigner Erfahrung kennen, Anfangs ein Zeuge des siegestrunkenen Vordringens auf französischem Boden und der Uebergabe von Verdun, bis mit der Kanonade von Valmy an die Stelle der leichtsinnigen Hoffnung die Niedergeschlagenheit trat und der unglückselige Rückzug beschlossen wurde. Goethes eigne Mühseligkeiten, die seinen Gleichmuth nicht erschütterten, dünkten ihm gering gegen das schmerzliche Gefühl, daß gegen so viele Leiden menschliche Hilfe ohnmächtig war. Gewaltsam suchte er seinen Geist von dem Gegenwärtigen abzuziehen und wandte sich zur Beobachtung der Farbenerscheinungen und zur weitern Entwicklung seiner optischen Theorie als einem Anker der Rettung. Gegen die Mitte des October gelangte er auf deutschen Boden zurück und begab sich über Luxemburg und Trier, dessen Alterthümer ihm einen neuen Stoff zu belehrender Betrachtung gaben, an den Rhein, an dessen Ufern er vor kurzem die Freunde unter ganz anderen Aussichten und Hoffnungen verlassen hatte. Schon näherte sich das Kriegsgetümmel diesen bisher so friedlichen Landschaften, welche bestimmt waren, auf lange Zeit der Schauplatz blutiger Kriege zu sein. Goethe, von den schrecklichen Bildern der letzten Ereignisse verfolgt, fühlte ein lebhaftes Verlangen „aus der fremden, gewaltsamen Welt an Freundesbrust". Von Coblenz aus fuhr er den Rhein hinab und besuchte Friedrich Heinrich Jacobi, den Freund seiner Jugend, in seinem idyllischen Pempelfort bei Düsseldorf. Zwar hatte die vormals geträumte Geistesgemeinschaft sich im Lauf der Jahre nicht bewährt, und das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden ward durch die Verschiedenheit ihrer geistigen Richtung einige Male gestört; allein ihr Gemüth zog sie doch immer wieder zu einander hin, und ihr Wiedersehen schloß den Bund auf's neue: konnten auch die Miß-

verſtändniſſe in heiterer Geſelligkeit und offenem Gedankenaustauſch nicht immer ausgeglichen werden, ſo daß es Goethe nicht ſelten vorzog, die disharmonierenden Saiten lieber gar nicht erklingen zu laſſen, ſo wurden doch die alten Erinnerungen durch die Liebe wieder beſiegelt. Wochen lang ließ ſich der Dichter von den zarten Aufmerkſamkeiten ſeines gaſtlichen Freundes feſſeln und fühlte ſich darauf durch ein gleiches Verlangen nach ſanften Menſchen zu einem Beſuche bei der Fürſtin Gallitzin in Münſter bewogen, deren Bekanntſchaft er in Weimar gemacht hatte. Geſpräche über Religion, die im Verkehr mit der frommen Fürſtin in erſter Linie ſtanden, ſchienen jetzt ſeinem Gemüthe unendlich wohl zu thun, und die Schilderungen Italiens, die ſtets der geſpannteſten Theilnahme begegneten, verſetzten ihn noch einmal in die Tage friedlichen Genuſſes. Nach dem Abſchied von Münſter begleitete ihn noch die Fürſtin bis auf die erſte Station, indem ſie ſich zu ihm in den Wagen ſetzte. Noch einmal tauſchten ſie ihre Religionsanſichten gegenſeitig aus, und ſie trennte ſich von ihm mit dem Wunſche, ihn, wo nicht hier, doch dort wiederzuſehen.

Voll Sehnſucht eilte Goethe der Stille ſeines Hauſes wieder entgegen. Er fand den Neubau desſelben in ſeiner Abweſenheit durch die Güte des Herzogs ſehr gefördert und hatte zugleich die Freude, ſeinen Freund Heinrich Meyer als Haus- und Tiſchgenoſſen bei ſich aufnehmen zu können. Am wenigſten konnte er gerade jetzt geneigt ſein, auf eine Anfrage wegen Uebernahme einer Stelle im Frankfurter Rath anders als ablehnend zu antworten; der Gedanke lag ihm jetzt fern, ſein geliebtes Weimar mit irgend einer andern deutſchen Stadt zu vertauſchen. Noch einmal riefen ihn jedoch die Kriegsunruhen an den Rhein zurück. Im nächſten Frühling begab er ſich zu ſeinem Herzoge in das Lager vor Mainz und war Augenzeuge der Verwüſtung des Bombardements und des Abzugs der franzöſiſchen Beſatzung.

Mit dem Ende dieſes Feldzugs legte der Herzog zum großen Schmerze ſeines Armeecorps ſein Commando nieder, und dadurch wurde auch Goethe den friedlichen Beſchäftigungen wieder ganz zurückgegeben. Die großartige Darſtellung der beiden Kriegsjahre theilte er faſt dreißig Jahre ſpäter als neuen Abſchnitt aus ſeiner Autobiographie dem deutſchen Publicum mit.

Selbſt die Zeit der Unruhen und des Mißmuths hatte nicht vorübergehen können, ohne ein poetiſches Denkmal zu hinterlaſſen. Das altdeutſche ſatiriſche Epos „Reineke Fuchs“ war Goethe durch die Zeitwirren lieb geworden; er ſah in deſſen humoriſtiſchen Bildern ſich ebenfalls eine verworrene Zeit voll Liſt und Gewaltthat abſpiegeln. Seine Umarbeitung in Hexametern, deren zwölf Geſänge 1794 als zweiter Band ſeiner „neuen Schriften“ (Berlin bei Unger, 1792—1800) erſchienen, änderte zwar durchweg den naiven Ton der Erzählung; allein der tüchtige Kern der Dichtung bewährte ſich auch in der gemeſſeneren und würdevolleren antik-modernen Form, durch die es unſrer Literatur auf's neue angeeignet ward.

Um dieſelbe Zeit war Goethen in Folge der Uebernahme der Bühnenintendanz ſein Roman „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ wieder näher getreten. Obgleich Plan und Tendenz dieſer Dichtung aus einer früheren Lebensperiode erwachſen waren, ſo hatte er doch den Faden nicht aus ſeiner Hand gleiten laſſen und ihn ſelbſt mit der Bildungsſchule, die er in Italien fand, in Verbindung erhalten. War bisher die poetiſche Welt, mit der er die Proſa des geſellſchaftlichen Lebens in Contraſt und Conflict zu ſetzen beabſichtigte, vornehmlich durch den theatraliſchen Dilettantismus vermittelt worden, indem er die Bildungsgeſchichte ſeines Helden durch dieſen hindurchführte, ſo zeigten ſich dem Dichter jetzt andere Probleme, andere Zwecke des geiſtigen Lebens. In dem Momente, wo er wiederum Hand an ſeinen Roman legte, konnte er ſich kaum verhehlen, daß die Formen

des socialen Lebens, in denen sich seine Schilderungen bewegt hatten, einem unvermeidlichen Umsturz entgegen giengen. Der Roman erhielt daher einen weit objectiveren Charakter, als von vorn herein beabsichtigt war; er wurde zu einer Darstellung vielseitiger Ausbildung für die Welt und durch die Welt. Der Dichter führt den begabten, strebsamen Jüngling, an dessen Geschicken er uns Theilnahme einflößt, durch eine Reihe sich stufenweise steigernder Lebensverhältnisse, wodurch er das Gemälde manchfacher gesellschaftlicher Verhältnisse sowie die verschiedenartigsten männlichen und weiblichen Charaktere an unsern Blicken vorüberziehen läßt. Das Ziel, bei welchem Wilhelm Meister am Ende seiner Lehrjahre nach einer langen Reihe von Verirrungen anlangt, bezeichnet Schiller treffend in dem großen Briefe vom 8. Juli 1796: „Er tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes, thätiges Leben, aber ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen." Zugleich breitet diese umfangreiche Dichtung, die in eben dem Maße episch ist wie „Werther" lyrisch, einen Schatz von Lebensbeobachtungen und ästhetischen Erörterungen vor uns aus, und um ihren künstlerischen Werth zu vollenden, kleidet sich Erzählung wie Lehre in das Gewand eines meisterhaften Stils, der mit jedem Reiz der Anmuth geschmückt ist. Bis 1796 ward Goethes Thätigkeit hauptsächlich bei diesem Werke festgehalten. Doch drängten sich zu gleicher Zeit so ausgedehnte geistige Anforderungen an ihn heran, daß ihm diese Jahre wie ein neuer Lebensfrühling erschienen, worin unverhofft Blüthe auf Blüthe emporkeimte. Der anregenden Freundschaft ausgezeichneter Männer gebührt davon ein großer Antheil.

Der herzliche Verkehr mit Herder, der trotz der principiellen Verschiedenheit mancher Anschauungen nicht gelitten hatte, wurde etwa seit 1795 immer lauer und lässiger, als sich neue Freunde zeigten, die sich Herders Sympathien nicht gewinnen konnten.

Die Richtung seiner Studien sowie seine amtliche Stellung veranlaßten Goethe, die wissenschaftlichen Beziehungen zu der Universität Jena zu pflegen. Er nutzte seinen häufigen Aufenthalt in Jena, um mit der bescheidenen Lernbegierde eines Neulings von den Vorträgen bedeutender Naturforscher, des Anatomen Loder, des Botanikers Batsch, des Chemikers Göttling, zu lernen; er ließ dort den botanischen Garten anlegen und förderte die naturhistorischen Sammlungen und Apparate. Damals ward der innige Freundschaftsbund mit Wilhelm und Alexander von Humboldt geschlossen, von deren hohem geistigen Gehalt und tiefer wissenschaftlicher Gründlichkeit Goethe sich in seinem Streben stets ermuntert und gefördert fühlte. Indeß um in ihm den poetischen Genius wach zu halten und das Band zwischen Poesie und Wissenschaft herzustellen, ward ihm im günstigsten Momente die Freundschaft Schillers geschenkt.

Jahre waren vergangen, seit die beiden zum ersten Mal in dem Hause der Frau von Lengefeld in Rudolstadt wenige Monate nach Goethes Rückkehr aus Italien 1788 mit einander zusammengetroffen waren. Die erste Bekanntschaft wirkte nach keiner Seite hin anziehend. Schiller war damals nicht in der Fassung, von Goethe lernen zu wollen, und suchte ihn daher auch in Weimar, wo er den nächsten Winter verlebte, nur selten auf. Goethe, den Tendenzen der Sturm- und Drangperiode längst entfremdet, konnte den Weg, den Schiller in seinen Jugendwerken betreten hatte, nicht billigen. Gleichwohl wußte er den Ernst, der in allen seinen Productionen herrschte, zu schätzen und wirkte daher mit dahin, daß Schiller durch eine Anstellung an der Landesuniversität dem weimarischen Staate erhalten blieb. Schiller ward durch die Philosophie Kants und Fichtes, durch welche er sich mit dem redlichsten Fleiße hindurcharbeitete, noch mehr in dem einseitigen Idealismus bestärkt, der dem goethischen Genius nicht gerecht zu werden vermochte. Ein Gespräch mit Goethe

bei dessen Besuch in Jena im October 1790 hatte die Verschiedenheit ihrer Denkweise auf's neue schlagend dargethan. Doch der Augenblick, wo sie einander näher rückten, war nicht mehr so fern, wie sie damals glaubten. Schiller, mit dem „Wallenstein" beschäftigt, wandte sich aus der Höhe der Abstraction mehr und mehr zu poetischer Auffassung des realen geschichtlichen Lebens zurück und stand mit dem Plan zur Herausgabe der „Horen" an dem Eingang einer neuen Bildungsepoche. Der Wunsch, Goethe als Mitarbeiter für seine Zeitschrift zu gewinnen, bestimmte den jüngeren Dichter zu einem freundlicheren Entgegenkommen, das von Goethe sogleich erwidert ward. Als in den zukunftreichen Stunden im Juli 1794, da sie den tieferen Schacht ihrer Ideen zum ersten Mal einander öffneten, sich die Geister ganz erkannt und lebendig erfaßt hatten, hielten sie in treuer Liebe an einander fest, und Goethe hat die Verehrung für Schiller bis an's Ende seiner Tage bewahrt. Das ahnte schon Goethe klar nach jenem ersten, gehaltvollen Ideenaustausche, indem er Schillers Freundschaftsworte mit dem Geständnis erwiderte, daß auch er von den Tagen jener Unterredungen eine neue Epoche rechne.

Ihrem Wesen nach einander entgegengesetzt, traten die beiden Größten unserer Literatur zum Lebensbunde zusammen, sich einander zu ergänzen, ohne die Eigenart ihrer Naturen aufzugeben. Goethe gieng von der sinnlichen Anschauung aus, aber er suchte die Idee, die als letztes Gesetz über der unbegrenzten Fülle der einzelnen Erscheinungen waltet; er faßte das Besondere so tief, daß es ihm zum Symbol des Allgemeinen wurde. Schiller gieng von der Idee aus, ohne aber je die Manchfaltigkeit der Erfahrung aus den Augen zu verlieren; er stellte das Abstracte sinnlich dar, er suchte zu dem Allgemeinen, das er als philosophischer Forscher erkannt hatte, als Künstler das Besondere. Jetzt brachte er durch seine Ideenkraft Goethes stockende Anschauungen in

fruchtbare Bewegung; dieser gab ihm hinwieder Objecte für seine Ideen. Zärtlich gestaltete sich das persönliche Verhältnis zwischen beiden. Wie zu einem älteren Bruder sah Schiller zu Goethe hinauf, und dieser liebte in jenem bald den einzigen Freund, der fähig und willig war, in allen Beziehungen seines Strebens ihm Verständnis und Theilnahme entgegenzubringen.

Im September kam Schiller nach Weimar und wohnte zwei Wochen in Goethes Hause. Wie viel hatten sich jetzt die beiden Wanderer zu sagen, die gleichsam am Ziel der Reise in glücklicher Stunde zusammentrafen! Hatte Schiller noch vor wenig Jahren Goethes Philosophie den Vorwurf gemacht, sie hole zu viel aus der Sinnenwelt, so spendete er nun, als er seine Urtheile über „Wilhelm Meister" entwickelte, dem Realismus Goethes die wärmste Anerkennung und begleitete die Dichtung Schritt vor Schritt mit dem eindringenden Studium einer liebevollen Begeisterung. Um den „Horen" eine freundschaftliche Thätigkeit zu widmen, bearbeitete Goethe neben dem „Wilhelm Meister" einen kleinen Novellenkranz, den er als „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" einkleidete und mit dem zauberhaft schönen, vielfach gedeuteten Mährchen von der Erlösung der verzauberten Lilie schloß. Der Zusammenhang mit den Zeitereignissen war bei diesen „Unterhaltungen" eben so wenig als bei dem kurz vorher im Anschluß an Rabelais entworfenen Fragment einer „Reise der Söhne Megaprazons" zu verkennen. Die Uebersetzung der Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini, zu der Goethe durch die erneuerte Beschäftigung mit italienischer Kunstgeschichte geführt wurde, ward ebenfalls für die „Horen" bestimmt. Zu Goethes poetischen Beiträgen, den „römischen Elegien" und didaktischen Episteln, traten bald noch die lieblichen Gaben hinzu, welche er zu Schillers Musenalmanach beisteuerte.

Während unsere Dichter durch ihr Zusammenwirken und

durch den Beifall der in ihren Augen urtheilsfähigsten Freunde sich zu muthigem Selbstgefühl gestärkt und im idealen Streben gehoben fühlten, sahen sie rings um sich in der größeren literarischen Welt so viel Engherzigkeit und Mißgunst, so viel Anmaßung der Mittelmäßigkeit und Protection der Schwäche, daß der Unwille über das seichte Treiben und die Gedankenlosigkeit der Masse zuletzt dahin gedrängt ward, das lange beobachtete stolze Schweigen zu brechen. Goethe, der seit der venetianischen Reise sich häufig der kurzen epigrammatischen Form bedient hatte, um einem Unbehagen Luft zu machen, warf zuerst gegen Schiller den Gedanken hin, man solle in einer Reihe von Epigrammen über die literarischen Wortführer des Tags Gericht halten, und fügte sogleich einige Distichen, die er nach einem Buche des Martial als Xenien, als Gastgeschenke bezeichnete, zur Probe bei. Schiller ergriff diesen Plan mit der ihm eigenen Energie. Seit dem Ende des Jahres 1795 ward mit heimlicher Freude das Feuerwerk vorbereitet, das im Herbst 1796 mit dem neuen Jahrgang des Musenalmanachs über den nichts ahnenden Häuptern losgelassen werden sollte. Literarische Urtheile, persönliche Invectiven, Sprüche der Lebensweisheit und ästhetische Maximen, alles ward in der schlagenden Kürze der Monodistícha fixiert. Goethe gab schließlich dem Wunsche Schillers nach, die „unschuldigen" Epigramme von den satirischen zu trennen, welche letzteren demnächst unter der besonderen Aufschrift „Xenien" den Schluß des Musenalmanachs ausmachten. Ein gewaltiger Sturm erhob sich in der literarischen Welt, und selbst die sonst so rücksichtslosen Polemiker Herder und Voß, so wenig sie sich über persönliche Angriffe zu beklagen hatten, schüttelten entrüstet das Haupt. Goethe ward bei dem ganzen Vorgang als das böse Princip angesehen, indem man Schiller für den Verführten hielt; gleichwohl waren Schillers „Xenien" ungleich schärfer und schnitten tiefer ein in das faule Fleisch der Tagesliteratur.

Auf die Fluth von Gegengeschenken der plumpsten und gröbsten Art erwiderten die verbündeten Freunde nichts und ließen das Unwetter, das sie vorausgesehen hatten, gelassen austoben und vorüberziehen. Sie wußten, daß sich am besten durch neue poetische Schöpfungen antworten lasse. Goethe forderte im November 1796 den jüngeren Genossen geradehin dazu heraus: „Nach dem tollen Wagestück mit den ‚Xenien' müssen wir uns blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zu Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Vom Epigramme wandten sie sich zur epischen Dichtung und begannen jene Reihe klassischer Balladen und Romanzen, welche dem Jahre 1797 den Namen des Balladenjahrs, dem Musenalmanach auf 1798 den Beinamen des Balladenalmanachs gaben. Von Goethes Dichtungen ist vor allen „der Zauberlehrling", „die Braut von Korinth" und „der Gott und die Bajadere" zu erwähnen. Zugleich hatte er in der Idylle „Alexis und Dora" einen höchst glücklichen Versuch gemacht, die antike Form für die halb epische Darstellung anzuwenden. Dadurch fand er den Uebergang zu dem Epos „Hermann und Dorothea", dessen Composition ihn seit dem Herbst 1796 beschäftigte; im Ausgang des folgenden Frühjahrs vollendet, erschien das Werk als Taschenbuch auf 1798.

Mit dieser Dichtung hatte Goethe nicht blos nach dem Urtheil der Freunde, sondern dem der ganzen Nation den Kranz des Epikers mit dem des lyrischen und dramatischen Dichters verflochten. Deutsches Volksleben und deutsche gemüthliche Familiensitte, friedliche häusliche Verhältnisse und erschütternde Weltereignisse schließen sich zu einem epischen Gesammtbilde an einander, in welchem sich das tiefste dichterische Gefühl mit der vollendeten Kunstfertigkeit plastischer Behandlung vereinigt. Mag sich auch nach der idyllischen Seite hin die Schilderung volksthümlicher Sitte an Voſſens „Luise" anlehnen, so öffnet sich doch in Goethes

Darstellung eine größere Weltbühne, und das häusliche Stillleben ist nur die Folie der weltbewegenden Geschicke der Gesammtheit, welche ihre Wirkung bis in das Innere des Familienlebens erstrecken. Eine wenig bedeutende Episode aus der älteren Emigrationsgeschichte der Salzburger Protestanten liefert dem Dichter den Stoff, den er aber in die inhaltsreichen und folgenschweren Zeiten der Gegenwart versetzt und so das großartige Bild der französischen Revolution zum Hintergrund seines Gemäldes gewinnt.

Während sich Schiller jetzt mit seiner ganzen Kraft dem Drama hingab, für das er sich nach einigem Schwanken mit richtiger Selbsterkenntnis entschied, versenkte sich Goethe in das Studium des griechischen Epos, für welches Friedrich August Wolfs homerische Untersuchungen und Vossens Uebersetzungen das allgemeinste Interesse erregt hatten. Epische Entwürfe folgten einander rasch; doch fand er kein so glückliches Sujet wieder wie „Hermann und Dorothea", das er, durch Wolf endlich von dem Namen des einen, göttergleichen, keinen Nebenbuhler duldenden Homeros befreit, als letzter der Homeriden zu behandeln unternommen hatte. Die „Achilleis", welche sich an die Ilias als Fortsetzung anschloß, rückte nicht über den ersten Gesang hinaus, obschon der Plan des Ganzen bis in's Einzelne durchdacht war; denn der Dichter vermochte den spröden Stoff, der seiner Individualität und den Zeitinteressen allzu fern lag, nicht mit Wohlbehagen zu bewältigen. Glücklicher war die Wahl des „Wilhelm Tell"; doch diesen Stoff gab er auf und überließ ihn Schiller für die dramatische Behandlung. Goethe vermochte nicht wie Schiller bei einem einzigen Werke unablässig auszudauern; sondern der Umfang seiner geistigen Thätigkeit zog ihn in raschem Wechsel von einem Problem zum andern hinüber, und stets war es ihm mehr um die Freude des Schaffens als um die Vollendung des Angefangenen zu thun.

Im Sommer 1797 unternahm Goethe seine dritte Reise nach der Schweiz, um mit Heinrich Meyer, der sich zwei Jahre in Italien aufgehalten hatte, zusammenzutreffen. Seine Absicht, in Begleitung des kenntnisreichen Freundes noch einmal Italiens Boden zu betreten, kam nicht zur Ausführung; jedoch verweilte er lange mit ihm in seiner Heimath am Züricher See, und vor den Studien antiker Kunst trat für's erste alles andere in den Hintergrund. Aus den Erörterungen der wieder vereinigten Freunde erwuchs das Project einer kunstgeschichtlichen Zeitschrift, der „Propyläen"; den Verlag übernahm der betriebsame Buchhändler Cotta in Tübingen, bei dem Schillers „Horen" und Musenalmanache herauskamen und mit dem nun auch Goethe auf seiner Hinreise in nähere Verbindung getreten war. Sie erschien von 1798 bis 1800, mußte aber wie kurz zuvor die „Horen" wegen Mangels an Unterstützung von Seiten des Publicums eingehen. Goethe lieferte mehrere Beiträge, unter andern die Abhandlungen über „Laokoon", über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, die in Briefen und Dialogen abgefaßte Kunstnovelle „der Sammler und die Seinigen". Er war wie Meyer ein warmer Vertreter der winckelmann'schen Kunstansichten. Sein Bemühen, die Kunstbestrebungen der Gegenwart auf diese Grundlage zurückzuführen, rief auch die weimarischen Preisbewerbungen nach vorgeschriebenen Aufgaben und die Kunstausstellungen in's Leben; sie wurden bis 1805 fortgesetzt. In diesem Jahre gab er im Verein mit Meyer und Wolf die Abhandlungen „Winckelmann und sein Jahrhundert" heraus, gleichsam als Abschluß seiner theoretischen und praktischen Bemühungen für die bildende Kunst, die er erst auf einer spätern Stufe und unter andern Gesichtspunkten wieder aufnahm. In großen Zügen schilderte Goethe selbst darin Winckelmann nach seiner menschlichen Entwicklung, während die beiden Freunde die Charakteristik des Künstlers und des wissenschaftlichen Forschers

lieferten. Wenn auch einseitig in der Vorliebe für die antike Plastik, selbst in Bezug auf die Malerei, befangen, trug Goethe dennoch zur Wiederbelebung der deutschen Kunst, für die ein neues Zeitalter begann, sehr viel bei.

Obwohl seine Thätigkeit diese Jahre hindurch fast ganz auf Poesie und Kunst gerichtet zu sein schien, ward doch dadurch die Naturforschung nicht verdrängt. Die Farbenlehre ward mehr und mehr erweitert und vervollständigt; er begann zugleich eine Materialiensammlung zur Geschichte der Farbenlehre anzulegen. Die Poesie knüpfte auch hier wieder an und bewährte sich als der Mittelpunkt, worin die Radien des weiten Kreises seiner geistigen Interessen und Beschäftigungen zusammenliefen. Das frühere Project eines großen Naturgedichts zog ihn auf's neue an; die didaktische Elegie „Metamorphose der Pflanzen" ließ die zarte Behandlung erkennen, mit der er die wunderbaren Gesetze der Natur in das Bereich der poetischen Auffassung und Darstellung zu ziehen verstand.

Vor allem aber widmete Goethe — auch in Folge der dramatischen Arbeiten Schillers — dem weimarischen Theater die intensivste Wirksamkeit. Mit weiser Benützung der ihm zu Gebote stehenden Mittel suchte er sein Publicum mehr und mehr für die höhern Gattungen des Dramas empfänglich zu machen und die Schauspieler für ihren künstlerischen Beruf sowohl zu begeistern als auszubilden. Die Elegie „Euphrosyne", eine Perle goethischer Lyrik, welche er dem Andenken der früh verstorbenen, talentvollen Schauspielerin Christiane Becker geb. Neumann widmete, ist ein schönes Zeugnis, wie sehr er das strebende Talent zu fördern und zu ehren wußte. Mit Ifflands Gastspiel und der ersten Aufführung von „Wallensteins Lager" von Schiller, womit das erweiterte Theater eröffnet wurde, begann im Jahre 1798 eine neue Epoche der weimarischen Bühne. Schiller griff mit belebender Kraft auch hier mit ein, besonders seitdem er im

December 1799 Weimar zu seinem Wohnorte gewählt hatte. Das Bestreben der beiden Dichter war dahin gerichtet, die deutsche Bühne mehr und mehr einer idealen Klassicität anzunähern. Von nationalen Tendenzen gänzlich absehend, suchte man das Beste verschiedener Zeiten und Völker zur Anschauung zu bringen, „eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixieren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könnte". In Folge dieses Universalismus des Geschmacks fand auch die französische Tragödie wieder Beachtung, weßhalb Goethe sich der Bearbeitung von Voltaires „Mahomet" und „Tancred" unterzog.

Eine so lebhafte Thätigkeit für die dramatischen Aufführungen konnte nicht ohne Rückwirkung auf Goethes Productivität bleiben. Schon 1797 nahm er den „Faust" wieder auf und füllte mehrere Lücken des Fragments aus; in den nachfolgenden Jahren rückte schon die Bearbeitung der „Helena" ihrer Lösung entgegen. Allein sie ward durch einen andern dramatischen Plan wieder zurückgedrängt, bei dem es von vorn herein auf die Ausdehnung zu einer Trilogie abgesehen war, „die natürliche Tochter" („Eugenie"). Als der Dichter im Jahre 1801 dieses im December 1799 entworfene Drama auszuarbeiten begann, schienen die Revolutionsbewegungen geschlossen zu sein. Daher wollte er in einer großen Tragödie zusammenfassen, wie er in der gewaltsamen Zeit die Ereignisse beobachtet und aufgefaßt hatte; das Entstehen und die Fortentwicklung der großen Weltbegebenheiten sollte mit Entfernung des blos historisch Zufälligen als eine höhere symbolische Handlung zur Darstellung gelangen. Nur das erste Stück der beabsichtigten Trilogie, welches genau genommen nur die ausführliche Exposition der Haupthandlung enthält, ward in den ersten Monaten des Jahres 1803 vollendet. Der Dichter verlor das Interesse an seinem Werk. Die Anerkennung, welche ihm von den nächsten Freunden, dieses Mal auch von Herder, zu

Theil ward, konnte ihn nicht für die überaus laue Aufnahme entschädigen, die das Stück beim Publicum fand. Ueberdies ward seine Thätigkeit bald nach andern Richtungen hin abgelenkt. Auch in seiner fragmentarischen Gestalt wird man diesem Drama eine hohe Vollendung der dramatischen Kunstform zugestehen. Die im schönsten rhythmischen Gleichmaß dahinfließende Sprache hat die Reinheit und den Wohlklang seines „Tasso" bewahrt, und das im Dialog sehr hervortretende sententiöse Element enthält das gediegene Gold einer idealen Auffassung der höchsten Verhältnisse des menschlichen Daseins. Allein die epische Breite, mit der sich die Handlung entfaltet und langsam von der Stelle rückt, die Abschwächung des Interesses durch die absichtliche Tilgung alles historisch Greifbaren, aller entschiedenen Charakteristik, entzieht dem Stücke das äußere dramatische Leben, und einzelne leidenschaftlich schöne Scenen aus der Gemüthswelt vermögen dafür keinen vollen Ersatz zu geben.

Mancherlei Unangenehmes und Schmerzliches brachten die nächsten Jahre. Die Universität Jena, eine kurze Glanzepoche hindurch unter Deutschlands Hochschulen durch wissenschaftlichen Geist hervorleuchtend, erlitt durch den Abgang mehrerer bedeutender Professoren unersetzliche Verluste und wurde noch überdies in Folge von Schütz' Versetzung nach Halle durch die Verlegung der allgemeinen Literaturzeitung des angesehensten Organs der wissenschaftlichen Kritik beraubt. Goethe betrieb die Gründung einer jenaischen allgemeinen Literaturzeitung (seit 1804) neben der hallischen und erwies sich dem jungen Unternehmen durch mehrere kritische Aufsätze, unter denen die Recension der vossischen Gedichte vor allen erwähnenswerth ist, förderlich. Zu seinem lebhaftesten Bedauern vermochte er nicht den von ihm sehr hoch geschätzten Voß dem weimarischen Lande zu erhalten. Im Frühling des Jahres 1805 schied Schiller dahin; sein letzter Brief an Goethe sprach diesem noch den Beifall aus für die An-

merkungen, die er dem aus der Handschrift übersetzten Dialog von Diderot „Rameaus Neffe“ beigegeben hatte. In Schiller verlor Goethe den Freund, mit dessen geistiger Thätigkeit das eigne Streben auf's innigste verwachsen war; als Dichter hat er niemals einen Freund von gleichem anregenden Einflusse wiedergefunden. Das bürgerlich herzliche Verhältnis, das ihn mit dem Musikdirector Zelter in Berlin verband, hat ihm durch gemüthvolle, warme Theilnahme den Abend des Lebens erquickt, aber für sein geistiges Schaffen war es von untergeordneter Bedeutung.

Im folgenden Jahre zog der Kriegssturm über das nördliche Deutschland, das eine geraume Zeit hindurch den Welterschütterungen nur aus der Ferne zugesehen hatte. Nach den Schlachten bei Auerstädt und Jena ward Weimar um so weniger verschont, als der Herzog durch die Uebernahme eines Commandos im preußischen Heere sich persönlich die Ungnade des übermüthigen Siegers zugezogen hatte. Goethes Haus, in welchem Marschall Ney einquartiert war, blieb von der Plünderung verschont; die Gefahr der Schreckenstage zog über Verhoffen glücklich an ihm vorüber. Doch die Unsicherheit der nächsten Verhältnisse drängte ihn jetzt zu dem Entschlusse, seine Verbindung mit Christiane Vulpius durch die kirchliche Trauung am 19. October zu einer legitimen Ehe zu machen. Der Herzog behielt sein Land und kehrte bald darauf unter dem Jubel der Seinen in seine Residenz zurück. Allmählich war der gewohnte Gang des gesellschaftlichen und geistigen Lebens wieder hergestellt. Nur kurze Zeit genoß die Herzogin Amalia der Rückkehr ruhiger Verhältnisse; sie starb im April des folgenden Jahres.

Goethe blieb seinem Vorsatze getreu, von seinem geistigen Dasein zu retten, was er könne. Den Vorsatz, durch die Vollendung des schillerischen „Demetrius“ dem geschiedenen Freunde ein großartiges künstlerisches Denkmal zu setzen, mußte er bei

dem grundverschiedenen Charakter ihrer dramatischen Begabung bald aufgeben; in dem Epilog zu Schillers „Glocke“ (aus dem August 1805), der durch spätere Zusätze zu einer Apotheose des Verstorbenen umgestaltet ward, feierte er den Freund und Dichter, indem er ihn mit seinem unabläßigen Streben in das Ewige darstellte. Gleichzeitig arbeitete er an der Redaction einer Sammlung seiner Werke, welche zwischen 1806 und 1808 bei Cotta in Tübingen in zwölf Bänden erschien, und brachte den ersten Theil des „Faust“ für diese Ausgabe zum Abschluß. In denselben Jahren ließ er den Druck der Farbenlehre anfangen. Die Vollendung des umfangreichen Werks sowie die Anfertigung der Zeichnungen, welche demselben beigegeben werden sollten, nahm mehrere Jahre hindurch seine Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch. Mehrmals wurde ein längerer Aufenthalt in Jena dazu benützt, das wissenschaftliche Material zu vervollständigen. Im Jahre 1810 konnte er endlich diese anstrengende Arbeit als eine vollbrachte Lebensaufgabe für abgeschlossen erklären. Der Widerspruch der Physiker, welche sich mit scharfer Polemik seiner Farbentheorie entgegenstellten, machte ihn nicht irre; er getröstete sich einer vorurtheilsfreieren Nachwelt. Ihn beglückte dabei das Bewußtsein, durch diese Arbeit zu einer Cultur gelangt zu sein, die er sich auf anderem Wege schwerlich verschafft hätte. Den zweiten Band des Werkes füllte die Geschichte der Farbenlehre, eine der großartigsten Leistungen des älteren Goethe, nach dem Urtheil des Physiologen Johannes Müller „zugleich eine Geschichte des Geistes in der Naturbetrachtung“, wie denn Schiller schon in dem flüchtigen Entwurfe von 1798 „viele bedeutende Züge einer allgemeinen Geschichte der Wissenschaft und des menschlichen Denkens“ entdeckt hatte.

Auch in anderer Hinsicht war dem alternden Dichter die Erforschung der Naturgesetze ein Bedürfnis und eine Erquickung geworden; sie war das friedliche Asyl, in das sich sein Geist von dem Getümmel der Weltereignisse, welche die gesetzliche Ordnung

zerrütteten, zurückziehen konnte. Neben den Farbenstudien wurden in jenem Jahre auch die botanischen und osteologischen Untersuchungen wieder aufgenommen; 1808 gründete er das osteologisch-zoologische Cabinet in Jena. Zu mineralogischen Forschungen lud ihn das Thal der Eger ein, indem er von 1806 bis 1813 fast Jahr für Jahr die Sommermonate in Karlsbad zubrachte. An diese Badereisen knüpften sich zugleich sehr viele anziehende und belehrende Bekanntschaften, aus denen oft dauernde freundschaftliche Beziehungen und wissenschaftliche Verbindungen erwuchsen. In der Muße des Badelebens, unter geselliger Aufheiterung und schöner Naturumgebung, suchte ihn auch die immer getreue Muse der Poesie am willigsten auf. Aus der Beobachtung des socialen Lebens gestaltete sich seit 1807 der Plan zu „Wilhelm Meisters Wanderjahren". In novellistischer Form begann er leidenschaftliche Verwicklungen gesellschaftlicher Verhältnisse darzustellen; das Ganze sollte nur durch eine ideelle Einheit zusammengehalten werden. Er selbst hatte ungeachtet der zunehmenden Jahre noch nicht so mit der lebensfrischen Welt, die sich um ihn bewegte, abgeschlossen, daß er gegen leidenschaftliche Aufwallung des Gemüths gesichert war. Zwar ist die angebliche Liebesschwärmerei, mit welcher der „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde", d. h. der mehr als zwanzigjährigen Bettina Brentano, nachmaligen Frau von Arnim, das Publicum eine Zeit lang getäuscht und unterhalten hat, in's Gebiet des Romans zu verweisen; warme Neigung flößte ihm dagegen Minna Herzlieb zu Jena ein, die Pflegetochter des Buchhändlers Frommann, später mit dem Professor Walch verheirathet: in das Geheimnis einer Charade hat der Dichter den Namen der Geliebten gehüllt. Sein Liebesgefühl hat die anmuthigen Sonette des Jahres 1807 und 1808 hervorgerufen. Der schmerzliche Kampf der Resignation spricht aus dem Drama „Pandora" und dem Roman „die Wahlverwandtschaften".

Der Dichter hat selbst dies Bekenntnis nicht zurückgehalten. Er äußerte, daß „Pandora“ sowohl als die „Wahlverwandtschaften“ das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücken, daß an diesem letzteren Roman niemand eine tief leidenschaftliche Wunde verkenne, die im Heilen sich zu schließen scheue, ein Herz, das zu genesen fürchte, daß er darin wie in einer Grabesurne so manche herbe Geschicke tief bewegt niedergelegt habe. In „Pandora“, welche als Bruchstück 1810 veröffentlicht wurde, sollte die aus lebendigster Erinnerung des genossenen Glücks quellende Sehnsucht nach dem Schönen und die allen Widerstreit der Leidenschaft verklärende Hoffnung der Wiederkunft des Glückes symbolisch dargestellt werden. Die Formengewalt Goethes bekundet sich dabei in dem bunten Wechsel der verschiedenartigsten antiken und modernen Metren. In den „Wahlverwandtschaften“ schildert der Dichter den tragischen Conflict der Leidenschaft mit den Gesetzen sittlicher Verhältnisse, eine Darstellung von so objectiver, epischer Klarheit, eine so einheitlich in sich geschlossene, in allen Theilen kunstvoll angelegte Composition, daß dieser Roman im Hinblick auf seine formale Vollendung nur mit dem „Werther“ und mit „Hermann und Dorothea“ verglichen werden kann. Indem er aber die Genesis und den Verlauf eines Seelenleidens zeichnet, war er trotz der zu Grunde liegenden sittlichen Tendenz mancher Mißdeutung wie einst „Werthers Leiden“ ausgesetzt. Eigne Erlebnisse, künstlerisch umgestaltet, verschmolz der Dichter mit den charakteristischen Grundbestrebungen der Zeit, in der er schrieb; so erklärt sich auch, daß auf dem Ganzen eine schwüle Luft liegt, welche die poetische Erhebung niederhält und das Gemüth elegisch beengt.

Froher wird unsere Theilnahme erregt, wenn uns Goethe in den bald darauf folgenden Schilderungen „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit“ in die aufquellende Kindheit, in die aufstrebende, von allen Wonnen des frischen, hoff-

nungsreichen Daseins umrauschte Jugend einführt und Freuden wie Schmerzen des jungen Liebelebens mit den lebhaftesten Farben der Erinnerung malt. Es ist nicht blos eine biographische Schilderung, sondern zugleich ein Gemälde der Cultur und Literatur jener Zeitepoche, in die seine erste Bildung und sein erstes literarisches Auftreten fiel. Die Versenkung in die Vergangenheit war ihm damals — die drei ersten Bände erschienen von 1811 bis 1814 — um so mehr ein Bedürfnis, als von neuem die Weltereignisse mit gewaltigen Erschütterungen drohten, denen er mit sorglichem Gemüth entgegensah.

Daß sich Deutschland unter eine fremde Gewalt beugen mußte, hat Goethe mit seiner Nation schmerzlich empfunden; in seinem Leben wie in allen seinen Werken, die in der Periode der nationalen Schmach entstanden, fühlt man den Druck, der auf ihm als gutem, wahrhaft deutsch gesinntem Patrioten lastete. Allein er gehörte nicht zu den von kühnem Enthusiasmus beseelten Geistern, welche eine baldige Befreiung hofften, nicht zu den energisch fortdrängenden, zum politischen Handeln berufenen Charakteren, welche unablässig thätig waren, den Tag der Erhebung vorzubereiten. Für sich suchte er ein Asyl in stiller Geistesbeschäftigung und sah für sich keine Stelle in der Lenkung der Geschicke seines Vaterlandes. Napoleons Persönlichkeit und Herrschergröße hatte ihm sichtlich imponiert, als er während des Congresses zu Erfurt im Herbst 1808 zu ihm beschieden ward; der mächtige Herrscher hatte seinen Zweck, die literarischen Größen Deutschlands zu seinen Bewunderern zu machen, klug berechnet. Der Beginn des Befreiungskampfes von 1813 erfüllte Goethe nicht mit Siegeshoffnung. Er war viel zu sehr überzeugt, daß auf allen Gebieten der Natur und der menschlichen Geschichte nur durch ein ruhiges Bilden wahres und dauerndes Heil entstehen könne, als daß er von der gewaltsamen Erhebung gegen die kräftig gesicherte Macht Gutes zu erwarten wagte. Er ver-

hielt sich gegenüber den Ereignissen, welche rings um ihn die Flamme der Begeisterung anfachten, leidend und schweigsam, so daß seine scheinbare Theilnahmlosigkeit oft als ein Mangel an patriotischer Gesinnung ausgelegt worden ist. Allein wer dem Dichter näher trat und Gelegenheit hatte, in das Innerste seiner Seele zu blicken, mußte bekennen, daß sein Herz warm für das Vaterland schlage. „Glauben Sie ja nicht," — äußerte er in dem inhaltreichen Gespräch mit dem Historiker Luden bald nach Napoleons Rückzuge aus Deutschland — „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft." Das endlich bezeichnete er als die Pflicht jedes einzelnen, „nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens

hierin voraufſtehe, damit der Geiſt nicht verkümmere, ſondern friſch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, ſondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht". Das Feſtſpiel „des Epimenides Erwachen" war nicht eine Frucht der Begeiſterung, ſondern ward durch eine von Berlin aus an Goethe ergangene Aufforderung veranlaßt; politiſche Poeſie war nicht ſeine Sache. Ein im engeren Sinn ſo zu nennendes preußiſches Gelegenheitsſtück zur Feier der Wiederkehr des Königs nach Berlin, wie Iffland es ſich wohl zunächſt bei der erſten Anfrage gedacht hatte, konnte Goethe, dem die Berliner Verhältniſſe fremd waren, nicht ſchreiben. Dagegen faßte er den Moment in ſeiner allgemeinen Bedeutung für Deutſchland und Europa auf und ſchuf ſo in wenigen Wochen ſein allegoriſches Feſtſpiel, deſſen künſtleriſcher Werth jedoch nur im Zuſammenhang mit der muſikaliſchen Compoſition vollauf gewürdigt werden kann.

Lebendiger fühlen wir den verjüngenden Frühlingshauch, womit die von den freudigſten Hoffnungen erfüllte Befreiungszeit auch ſein geiſtiges Daſein erfriſchte, in der Schilderung ſeiner Reiſen in die Rhein-, Main- und Neckargegenden während der Jahre 1814 und 1815, wo er ſeine Vaterſtadt nach langer Trennung im Feſtſchmuck der Octoberfeier zum erſten Mal wiederſah, und vor allem in den Liedern des „weſtöſtlichen Divans", welche größtentheils in dieſen Jahren entſtanden. Im Frühling 1813 war ihm die Ueberſetzung ſämmtlicher Gedichte des Perſers Hafis von Joſeph von Hammer zugekommen; Goethe fühlte das Bedürfnis, ſich „durch eigene Production mit ihm in Verhältnis zu ſetzen". Die alte Welt um ihn war in Trümmer zerfallen; er ſuchte verjüngendes Leben im „reinen Oſten". Aber als deutſcher Dichter nahte er dem Orient. Wie er weit davon entfernt war, die Sprach- und Reimkünſte der arabiſch-perſiſchen Poeſie ſklaviſch nachzuahmen, ſo ſollten ihm die morgenländiſchen Formen

und Anschauungen überhaupt nur dazu dienen, sein von christlich-germanischer Bildung erfülltes Innere um so freier in neuen Weisen unter halb verhüllender Maske auszusprechen. Ein inniges Herzensverhältnis trat dazu. In Marianne von Willemer geb. Jung (1784—1860), der geistvollen Gattin eines Frankfurter Freundes, fand Goethe die Suleika, deren Zauberreize er in mehr und mehr sich häufenden Liedern pries, die er mit seinem Geiste so durchdrang, daß er sie als mitschaffende Genossin bei der Zusammenstellung der Gedichte des „Divans" anerkannte. Jetzt waren die Erinnerungen an frohe Zeiten wieder neu belebt; er begann die Schilderung seiner italienischen Reise, von der in den Jahren 1816 und 1817 zwei Theile erschienen. Zugleich unternahm er (seit 1816) eine neue Zeitschrift unter dem Titel „Kunst und Alterthum", welche ihn in einer lebendigeren Wechselbeziehung zu den Bestrebungen der Mitlebenden erhielt. Im folgenden Jahre begründete er die bis 1824 fortgesetzte Zeitschrift „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie; Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden". Mancher früher schon entstandener Aufsatz naturwissenschaftlichen Inhalts wurde hier abgedruckt; die mehrfach eingestreuten Aeußerungen über sein Leben, seine geistige Entwicklung, sein Wollen und Thun dienten zur Ergänzung seiner sonstigen autobiographischen Bekenntnisse.

Eine freundliche Herbstsonne hatte dieser gehobenen Lebensepoche geleuchtet und in der Vaterstadt wie an den Ufern des Rheins alle Jugenderinnerungen wieder wach gerufen. Die nächsten Jahre brachten wenig poetische Anregung und manche ernste, schwere Tage. Der Tod seiner Frau am 6. Juni 1816 hat Goethe tiefer gebeugt, als man nach der Natur dieses Verhältnisses hätte erwarten mögen. Aus dem Schmerze an ihrem Sterbelager erkennt man, daß es in einer aufrichtigen Liebe wurzelte, und lernt es milder beurtheilen. Für Goethes häus-

liches Leben war es ein großer Gewinn, daß im folgenden Jahre sein Sohn sich verheirathete und er in seiner Schwiegertochter Ottilie eine Pflegerin für sein Alter fand, die auch auf seine geistigen Beschäftigungen einzugehen fähig war.

Der Leitung des Theaters war er in den letzten Jahren überdrüssig geworden, da er vielfach mit einer Opposition zu kämpfen hatte, die ihm seine Bemühungen verleidete, besonders da die Sängerin Caroline Jagemann, verheirathete Frau von Heygendorff, ihren Einfluß beim Herzog oft dazu benützte, die Entscheidung der Intendanz zu umgehen. Eine erwünschte Gelegenheit, dieser Stellung sich ganz zu entheben, gab ihm 1817 die gegen seinen ausdrücklichen Willen durchgesetzte Aufführung des Melodramas „der Hund des Aubry", welche er, weil ein dressierter Pudel darin eine Rolle zu spielen hatte, für eine Entweihung der Bühne hielt. Seine Amtsthätigkeit beschränkte sich jetzt auf die wissenschaftlichen Institute, die unter seiner Leitung standen; besonders beschäftigte ihn in den nächsten Jahren die Erweiterung und Umgestaltung der jenaischen Bibliothek. Der dadurch veranlaßte häufige und längere Aufenthalt in Jena wurde zu mancherlei wissenschaftlichen Arbeiten benützt. Selbst den „westöstlichen Divan" übergab er nicht wie seine früheren Dichtungen ohne wissenschaftliche Erläuterungen der Oeffentlichkeit, sondern stattete die Ausgabe von 1819 mit Abhandlungen über morgenländische Poesie und Cultur aus, welche auf's neue den treffenden Blick bekundeten, mit dem er gleichwie Herder die Poesie in allen ihren Formen erfaßte.

Er hatte sein siebzigstes Lebensjahr geschlossen; doch für seinen rastlos strebenden Geist schien die Zeit der Ruhe noch nicht gekommen zu sein. Je rascher seine Lebenszeit ihrem naturgemäßen Endziel nahte, desto kostbarer war sie ihm geworden. Er entzog sich mehr und mehr der Zerstreuung nach außen und fühlte sich am glücklichsten in der Einsamkeit seines Studier-

zimmers, um ganz seinen geistigen Beschäftigungen zu leben, seine Forschungen zu erweitern und zu wirken, so lange es Tag war. Einige Jahre hindurch wiederholte er noch die Sommerausflüge in die böhmischen Bäder. Marienbad sagte ihm jetzt mehr zu als das geräuschvolle Karlsbad. Dort fand er volle Genesung nach der schweren Krankheit, welche ihn im Beginn des Jahres 1823 so heftig befallen hatte, daß in der gefahrvollen Krisis ihm wie den Seinen die Hoffnung auf Genesung fast verschwunden war. Und noch einmal sollte er erfahren, daß in seinem Dichterherzen die Liebe eine ewige Jugendfrische bewahre. Die bezaubernde Anmuth der jugendlichen Ulrike von Lewezow riß ihn in den leidenschaftlichen Kampf zwischen Liebe und Entsagung hinein, welchen er so oft mit allen seinen Entzückungen und Schmerzen durchempfunden und dichterisch dargestellt hatte. Die „Trilogie der Leidenschaft" ist uns als poetisches Denkmal dieser letzten Liebesneigung unsers Dichters geblieben; die elegische Zueignung einer neuen Ausgabe des „Werther" ward zum Abschluß seiner Liebeslyrik und fast seiner lyrischen Dichtung überhaupt. In dieser Zeit gieng er auch wieder an die Fortsetzung seiner autobiographischen Schilderungen: der vierte Theil von „Dichtung und Wahrheit", der Darstellung des Liebesverhältnisses zu Lili gewidmet, entstand; die Geschichte ward bis zu dem Zeitpunkte geführt, wo mit der Reise nach Weimar die entscheidende Wendung seiner Lebensschicksale eintrat.

In das Gedächtnis jener glücklichen Zeit führten ihn auf die sinnigste Weise die Jubelfeste des Jahres 1825 zurück. Am 3. September ward der fünfzigste Jahrestag der Regierungsübernahme durch Karl August, am 3. October das goldene Vermählungsfest des verehrten Fürstenpaars gefeiert. Am 7. November schloß sich daran Goethes Dienstjubiläum, das ihm die zahlreichsten Beweise warmer Liebe und ungeheuchelter Verehrung von nah und fern brachte. Laut dem officiellen Glückwunschschreiben achtete

es der Großherzog als eine der höchsten Zierden seiner Regierung, den Jugendfreund für immer gewonnen zu haben, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit ihn bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet habe und dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen er den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke.

Geräuschlos flossen die letzten Lebenstage des Dichters dahin; enger wurde der Kreis, in den sich sein Dasein zusammenschloß. Bei Hofe und in geselligen Zirkeln erschien er nur selten noch; Badereisen lockten ihn nicht mehr hinaus. Seine Freude fand er in seiner stillen „Einsiedelei", in der er Tag und Nacht beschäftigt war, die Kräfte zu nutzen, die ihm noch geblieben waren. In müßigen Stunden waren ihm seine beiden Enkel und der Besuch auserwählter Freunde die liebste Aufheiterung. Seine geistige Thätigkeit bezeichnete er als testamentlich. Das Ordnen und Ergänzen seiner dichterischen Arbeiten und wissenschaftlichen Materialien war ihm jetzt eine Hauptangelegenheit. Nachdem bereits 1815—1819 eine zweite Auflage seiner Werke bei Cotta erschienen war, redigierte er nun eine neue Sammlung seiner sämmtlichen Schriften als Ausgabe letzter Hand (seit 1827) und gab seinen Briefwechsel mit Schiller heraus (1828—1829), den Werth der Gabe selbst am wenigsten unterschätzend, die er den Deutschen, ja den Menschen überhaupt hier bot. Seine letzte Kraft richtete er noch auf die Vollendung der „Wanderjahre" und den zweiten Theil des „Faust", die beiden dichterischen Hauptwerke seiner letzten Lebensperiode.

Indem er in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" das sociale Leben und die nach allen Seiten sich verbreitende Thätigkeit zum praktischen Wirken für die Menschheit zum Gegenstande genommen hatte, deutete diese Dichtung wie der „Faust" in Beziehung auf das innere geistige Leben auf ein Unendliches,

das sich einer streng geschlossenen künstlerischen Behandlung entzog. Die „Wanderjahre“, die nach manchfacher Umgestaltung erst in der Ausgabe letzter Hand ihre endgültige Form erhielten, sind daher eine nicht völlig durchgearbeitete Sammlung fragmentarischer Darstellungen; allein wie viel man auch, besonders in Vergleich mit den „Lehrjahren“, daran als Dichtwerk vermissen mag, so läßt doch der tiefe Ideengehalt, welcher über die Bildung und praktische Thätigkeit unsers Jahrhunderts in vielseitigster Lebensbeobachtung und Betrachtung sich verbreitet, auch dieses Werk als einen würdigen Abschluß seines reichen geistigen Schaffens erscheinen. Muster der Erzählungskunst sind die darin eingefügten Novellen, die zum größern Theil schon in einer etwas frühern Zeit entstanden.

In höhere Regionen des Geistes geleitet uns der zweite Theil des „Faust“, welcher kurz vor des Dichters letztem Geburtstage 1831 abgeschlossen wurde. In den beiden Theilen des „Faust“, seiner genialsten Schöpfung, hat Goethe sein tiefstes inneres Leben, seine Auffassung des Endlichen und Unendlichen, des Menschen Irren und Streben zu poetischer Anschauung gebracht, mit plastischer Klarheit im ersten, mit gedankenschwerer Allegorie in dem ausgedehnteren zweiten Theile. Der Gedanke, die alte Volkssage vom Doctor Faust dramatisch zu verarbeiten, war von verschiednen Dichtern des vorigen Jahrhunderts gehegt worden, und Goethe konnte auf bedeutende Vorgänger und gleichzeitige Rivalen hinblicken, als er sich dieser Idee bemächtigte. Er faßte sie tiefer als alle Gleichstrebenden. Der Gegensatz von Genuß und sittlicher That ward allmählich zum leitenden Grundgedanken seines Gedichts. Faust, dem vor allem Wissen ekelt, weil sein dem Höchsten zugewandter Geist sein Ziel nicht finden kann, stürzt sich in die Lüste des Sinnenlebens, unermüdet von einer Stufe zur andern forteilend. Unbefriedigt von ihrem Genuß, dessen Durchkosten ihn vielmehr mitten in die erschütterndsten tragischen Verwicklungen des menschlichen Seins geführt hat,

wendet sich Faust zur sittlichen That, zunächst auf geistigem Gebiete, indem er die Verbindung der antiken und modernen Welt vollzieht, dann aber in rein äußerlicher, praktischer Weise, für das sinnliche Wohl der Menschheit wirkend, indem er nicht mehr titanenhaft über die dem Menschen gesetzten Schranken hinausstrebt, innerhalb derselben aber für die weiteste Ausbreitung menschlichen Seins und menschlicher Cultur unabläßig thätig ist. Indem er so „immer strebend sich bemüht", wird er der Erlösung fähig; wenn er im Gefühl seines unermeßlichen sittlichen Wirkens befriedigt die Fortdauer dieses höchsten Glückszustandes herbeiwünscht, ist sein irdisches Leben allerdings dem ursprünglichen Vertrag mit Mephistopheles gemäß abgelaufen; aber die Absicht, in der er nunmehr diesen Wunsch, nicht um zu genießen, sondern um zu wirken, ausspricht, ist völlig verändert: Fausts unsterbliches Theil ist gerettet.

Manches irdische Band fiel nach und nach von Goethe ab. Am 14. Juni 1828 schied sein Fürst und Jugendfreund; im Februar 1830 folgte ihm die edle Luise nach. Frau von Stein war bereits im Januar 1827 gestorben. Goethes einziger Sohn fand im October 1830 in Rom sein Grab. Die heftige Gemüthserschütterung brachte den achzigjährigen Greis dem Tode nahe. Doch erholte er sich noch einmal wieder, und sein letztes Lebensjahr beglückte ihn noch durch das Gefühl rüstiger Gesundheit und geistiger Kraft. Die Geburtstagsfeier in Ilmenau war ein lichter Sonnenblick beim Scheiden des letzten Sommers seines Lebens. Die Liebe, die ihn dort zu erfreuen bemüht war, empfand er mit freudiger Rührung. Zum letzten Mal betrat er die Stelle, wo er als blühender Mann 1783 das Nachtlied des Wanderers „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'" an die Wand des Bretterhäuschens auf dem Gickelhahn geschrieben hatte, und seine Thränen sprachen es aus, daß er die Bedeutung der Worte „Warte nur, balde ruhest du auch!" tief empfand.

Den Winter verlebte er in Wohlsein und gewohnter Thätigkeit, so daß man sein Leben noch einige Jahre erhalten zu sehen hoffen durfte. Eine Anfangs unbedeutend scheinende Erkältung, die er sich am 15. März 1832 zugezogen hatte, nahm plötzlich in der Nacht vom 19. auf den 20. eine bedenkliche Wendung. Beim Erwachen gegen Mitternacht empfand er eine von den Händen aus sich nach und nach über den ganzen Körper verbreitende Kälte, zu der sich bald heftiger Schmerz und Beklemmung der Brust gesellte. Es gelang dem Arzte, die schmerzhaften Zufälle zu erleichtern und erträglich zu machen, wenn auch bald die Hoffnung, ihn retten zu können, aufgegeben werden mußte. Mit dem nächsten Tage sanken die Kräfte mehr und mehr. Er blieb auf seinem Lehnstuhle und unterhielt sich noch bei vollem Bewußtsein mit den Seinigen. Eine Ahnung seines nahen Todes scheint er nicht gehabt zu haben. Am 22. März schwand die Klarheit des Bewußtseins mehr und mehr, die Sprache wurde mühsamer, das Auge matter. Zum Bedienten sagte er: „Macht doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme" — die letzten verständlichen Worte, die man von ihm vernahm. Er malte noch mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, dann so, wie die Kräfte sanken, immer tiefer, zuletzt auf die über seine Kniee gebreitete Decke. Um halb zwölf Uhr Mittags drückte er sich ohne das geringste Merkmal von Schmerz in die linke Ecke des Lehnstuhls und entschlummerte so sanft, daß es lange währte, ehe die Umstehenden die Gewißheit hatten, daß Goethe ihnen entrissen sei. Die Leiche bewahrte noch die heiteren, würdigen Züge als ein Zeichen, daß das Leben ohne schmerzlichen Kampf von ihm Abschied genommen. Am 26. März ward er der Bestimmung Karl Augusts gemäß in der Weimarer Fürstengruft unter dem Chorgesange seines von Zelter componierten Logenliedes „Laßt fahren hin das allzu Flüchtige ꝛc." beigesetzt.

Mit gleichem Rechte wie auf Lessing lassen sich auf Goethe die Worte Shakespeares anwenden: „Er war ein Mann! .... Ich werde nimmer seines Gleichen sehn.“ Aehnlich bezeichnete Napoleon mit den Worten „Voilà un homme!“ den Eindruck, welchen Goethes ausgezeichnete Persönlichkeit auf ihn gemacht hatte. Die Natur hatte ihn stets als ihren Liebling behandelt und ihm zu den reichen Gaben des Geistes eine schöne, kräftige Gestalt verliehen. In der Blüthe der Jugend gewann ihm seine von Geist und Anmuth belebte Schönheit schnell die Herzen. Würdevoll und Ehrfurcht gebietend blieb seine äußere Erscheinung bis in's höchste Alter; die Jahre furchten nicht die hohe, klare Stirne noch löschten sie das Feuer seines geistbelebten Auges.

Es war eine durchaus gesunde, edle Natur. Wahrheit und Offenheit waren der Grundzug seines Charakters. Er verschmähte die Maske der Heuchelei und bemühte sich nicht anders zu scheinen, als er war. Zum geschmeidigen Hofmanne ist er nie geworden. Doch lehrten ihn die Erfahrungen des Lebens, daß dessen vielfach verschlungene Verhältnisse oft die Pflicht auferlegen, mit Gefühlen und Meinungen zurückzuhalten und in Aeußerungen vorsichtig zu sein. Es konnte daher nicht fehlen, daß Goethe, so mittheilend er von Natur war, unter Umständen schweigsam und abgemessen erschien. Er mochte lieber ablehnen als heucheln, lieber an sich halten als sich zur Unzeit und gegen solche, die er seines Vertrauens nicht würdig hielt, öffnen. Wo er den Zwang, den ihm die Verhältnisse auferlegten, abstreifen konnte, offenbarte sich die Tiefe und Wärme seines reichen Gemüths, das eben so liebefähig als liebebedürftig war.

Die Weichheit und Erregbarkeit seines Innern riß ihn nicht selten bis zur Leidenschaft fort. Sie bereitete ihm manche schmerzliche Erfahrung und reuige Selbstanklage. Es zieht sich deßhalb durch sein ganzes Leben der Kampf männlicher Selbstbeherrschung gegen die leidenschaftlichen Aufwallungen des Herzens; wir be-

greifen, weßhalb Entsagung ihm ein Wort voll tiefen Sinnes und die Grundidee so vieler seiner größern Dichtungen ward. Für den Zauber weiblicher Schönheit und Anmuth blieb er bis in's späte Alter empfänglich. Frauenliebe war ihm der edelste Gehalt seines Seelenlebens; in der reinen Weiblichkeit schien ihm nach seinem eignen Ausspruche das Ideal des Menschlichen zur Erscheinung zu gelangen. Charakteristisch ist für ihn zugleich als Dichter, daß er weit mehr von weiblicher Milde und Grazie als von eigentlicher Schönheit angezogen ward.

Die Freundschaft schätzte Goethe als eines der theuersten Güter des Lebens. Hatte er den Kern im Freunde mit Liebe und Vertrauen erfaßt, so ließ er sich durch einzelne Verletzungen und Schwankungen nicht irre machen. Die Duldsamkeit, womit er an Männern, deren Geist und Charakter seine Anerkennung und Achtung besaß, Launen und Härten ertrug, zeigt uns sein Gemüth im Lichte der edelsten Humanität. Nur wo diese Achtung aufhörte oder die Lebensbahnen weit und immer weiter aus einander giengen, zog er es vor, das Band schonend aufzulösen, anstatt künstliche Verhältnisse fortzusetzen, in denen man sich und andere betrügt, ohne Gewinn für Geist und Leben. Daher hielt er sich auch möglichst von hohlen und oberflächlichen Menschen fern, die weder etwas geben konnten noch von ihm lernen wollten. Wo er aber eine tüchtige Natur, ein strebsames Talent wahrnahm, bezeigte er sich hilfreich und dienstfertig. Immer war er bereit, das Gute zu fördern und das Vortreffliche anzuerkennen. Milde im Urtheil war ihm stets eigen; sie leuchtete gleich den sanften Strahlen der Abendsonne vor allem über die letzten Abschnitte seines Lebens. Neid war seiner Seele fremd. Die schönste Wonne des Daseins dünkte ihm der Wetteifer und das Zusammenwirken mit großen Geistern.

Ausbildung der geistigen Anlagen war ihm die Krone menschlicher Thätigkeit; sie galt ihm als Bürgschaft eines unend-

lichen, unvergänglichen Fortwirkens. Die Flamme, die in der Prometheusseele des geisteskräftigen Jünglings zum Entzücken der Welt emporloderte, durchleuchtete und erwärmte auch des Mannes Brust bis zum letzten Scheideblick des Lebens. Noch kurz vor seiner irdischen Vollendung äußerte er, daß ihm Gedanken aufgiengen, um derentwillen es sich lohne, das Leben noch einmal von vorn anzufangen. Es wurzelte zugleich dies geistige Streben in einer echten Religiosität, die nur von denen verkannt werden kann, denen die Form höher gilt als das Wesen.

Die letzte und vollste Blüthe eines Geistes, der überall in der Welt der Erscheinung das Gesetz aufzufinden bemüht war, der die sinnliche und geistige Welt in eine ideale Einheit zusammenfaßte, mußte die Poesie der Wahrheit sein, nicht der gemeinen, die nur die äußere Erscheinung wahrnimmt, sondern der idealen, welche, über das Zufällige erhaben, die Menschheit und das Individuum in ihrer reinen, „gottgedachten" Gestalt, in ihren ewigen, unwandelbaren Verhältnissen zu Gott und Natur auffaßt. In diesem Sinne bezeichnet Goethe selbst die Aufgabe der Poesie als die Darstellung eines harmonischen innern Lebens, in welchem die irdischen Conflicte gelöst und versöhnt sind.

Wissenschaft und Kunst sind in der Geschichte der geistigen Entwicklung Deutschlands immer Hand in Hand gegangen und haben sich namentlich in unserer nationalen Literatur zu innigem Vereine verbrüdert. So begründete auch Goethe, dessen Wesen und Wirken die ganze Fülle des modernen Geisteslebens umspannte, neu und kräftig dauernd den Bund zwischen der Wissenschaft und der Poesie. Es war kein Gebiet des Wissens, das ihm völlig fremd geblieben wäre. Ohne wie Schiller der Philosophie zur Bestimmung seines Lebensweges und seiner Geistesrichtung zu bedürfen, hat er in mehreren Epochen seines Strebens mit vollster Hingabe die speculativen Systeme der verschiedensten Philosophen studiert und vornehmlich an allen ästhetischen Fragen und Unter-

suchungen auch in theoretischer Hinsicht regsten Antheil genommen. Den Aufgaben der Theologie widmete er von Jugend auf sein volles Interesse. Mit der Jurisprudenz verknüpfte ihn sein amtlicher Beruf; historisch-philologische Studien füllten einen großen Theil seiner Mußestunden aus. Vor allem aber zog es ihn stets zur Betrachtung und Erforschung der Natur. Seine vielseitigen, selbst in den Bereich der Medicin einschlagenden naturhistorischen Untersuchungen wurden nicht von einer zufälligen Liebhaberei als unterhaltende Nebenbeschäftigungen heterogener Art hervorgerufen; sondern sein Genius verfolgte in ihnen auf einer anscheinend abschweifenden Bahn doch die gleiche Richtung wie in seinen dichterischen Schöpfungen. Das Buch der Natur war ihm theuer, weil es ihm in demselben Maße, als sein Auge es tiefer durchschaute, desto mehr erhabene Gesetze offenbarte und er auf allen Blättern desselben einen ewig großen Gehalt erkannte. Wie seine Poesie die verworrenen menschlichen Leidenschaften und Bestrebungen auf die höhere, versöhnende Idee der Menschheit zurückzuführen suchte, so fühlte sich sein Geist auf gleiche Weise in der Erforschung der Natur gehoben, wenn es ihm gelang, in der unendlichen Mannigfaltigkeit das einfache Grundgesetz zu entdecken, das die schaffende Kraft der Natur auch dann noch leitet, wenn sie in verschwenderischer Fülle gleichsam spielend ihre Bildungen ausschüttet.

Solch ein einfaches Grundgesetz waltet stets auch über der künstlerischen Darstellung, womit Goethe, sei es in Versen oder in Prosa, seine Meisterwerke ausgestattet hat. In dem kleinsten lyrischen Gedichte wie in den umfassenden Schilderungen bewegten Lebens stellt er sich stets die Forderung, daß seine Darstellung ein Bild gebe, daß die einzelnen Theile sich um einen Mittelpunkt zusammenschließen und zu einem Ganzen runden. Dadurch erhalten seine Werke das schöne Ebenmaß der Form, indem alle Einzelheiten als nothwendige Glieder des Ganzen

erſcheinen, dadurch jene unerreichte Klarheit des Ausdrucks, der ſich dem anmuthigen Körper als ein zartes, durchſichtiges Gewand anſchmiegt. In ſeinen Dichtungen, beſonders denen der mittleren Periode, verleugnet ſich nicht die Verehrung der antiken Plaſtik, für deren Anerkennung in Kunſt und Poeſie er auf's thätigſte bemüht war.

Die Wirkſamkeit eines ſolchen Genius beſchränkt ſich nicht auf den engen Raum eines Zeitalters. In vielen tauſend Adern ſtrömt das geiſtige Leben, von dem ſeine Werke erfüllt ſind, der ernſten Nachwelt zu, und mit jedem neuen Geſchlecht, das von den Früchten hoher Geiſtesbildung vergangener Jahrhunderte ſich nährt, lebt er ſein unſterbliches Daſein fort.

„Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn.“

Johann Wilhelm Schaefer's

Geſchichte der deutſchen Literatur

des XVIII. Jahrhunderts

in überſichtlichen Umriſſen und biographiſchen Schilderungen.

Zweite, vermehrte und vollſtändig umgearbeitete Auflage,

herausgegeben

von

Dr. Franz Muncker.

Neue Ausgabe in zehn Heften.

Zehntes Heft.

Des Geſammtwerkes zweites Buch, fünftes Capitel.

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller.

Leipzig.

T. O. Weigel.

Johann Christoph Friedrich Schiller.

Geboren am 10. November 1759, gestorben am 9. Mai 1805.

Goethe und Schiller sind ein seltenes, in der Geschichte der Poesie einziges Beispiel, wie zwei hochbegabte Männer, welche durch ihren Lebensgang, ihre geistige Anlage, Richtung und Entwicklung so weit von einander verschieden waren, daß sie als Gegensätze angesehen werden können, sich auf der Höhe ihres Strebens zusammenfinden, ihre Verschiedenheiten, sich gegenseitig ergänzend, ausgleichen und ihre geistige Vereinigung durch innige Freundschaft und neidlosen Wetteifer befestigen. Während Goethes Leben dem naturgemäßen Wachsthum der Pflanze gleicht, die, höher und höher emporstrebend, frei nach allen Seiten ihre Blüthen und Früchte tragenden Zweige ausbreitet, bis ihre ausgewachsene Krone die Vollendung ihrer Bildung zeigt, so bietet uns Schiller stets das Bild eines Ringens und Kämpfens gegen die einengende Außenwelt, als müsse er dieser den Boden und die freie Luft erst mühsam abgewinnen

und manchfache Hinderniſſe entfernen, bis auch er ein freies, ſeiner Natur gemäßes Daſein ſich geſchaffen habe. Nicht als ob Goethe der Kampf erſpart worden wäre. Aber es war mehr eine Selbſtüberwindung im Widerſtreit von Leidenſchaft und Pflicht, der Sieg des freudig vorwärts ſchreitenden Daſeins über die Sehnſucht, wodurch die Reſignation zur Dichtung ſich geſtaltet. In ſo fern hat Goethes Leben von vorn herein eine epiſche Anlage, während Schillers Lebensgang mehr den Eindruck einer dramatiſchen Handlung macht, die im begünſtigten Fortſtreben zum Ziele zuletzt einen verſöhnenden Abſchluß erhält.

Schiller wurde zu Marbach am Neckar 1759 am 10. November, demſelben Tage, der uns einſt Luther beſcherte, geboren und erhielt in der Taufe Tags darauf die Vornamen Johann Chriſtoph Friedrich.

Johann Kaſpar Schiller (1723—1796), der Vater unſeres Dichters, war zur Zeit ſeiner Verheirathung Wundarzt und Barbier zu Marbach; ſeine Frau war die Tochter eines dortigen Gaſtwirths und Bäckers, der ſpäter verarmte und ſchließlich die Stelle eines Thorwärters erhielt. Schon während der vierziger Jahre hatte Johann Kaſpar Schiller als Feldſcher in der kaiſerlichen Armee gegen die Franzoſen in den Niederlanden gedient. Als er den Umſturz der Vermögensverhältniſſe ſeines Schwiegervaters herannahen ſah, trachtete er, von Marbach wegzukommen und trat 1753 als Fourier in ein würtembergiſches Regiment. Beim Auszug in den ſiebenjährigen Krieg 1757 wurde er zum Fähnrich und Adjutanten daſelbſt ernannt, 1758 zum Lieutenant befördert. Nur während kurzer Unterbrechung konnte er jetzt mit ſeiner Familie, die in Marbach zurückblieb, zuſammen ſein. Als ihm ſein einziger Sohn geſchenkt wurde, befand er ſich im Felde der preußiſchen Armee des Herzogs von Braunſchweig gegenüber im Heſſiſchen unweit Fulda. Erſt mit dem Ende des folgenden Jahres kehrte er vom Kriegsſchauplatz zu dauerndem Aufenthalt in die

Heimath zurück. Seine Garnison war zunächst Urach, dann Cannstadt, darnach meistens Ludwigsburg. 1761 wurde er zum Hauptmann befördert und Ende 1763 auf Werbung nach Schwäbisch-Gmünd geschickt. Seinen Aufenthalt nahm er jedoch in dem benachbarten würtembergischen Grenzorte Lorch an der Rems, wo seine Familie sich noch um eine Tochter vermehrte, so daß der Knabe jetzt zwischen zwei Schwestern heranwuchs. Drei jüngere Schwestern, von denen die beiden ersten schon als Kinder starben, folgten in den nächsten Jahren.

In Lorch erwachte zuerst das Geistesleben des begabten Knaben. Die herrliche Lage und Umgebung des Ortes prägte sich seiner Phantasie tief ein. Bei dem Pfarrer Moser erhielt er den ersten Unterricht, der mit dem Deutschen sogleich die Elemente der lateinischen Sprache verband. Sein Lehrer und Vorbild, dem er mit inniger Liebe zugethan war, erweckte in ihm den Trieb, ebenfalls Geistlicher zu werden, und dies entsprach den Wünschen der Eltern. Dem Vater blieb es in lebhafter Erinnerung, wie es dem Kinde Freude gemacht habe, mit Käppchen und schwarzer Schürze bekleidet, von einem Stuhl herab einige Bibelstellen in der Weise der Prediger vorzutragen.

Als Schillers Vater in den letzten Tagen des Jahres 1766 nach Ludwigsburg zurückkehrte, eröffnete sich dem Knaben eine neue Welt. Er wohnte zum ersten Mal Theatervorstellungen bei, welche von der Prachtliebe des Herzogs Karl Eugen glänzend ausgestattet waren. Sein Nachahmungstrieb ward lebhaft erregt. Er verfertigte sich ein Puppentheater, führte mit den ältern Schwestern dramatische Scenen auf und machte schon Entwürfe zu Schauspielen. Indeß wurde das Lernen darüber nicht vergessen. Er besuchte die lateinische Schule zu Ludwigsburg und erwarb sich durch seinen Fleiß das Lob der Lehrer. Neben der lateinischen Sprache wurde — freilich in gar spärlichem Maße — auch die griechische, ja selbst die hebräische betrieben. Unter

der Anleitung des Magisters Jahn, eines gewandten Versificators, sonst aber kaltsinnigen und mürrischen Lehrers, erwarb sich Schiller große Gewandtheit in lateinischen Versübungen, und Virgil wurde sein Lieblingsdichter. Durch Zilling, einen orthodoxen Eiferer, erhielt er den Unterricht in der Religion zur Vorbereitung auf die Confirmation, deren Feier am Osterfest 1772 statt fand. In kindlicher Gleichgültigkeit ausgelassen seine freien Stunden vergeudend, ließ der Knabe das Fest herankommen. Als die Mutter ihm aber in ernster Mahnrede die Wichtigkeit dieses Tages vorhielt, zog er sich in die Einsamkeit zurück und verfaßte sein erstes, selbständig ausgearbeitetes deutsches Gedicht, welches die Empfindungen schilderte, die der bevorstehende Tag in ihm hervorrief.

Es war die Meinung des Vaters, daß Schiller nach einer der würtembergischen Klosterschulen abgehen sollte, um sich für das Studium der Theologie vorzubereiten. Da trat der Herzog dazwischen und vereitelte die theologischen Pläne. Schiller wurde ein Zögling der herzoglichen Militärakademie.

Der erste Plan zur Errichtung dieser Anstalt, die zuletzt nach ihrem Gründer den Namen „hohe Karlsschule" trug, entstand im Jahre 1770. Herzog Karl bedurfte bei seinen zahlreichen Bauten in Stuttgart, Ludwigsburg und auf dem neu angelegten Lustschloß Solitude viele Künstler und Handwerker, die er meistentheils aus der Fremde herbeirufen und mit großen Kosten unterhalten mußte. Er hoffte sich deren in seinen eigenen Landeskindern nachbilden zu können und errichtete zu dem Ende auf der Solitude nahe der Hauptstadt Stuttgart zunächst für verwaiste und arme Soldatenkinder eine Schule, in der sie außer in den gewöhnlichen Fächern der Volksschule in verschiednen technischen Fertigkeiten, namentlich in den bildenden Künsten, unentgeltlich unterwiesen wurden. Erfreut über das rasche Gedeihen der Anstalt, erweiterte sie der Herzog schon 1771 zu einer „militärischen Pflanzschule"

für Söhne von Officieren, gemeinen Soldaten und „rechtschaffenen Bürgern“. Die Lehrfächer wurden vermehrt, alte und neue Sprachen in den Lehrplan aufgenommen und, um Beamte zu bilden, auch Lehrer für die Forstwirthschaft und Jurisprudenz, später sogar für die Medicin angestellt. Daneben errichtete er eine „Ritterakademie“ für „Cavaliersſöhne“, welche ihre Berechtigung zum Eintritt durch Stammbaum und Ahnenprobe nachweisen mußten. Bürgerliche „Eleven“, die bei einer Preisaustheilung vier Preise bekommen hatten, erhielten, indem ihnen ein akademischer Orden ertheilt wurde, den Namen „Chevaliers“. Da der Herzog die Sorge für die gesammte Ausbildung und den Lebensunterhalt der Zöglinge übernommen hatte, so waren diese verpflichtet, sich künftig den Diensten des herzoglich-würtembergischen Hauses zu widmen und ohne des Herzogs Erlaubnis nicht aus denselben zu treten; seit 1774 wurde darüber von den Zöglingen ein schriftlicher Revers ausgestellt.

Es herrschte eine strenge Disciplin. Die Zöglinge, in einem Gebäude vereinigt, standen unter beständiger Aufsicht, ähnlich wie in jenen sächsischen Fürstenschulen, in denen Klopstocks und Lessings Jugend gebildet ward, nur daß in der würtembergischen Anstalt ein militärischer Pedantismus Kleidung und Stundenordnung regelte. Uebrigens waren tüchtige Lehrer, meistens noch in den Jahren rüstiger Jugendkraft, berufen worden. Ein einsichtsvoller Intendant stand an der Spitze, und durch Vielseitigkeit des Unterrichts sowie durch den Sporn des Ehrgeizes und Wetteifers ward ein reges geistiges Leben geweckt. So beengend und geisttödtend der Pedantismus der Anstalt auch gewesen sein mag, so gefährlich die militärische Dressur, die zur unbedingten Gefügigkeit gegen den Herzog hinstrebte und in gewisser Hinsicht auf eine schmeichlerische Verehrung desselben hinauslief, für die sittliche Bildung des Charakters werden konnte, doch ist Schiller der Karlsschule eine treffliche geistige Erziehung schuldig geworden; er war ein

fleißiger Schüler und hat bis zu seinem nachmaligen Bruch mit dem Herzog für sie und ihren Stifter nur Worte des wärmsten Dankes geäußert.

Der mehrmals dringend wiederholte Wunsch des Herzogs, den talentvollen Knaben unentgeltlich in die Pflanzschule aufzunehmen und für seine Ausbildung wie für seine Beförderung zu sorgen, hatte den Vater bewogen, daß er die Aussicht, seinen Friedrich die Laufbahn eines Theologen betreten zu sehen, aufgab. Seine beschränkten Vermögensumstände ließen ihm kaum noch eine Wahl. Im Januar 1773 trat der junge Schiller in die Karlsschule mit dem Entschluß, sich der Jurisprudenz zu widmen. Für's erste blieben noch die alten Sprachen die Hauptsache. Er hatte sich im Lateinischen gründliche Kenntnisse angeeignet; auch in der griechischen Sprache erwarb er sich gegen Ende des Jahres einen Preis. Die Elemente der juristischen Studien zogen ihn nicht sehr an, da sich sein Sinn schon der poetischen Literatur zugewandt hatte.

Bald darauf trat für die Eltern Schillers eine unerwartete Veränderung ein. Der Vater hatte sich die Langeweile des Garnisonlebens durch landwirthschaftliche Beschäftigungen zu vertreiben gesucht und in Ludwigsburg eine Baumschule gegründet. Seine Beobachtungen über Bodencultur hatte er in einer besondern Schrift dargestellt. Herzog Karl, dadurch neuerdings auf die Tüchtigkeit des Mannes aufmerksam gemacht, ernannte ihn im December 1775 zum Vorgesetzten bei der herzoglichen Hofgärtnerei auf der Solitude und übertrug ihm namentlich die Aufsicht über die weitläufigen Baumpflanzungen bei dem Schlosse.

Der junge Schiller sollte die Freude, wieder mit Eltern und Geschwistern zusammenleben zu dürfen, nicht genießen. Wenige Wochen vorher war die Pflanzschule nach Stuttgart verlegt worden, nachdem sie bereits 1773 zum Rang einer herzoglichen Militärakademie erhoben und in ihrem Plan wieder bedeutend er-

weitert worden war. Es fanden jetzt auch Zöglinge gegen Kostgeld eine Aufnahme. Der Ruf der Karlsakademie stieg so sehr, daß aus allen Theilen Deutschlands, ja im eigentlichsten Sinne aus allen Ländern Europas Jünglinge zu ihr gesandt wurden. Da auch das medicinische Fach in den Studienplan aufgenommen ward, so entschied sich Schiller aus freiem Antriebe für dieses und erwarb sich durch seinen Fleiß und seine tüchtigen Kenntnisse viele Auszeichnungen.

Innige Jugendfreundschaft pflegt die Frucht der Abgeschlossenheit solcher Lehranstalten zu sein. Auch über Schillers Jugend leuchtete ihr freundliches Gestirn; er war auf der Karlsakademie nicht im mindesten vereinsamt. Er fand dort seinen treuen Friedrich Wilhelm von Hoven wieder, der sich schon in Ludwigsburg an ihn angeschlossen hatte und zugleich mit ihm das medicinische Studium erwählte. Die nächsten im engen Bunde der Freundschaft waren Petersen und Scharffenstein, die eine gleiche Liebe zur Poesie beseelte; später traten Haug, dessen Vater Schillers hochverehrter Lehrer war, Zumsteeg und Danneckер hinzu, Jünglinge voll idealen Strebens, die durch die Vielseitigkeit ihrer geistigen Interessen auf einander belebend und bildend wirkten; die Dichtkunst nahm unter diesen nicht die letzte Stelle ein.

Schiller hieng bei seinem Eintritt in die Pflanzschule noch mit großer Verehrung an Klopstock. Solange die Anstalt sich auf dem Schloß Solitude befand, scheint auch von neuerer deutscher Poesie außer dem „Messias“ und den klopstockischen Oden wenig in seine Hände gekommen zu sein. Erfüllt von Begeisterung für die Messiade und die Prophetensprache der lutherischen Bibelübersetzung, wagte er sich in seinem vierzehnten Jahre an ein größeres episches Gedicht, dessen Held Moses war. Doch gewaltiger ergriff ihn bald darauf das Drama, das sich in jener Epoche mit hinreißender Gewalt die jungen dichterischen Talente

dienstbar machte. Gerstenbergs Tragödie „Ugolino“ hatte die Kraftsprache der jungen deutschen Genies, welche an Shakespeare die Schilderung der Leidenschaft zu lernen begannen, durch ein effectvolles Beispiel eingeführt; sie hatte auf Schillers Phantasie eine mächtige Wirkung ausgeübt. Schon in seinem dreizehnten Jahre hatte er ein Trauerspiel „die Christen“ geschrieben, dessen Stoff wahrscheinlich aus der Geschichte der ersten Christenverfolgungen genommen, vielleicht mit dem Inhalt eines sonst genannten dramatischen Jugendgedichts „Absalom“ von Schiller identisch war. Jetzt, als mit der Verpflanzung der Militärakademie nach Stuttgart die ganze Literatur der Sturm- und Drangperiode ihm bekannt wurde, wuchs nur seine Neigung zum Drama. An Klopstocks Stelle wurden jetzt Shakespeare und Ossian, Lessing und Goethe, Klinger und Leisewitz seine Lieblinge, die ihn ganz der dramatischen Poesie zu eigen machten. Daß mehrere Zöglinge der Karlsakademie sich für die Bühne ausbildeten, mochte dabei nicht ohne Einfluß sein. Der Selbstmord eines Studenten lieferte ihm den Stoff zu einem Drama „der Student von Nassau“. Als Nachahmung von Leisewitz' Trauerspiel „Julius von Tarent“, das die tiefsten Eindrücke in ihm zurückließ, entstand eine Tragödie, die der Geschichte des Hauses Medici entnommen war und die Verschwörung der Pazzi behandelte, weßhalb sie schwerlich „Cosmus von Medici“, eher „Lorenzo von Medici“ betitelt sein konnte.

Alle diese Jugendversuche sind verloren gegangen oder absichtlich von dem Dichter vernichtet worden; aus dem letztern Drama nahm er einzelne Züge und Gedanken später in die „Räuber“ herüber. Einige lyrische Ergüsse in der Dithyrambensprache Klopstocks oder Schubarts, welche gerade damals die Odenpoesie beherrschte, traten seit 1776 in dem „schwäbischen Magazin von gelehrten Sachen“ an die Oeffentlichkeit, „der Abend“ und „der Eroberer“, die Schiller selbst unter seine Gedichte nicht aufgenommen hat. Mehrmals hatte er Gelegenheit, seine rhe-

torische Wortfülle in akademischen Festreden glänzen zu lassen; der 10. Januar, der Geburtstag der Reichsgräfin Franziska von Hohenheim, der nachmals zum Rang einer Gemahlin erhobenen Geliebten des Herzogs, die Schiller und seine Commilitonen schwärmerisch verehrten, gab dem jungen Dichter wiederholt Anlaß, in Reden von der Freundschaft eines Fürsten, von der Güte, Leutseligkeit und Freigebigkeit, von den Folgen der Tugend oder in enthusiastischen Gedichten, die von dankbarer Verehrung überflossen, dem Herzog und seiner Favoritin feurige Huldigungen darzubringen.

Indeß vernachlässigte Schiller seine wissenschaftlichen Studien nicht. Neben medicinischen Werken zogen ihn philosophische Schriften in vorzüglichem Grade an und entschieden seine mit der Poesie Hand in Hand gehende Richtung zu philosophischer Speculation. Damals beschäftigten ihn vornehmlich Rousseau und Ferguson, Mendelssohn und Sulzer. Großartige Charaktere lernte er im Plutarch kennen, an dessen Hand er zuerst das Gebiet der Geschichte betrat. Als er im Jahre 1779 in der an Hallers Resultate anknüpfenden, dieselben aber theilweise bekämpfenden Abhandlung „Philosophie der Physiologie", von der sich ein Bruchstück des ersten Capitels erhalten hat, einen Beweis von der Reife seiner medicinischen Studien gegeben hatte, hoffte er aus der Akademie entlassen zu werden. Allein der Herzog hielt ihn noch ein Jahr zurück, weil er nach dem Durchlesen der Dissertation im Einklang mit dem Urtheil der zum Gutachten aufgeforderten Examinatoren glaubte, das stürmische Feuer des Jünglings durch die Fortsetzung der gelehrten Studien „dämpfen" zu müssen, „so daß er alsdann einmal," — so drückte er sich aus — „wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann."

Gerade durch die Verlängerung seiner Studienzeit ward Schiller nur noch mehr zur Poesie zurückgeführt. In dem letzten

akademischen Jahre verfaßte er den „verlorenen Sohn"; dies war der anfängliche Titel der „Räuber". Eine Erzählung Schubarts im „schwäbischen Magazin" gab wohl den ersten Anstoß dazu und lieferte den Stoff. Nach Schillers eignen Worten verdankte er die Grundzüge seines Hauptcharakters dem Plutarch, von dem Rousseau gerühmt hatte, daß er „erhabene Verbrecher" zum Vorwurf seiner Schilderung wähle, und dem Cervantes, dessen „ehrwürdiger Räuber" Roque aus dem „Don Quixote" jedermann bekannt sei. Er selbst wies auf die shakespearische Manier hin, nach welcher er die verschiednen Züge zu einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamiert habe. Aber auch einzelne Motive entlehnte er aus Shakespeare, wie solche ihm zahlreich die gesammte Literatur des Sturms und Drangs lieferte. Dazu fand er die Vorbilder zu mehreren Charakteren des Dramas in seiner Umgebung auf der Karlsschule. Die ersten Anfänge der Bearbeitung reichen bis 1777 hinauf. Es sollte ein Effectstück werden, wie keines noch dagewesen; „wir wollen ein Buch machen," sagte er zu Scharffenstein, „das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß." Auch mit seinem mimischen Darstellungstalent machte Schiller um jene Zeit eine Probe. Der Besuch Goethes und Karl Augusts in der Akademie während der Schweizer Reise am 14. December 1779 hatte auf die Zöglinge und vornehmlich auf Schiller einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß sie auf seinen Vorschlag am nächsten Geburtstag des Herzogs (11. Februar) den „Clavigo" aufzuführen beschlossen. Schiller hatte sich die Titelrolle vorbehalten. Das leidenschaftliche Ungestüm, womit er declamierte und agierte, war eben so charakteristisch für den Dichter der „Räuber", wie es den Freunden ein Gegenstand ergötzlicher Erinnerung blieb.

Gegen den Schluß des Jahres 1780 wurde Schiller aus der Akademie entlassen. Er verfaßte zu dem Ende eine lateinisch geschriebene, streng medicinische Probearbeit „über den Unter-

ſchied der entzündlichen und Faulfieber", die jedoch als zu raſch hingeworfen von der Prüfungscommiſſion nicht zum Druck zugelaſſen wurde, und nach freier Wahl die deutſche Abhandlung „Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen", der die Anerkennung zu Theil ward, durch den Druck an die Oeffentlichkeit zu gelangen. Schiller verſuchte darin im Contraſt mit ſeiner ſpäteren Philoſophie eine Apologie der Sinnlichkeit, die er als den erſten Sporn zur Thätigkeit und den erſten Leiter zur Vollkommenheit bezeichnete. Es ſind die philoſophiſchen Präliminarien zu der ſinnlichen Gluth ſeiner Jugenddichtungen. Im Gegenſatz zu der beliebten Trennung von Körper und Geiſt ſuchte er zu beweiſen, daß die thieriſche Natur mit der geiſtigen ſich durchaus vermiſcht und daß auf dieſer Vermiſchung die Vollkommenheit des Menſchen beruht. In der Zueignung an den Herzog ſprach er in Worten des wärmſten Dankes von der „ruhmvollen" Anſtalt, von „dem Stifter ſeines Glücks", „der ſeine Größe darein ſetzt, ein Lehrer unter ſeinen Schülern, ein Vater unter ſeinen Söhnen zu wandeln"; in dem „Zuſammenfluß aller dieſer glücklichen Fügungen" erkennt er die Wege einer höhern Vorſicht und ſieht dadurch den Grund zu dem Glück ſeines ganzen Lebens gelegt. Dasſelbe überſchwängliche Lob brachte er in einer wenige Monate ſpäter verfaßten „Ode auf die glückliche Wiederkunft unſers gnädigſten Fürſten" ſeinem Wohlthäter dar, der ihm in der That während ſeines Aufenthaltes in der Militärakademie ein beſonderes Wohlwollen ſtets bewahrt hatte:

Sag', Ausland, ſchielſt du nicht mit neid'ſchen Blicken
Auf Würtembergs glückſel'ge Hütten her?
Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
Wär' euer Herrſcher — er?

An eine Flucht aus der Anſtalt oder an einen Bruch mit dem Herzog dachte Schiller bis dahin nicht im entfernteſten.

Er erhielt eine Anstellung als Militärarzt ohne porte-épée bei einem in Stuttgart stationierten Grenadierregiment. Die praktische Medicin zog ihn jedoch wenig an, und der mechanische Kreislauf seiner täglichen Berufsgeschäfte, so unbedeutend dieselben auch sein mochten, ward ihm bald drückend. Er suchte daher einen Ersatz in dem Umgang mit Freunden, der indeß nicht blos geistiger Art blieb. Nach dem Uebergange aus dem Zwange der Militärakademie zu einer ungebundenen Lebensweise gerieth er leicht in den Rausch sinnlicher Vergnügungen. Sein Umgang mit einer Hauptmannswittwe, Luise Dorothea Vischer (1751—1816), bei der er zur Miethe wohnte, war von jenen leidenschaftlichen Aufwallungen begleitet, welche uns die später zum Theil unterdrückten oder verkürzten Oden an Laura aufbewahren, wenn auch manches darin mehr auf Rechnung der Phantasie als der Wirklichkeit zu setzen sein mag. Treffend charakterisiert Schillers nachmalige Schwägerin Caroline von Wolzogen jene gefahrvolle Periode in dem Leben unsers Dichters: „Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten auch nach der so lang entbehrten Freiheit ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft sehr trübe Stimmungen für unsern Freund herbei. In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüssen einlud, in der das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte, besonders in der Hofwelt, sehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrschte, sich in strenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitude wohnte, und an der er immer mit herzlicher Liebe hieng, der Wunsch, ihre Erwartungen von ihm nicht zu täuschen, besonders eine Warnung im weichen Liebeston der Mutter hielt den jugendlichen Leichtsinn in Schranken und stellte das Gleichmaß wieder her."

Sein Trauerspiel ward inzwischen vollendet. Es drängte ihn, damit an die Oeffentlichkeit zu treten. Als ersten und wich-

tigsten Grund der Herausgabe nannte er dem Freunde Petersen seine Geldverlegenheit, den „allgewaltigen Mammon“; dann aber wünschte er auch von dem Publicum, „dem unbestochnen Richter“, zu erfahren, was für ein Schicksal er als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe; endlich erwähnte er noch einen dritten, „ganz echten“ Grund, die Poesie „hinwegzuräumen“, die seinem Plane, Professor der Physiologie oder Medicin zu werden, hinderlich sei. Da kein Verleger sich zu einem Honorar von fünfzig Gulden für das Erstlingswerk des unbekannten Dichters erbieten wollte, so ließ es Schiller auf eigne Kosten drucken, wozu Freunde das Geld vorschossen. Im Sommer 1781 erschien die erste Ausgabe der „Räuber“, ohne seinen Namen. Schon im Beginn des nächsten Jahres folgte die zweite. Das Titelblatt nannte dies Mal den Namen des schnell berühmt gewordenen Dichters; die Vignette stellte, gleichsam als Zeichen des kühner gewordenen Jugendmuthes, einen zornig aufsteigenden Löwen dar mit der Inschrift „in tyrannos“.

Um einen Buchhändler in sein Interesse zu ziehen, hatte Schiller während des ersten Drucks einen Theil der Aushängebogen an den Buchhändler Schwan in Mannheim geschickt. Dieser las das Stück dem Intendanten des Mannheimer Theaters, Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg vor, worauf an Schiller die Aufforderung ergieng, sein Drama, um es auf dem Mannheimer Theater zur Aufführung bringen zu können, bühnengerechter zu gestalten. Der Dichter verstand sich dazu, manche grelle Stelle zu streichen, das allzu gedehnte Raisonnement abzukürzen und die Handlung an das Ende des Mittelalters zu verlegen, um nicht durch die Beziehung auf die Gegenwart zu mißliebigen Deutungen Anlaß zu geben. Mit lebhafter Freude erfüllte ihn endlich die Nachricht, daß „die Räuber“ in Mannheim zur Aufführung gelangten. Ohne Urlaub reiste er heimlich mit Petersen hin — die Reisekosten wurden ihm aus der Theater-

kasse erstattet — und sah unerkannt mit klopfendem Herzen der ersten Vorstellung am 13. Januar 1782 zu. Die ausgezeichnete Darstellung, in der vor allen Iffland als Franz Moor glänzte, riß die zahlreich versammelten Zuschauer zu rauschendem Beifall hin und machte auf den jungen Dichter den tiefsten Eindruck. „Ich glaube," schrieb er einige Tage darauf an Dalberg, „wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen."

Daß in dem grellen Gemälde von Rohheit und Bosheit, welches „die Räuber" uns vorführen, vielfach der gute Geschmack, oft auch die natürliche Wahrheit verletzt war, erkannte Schiller selbst und sprach sich in der Selbstanzeige seines Stückes schonungslos darüber aus. Allein es strömte darin eine jugendfrische, echt dramatische Kraftfülle, welche den dichterischen Genius ankündigte. Zugleich hatte er hier, während die übrigen Dichter des Sturms und Drangs sich gewöhnlich nur gegen eine einzige Seite der bestehenden Mißverhältnisse kehrten, die verschiednen revolutionären Elemente zusammengefaßt und den Streitruf gegen die gesammte sittliche und sociale Welt erklingen lassen. Daher war die erste Wirkung gewaltig; vor allem ward die Jugend davon hingerissen. Schnell verbreitete sich das titanenkühne Drama durch Bühnenvorstellungen und Abdrücke über ganz Deutschland; selbst die Angriffe der Kritik, von Schiller noch verstärkt durch jene anonyme Selbstkritik, die bei aller Strenge im einzelnen doch die Genialität des Verfassers außer Frage ließ, dienten nur dazu, die Aufmerksamkeit der Nation auf das neu aufsteigende dramatische Meteor zu lenken. Herzog Karl war zwar erfreut, aus seiner Anstalt einen gefeierten Dichter hervorgehen zu sehen; allein Schillers Drama sowie die lyrischen Dichtungen, welche nebst der Operette „Semele" und mehreren treffenden Epigrammen die „Anthologie auf das Jahr 1782" (mit dem Druckorte „Tobolsko" bezeichnet) veröffentlichte, konnten seinem ästhetischen Geschmack so

wenig entsprechen, als ihre sittlich-gesellschaftliche Tendenz, die kühn alle geltenden Schranken überflog, dem autokratischen Fürsten revolutionär scheinen mußte. Noch hoffte er den jungen Dichter auf eine bessere Bahn leiten zu können; er ließ ihn zu sich kommen und warnte ihn in väterlichem Tone vor den Verstößen wider den richtigen Geschmack, wie er sie in seinen dichterischen Producten finde. Allein dem Verlangen, er solle ihm seine Dichtungen vor dem Druck zur Kritik vorlegen, wollte Schiller nicht entsprechen. Seine Weigerung wurde der erste Grund zu der Mißstimmung des Herzogs gegen seinen sonst mit Liebe gepflegten Zögling, den er sich zu besonderer Dankbarkeit glaubte verpflichtet zu haben.

Bald sollte Schiller mehr Beweise der Ungnade erhalten. Als er ohne Urlaub im Mai eine zweite Reise nach Mannheim gewagt hatte, die dem Herzog verrathen ward, erhielt er von ihm die schärfsten Verweise mit dem Befehl, sich jedes Verkehrs mit dem Auslande zu enthalten, und ward, indem der Herzog persönlich ihm den Degen abforderte, zu vierzehntägigem Arrest verurtheilt. In der Einsamkeit seiner Haft entstand der Plan zu „Cabale und Liebe“; die Grundlinien zu diesem grellen Hofgemälde hat der würtembergische Hof hergegeben. Daneben beschäftigte den Dichter schon seit einiger Zeit das „republicanische“ Trauerspiel „Fiesco“, dessen Stoff er bereits aus der Militärakademie mitbrachte. Mit seinem Freund Petersen und seinem früheren Lehrer Abel zusammen gab er 1782—1783 das „würtembergische Repertorium der Literatur“ heraus, zu dem er einen Aufsatz über das gegenwärtige deutsche Theater, einige anonyme Recensionen und halb poetische, halb philosophisch-moralische Erzählungen und Dialoge beisteuerte.

Neben Schillers eigenmächtigen Reisen hatten den Herzog besonders mancherlei mißwollende Zuträgereien gereizt; die armseligen Angriffe einiger Graubündner, welche durch ein satirisches

Wort in den „Räubern“ sich in ihrer Vaterlandsliebe gekränkt stellten, nahmen darunter die erste Stelle ein. Gerade als Schiller seiner Bestimmung zum Dichter sich klar bewußt geworden war, ergieng an ihn der strenge Befehl, bei Festungsstrafe sich auf seinen Beruf als Arzt zu beschränken und keine Schriften außer im medicinischen Fache drucken zu lassen. Man sprach von besserer Erziehung, deren er bedürfe, und was dieses Wort in des Herzogs Munde bedeute, lehrte Schillern das Schicksal des unglücklichen Schubart, den er mehrmals in seinem Gefängnisse auf dem Asperg besuchte, wo er um seiner „Erziehung“ willen zehn Jahre lang gefangen gehalten ward.

Schiller befand sich in größter Bedrängnis. Vergebens suchte er die Aufhebung des Vernichtungsurtheiles, das mit dieser Drohung gegen sein poetisches Talent ausgesprochen war, durch eine Bittschrift zu erwirken: die Annahme wurde von dem Herzog in den härtesten Ausdrücken abgeschlagen. Seine nicht unbeträchtliche Schuldenlast war durch den Selbstverlag der Anthologie noch gestiegen; nur durch poetische Arbeiten konnte er hoffen sie zu verringern. So drängte alles ihn fort in die Luft der Freiheit, wo er wieder ganz Dichter sein konnte und keinen andern Richter zu fürchten hatte als das Publicum. Kein Wunder, daß seine Mißstimmung nicht nur seinen Geist niederdrückte, sondern auch seinen sittlichen Charakter zu trüben begann; er wurde hart und abstoßend in seinem Benehmen, auch gegen Freunde, bitter im Urtheil über andere, nur bemüht, den eignen Ruhm hervorzuheben.

Die frühere Verehrung des Herzogs hatten die letzten Erfahrungen merklich abgeschwächt. Die Bande der Dankbarkeit aber, die ihn an seinen einstigen Wohlthäter fesselten, wollte er nur im äußersten Nothfall gewaltsam zerreißen. Zunächst versuchte er sie friedlich zu lösen. Er wandte sich vertrauensvoll an Dalberg, schilderte ihm mit eindringlichen Worten seine trau-

rige Situation, die nicht unglücklicher sein könne, erinnerte ihn an die Hoffnungen, die ihm durch Wort und Händedruck seines Gönners bei seinem Besuch in Mannheim eröffnet seien, und bat ihn um seine Verwendung beim Herzog, indem auf diesem Wege sicherlich seine Entlassung aus dem herzoglichen Dienste zu erlangen sein werde. Dalberg zögerte indeß, vielleicht aus Furcht, durch die Beschützung des in Ungnade gefallenen Dichters seinen persönlichen Beziehungen zum würtembergischen Hofe zu schaden. Schiller überwand endlich alle Bedenklichkeiten und entschloß sich, durch einen kühnen Schritt sich selbst die Freiheit zu verschaffen, dem Zwange der Heimath durch die Flucht sich zu entziehen.

Nur wenige Vertraute wurden in das Geheimnis gezogen. Die Mutter und die ältere Schwester billigten seinen Entschluß; dem Vater blieb er verschwiegen, damit dieser nöthigen Falls sein Ehrenwort geben könne, er habe um die Flucht des Sohnes nicht gewußt. Frau Henriette von Wolzogen (1745—1788), welche während des Aufenthaltes ihrer Söhne auf der Karlsschule nach Stuttgart gezogen war und Schiller ein besonderes Wohlwollen bewies, bot ihm, falls seine Aussichten auf Mannheim vereitelt werden sollten, eine Zufluchtsstätte auf ihrem Gute bei Meiningen an. Sein Freund Andreas Streicher, einer seiner wärmsten Verehrer, den ihm die Dichtkunst zugeführt hatte, stand im Begriff, eine Reise nach Hamburg anzutreten, um sich unter Bachs Leitung für die Musik auszubilden. In ihm erhielt er für seine gefahrvolle Wanderschaft einen Gefährten, der für's erste mit seinem Reisegelde bereitwillig aushalf. Andere Freunde übernahmen die Bürgschaft für die in Stuttgart gemachten Schulden. Jetzt, da der Plan unwiderruflich gefaßt war, kehrte mit der Entschlossenheit die heitere Stimmung zurück; er arbeitete fleißig an seinem „Fiesco", der bestimmt war, ihm zu einer neuen Existenz den Weg zu bahnen.

Im September 1782 wurden in Stuttgart und auf den

benachbarten herzoglichen Schlössern glänzende Feste zum Empfange des Großfürsten Paul von Rußland und seiner Gemahlin, einer Nichte des Herzogs, gefeiert. Schiller konnte hoffen, in diesen Tagen der Zerstreuungen des Hofes am wenigsten beachtet zu sein. Am 17. September, Abends 10 Uhr, fuhr er unter dem Namen eines Dr. Ritter mit seinem Freunde Streicher, der sich bei der Thorwache als Dr. Wolf ausgab, aus dem Eßlinger Thore hinaus, um auf einem Umwege auf die Ludwigsburger Landstraße zu gelangen. Wie froh schlug das Herz, als die würtembergische Grenze erreicht war! Am 19. langten die Freunde in Mannheim an.

Schiller richtete sogleich ein Schreiben an den Herzog Karl, worin er sich wegen seiner Entweichung entschuldigte, um die Aufhebung des Befehls, keine andern als medicinische Schriften drucken zu lassen, eindringlich bat und sich zur Rückkehr bereit erklärte, wenn ihm das fürstliche Wort gegeben werde, daß keine Strafe über ihn verhängt werden solle. Der Herzog ließ ihm darauf nur in allgemeinen Ausdrücken Verzeihung zusagen, was nicht genügen konnte, um Schiller zur Rückkehr zu bewegen. Aus Furcht, ergriffen und ausgeliefert zu werden, hielt er sich Anfangs möglichst verborgen. Doch der Herzog verzichtete auf weitere Schritte wider ihn und machte eben so wenig den Vater für das Vergehen des Sohnes verantwortlich.

Dalberg war in jenen Tagen bei den Stuttgarter Hoffesten zugegen. Es ließ sich wohl erwarten, daß der Flüchtling bei ihm keine offenen Arme finden werde. Den Mannheimer Schauspielern las Schiller den „Fiesco" vor, auf dessen Erfolg seine nächste Hoffnung gesetzt war. Allein er erntete mit seiner schwäbischen Aussprache und seiner gleichmäßig hochtrabenden Declamation so wenig Beifall, daß die Versammlung blos bis zum Ende des zweiten Actes aushielt. Man ließ ihm nur noch die schwache Aussicht, daß man den „Fiesco" demnächst eingehender prüfen und zur Aufführung bringen werde.

Um möglichen Nachforschungen über seinen Aufenthalt zu entgehen, machte er mit Streicher eine Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt. Von hier aus wandte er sich an Dalberg mit der dringenden Bitte um einen Geldvorschuß auf sein Trauerspiel, damit er seine in Stuttgart hinterlassenen Schulden bezahlen und die nothwendigsten Ausgaben bestreiten könne. Nach einigen Tagen erfolgte von dem Regisseur Meier die Erwiderung, Dalberg könne sein Gesuch nicht erfüllen, weil „Fiesco" in der jetzigen Gestalt für die Bühne unbrauchbar sei; ehe er sich weiter erklären könne, müsse eine Umarbeitung vorgenommen werden. Gleichwohl blieb die Mannheimer Bühne noch des Dichters einzige Hoffnung. Er wanderte mit Streicher, dessen kleine Baarschaft wie unverdrossene Freundschaft sein Trost in jenen kummervollen Tagen war, über Mainz und Worms nach Oggersheim bei Mannheim, wo er eine Zeit unerkannt als Dr. Schmidt lebte. Eifrig arbeitete er hier an seinem Trauerspiel „Cabale und Liebe" oder, wie es Anfangs genannt war, „Luise Millerin", das während der Reise eine festere Gestalt in seinem Geiste gewonnen hatte, und gab dem „Fiesco" eine andere Form. Nach mehreren Tagen bangen Harrens erhielt er die abermalige Entscheidung, daß „Fiesco" auch in der neuen Bearbeitung nicht angenommen werden könne. Unter diesen Umständen mußte er froh sein, als der Buchhändler Schwan sich zur Uebernahme des Verlags erbot. Das geringe Honorar (etwa elf Louisd'or) mußte die im Gasthofe aufgelaufene Schuldenrechnung tilgen, und es blieb nur so viel übrig, um die Kosten für die Postreise nach Thüringen zu bestreiten. In Worms nahm er Abschied von dem wackern Streicher und langte in den ersten Decembertagen in Bauerbach bei Meiningen, dem Gute seiner freundlichen Beschützerin, unter dem Namen Dr. Ritter an. Nach einigen Wochen kam Frau von Wolzogen auf kurzen Besuch und sorgte für die gastliche Einrichtung des geheimnisvollen Fremdlings.

Dem Drucke der Sorgen enthoben und in der ländlichen Einsamkeit von keiner Zerstreuung gehemmt, konnte Schiller sich jetzt ausschließlich seiner poetischen Thätigkeit überlassen. Er brachte im Januar 1783 sein bürgerliches Trauerspiel zu einem vorläufigen Abschluß — die eigentliche Vollendung zog sich bis in den Sommer hinein — und war sogleich zu einer neuen dramatischen Arbeit entschlossen, zu der er einen historischen Stoff suchte. Maria Stuart, Friedrich Imhof, Konradin zogen ihn an. Seine Entscheidung fiel endlich zu Gunsten des Don Carlos aus, auf dessen Süjet er zuerst durch Dalberg aufmerksam gemacht war. Indem er zu seinen Zwecken die Meininger Bibliothek benützte, gewann er die Freundschaft des Bibliothekars Reinwald, der an allem, was ihn betraf, auf's innigste Theil nahm. Durch den Umgang mit Schiller gewann der schon in Jahren vorgerückte wackere Mann eine Neigung zu dessen ältester Schwester Christophine, wodurch die nachmalige Verbindung mit ihr eingeleitet wurde.

Es war eine kurze glückliche Zeit, welche Schiller in dem reizend gelegenen Bauerbach verlebte; noch nach vielen Jahren nannte er sie die schönste seines Lebens. Er fühlte sich unendlich wohl im Verkehr mit wenigen edlen Menschen; diese mußten ihn, wie er sich äußerte, mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem er sich beinahe überworfen hätte. Der Frühling führte ihm seine verehrte Freundin nebst ihrer Tochter Charlotte (1766—1794) wieder zu, welche im Winter nur durch einen flüchtigen Besuch ihren Gast willkommen geheißen hatten. Das blühende Mädchen, welche schon in Stuttgart seine Neigung gewonnen hatte, flößte jetzt, wo die Seele des jungen Dichters sich freudiger öffnete und sich idyllischen Träumen hinzugeben geneigt war, das Gefühl leidenschaftlicher Hingebung ihm ein, wie er es in dieser Reinheit noch nie empfunden hatte. „Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund," schrieb er an ihren

Bruder Wilhelm von Wolzogen, „ich beneide Sie um dieſe liebenswürdige Schweſter. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unſchuldig, die ſchönſte, weichſte, empfindſamſte Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbniſſes am lautern Spiegel ihres Gemüths — ſo kenn' ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über dieſe ſchuldloſe Seele zieht!" Selbſt vor der Mutter vermochte er die Kühnheit ſeiner Wünſche nicht zu verbergen. In einem Briefe vom 30. Mai, den er freilich zuletzt ſelbſt als „toll" entſchuldigte, während einer kurzen Entfernung derſelben von Bauerbach ſchrieb er an ſie: „Mit meinen vormaligen Planen iſt es aus, beſte Freundin, und weh mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten ſoll. Daß ich bei Ihnen bleibe und wo möglich begraben werde, verſteht ſich. Ich werde es auch wohl bleiben laſſen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage ſchon unerträglich ſind. Nur das iſt die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückſeligkeit gründen kann. Aber gründen will ich ſie oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit der ungeheuerſten Hinderniß, und ich weiß es, ich überwinde ſie." Manchmal erſchien ihm das Bild eines auf ſtiller Häuslichkeit gegründeten Lebensglückes ſo reizend, daß er bereit war, was er ſeinem Fürſten nicht hatte opfern wollen, dem Dichterruhm um der Geliebten willen zu entſagen. Allein abgeſehen von der Scheidewand, welche die Standesvorurtheile des Adels zwiſchen beiden errichteten, gehörte Lottens Herz ſchon einem andern. Die Mutter zeigte ihm, um ihn zu heilen, das Tagebuch, welches die Geſtändniſſe des liebenden Mädchens enthielt. Dadurch ward Charlotte ihm nur noch liebenswerther: ſeine Liebe wurde feuriger durch ihre Hoffnungsloſigkeit; dazwiſchen gab es Momente, wo ihm eine Ausſicht aufdämmerte, den Nebenbuhler aus dem Felde zu ſchlagen. In dieſer Epoche begann er den „Don Carlos" als ein Gemälde hoffnungsloſer Liebesgluth.

Gegen den Sommer 1783 sah Frau von Wolzogen Schillers Entfernung von Bauerbach für nothwendig an; sie drängte ihn auf zarte Weise zur Abreise, und bei einer Unterredung mit ihr auf einem Spaziergange im Walde sah auch Schiller endlich ein, daß man sich trennen müsse. Reinwald brachte Reisen nach Gotha und Weimar oder nach Berlin in Vorschlag. Eine unerwartete Einladung Dalbergs, dem Schiller gerade jetzt brauchbar war, zog ihn wieder nach Mannheim. Im Juli reiste er hinüber, noch lange sehnsüchtig nach Bauerbach zurückblickend. Erst als er von dort die Nachricht von der Ankunft seines Nebenbuhlers erhielt, war sein Entschluß gefaßt, in der Ferne zu bleiben.

Ein neuer Schauplatz für sein dramatisches Talent schien sich ihm bei der Mannheimer Bühne darzubieten. Dalberg, der sich ihm so lange kalt verschlossen, fand er jetzt „ganz Feuer"; seine Versprechungen eröffneten ihm lockende Aussichten. Im August schloß er mit ihm einen Contract, worin er sich verpflichtete, bis Ende August 1784 mit Ausnahme der heißesten Sommerzeit in Mannheim zu bleiben. Indessen versprach er dem Theater drei neue Stücke zu liefern, „Fiesco", Luise Millerin" und noch ein drittes. Dafür erhielt er ein Gehalt von dreihundert Gulden, wovon ihm gleich zweihundert ausbezahlt wurden, ferner von einem jeden Stücke die Einnahme einer beliebig zu bestimmenden Vorstellung. Später verzichtete er hierauf, indem die Summe seines Gehalts auf fünfhundert Gulden festgesetzt ward. Zugleich behielt er sich das Recht vor, seine Stücke drucken oder verlegen zu lassen.

Schillers dramatische Poesie erhielt wieder neues Leben. Er legte die letzte Hand an seine fast vollendeten Trauerspiele. „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua" kam am 11. Januar 1784 in prachtvoller Ausstattung auf die Bühne. Die Hauptrollen waren vortrefflich besetzt, und mehrere Scenen fanden großen Beifall. Jedoch die Wirkung des Ganzen entsprach den

Erwartungen des Dichters nicht; er glaubte, daß die Mannheimer seinen „Fiesco“ nicht verstanden hätten, weil in ihren Adern kein römisches Blut fließe und republicanische Freiheit hier zu Lande ein leerer Schall sei. Allein die Ursache lag tiefer in der mangelhaften Anlage und dem unnatürlichen, gespreizten Pathos des ganzen Dramas.

Wie Schiller die Grundzüge im Charakter seines Karl Moor einem Ausspruch Rousseaus über Plutarch verdankte, so zog ihn Rousseaus Urtheil, daß in der neuern Geschichte vornehmlich Fiesco Plutarchs Pinsel verdient hätte, vermuthlich zu diesem Stoffe hin. Hatte er in den „Räubern“ das „Opfer einer ausschweifenden Empfindung“ zum Vorwurf genommen, so wählte er jetzt ein „Opfer der Kunst und Cabale“, einen politischen Helden, bei dem er aber, um ihn unsrer menschlichen Empfindung nahe zu bringen, die Staatsaction aus dem Herzen herauszuspinnen versuchen mußte. Schon der untragische Ausgang der geschichtlichen Verschwörung des Fiesco durch einen Zufall forderte, daß die historische Ueberlieferung abgeändert werde; die eigenthümliche psychologische Motivierung der Charaktere und Handlungen bestimmte den Dichter, auch sonst häufig von der Geschichte abzuweichen. Dagegen verfuhr er mit Ort und Zeit nicht mehr so willkürlich wie in den „Räubern“, deren Tendenzen übrigens zum großen Theil auch den „Fiesco“ beherrschten. Das technische Geschick des Dramatikers verrieth sich auch hier in der künstlichen Verschlingung der manchfachsten Fäden. Aber die Einheit des Interesses ist nicht durchweg gewahrt. So sehr der Dichter auch selbst es hervorhob, daß Fiesco „der große Punkt dieses Stücks“ sei, „gegen welchen sich alle darin spielende Handlungen und Charaktere gleich Strömen nach dem Weltmeer hinsenken“, so war sein eignes Interesse doch mindestens eben so sehr dem Verrina zugewandt, und so wurde diese Rolle breiter und bedeutender ausgeführt, als für die Einheit der Handlung

zuträglich war, wie denn die rhetorische Breite der Darstellung besonders in den Episoden der dramatischen Wirkung des Ganzen schadet. In der Bühnenbearbeitung wurde vieles gekürzt, manche grelle Stelle gemildert, manches Verschrobene in der Erfindung und im Ausdruck vereinfacht, durch die Abänderung des Schlusses aber die innere Wahrheit der Dichtung schwer geschädigt.

Bald darauf konnte Schillers bürgerliches Trauerspiel, das durch Iffland den Titel „Cabale und Liebe“ erhielt, zur Bühnenvorstellung vorbereitet werden. Der Eindruck der ersten Aufführung am 9. März 1784 war groß und gewaltig. Nach dem zweiten Act erhoben sich die Zuschauer von ihren Sitzen und brachen in lauten Beifallssturm aus. In diesem Drama entfaltete sich eine ähnliche dramatische Kraft wie in den „Räubern“, und die grellen Schlaglichter, die es auf die damaligen Zustände Deutschlands warf, trugen nicht wenig zu dem Erfolge desselben bei. Wieder waren hier alle revolutionären Tendenzen der Sturm- und Drangzeit in ein großes Gesammtbild zusammengefaßt, und zwar in ein Bild, das Schiller nicht, wie es bei den „Räubern“ oft der Fall gewesen, frei in seiner Phantasie schaffen mußte, sondern wozu ihm seine eigne Erfahrung vielfach die Grundlagen und Originale bot. Schon dadurch wurde seine Darstellung, so craß und widerlich sie einem geläuterten Kunstsinn erscheinen mag, weitaus lebensfrischer und lebenswahrer. Zu der staunenswerthen, in dieser einseitigen Weise von Schiller kaum wieder erreichten technischen Vollendung des Bühnenstücks trat für die Mannheimer Aufführung noch der Vorzug hinzu, daß einzelne Rollen schon bei der Conception des Dramas gewissen Schauspielern des dortigen Theaters vom Verfasser angepaßt waren.

Der Dichter erhielt um diese Zeit die Auszeichnung, in die kurpfälzische deutsche Gesellschaft zu Mannheim aufgenommen zu werden, wobei ihm der Umstand von Wichtigkeit war, daß er dadurch kurpfälzischer Unterthan ward. Er verfaßte als Societäts-

mitglied die Abhandlung: „Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?“, deren ſpätere Aufſchrift „die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet“ ſchon erkennen läßt, in wie hohem Grade er für das Drama die ſittliche Tendenz und Wirkung in Anſpruch nahm.

Mannheim brachte dem Dichter wieder die ſonnigen Tage des Ruhms; aber es hatte auch tiefe Schatten. Der feurige, leicht hingeriſſene Jüngling befand ſich bald wieder mitten in dem Rauſch von Genüſſen, die doch, wie er ſpäter reuig bekennen mußte, nie bis auf den Grund des Herzens giengen, das dabei kalt und leer blieb. Mitten in dieſem Taumel der Freude ſchrieb er am 19. Januar 1784 den merkwürdigen Brief an ſeinen Jugendfreund Zumſteeg, worin er ſeine Abneigung gegen eine eheliche Verbindung ausſprach. „Mein Schickſal,“ hieß es darin, „ſo ſehr ich auch wirklich damit zufrieden bin, iſt doch nur ein angenehmer Traum meiner Jugend, den ich nie entſchloſſen war ewig zu machen. Mein jetziges Leben taugt unvergleichlich für meine vierundzwanzig Jahre; aber wird es mich auch im dreißigſten noch reizen? Vielleicht darf ich mir einen kleinen Anſpruch auf das, was man Glück heißt, erlauben. Bedenke ſelbſt, wie mich eine Heirath von der Bahn zu demſelbigen ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine gewiſſe Capricen; doch auch bei der größten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schickſale wäre eine Verheirathung mein Fall nicht; denn mein ungeſtümer Kopf und warmes Blut würde jetzt noch keine Frau glücklich machen.“ An dieſe Zeit dachte Schiller ohne Zweifel, als er ſechs Jahre ſpäter an ſeine Braut und deren Schweſter mit liebenswürdiger Offenheit die Worte ſchrieb: „Bei dieſem Mannheim fällt mir ein, daß ihr mir doch manche Thorheit zu verzeihen habt, die ich zwar vor der Zeit, eh' wir uns kannten, begieng, aber doch begieng! Nicht ohne Beſchämung würde ich euch auf dem Schauplatz herumwandeln ſehen, wo ich

als ein armer Thor mit einer miſerabeln Leidenſchaft im Buſen herumgewandelt bin.“ Der Gegenſtand ſeiner Liebesneigung ſcheint einigen Andeutungen zufolge eine Schauſpielerin geweſen zu ſein. Vielleicht fand Schiller in ihr das Vorbild zu ſeiner Prinzeſſin Eboli. Auch er entriß ſich wie ſein Don Carlos den Sirenentönen der Verſuchung. Der angeborene ſittliche Adel ſeiner Seele arbeitete ſich ſtets aus dem Strudel der Sinnlichkeit wieder muthig empor. Es gilt von ihm das Wort, das er im neunten ſeiner „Briefe über Don Carlos“ ausſpricht: „Dann nur, wenn wir den Jüngling glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen ſehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hinderniſſe zuſagen, die ſich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegenwerfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blut der Jugend der Verſuchung haben Trotz bieten ſehen, können wir ganz ſicher ſein, daß ſie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr ſein wird.“

Nachdem Schiller im Frühjahr 1784 mit einigen hervorragenden Mitgliedern der Mannheimer Schauſpielergeſellſchaft nach Frankfurt gezogen war und dort luſtige Tage verlebt hatte, fiel wie auf einmal ein Lichtſtrahl höheren Daſeins in ſeine Seele und entzündete wieder das reine Feuer, das im Gewühl der Vergnügungen eine Zeit lang ohne Nahrung geblieben und in ſich zuſammengeſunken war. Die Bilder der lange vernachläſſigten, faſt vergeſſenen Freunde ſteigen wieder auf, und ſeine Briefe an ſie werden zu reuigen Anklagen und wehmüthigen Selbſtbekenntniſſen. Auch Bauerbachs gedenkt er mit erneuter Sehnſucht nach dem Frieden, den er in den liebebeſeelten Tagen glücklicher Abgeſchiedenheit empfunden hat; er fühlt wieder ein Verlangen, das häusliche Glück, das er wenig Monate vorher weit von ſich gewieſen hatte, gründen zu können. „Sie werden lachen, liebſte Freundin,“ ſchreibt er unter dem 7. Juni an Frau von Wolzogen,

„wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeit lang mit dem Gedanken trage zu heirathen. Nicht als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht; ich bin in diesem Punkte noch so frei wie vorhin — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geist die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit und stille, leidenschaftlose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann, dieses Bewußtsein hat mich schon oft zu dem Entschlusse hingerissen."

Noch einmal stieg ihm der Gedanke an die Hand Charlottens auf, den er aber alsbald wieder als einen „närrischen Einfall" abwies. Allmählich ward Lottens Bild durch Margarethe, die Tochter des Buchhändlers Schwan, verdrängt, die dem Dichter eine zärtliche Neigung einflößte. Sie war ein sehr schönes Mädchen mit großen, ausdrucksvollen Augen und von lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zur Welt, Literatur und Kunst als zur stillen Häuslichkeit hinzog. Im gastfreien Hause des Vaters, das ein Vereinigungspunkt für Gelehrte und schöne Geister war gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunst, diese Vorzüge geltend zu machen. Schiller, im Familienzirkel aufgenommen, schien auf sie Eindruck zu machen, obgleich er ernst und zurückhaltend in seinem Betragen war. Er las ihr Scenen aus seinen Stücken vor, wie er sie eben vollendet hatte. Der Vater war bei diesen Unterhaltungen immer gegenwärtig. Das Verhältnis blieb indeß mehr ein freundschaftliches. Eine Verbindung mit ihr mochte Schiller wünschens-

werth erſcheinen, ohne daß ſie ihm eine heftige leidenſchaftliche Neigung einflößte.

Einen ſolchen Charakter trug in weit höherm Grade das derſelben Zeit entſtammende Verhältnis zu Charlotte von Kalb (1761—1843), der Gattin des in franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Heinrich von Kalb, welcher ſie während ſeines Garniſonlebens in Landau ihren Aufenthalt in Mannheim nehmen ließ. Die erſte Begegnung mit dem jungen Dichter hatte auf die geiſtreiche, zu idealer Schwärmerei geneigte Frau einen tiefen Eindruck gemacht. Das innige Verhältnis, das ſich im vertrauten Umgang entſpann, blieb, ſo rein und ideal es war, nicht ohne leidenſchaftlich erregte Momente. „Don Carlos“ wurde das Denkmal ſowohl der leidenſchaftlichen Kämpfe wie der idealen Seelenerhebung, die aus dieſem Bunde hervorgieng. Auf die Königin Eliſabeth übertrug Schiller nach ſeinem eignen Geſtändnis die Züge der geliebten Frau, welche ſelbſt in der Freundeswärme des Marquis Poſa redet.

Durch Frau von Kalb wurde Schiller nach und nach dem Verkehr mit Schauſpielern entriſſen und mit den höhern Geſellſchaftskreiſen bekannt. Dieſer Umſtand und ſeine Unentſchiedenheit in der Wahl des Stoffes zu einem neuen Drama — denn noch hatte er ſich, im Frühling 1784, nicht definitiv dem „Don Carlos“ zugewandt — machten ihm ſeine bisherige Stellung bald überdrüſſig. Er faßte den Entſchluß, ſich wieder mit Eifer den mediciniſchen Studien zu widmen und, wie auch ſein Vater dringend anrieth, ſich dadurch eine ſichere Stellung in der Welt zu verſchaffen. Er war zu der Einſicht gekommen, daß die Poeſie das Leben nicht ganz auszufüllen vermöge, daß ſie neuen Reiz für ihn haben würde, wenn er ſie nur als Erholung gebrauchte und ihr nur ſeine reinſten Augenblicke widmete. Da Dalberg ſeinen Plan gut hieß, ſo drang er mit inſtändiger Bitte in ihn, für ein mediciniſches Studienjahr ihm die nöthigen Mittel zu

verſchaffen, indem er nachmals durch dichteriſche Leiſtungen ſie zu vergüten verſprach. „Ich ſtehe“, heißt es am Schluß des beredten Bittſchreibens, „auf dem Scheideweg. Alles, mein ganzes Schickſal vielleicht, hängt jetzt von Ihnen ab. Kann es Ihnen ſchmeicheln, das Glück eines jungen Mannes zu gründen und die Epoche ſeines Lebens zu machen, die Wünſche ſeines Herzens, ſeiner Familie, ſeiner Freunde, ja Ihre eigene mit eins zu erfüllen, kann dies Bewußtſein Ihnen ſüße ſein, ſo erwarte ich alles von Ihrer Entſchließung, und wenn ich es je dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, ſo weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergeſſe, dem ich alles, alles ſchuldig bin.“ Allein Dalberg, der ſich in ſeinen Erwartungen von Schiller getäuſcht ſah und nun auch erkannte, daß er auf das dritte der verſprochenen Dramen vorläufig verzichten müſſe, antwortete ablehnend und ließ gelegentlich ein Wort von Projectmacherei fallen. Um nichts günſtiger wurden Schillers Vorſchläge zur Herausgabe einer „Mannheimer Dramaturgie“ aufgenommen, für die er ſich eine jährliche Gratification von fünfzig Ducaten aus der Mannheimer Theaterkaſſe ausbedungen hatte.

Bald verſchwanden alle dieſe hin und her ſchwankenden Entwürfe, als er ſich im Auguſt wieder mit freudiger Begeiſterung zum „Don Carlos“ wandte und ſich gleichſam auf Eingebung ſeines dichteriſchen Gefühls zur metriſchen Form entſchloß. Das volle Bewußtſein ſeiner Beſtimmung als Dichter lag in den Worten, die er am 24. Auguſt an Dalberg richtete: „Carlos iſt ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld. [Marquis Poſa gehörte alſo noch nicht unter die Hauptcharaktere.] Ich kann mir es jetzt nicht vergeben, daß ich ſo eigenſinnig, vielleicht ſo eitel war, um in einer entgegengeſetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen,

da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in anderen übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem ‚Carlos' sehr viel Würde und Glanz geben wird." Daneben dachte er, Tragödien von Corneille und Racine, von Crébillon und Voltaire, ja selbst shakespearische Stücke, den „Macbeth" und „Timon", für die Bühne zu bearbeiten und seine „Räuber" fortzusetzen. So schrieb er verheißungsvoll an Dalberg: „Nach dem ‚Carlos' gehe ich an den zweiten Theil der ‚Räuber', welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil sein soll, und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß." Der Dichter ward es sich selbst bewußt, daß er am Eingang einer neuen Epoche stand, wo die Harmonie sittlicher Idealität seine Dichtung zu beherrschen anfieng.

Gleichwohl ward Schiller gerade jetzt durch die drückende Schuldenlast nur allzu sehr an das Irdische gemahnt. Sein Stuttgarter Bürge, den die Gläubiger drängten, ward in Mannheim auf der Flucht verhaftet. Ein Darlehen von Schillers Hauswirth half der augenblicklichen Verlegenheit ab. Um jedoch diesen peinlichen Zustand völlig zu beseitigen und Freundeshilfe nicht länger ungebührlich in Anspruch zu nehmen, entschloß er sich zu einem literarischen Unternehmen, von dem er die besten Erwartungen hegte. Am 11. November 1784 trat er vor das Publicum mit der Ankündigung einer Zeitschrift, die ebenfalls vom Theater ausgehn, jedoch über das gesammte Gebiet der Künste und Wissenschaften sich erstrecken sollte, der „rheinischen Thalia". In allgemeinen Umrissen schilderte er seine Jugendgeschichte; vertrauensvoll warf er sich als „Weltbürger, der keinem

Fürsten dient," der Menschheit in die Arme. „Das Publicum", schrieb er, „ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an; vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürchte ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appellieren als an die menschliche Seele..... Unterzeichnung auf diese Schrift wird nur dann erst einen Werth für mich haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war als seine Werke — und gerne gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser ‚Thalia' meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publicum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen."

Der Winter verging unter literarischen Vorbereitungen. Inzwischen verweilte der Herzog Karl August von Weimar zum Besuche in Darmstadt. Ihm, dem Beschützer dichterischer Talente, der einst an Goethes Seite in der Karlsschule dem Jünglinge gegenübergestanden und sein Bild ihm eingeprägt hatte, wünschte Schiller sich vorzustellen, und dringend rieth auch Frau von Kalb zu der Reise. Der Fürst bezeigte ihm eine warme Theilnahme, ließ sich von ihm den ersten Act des „Don Carlos" vorlesen und ertheilte ihm den Titel eines herzoglich-weimarischen Raths, ein Vorzeichen künftiger Huldbeweise. Ihm ward das im März 1785 erscheinende erste Heft der „Thalia" gewidmet, und der Autor durfte es, ohne der Schmeichelei beschuldigt zu werden, aussprechen, daß der Beifall des edelsten von Deutschlands Fürsten ihm Muth gebe, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Indeß war Schiller der Aufenthalt in Mannheim, wo der Horizont schwer und drückend auf ihm lag „wie das Bewußtsein eines Mordes", mit jedem Tage unerträglicher geworden. Er sehnte sich fort. Plötzlich dämmerte ihm eine Hoffnung auf Be-

freiung von einer Seite entgegen, von wo er sie am wenigsten erwartet hatte. Die erste Anknüpfung des Fadens, an welchem die neue Wendung seines Schicksals hieng, schildert uns ein Brief an Frau von Wolzogen vom 7. Juni 1784: „Vor einigen Tagen widerfährt mir die herrlichste Ueberraschung von der Welt. Ich bekomme Packete aus Leipzig und finde von vier ganz fremden Personen Briefe voll Wärme und Leidenschaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, sehr schöne Gesichter, waren darunter. Die eine hatte mir eine kostbare Brieftasche gestickt, die gewiß an Geschmack und Kunst eine der schönsten ist, die man sehen kann; die andere hatte sich und die drei andern Personen gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern sich über die Kunst. Ein Dritter hatte ein Lied aus meinen ‚Räubern' in Musik gesetzt, um etwas zu thun, das mir angenehm wäre. Sehen Sie, meine Beste, so kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die bloße, reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Producte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größre Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. — Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis."

Die, welche auf so sinnige Weise unsern Dichter erfreuten,

waren Christian Gottfried Körner (1756—1831), nachmals Oberappellationsrath in Dresden, und Ludwig Ferdinand Huber (1764—1804). Die Freundinnen, deren Hände sich bemüht hatten, waren Körners Braut, Minna Stock, und deren ältere Schwester Dora. Schiller antwortete nicht so rasch, wie ein solches Liebeszeichen verdient hatte. Erst als der Entschluß sich in ihm befestigte, Mannheim zu verlassen, wandte er sich an Körner, um mit dem verspäteten Danke, dessen Verzögerung er den „unglückseligen Zerstreuungen“ schuld gab, deren Andenken ihm in diesem Augenblicke noch Wunden schlage, dem unbekannten Freunde seine drückende Lage zu schildern. Um ihn daraus zu befreien und seine Abreise möglich zu machen, erbot sich Körner zu allem, was nur die uneigennützigste Freundschaft gewähren konnte. Schillers Contract mit dem Theater war längst abgelaufen; weder er noch Dalberg hatte Lust, ihn zu verlängern: von dieser Seite war der Dichter frei. Bald langten nun auch gegen den März 1785 die zur Deckung seiner Hauptschulden nöthigen Wechsel aus Leipzig an. Rasch in neuen Entwürfen, ergriff der weimarische Rath Schiller jetzt den Gedanken, sich auf der Universität Leipzig der Rechtswissenschaft zu widmen; nach einem Jahr eifrigen Studiums hoffte er eine Anstellung an einem der kleinen sächsischen Höfe suchen zu können. Scherzend sagte er daher im Scheiden zu seinem Freunde Streicher, mit dem er in Mannheim wieder zusammengetroffen war, er werde nicht eher an ihn schreiben, als bis er Minister geworden sei. So freudig blickte er in die Zukunft, als er sich wieder von der Luft der Freiheit angeweht fühlte. Der Abschied von Frau von Kalb war ein Moment leidenschaftlicher Aufregung. In der Unterredung, da er zuerst die Möglichkeit einer Trennung andeutete, sprach er, von Erregung überwältigt, zum ersten Mal zu ihr im vertraulichen Du, das sie ihm zurückgab. „Die Wahrhaftigkeit“, fuhr sie fort, „kennt kein Sie; die Allseligen sind Ein

Du, das Du ist der ewigen Verbindung Siegel!“ In der Scheidestunde selbst weinten sie nicht, und keine Klage berührte weiter die Lippen. „Wir fühlen beide,“ sagte Schiller, „wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie!“ Leichter scheint dem Dichter die Trennung von den andern Mannheimer Bekannten geworden zu sein. Manche unter ihnen, die seinem Herzen einst nahe standen, waren ihm nach und nach fremder geworden. „Ich habe keine Seele hier,“ schrieb er an Körner, „keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation.“ Darnach kann der Abschied von Margarethe Schwan nicht besonders wehmüthig gewesen sein. Doch überreichte sie dem Freunde ein schönes Andenken, und man versprach, sich in Briefen von einander Nachricht zu geben. In den ersten Tagen des April befand sich Schiller auf der Reise nach Leipzig, mit der ein neuer Abschnitt seines Lebens und seiner Dichtung begann.

Die jugendlichen Jahre des Sturms und Drangs waren mit dem Mannheimer Aufenthalt für Schiller abgeschlossen. Unvollendet brachte er aus ihnen seinen „Don Carlos“ mit nach Sachsen. Die Jahre, in denen er an dem Drama bis zum endgültigen Abschluß desselben arbeitete, bezeichneten für den Dichter die Umkehr von den falschen oder unreifen Bestrebungen und Idealen des Jünglings zu edler, voll ausgereifter Männlichkeit. Im Kampf mit dem Druck des alltäglichen Lebens, unter dem Zwang der äußern Verhältnisse war der kühn emporstrebende Dichter mit dem in der Tiefe seiner Seele wohnenden Ideal nicht ohne eigne Schuld in manche leidenschaftliche Verirrung gerathen, und es bedurfte der großartigen sittlichen Kraft, die Schillers innerstes Wesen beseelte, um in diesem hin und her wogenden Gewühl die göttliche Flamme des Edeln und Schönen zu bewahren und geläutert aus den Gefahren hervorzugehn. So waren auch den

Jugenddichtungen Schillers manchfach unreine Stoffe beigemiſcht. Wie in ſeinem Jugendleben ideale Begeiſterung und ſtürmiſcher Genuß des Augenblicks eng zuſammengrenzten und ſein ſittlicher Charakter erſt nach und nach durch Selbſtbeherrſchung und Mäßigung eine feſte Baſis fand, um ſich zu einem harmoniſchen Ganzen zu geſtalten, ſo ſteht auch in ſeinen erſten dichteriſchen Schöpfungen neben erhabener Idealität die ſtürmiſche Wildheit, die ſich nicht ſelten in's Rohe verliert, neben tief empfundenen Seelengemälden der unverhüllte Ausbruch lüſterner Sinnlichkeit, die durch einen gewiſſen mediciniſchen Beigeſchmack noch verletzender wird.

In den lyriſchen Gedichten, die von dem gereiften Poeten entweder gänzlich aus den Sammlungen ſeiner Schriften ausgemerzt oder doch von Grund aus umgeſtaltet, gereinigt und gemildert worden ſind, finden ſich die erhabenſten Gedanken, die tiefſten Empfindungen wie Trümmer eines Kunſtwerks zwiſchen rohen Maſſen verſtreut. Selbſt des Dichters nachmalige Strenge hat nicht vermocht, eines vom andern zu trennen und aus den verſchont gebliebenen Strophen ein ſchönes Ganzes zu formen.

Ebenſo iſt in Schillers dramatiſchen Jugendwerken nicht weniger die geniale Kraft, das dramatiſche Feuer anzuerkennen, als ſie durch Uebertreibung, durch eine bis zur Rohheit und Caricatur geſteigerte Unnatur den gebildeten Geſchmack zurückſtoßen. Schiller ſtellt ſich auf ſeiner erſten dichteriſchen Bildungsſtufe durchaus als ein Zögling ſeiner Zeit dar, welcher von ſeinen dichtenden Zeitgenoſſen keineswegs als eine ſich nur aus ſich herausbildende Individualität losgetrennt werden darf. Alle Elemente der Sturm- und Drangperiode bis zu ihren größten Excentricitäten finden ſich bei ihm zuſammen, und erſt, indem er ſich allmählich über ſeine Zeit emporſchwang, gelangte er zu der Selbſtändigkeit, die ihn befähigte, ſich von ihren Fehlern frei zu machen.

Nach einer mühſeligen Reiſe auf moraſtigen Wegen kam

er am 17. April 1785 in Leipzig an. Es erschien ihm wie der rosige Morgen, und so waren auch seine Hoffnungen. Statt wie in Mannheim allein zu wohnen und für alles Kleinliche der häuslichen Einrichtung Sorge tragen zu müssen, wünschte er eine hilfreiche Fürsorge zu finden, die alles Unangenehme von ihm fern halte, und einen wahren Herzensfreund, der ihm stets zur Hand sei wie sein Engel, dem er seine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen könne, nicht erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen müsse. Körner, von dem er hoffte, daß er ihm dieser Freund sein werde, traf er noch nicht dort, da derselbe seiner Anstellung und häuslichen Einrichtung wegen sich noch einige Monate in Dresden aufhalten mußte. Durch Briefe ward schon der engere Freundschaftsbund geschlossen. „Wenn Sie", schrieb Schiller, „mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat, der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Project mit ihm vorhatte, der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bis hierher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann, der aber etwas anderes mehr lieben kann als sich selbst und keinen nagenderen Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und theuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht, daß Sie Schillern noch eben so gut sind wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt sein wird."

Inzwischen schaute sich Schiller in den müßigen Wochen, die ihm jetzt gewährt waren, die neue Welt, in die er sich versetzt sah, etwas näher an. Er machte Bekanntschaften mit Literaten, Buchhändlern und Schauspielern. Er ward als eine Celebrität angestaunt, und manche waren verwundert, daß ein Mensch, der „die Räuber" gemacht hatte, „wie andere Muttersöhne aussehen solle; wenigstens rund geschnittene Haare, Courierstiefeln

und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet." In seinem stürmischen Kopfe durchkreuzten sich noch seltsamlich die Entwürfe für die Zukunft, für ihn, der selten in die Vergangenheit, sondern stets vorwärts schaute, die eigentliche Poesie des Lebens. Bei der Langsamkeit seiner dramatischen Production mußte ihm von Zeit zu Zeit das Bedürfnis fühlbar werden, sich neben der Poesie eine gesicherte Existenz zu gründen. Die Neigung zur Jurisprudenz war ein flüchtiger Traum gewesen. In Leipzig zog es ihn wieder zu den medicinischen Studien, und sowie dieser Vorsatz bei ihm fest stand, entschloß er sich zu dem unter den jetzigen Umständen fast unbegreiflichen Schritt, bei dem Buchhändler Schwan um die Hand seiner Tochter anzuhalten. „Meine Aussichten", heißt es in dem beredten Schreiben vom 24. April, „sind bis jetzt unbestimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen sie an, sich zu meinem Vortheil zu verändern. Ich werde mit jeder Anstrengung meines Geistes dem gewissen Ziel entgegengehen. Urtheilen Sie selbst, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch meinen Eifer unterstützen wird. Noch zwei Jahre, und mein ganzes Glück wird entschieden sein." Der Brief schloß mit den Worten: „Von Ihrer Entscheidung, der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegensehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben." Schwan wies in milder Form diesen Antrag zurück, in welchem doch ziemlich verständlich die Aufforderung lag, auf einige Jahre für den künftigen Schwiegersohn die Kosten der akademischen Studien zu übernehmen; seine Tochter, schrieb er, passe bei der Eigenart ihres Charakters nicht zu Schillers Gattin. Schiller hat keine leidenschaftlich warme Liebe für sie empfunden; sonst würde er sie, die ihn wirklich geliebt zu haben scheint, nicht sogleich aufgegeben und ohne das geringste Zeichen seines Andenkens gelassen haben. Sie fühlte sich tief gekränkt und soll ihren Schmerz gegen Freunde frei geäußert haben. Als ein

reuiges Bekenntnis mögen wir es ansehen, wenn er drei Jahre später in einem Briefe an Schwan den Gruß der Tochter mit den Worten erwiderte: „Also steh' ich doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillschweigen so wenig verdiene."

Schillers glückliche Stimmung erlitt, wie aus den Briefen an Körner hervorgeht, durch die Vereitelung seines Heirathsantrags keine Einbuße. Für sein Herz fand er den vollsten Ersatz in dem Entzücken der Freundschaft, womit ihn Körners Nähe erfüllte. Am 1. Juli schloß er ihn zum ersten Mal in seine Arme. Sie besiegelten ihren Freundschaftsbund mit dem Gelöbnis, auf dem Wege zur Vollkommenheit einander hilfreich zur Seite zu stehen und den höchsten Zwecken eines thätigen Lebens vereint entgegenzustreben. Die Sommermonate verlebte der Dichter in dem freundlichen Gohlis bei Leipzig, wo das „Schillerhaus" noch jetzt als eine Stätte der Erinnerung in Ehren gehalten wird. Hier genoß er den heitersten Umgang mit der Natur und mit Freunden, hier fand er Stunden der Dichterweihe, welche uns sein begeistertes Lied „an die Freude" verkündigt. Körners hochherzige Uneigennützigkeit nahm die drückenden Sorgen von ihm. Sobald er verheirathet und in Dresden häuslich eingerichtet war, zog Schiller gegen die Mitte des Septembers ihm nach und ward auf längere Zeit sein Gast, abwechselnd in der Stadt oder im Gartenhause des körner'schen Weinbergs bei dem Dorfe Loschwitz an der Elbe.

Der tägliche Umgang mit Körner und seiner fein gebildeten Familie war für Schiller von dem wohlthätigsten Einfluß. An ihm fand er zum ersten Mal einen Freund, der ihm durch hohe geistige Bildung, durch die Ruhe und Festigkeit seines Charakters imponierte und daher dem Ungestüm die weise Mäßigung, den phantastischen Kraftsprüngen das besonnene Urtheil entgegensetzte. Er fand in ihm einen Mann von vielseitigem Wissen, der den

Hang zu philoſophiſcher Speculation mit ihm theilte, aber mehr die Klarheit des Verſtandes walten ließ und ſchon damals ſich mit Kants philoſophiſchen Schriften vertraut zu machen begann. Schiller bedurfte der Philoſophie, um wieder einen Halt zu gewinnen, nachdem er in der Epoche der „Räuber“ mit der chriſtlichen Weltanſchauung völlig gebrochen hatte. In den „philoſophiſchen Briefen“ zwiſchen Julius und Raphael, welche größtentheils während des Umgangs mit Körner verfaßt ſind, ſowie in den gleichzeitigen Oden, der ſtürmiſch-wilden „Freigeiſterei der Leidenſchaft“ (ſpäter bedeutend verkürzt und „der Kampf“ betitelt) und dem düſtern Gegenſtück derſelben, der Phantaſie „Reſignation“, tritt uns das Ringen des Zweifels mit dem dichteriſchen, an rouſſeau'ſche Doctrinen ſich anlehnenden Pantheismus klar vor Augen. Wir gewahren den lebendigen Drang ſeines Innern, der ihn nach und nach zum eifrigen Studium der kantiſchen Philoſophie unwiderſtehlich hinzog.

Die Arbeit an der „Thalia“ ward fleißig fortgeſetzt. Schiller lieferte unter anderm dazu Ueberſetzungen nach franzöſiſchen Originalen, Gedichte, Erzählungen, ſo den „Verbrecher aus verlorener Ehre“ nach der in Schwaben allbekannten Geſchichte vom Sonnenwirth. „Don Carlos“, oder, wie Schiller anfänglich ſchrieb, „Dom Carlos, Infant von Spanien“, deſſen erſte Hälfte bis zum achten Auftritt des dritten Acts gleichfalls bereits in der „Thalia“ bekannt gemacht war, konnte jetzt in ſorgenfreier Muße und mit friſcher Geiſteskraft zu Ende geführt werden. Der Dichter brachte jedoch, wie er ſelbſt bekannte, zu den letzten Acten „ein ganz anders Herz“ mit; ſo ſehr hatte ihn in kurzem die veränderte Lebensluft, die er jetzt athmete, umgewandelt. Carlos mit ſeiner leidenſchaftlichen Verworrenheit, ſeinem bald trotzigen, bald verzagten Widerſtreben gegen die ihn einengenden Verhältniſſe trat zurück, und Marquis Poſa erhielt den erſten Platz mit der weltbürgerlichen Idee, mit dem muthig vorwärts ſchauenden Vertrauen auf

die Zukunft einer vollkommneren Menschheit, wo Freiheit und Staatswohl Hand in Hand gehen. Der Dichter vergaß die engen Grenzen der Bühne und ließ dem Drange, der sein Inneres erwärmte, freien Lauf. Als „Don Carlos“ 1787 erschien, war das Publicum nicht wenig befremdet, den Verfasser der „Räuber“ kaum noch wiederzuerkennen. Zwar ist in jenem weit ausgesponnenen Drama, dessen erste Scenen übrigens der früheren Form gegenüber 1787 merklich verkürzt erschienen, der Zusammenhang der Handlung noch häufig unterbrochen und gestört, das rhetorische Pathos macht sich über Gebühr breit, und in der Zeichnung der Charaktere stoßen wir auf mancherlei Widersprüche; allein der poetische Hauch, der das Ganze durchdringt, kommt aus der Tiefe einer großen Dichterseele, die ehrfurchtsvoll nach der Menschheit Höhen emporblickt, die in sittlicher Größe, Charakterstärke, uneigennützigem Wirken für das Ganze und Aufopferungsfähigkeit ihr Ideal erkennt.

Auf ein Familiengemälde hatte es der Dichter des „Don Carlos“ ursprünglich abgesehen: aus dem Verhältnis des Sohnes zu dem königlichen Vater und der Stiefmutter, die er selbst schon als Braut zu begrüßen gehofft, sollte der tragische Gehalt des Stückes hergeleitet werden. Allmählich verdrängte aber eine andere Idee diesen ersten Plan. Schiller hat sich selbst am klarsten und erschöpfendsten darüber ausgesprochen. Als mehrere unverständige Recensionen des Dramas erschienen, schrieb er 1788 für Wielands „deutschen Mercur“ seine „Briefe über Don Carlos“. Besonders bekämpfte er darin die Ansicht, als ob er in dem Marquis Posa blos das Ideal eines Freundes habe aufstellen wollen: Posa ist der Weltbürger, der den Prinzen vornehmlich deßhalb liebt, weil er in ihm den Fürsten erblickt, der seine Wünsche für die Menschheit zu erfüllen verspricht. Nicht ein Gemälde der Liebe oder der Freundschaft wollte Schiller aufstellen, sondern einen Fürsten vorführen, „der das höchste mögliche Ideal bürger-

licher Glückſeligkeit für ſein Zeitalter dereinſt wirklich machen ſollte", einen Prinzen, in dem der künftige große Mann ſchlummert, den aber ſein feuriges Blut vorerſt noch hindert, es wirklich zu ſein. Unter Leiden, im Kampf mit der größten innerlichen Leidenſchaft, der Liebe, ſollte dieſer Fürſt ſich gebildet haben unter dem leitenden Einfluß eines gleichſtrebenden Freundes. Reifer, gefeſtigter, wenn auch durch ſeinen Enthuſiasmus bisweilen zu verhängnisvoller Schwärmerei fortgeriſſen, ſteht Poſa dem noch ringenden und zweifelnden Carlos gegenüber; das Intereſſe des Dichters, das urſprünglich ganz dem letztern gehört hat, neigt ſich im weitern Verlauf mehr und mehr dem Marquis zu, dem Schiller ſeine politiſchen Ideen in den Mund legt.

Der Dualismus des Stücks, das Schwanken zwiſchen Carlos und Poſa, iſt durchaus charakteriſtiſch für des Dichters damalige Lebensepoche. Wie er in ſeinen ſchönſten Momenten ſich als einen Poſa fühlt, ſo ſinkt er zu Zeiten noch zu der Rolle des Carlos zurück, wenn er die Briefe an Frau von Kalb mit feurigen Liebesergüſſen füllt oder von einer reizenden Coquette, dem Fräulein Marie Henriette Eliſabeth von Arnim, ſich zu einer heftigen Leidenſchaft hinreißen läßt. Er hatte ſie zuerſt auf einem Maskenballe kennen gelernt. Er näherte ſich ihr und ward freundlich von ihr aufgenommen. Nachher ſah er ſie mehrmals in Geſellſchaft der Schauſpielerin Sophie Albrecht und durfte ſie auch in ihrem Hauſe beſuchen. Ihr wie der Mutter — der Vater, ein ſächſiſcher Officier, war geſtorben — ſchmeichelte die Eroberung des berühmten Dichters. Daß ſie ein tieferes Gefühl für ihn empfunden habe, iſt kaum recht glaublich; denn ſinnlichen Augen konnte die damalige Erſcheinung des Dichters nicht behagen; auch Sophie Albrecht ſpricht von ſeiner reizloſen Geſtalt, wobei die dürftige Kleidung und vernachläſſigte Toilette nicht einmal den beſcheidenſten Anforderungen des Schönheitsſinnes entſprochen habe. Vergebens ſuchten ſeine Freunde das unwürdige Verhältnis

zu lösen. Während das Mädchen ihn mit wohl berechneter Sprödigkeit quälte und sogar werthvolle Geschenke, die von den Vorschüssen auf den „Don Carlos“ bestritten werden mußten, von ihm annahm, empfieng sie heimlich an Abenden, wo sie ihn fern zu halten wußte, begünstigtere Anbeter. Wie ernst Schiller dennoch dies Verhältnis auffaßte, wie wenig er den Betrug durchschaute, beweist ein an die Geliebte am 2. Mai 1787 gerichtetes Gedicht, das von mehreren, die er ihr widmete, allein erhalten ist; es schließt mit den Worten:

Dich zu verdienen will ich streben;
Dein Herz bleibt mir, wenn du das meine kennst.

Gleichwohl scheint ihm durch das Bemühen der Freunde noch vor seiner Trennung von Dresden sein Irrthum klar geworden zu sein. Ihr Bild schwebte ihm ohne Zweifel bei der Darstellung der Griechin im „Geisterseher“ vor, in der er nach seinem eigenen Geständnis eine abgeseimte Betrügerin zeichnen wollte. Charakteristisch äußerte sich Schiller mit Bezug auf diese Griechin in einem Brief an seine Braut aus dem Februar 1789: „Sonst glaube ich übrigens doch, daß sich auch . . . . noch Fälle denken lassen, daß Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst als ein inneres Ganze auch ohne Moralität imponieren kann. Ein Mensch, der liebt, tritt so zu sagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht blos unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind. Dies kommt indessen meiner Griechin nicht zu gute, die nicht in dem Grade lieben wird — aber der Leser braucht sich auch nicht mehr für sie zu interessieren, sobald ihm die Augen aufgegangen sind. Was sie thut, muß sie vorher thun.“

Im Juli 1787 reiste Schiller nach Weimar. Dorthin zog ihn die Aussicht auf den bildenden Verkehr mit den hervor-

ragendſten Geiſtern der Nation und die Gunſt eines Fürſten, der ihm ſchon einen Beweis ſeines Wohlwollens gegeben hatte, am meiſten jedoch die dringende Einladung ſeiner Freundin Charlotte von Kalb, die ſeit kurzem Weimar zu ihrem Aufenthalt gewählt hatte und bereits in den erſten Zirkeln der Reſidenz heimiſch war. Sie erwartete Schiller mit krankhafter Spannung der Sehnſucht. „Ihre Seele“, ſchrieb Schiller an Körner, „hieng nur noch an dieſem Gedanken und — als ſie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte ſie erſchöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung.“ Doch war das Verhältnis beider bald mit der früheren Innigkeit hergeſtellt, als hätte er ſie erſt geſtern verlaſſen. Seine freien Stunden waren für's erſte nur ihr gewidmet. Mit ihr gieng er ſpazieren; ſie ſorgte für ſeine Einrichtung und führte ihn in die weimariſchen Geſellſchaftskreiſe ein. Bald kehrte ihr in dem Umgange mit ihm die volle Heiterkeit zurück, die bis an Muthwillen ſtreifte. Doch ſagte ſich Schiller ſchon in jener Epoche des noch erregteren Gefühls: „In Charlottens Gemüth iſt übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn ſie ſchon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen iſt. Lange Einſamkeit und ein eigenſinniger Hang ihres Weſens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und feſter gegründet, als bei mir der Fall ſein konnte mit dem ihrigen.“ Die Liebe, mit der ſich ihre Seele an die ſeinige anklammerte, mußte auf die Dauer etwas Anſpruchsvolles, Drückendes für den inzwiſchen zu größerer Selbſtändigkeit und ſtolzerem Selbſtgefühl gereiften Dichter haben. Schon im nächſten Jahre trat allgemach eine immer größere Erkaltung ein. Er ſah ein, daß der Einfluß der phantaſtiſchen Frau nicht günſtig auf ihn geweſen ſei, und zog ſich mehr und mehr von ihrem Umgange zurück. „Ich habe“, ſchrieb er im März 1789 darüber an Körner, „einige Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen laſſen, denen ſich

mein Verhältnis zu ihr wie zu allen übrigen Menschen blindlings unterwerfen muß. Alle romantische Luftschlösser fallen ein, und nur, was wahr und natürlich ist, bleibt stehen."

Schiller war nicht der Mann der Gesellschaft, am wenigsten damals. Den Kreisen des Hofes blieb er fern; selbst in den ästhetischen Zirkeln der Herzogin Amalia in Tiefurt machte seine Erscheinung nur geringen Eindruck. Die Berühmtheiten Weimars und der Universität Jena lernte er zwar kennen — Goethe war in Italien —; doch in einen innigeren Verkehr trat er nur mit Wieland, der seiner geistigen Natur nach auf unsern Dichter kaum mehr anregend einwirken konnte. Er wünschte in Schiller einen Mitarbeiter zum „deutschen Mercur" zu gewinnen, vielleicht auch einen Eidam; wenigstens wurde im Briefwechsel mit Körner eine mögliche Heirath mit Wielands zweiter Tochter in Erwägung gezogen; Schiller ward jedoch schließlich, als auch der verständigere Freund entschieden abrieth, der Meinung, er habe keine Neigung mehr zum Heirathen. Seine dichterische Stimmung ward in Weimar so wenig belebt, daß er fast ganz in wissenschaftliche Beschäftigungen hinein gerieth. Er fühlte die Nothwendigkeit, seinen Ideenkreis zu erweitern, den er durch fortwährendes Producieren zu erschöpfen fürchtete. Zwar setzte er den in Dresden entworfenen Roman „der Geisterseher", dem die abenteuerlichen Schicksale Cagliostros zu Grunde lagen, gelegentlich fort, jedoch ohne für diese Arbeit eine warme Begeisterung zu hegen. Am lebhaftesten zog ihn seit den Vorarbeiten zum „Don Carlos" die Geschichte an. Er beschloß, auf jene Materialien und die weltbürgerliche Idee seines „Carlos" gestützt, eine ausführliche Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung zu schreiben. Schon in Dresden hatte er an dieses Werk gedacht; jetzt arbeitete er, durch Körners mißfällige Aufnahme des Planes nicht abgeschreckt, den Anfang aus, der alsbald mit dem Beginn des Jahres 1788 erschien. Als es

sich allmählich zeigte, daß das Werk Fragment bleiben werde, lieferte Schiller noch einige selbständigere Nachträge in der Biographie des Grafen Egmont und in der Geschichte der Belagerung Antwerpens. Kleinere Recensionen, die er für die allgemeine Literaturzeitung schrieb, berührten gleichfalls meistens das historische Gebiet.

Die in Zurückgezogenheit unter anhaltenden Arbeiten verlebten Wintermonate unterbrach nur eine erheiternde Reise nach Meiningen, wo er die an Reinwald verheirathete Schwester und in Bauerbach Frau von Wolzogen und ihre Kinder wiedersah. Aber alle die Plätze, die vor vier Jahren erst gleichsam magisch auf seine Phantasie und Empfindung wirkten, hatten jetzt ihre Sprache an ihn verloren. In Begleitung Wilhelms von Wolzogen nahm er den Rückweg über Rudolstadt. Von dem Freunde ward er zu der mit Wolzogen verwandten Familie von Lengefeld geführt. Frau von Lengefeld war nach dem Tode ihres Gemahls mit ihrer jüngsten Tochter Charlotte (22. November 1766 — 9. Juli 1826) nach der kleinen Residenz gezogen, um in der Nähe ihrer ältesten Tochter Caroline (1763—1847) zu sein, welche dort an den Herrn von Beulwitz verheirathet war; diese ward in zweiter Ehe die Gattin Wilhelm von Wolzogens, der ihr schon damals seine Neigung gewidmet hatte. In der sanften Gemüthlichkeit dieses fein gebildeten Familienkreises fühlte sich Schiller sehr wohl und heimisch. Beim Abschiede von der ihm theuer gewordenen Familie sprach er die Absicht aus, den nächsten Sommer im Thale von Rudolstadt zu verleben.

Charlotte, welche zu einer Hofdamenstelle ausgebildet wurde, traf im Beginn des folgenden Jahres wieder in Weimar mit Schiller zusammen. Er lieh ihr Bücher, und mit kleinen Billets, die diesen beigelegt wurden, entspann sich jener Briefwechsel, welcher, an die einzelnen Vorgänge des täglichen Lebens anknüpfend, uns eine ergiebige Quelle für die biographische Kenntnis dieser

Periode eröffnet, zugleich aber einen tiefen, erfreulichen Einblick in das Geistes- und Gemüthsleben Schillers und der beiden befreundeten Schwestern gestattet.

Charlotte hatte, wie ihre Schwester berichtet, eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. „Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blickte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftszeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigen Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind." Sie hatte viel gelitten durch eine unglückliche Neigung; kurz ehe sie Schiller in Rudolstadt zum ersten Mal besuchte, hatte sich der Geliebte, den seine Dienstverhältnisse über die See nach einem andern Welttheile riefen, von ihr getrennt. Die Entsagung hatte ihrem Wesen eine ideale Ruhe gegeben, zu der kaum die Worte des Stammbuchblattes zu passen schienen, das ihr der Dichter im April 1788 bei ihrem Scheiden von Weimar überreichte; etwas verschönert, nahm er es in den Musenalmanach für 1796 auf unter der Ueberschrift „Einer jungen Freundin in's Stammbuch". Sie hatte Schiller eine warme Zuneigung eingeflößt, die von leidenschaftlicher Erregtheit fern blieb, wenn sie auch den ernsteren Gedanken an eine Bedeutung für die Zukunft nicht ausschloß; er gestand ihr, seit sie Weimar verlassen habe, sei die Erinnerung an sie ihm seine liebste Gesellschaft gewesen.

Schiller hatte den Winter meistens in einer gedrückten Stim-

mung verlebt; er hatte Momente von Verzagtheit, wo er klagte, daß alle Triebe zu Leben und Thätigkeit in ihm abgenützt seien, wobei denn der Wunsch wiederkehrte, durch eine eheliche Verbindung sein Dasein zu „erfrischen". Um so willkommener war der ersehnte Frühling (1788), der ihn nach Rudolstadt rief. Seine Freundinnen hatten für ihn eine ländliche Wohnung in dem nahe gelegenen Dorf Volkstedt ausgesucht. Schon die Aussicht von seinem Zimmer auf das anmuthige Thal, auf die längs den Krümmungen der Saale sich hinziehenden bewaldeten Höhen war ganz geeignet, das Gemüth des Dichters zu erheitern; noch tieferen Einfluß übten Freundschaft, Mittheilung und Umgang. Wenn er Tags über seine einsamen Stunden auf die Ausarbeitung seines Romans und seines Geschichtswerks gewandt hatte, so erwarteten ihn die gemüthvollen Abende im Kreise der lengefeld'schen Familie, mit der alles, was in Rudolstadt Geist und Bildung besaß, in enger Beziehung stand. Was er ausgearbeitet hatte, wurde hier vorgelesen und gab Stoff zu belebender Unterhaltung. „Schiller wurde ruhiger, klarer," berichtet Caroline von Wolzogen, „seine Erscheinung wie sein Wesen anmuthiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter." Dadurch ward er mehr und mehr befähigt, der Poesie der Griechen näher zu treten und ihre Meisterwerke auf sich wirken zu lassen. Es zog ihn jetzt ein lebhafter Enthusiasmus zu ihnen hin, welcher in der das untergegangene Alterthum verherrlichenden Hymne „die Götter Griechenlands" einen so panegyrischen Ausdruck erhielt, daß Friedrich Stolberg öffentlich für die christliche Cultur in die Schranken treten zu müssen glaubte. In dem befreundeten Kreise las Schiller die Uebersetzung der homerischen Odyssee von Voß und einige griechische Tragödien in Uebertragungen vor. Seine damals verfaßten „Briefe über Don Carlos", einige Scenen zu dem schon früher entworfenen Drama „der Menschenfeind",

deſſen Grundidee von der Erinnerung an eigne Erlebniſſe dem Dichter eingegeben worden zu ſein ſcheint, und die Recenſion von Goethes „Egmont“ ſind Beweiſe, daß er fortfuhr, über dramatiſche Behandlung nachzudenken, wie ſehr ſie zugleich noch den einſeitigen idealiſtiſchen Standpunkt verrathen, von dem er ſich noch nicht loszureißen vermochte.

Es war dies für das künftige Verhältnis zu Goethe, der gegen den Sommer aus Italien zurückgekehrt war, keine günſtige Vorbedeutung. Schiller blickte mit Bewunderung und Verehrung, aber nicht mehr wie einſt in den Räumen der Karlsſchule mit Begeiſterung auf ihn; ja zeitweiſe war ihm die Wärme, mit der er Männer und Frauen rings um ſich über den vom Glück begünſtigten Nebenbuhler reden hörte, ſo drückend geworden, daß er ſich eines neidiſchen Gefühls kaum erwehren konnte und gegen Körner offen bekannte, er denke an Goethe mit einer „ganz ſonderbaren Miſchung von Haß und Liebe“ und habe bei ſeinem Namen jene unheimliche Empfindung, wie ſie Brutus und Caſſius dem Cäſar gegenüber gehabt haben müßten: „Ich könnte ſeinen Geiſt umbringen und ihn wieder von Herzen lieben.“ Schiller war Egoiſt, wenn auch in einem idealen Sinne; er vermochte nur zu herrſchen, nicht ſich unterzuordnen. Von Goethes Seite fehlte es nicht an freundlicher Annäherung; er äußerte mit einem Gruße an Schiller, er würde ihn auf der Rückreiſe von Italien beſucht haben, wenn er gewußt hätte, daß er ſo nahe am Wege wohne, und ſprach ſich ſogar über die ſtrenge Beurtheilung des „Egmont“ nach Schillers eignem Geſtändnis „mit ſehr viel Achtung und Zufriedenheit“ aus. Die beiderſeitigen Freunde und Freundinnen wünſchten ſehr eine Zuſammenkunft der beiden Dichter herbeizuführen. Am 7. September 1788 kam Goethe in Begleitung von Herder und Frau von Stein zum Beſuch der auch ihm befreundeten lengefeld'ſchen Familie herüber und traf hier mit Schiller zuſammen. Man hatte von Goethe freund-

lichere Worte der Anerkennung, von Schiller mehr Wärme in seinen Aeußerungen erwartet. Dieser blieb im Bewußtsein geistiger Ebenbürtigkeit dem gefeierten Meister gegenüber ein kalter, schweigsamer Beobachter. Schon der erste Anblick Goethes hatte die hohe Meinung, die man ihm von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte, ziemlich tief heruntergestimmt. So war es denn erklärlich, daß er zu dem Geständnis an Körner gelangte: „Im ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Aehnlich lauteten seine mündlichen Aeußerungen.

Nachdem Schiller in Rudolstadt noch die ersten Herbstmonate verlebt hatte, während deren der erste Band seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande im Druck vollendet wurde, begab er sich gegen die Mitte des Novembers nach Weimar zurück. Der Briefwechsel mit den beiden Schwestern, deren Umgang ihm die Tage von Rudolstadt so genußreich gemacht hatte, setzte den geistigen Verkehr mit ihnen eifrig fort. Wenn sich sein Herz im geheimen auch schon wiederholt für Charlotte hatte entscheiden wollen und die Leidenschaft für sie sich bald noch lebhafter steigerte, so hatte die geistvollere Caroline ihn nicht minder angezogen, und sein Gefühl schien vorerst auf beide Schwestern gleichmäßig vertheilt. Er correspondierte mit beiden im Tone der

wärmsten und reinsten Freundschaft; er mochte sie nicht getrennt denken, weil er dann immer eine, wo nicht beide, entbehren müsse. Neben dieser „herzlichen, vernünftigen Freundschaft", wie er sein Verhältnis zu Charlotten gegen Körner bezeichnete, hatten noch immer allerlei Heirathspläne Platz, die jedoch, so ernst auch Schiller die Sache behandelte, von vorn herein alle kein Anrecht auf Verwirklichung hatten. Manche unerquickliche Erörterungen gab es darüber in den Briefen an Körner, welche alle darauf hinauskamen, daß Schiller sich einen gewissen sorgenfreien Wohlstand wünschte, der nicht von den Producten seines Geistes abhängig sei, wie er es am schlagendsten seinem Freunde freilich scherzend aussprach: „Könntest du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von zwölftausend Thalern verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachieren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren — eine Fridericiade, eine klassische Tragödie und, weil du doch so darauf versessen bist, ein halb Dutzend schöner Oden liefern."

Der Winter verfloß ihm in Weimar unter anhaltender literarischer Beschäftigung. Er setzte den „Geisterseher" fort, der bruchstückweise in der „Thalia" erschien; durch seinen Stoff, welcher dem Hang der Zeit zum Glauben an geheime Künste entgegenkam, wie durch die lebendige, dramatisch gehaltene Darstellung erwarb er sich einen großen Kreis von Lesern. Die neu erwachte Liebe zur griechischen Tragödie veranlaßte Schiller, Euripides' „Iphigenie in Aulis" und einige Scenen der „Phönicierinnen" mit Hilfe einer lateinischen Uebersetzung zu verdeutschen; vornehmlich als dramaturgische Studien waren diese Nachbildungen für den Schauspieldichter, der sich immer mehr dem klassischen Ideal zu nähern begann, von Werth. Zum „deutschen Mercur", in dessen Redaction er eine Zeit lang Wieland unterstützte, lieferte er kleinere historische Anekdoten sowie die der würtembergischen Zeitgeschichte entnommene Erzählung „Spiel des Schicksals". Die gehaltvollste poetische Arbeit

war das ebenfalls für den „Mercur" bestimmte Lehrgedicht „die Künstler", worin er seine Ideen von der culturhistorischen Bedeutung der Kunst in einer schönen poetischen Form zusammenfaßte und schon die leitenden Gedanken seiner nachmaligen philosophischen Abhandlungen erkennen ließ. Besonders angeregt zu solchen Erörterungen wurde er im Umgange mit dem damals in Weimar weilenden Moritz, dem Freunde Goethes, und mit Knebel. Goethe besuchte er nur selten und kam ihm nicht näher, obwohl er rühmen mußte, daß Goethe Interesse für ihn beweise und „die Götter Griechenlands" sehr günstig beurtheilt habe; um seinetwillen wünschte er seinem Lehrgedichte die möglichste Vollendung zu geben. Seltsam wechselte mit diesem Streben nach dem Beifall des Unvergleichlichen dann wieder der Unwille über den Günstling des Glücks, so daß er in einem Briefe an Körner in die herben Worte ausbrach: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat."

Inzwischen war er einer gesicherten bürgerlichen Existenz, nach der er sich so sehr sehnte, daß er manchmal den Gedanken wieder ergriff, sich zur Medicin zurückzuwenden, ohne sein Zuthun um einen Schritt näher gerückt. Da Eichhorn den Lehrstuhl der Geschichte an der Universität Jena mit einer Göttinger Professur vertauschte, so hoffte man durch Schiller, der für seine Befähigung zu geistvoller Behandlung der historischen Wissenschaft in der niederländischen Geschichte ein glänzendes Zeugnis abgelegt hatte, einen Ersatz zu finden. Sobald man seiner Stimmung sich vorläufig versichert hatte, schrieb Minister von Voigt an den in Gotha verweilenden Herzog Karl August, welcher die Sache mit den übrigen thüringischen Höfen in's Reine brachte und Goethe den Auftrag ertheilte, die nöthigen Verhandlungen über Schillers Berufung abzuschließen. Goethe hatte nach Schillers eigenen Worten die Anstellung auf das lebhafteste befördert und

machte dem angehenden Docenten, der sich nicht verhehlte, daß mancher Student wohl mehr Geschichte als er wisse, mit dem „docendo discitur“ Muth.

Wenn auch Schiller den Verlust seiner Unabhängigkeit und literarischen Muße beklagte, weil er voraussah, daß er, um sich des neuen Faches zu bemächtigen, mehrere Jahre „jeder andern Thätigkeit absterben und in einem Schwall von mehr als tausend geist- und herzlosen Schriften herumwühlen“ mußte, was denn doch eine Uebertreibung war, so konnte er doch nicht umhin, die jenaische Professur als eine günstige Wendung seines Schicksals anzuerkennen, weil er durch sie in „eine gewisse Rechtlichkeit“ komme und zu einer geachteten Stellung gelange, die ihm für seine fernere literarische Thätigkeit nothwendig sei. Zuletzt war der Gewinn doch auf Seiten seiner poetischen Productivität. Denn erst mußte Schiller durch die Vorbereitungsschule der historischen und philosophischen Studien hindurchgehen, um Reales und Ideales in seinem Geiste harmonisch zu verarbeiten und dadurch zu der höchsten Stufe seiner dramatischen Dichtung zu gelangen.

Am 26. Mai 1789 eröffnete Schiller in Jena seine akademischen Vorlesungen als außerordentlicher Professor der Philosophie unter ungewöhnlichem Zulauf der Studierenden mit der Antrittsrede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“, in welcher er mit glänzender Beredsamkeit die universelle Humanitätsbildung über die in beschränktem Kreise sich bewegenden Facultätsstudien erhob. Um genügende Zeit für die Vorbereitung zu haben, las er Anfangs nur an zwei Tagen in der Woche Einleitung in die Universalgeschichte. Im zweiten Semester trug er vor einem kleinen Hörerkreis Universalgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit vor und behandelte in öffentlicher, zahlreich besuchter Vorlesung die Geschichte der Römer. Er fühlte gar bald, wie wohl es ihm that, „Facta einzustudieren“, wenn er gleich dabei einräumte, die Gegenstände

müßten es sich gefallen lassen, was sie unter seinen Händen würden, indem die Geschichte nur ein Magazin für seine Phantasie sei. Allerdings behandelt Schiller die Geschichte nicht mit kritischem, sondern mit poetisch-philosophischem Geiste. Daher steht er in inniger Berührung mit Herder; beide beziehen die geschichtliche Entwicklung auf die Idee der Menschheit. Allein Herder geht mit dem Interesse eines Naturforschers auf die Nationalität ein; er stellt ihre Grundzüge zu einem Gemälde zusammen und führt uns deren im Fortlauf der Geschichte eine Reihe vor, damit wir in allen die rein menschliche Natur wieder erkennen. Schiller erscheint die Humanität als das Product des idealen Vernunftstrebens; er sieht in der Nationalität eine Schranke, über welche die Vernunft uns erheben muß. In seinem Streben für Befreiung des Geistes hieng er daher mit besonderer Vorliebe an dem Zeitalter der Reformation. Diesen seinen philosophisch-historischen Standpunkt bezeichnen uns am klarsten die Worte im Brief vom 13. October 1789 an Körner: „Das vaterländische Interesse ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorgieng, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für Eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.“ Deßhalb stehen alle historischen Schriften Schillers, sofern nicht die Schilderung einzelner Begebenheiten für ihn als dramatischen Dichter einen besonderen Reiz hat, in Beziehung zur philosophischen Cultur der Gegenwart. Man erkennt dies schon in den einzelnen Abhand-

lungen, die aus seinen historischen Vorträgen erwuchsen und in der „Thalia“ 1790 veröffentlicht wurden, „die Sendung Moses'“ und „etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde“. Beide Aufsätze sind nur der geistigen Auffassung und Darstellung nach Schillers Eigenthum; stofflich ist er theils von Kant, mehr aber von dessen Schüler Reinhold abhängig, der eben über die hebräischen Mysterien als Grundlage der freimaurerischen Ceremonien und Zeichen geschrieben hatte. Der Aufsatz über die Gesetzgebung des Lykurgos und Solon hingegen rührt auch in der Form beinahe ganz von seinem früheren Lehrer Nast in Stuttgart her.

Schiller söhnte sich nach und nach mit seinem Gelehrtenleben in Jena aus. Tüchtige Männer gewann er zu Freunden, unter ihnen Griesbach, Schütz und Reinhold. Indeß klagte er, daß es seinem Herzen an Nahrung und einer beseelenden Berührung fehle. Sein Verlangen nach einer Verbindung mit Charlotte von Lengefeld, zu der er sich immer mächtiger hingezogen fühlte, ward lebhafter, und Charlotte erkannte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Im Juli 1789 kamen die beiden Schwestern auf der Durchreise nach dem Bade Lauchstädt durch Jena und trafen mit Schiller im griesbach'schen Hause zusammen. Sie sahen ohne Zweifel einer Erklärung von seiner Seite entgegen; doch war er schweigsam und zurückhaltend. Die fremde Umgebung verschloß ihm den Mund; auch glaubte er in Charlottens Benehmen nicht Wärme genug zu bemerken. Er gestand nachmals selbst, er habe ihr Unrecht gethan; die stille Ruhe ihrer Empfindung habe er verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das seine Wünsche von ihr entfernen sollte. Allein er sandte ihr einen schwermüthigen Brief nach Lauchstädt nach, der sein beklommenes Herz verrieth. Caroline kam den Liebenden zu Hilfe; sie veranlaßte Schiller nach Lauchstädt zu

kommen. Noch zögerte ſein Geſtändnis auf den Lippen. Ein langes, peinliches Stillſchweigen brach endlich; Charlotte bekannte ihm ihre Liebe und verſprach ihm ihre Hand. „Es war ein ſchneller und doch ſo ſanfter Uebergang. Was wir einander geſtanden, waren wir einander längſt; aber erſt jetzt genieße ich alle unſre vergangenen Stunden. . . . . Die Gegenwart iſt leer und traurig um mich herum — und in ungebornen Fernen blühen meine Freuden.“ In ſolchen zärtlichen Geſtändniſſen ergieng ſich jetzt die beredte Sprache ſeiner Briefe an die Verlobte. Mit den Liebesverſicherungen verband ſich auch hier ſtets die ernſte, philoſophiſche Lebensbetrachtung, und ſelten floß die anmuthige Lyrik einer jugendlichen Liebe ein. So konnte es geſchehen, daß die gleichzeitig an Caroline oder an beide Schweſtern zugleich gerichteten Briefe die nämliche feurige Sprache hingebender Liebe redeten, und Charlotte auf Augenblicke an der Neigung ihres Verlobten irre ward. Er ſuchte ſie mit der etwas ſpitzfindigen Erklärung zu beruhigen: „Caroline iſt mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unſrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte — aber ich wünſchte nicht um alles, daß dieſes anders wäre, daß du anders wäreſt als du biſt. Was Caroline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß ſich in meiner Liebe entfalten, und mein Geſchöpf mußt du ſein, deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns ſpäter gefunden, ſo hätteſt du mir dieſe ſchöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu ſehen.“

Als Karl Auguſt Schillern ein Gehalt von zweihundert Thalern und der Herzog von Meiningen ihm den Hofrathstitel verlieh, gab auch die Anfangs bedenkliche Mutter ihre Zuſtimmung zu dem ehelichen Bunde, der am 22. Februar 1790 ganz in der Stille zu Wenigenjena die kirchliche Weihe erhielt. Die ſegens-

reiche Einwirkung der trefflichen Gattin auf Schillers Charakter und geistiges Sein, das in die schönste, blüthenreichste Periode seiner Entwicklung trat, verschloß sich in die Stille des Hauses, erwies sich dort aber um so intensiver. „Was für ein schönes Leben", schrieb Schiller in den Maientagen seiner Ehe an Körner, „führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell giengen mir diese Tage dahin." Diese Worte erfüllten sich mehr und mehr, je inniger das Leben und selbst die Tage des Leidens sie an einander ketteten, und auch das geistige Mitwirken und Fortschreiten war nach Charlottens Aeußerung ein Band, das sie immer fester verknüpfte.

Schiller übernahm in den ersten Jahren seiner jenaischen Professur eine große Last von Arbeiten; allein seine angestrengte Geistesthätigkeit gab ihm Freude und Selbstbefriedigung; er fühlte sein inneres Wachsen und vergaß allzu sehr die Rücksicht auf seine Gesundheit. Es war schon keine geringe Mühe, sich in Besitz des für seine Vorlesungen nöthigen historischen Materials zu setzen; dazu kam noch im Sommer 1790 ein ästhetisches Collegium über die Theorie der Tragödie, wobei er den „König Oedipus" des Sophokles zu Grunde legte. Zugleich nöthigten ihn die erweiterten Bedürfnisse zu manchen schriftstellerischen Unternehmungen um des Erwerbs willen. Den früheren Plan einer „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen", von der 1788 ein Band erschienen war, nahm er nicht wieder auf; dagegen begann er 1790 eine „allgemeine Sammlung historischer Mémoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten", in drei Bänden, deren höheren Gesichtspunkt die vortreffliche einleitende

Abhandlung mit dem ſpäteren Titel „über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“ erkennen ließ. Von den „Mémoires“ ſelbſt, die zum größten Theil verkürzende Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen oder Franzöſiſchen waren, bearbeitete Schiller ebenſo wie zuvor bei der Geſchichte der Rebellionen nur wenige; dagegen ſchrieb er für jene Sammlung noch eine „univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs I.“ Daneben nahm ihn die Herausgabe der freilich etwas ermatteten „Thalia“ in Anſpruch. Für den „hiſtoriſchen Kalender für Damen“, der bei Göſchen herauskam, übernahm er es 1790, die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges zu ſchreiben. Er förderte dieſe Arbeit raſch und mit friſchem Muthe; nur ein kurzer Herbſtausflug nach Rudolſtadt war der Erholung gegönnt Das Werk, in gewiſſem Sinne die erſte hiſtoriſche Darſtellung des großen Religionskrieges für ein weiteres Publicum, füllte drei Jahrgänge des „Kalenders“ von 1791 bis 1793.

Bald nach ſeiner Rückkehr von Rudolſtadt erhielt Schiller einen Beſuch von Goethe, der von Dresden zurückkam und ihm Grüße von Körner brachte. Ihre Unterhaltung über äſthetiſche Probleme führte die beiden großen Geiſter noch um keinen Schritt näher. Schiller fand an Goethes Philoſophie kein Gefallen: „Sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt iſt ſeine Vorſtellungsart zu ſinnlich und betaſtet mir zu viel. Aber“ — fügte er doch in eben dem Briefe an Körner anerkennend hinzu — „ſein Geiſt wirkt und forſcht nach allen Directionen und ſtrebt, ſich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann.“ Goethe ſchien auf's neue eingeſehen zu haben, daß eine „ungeheure Kluft“ zwiſchen ihren Denkweiſen klaffe und keine Vereinigung zu hoffen ſei. Es blieb daher auch das Zureden gemeinſchaftlicher Freunde, namentlich des damaligen erzbiſchöflich-mainziſchen Coadjutors von Dalberg, vergeblich.

Schiller befand sich im Januar 1791 in Erfurt zum Besuch bei dem eben genannten hoch gebildeten Freunde, dessen Gunst er in ausgezeichnetem Grade genoß, als er plötzlich bei einer Abendgesellschaft von einem heftigen Fieber befallen wurde. Als er, einigermaßen hergestellt, nach Jena zurückgekommen war, ergriff ihn eine schwere Brustkrankheit. Die Gefahr ward gehoben, allein er gelangte nicht wieder zum Besitz der völligen Gesundheit. Ein rheumatischer Schmerz spannte sich über die Brust aus und beklemmte den Athem, so daß ihm oft die Sprache versagte. Bei schmerzhaftem Husten warf er mehrmals Blut aus. Krampfanfälle kehrten noch häufig wieder, als schon die Genesung vorgerückt war. In dieser Zeit des Kummers und der Sorge bewährte seine Charlotte die ganze Liebenswürdigkeit ihres edlen Gemüths; „ihr liebes Leben und Weben um mich herum," äußerte er gegen Körner, „die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand unmöglich wäre."

Seine akademischen Vorlesungen mußte er vor der Hand aufgeben. Er erheiterte sich durch Besuche in Rudolstadt und Erfurt beim Coadjutor und gebrauchte eine Cur in Karlsbad. Allmählich konnte er seine schriftstellerischen Arbeiten wieder aufnehmen, wobei er sich durch Dictieren die Anstrengung etwas erleichterte. Bald blickten auch poetische Pläne wieder freundlich dazwischen. Der Versuch, einige Gesänge der Aeneide in achtzeiligen Stanzen zu übersetzen, zog ihn auf's neue an und erweckte in ihm größere epische Entwürfe. Früher hatte er sich Friedrich den Großen zum Helden erwählt; jetzt fesselte ihn die Gestalt Gustav Adolfs, welche der Mittelpunkt seines historischen Werkes geworden war; die Ereignisse von der Leipziger bis zur Lützener Schlacht schienen ihm für eine epische Behandlung vorzüglich geeignet zu sein. Dann zog es ihn wieder zum

Drama; er erneute den Vorsatz, Aeschylos' „Agamemnon" zu überſetzen. Indeß machten ihm häufig wiederkehrende Krankheitsanfälle gar ſehr fühlbar, daß er ſich eine Zeit lang aufregende Arbeiten verſagen müſſe. Wenn dabei die Sorge für ſein künftiges Auskommen ſich aufdrängte, ſo wandte ein günſtiges Geſchick, das ſchon mehrmals in entſcheidenden Augenblicken des Lebens ihm unverhofft hilfreiche Arme geöffnet hatte, auch dieſe von ſeinem Haupte weg und gewährte ihm Muße zur Herſtellung und Stärkung ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Kräfte.

Während Schiller zu Karlsbad ſeine Geſundheit kräftigte, gelangte zum fernen Sunde die Nachricht von ſeinem Tode. Einige ſeiner wärmſten Verehrer, der Dichter Jens Baggeſen, Miniſter Graf Ernſt von Schimmelmann und ein dritter Freund nebſt ihren Frauen waren gerade im Begriff, ſich nach dem Seebad Hellebäk zu fröhlicher Feier Schillers und heiterem Genuß ſeiner Poeſie zu begeben, als die Trauerkunde anlangte; ſtatt des Feſtes vereinigte man ſich ſogleich zu einer Todesfeier zum Andenken an den früh geſchiedenen Dichter. Die Beſchreibung von dieſen Liebesbeweiſen, welche Schiller durch einen Brief Baggeſens an Reinhold mitgetheilt bekam, hatte ihn tief ergriffen. Allein eine rührendere Ueberraſchung ſtand ihm noch bevor. Am 13. December 1791 erhielt er aus Kopenhagen ein Schreiben des Grafen von Schimmelmann und des Herzogs Chriſtian Friedrich von Holſtein-Auguſtenburg, den gleichfalls Baggeſen zum Verehrer des Dichters von „Don Carlos" gewonnen hatte; beide Freunde boten ihm darin auf drei Jahre ein jährliches Geſchenk von tauſend Thalern an, damit er ſich ganz der zu ſeiner völligen Erholung nöthigen Ruhe überlaſſen könne. Durch die edelmüthige, zarte Weiſe, in der dieſes Geſchenk gegeben wurde, war Schiller die Annahme der willkommenen Hilfe erleichtert, und heiterer konnte er jetzt in die Zukunft blicken.

Für das nächſte Jahr nahm noch die Beendigung der Ge-

schichte des dreißigjährigen Krieges seine Thätigkeit sehr in Anspruch. Die Ereignisse der zweiten Hälfte desselben drängte er kurz zusammen, da nach dem Tode Gustav Adolfs und Wallensteins ihn das dramatische Interesse nicht mehr für seine geschichtliche Arbeit erwärmte. Seine geistige Richtung hatte sich überdies schon einem andern wissenschaftlichen Gebiete zugewendet. Die kantische Philosophie war eine weltbewegende Macht geworden und trat ihm näher und näher. Körner hatte ihr seit langem ein anhaltendes Studium gewidmet; in Schillers Umgebung fand sie begeisterte Verkündiger, namentlich an Reinhold, der damals noch zu seinen vertrauten Freunden zählte. Schiller war entschlossen, das neue philosophische System ganz zu durchdringen, und wenn es ihm auch Jahre kosten sollte. Mit ästhetischen Forschungen bereits vertraut, knüpfte er vor allem seine ästhetische Begriffsentwicklung an Kants „Kritik der Urtheilskraft" und legte seine Theorie des Schönen in einer Reihe von Abhandlungen nieder, welche größtentheils in der seit 1792 erscheinenden „neuen Thalia" an's Licht traten. Zunächst gehören dahin „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" und „über die tragische Kunst" (1792), beide Aufsätze aus den akademischen Vorträgen über die Theorie der Tragödie herausgewachsen, „über Anmuth und Würde", „vom Erhabenen, zur weitern Ausführung einiger kantischen Ideen", „zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" (1793) und „über das Erhabene" (erst 1801 gedruckt). Schillers genialer Blick drang über die Schranken des kantischen Systems hinaus, indem er dasselbe ergänzte. Kant hatte das Sittengesetz in seiner unantastbaren Heiligkeit aufgestellt, dabei aber den unversöhnlichen Gegensatz zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, zwischen Pflicht und Neigung gelassen. Schiller suchte die Kluft zu überbrücken: bei dem Menschen soll die Pflicht zur freien Neigung werden.

In dieſem Einklang von Vernunft und Sinnlichkeit beſteht die Schönheit wie in der Unterjochung der ſinnlichen Triebe durch die Moral die Erhabenheit; Anmuth iſt der Ausdruck einer ſchönen, Würde der Ausdruck einer erhabenen Seele.

Schillers äſthetiſche Abhandlungen bilden die Grundlage, auf der von Auguſt Wilhelm Schlegel an die neue Aeſthetik fortgebaut hat. Es freute ihn, ſeine äſthetiſchen Ideen ſich klarer zu machen, indem er im Winter 1792 auf 1793 nochmals vor einem kleinen Zuhörerkreis auf ſeiner Studierſtube philoſophiſche Vorleſungen hielt. Mit dieſen ſchloß er ſeine akademiſche Lehrthätigkeit. Seitdem gehörte ſein Leben ſeinem ſchriftſtelleriſchen Wirken an.

Philoſophie und Poeſie waren die beiden Schweſtern, zwiſchen denen ſeine Liebe ſchwankte, wie denn dieſer Dualismus ſein ganzes Leben begleitet hat. Manchmal zog es ihn zum „Wallenſtein“, deſſen erſte Idee mit ſeinem letzten Geſchichtswerke entſtanden war. Allein noch ward das Drama von dem ſpeculativen Drange niedergehalten, bis er nach redlichem Mühen auf dem Felde der Theorien um ſo feuriger zu der Liebe ſeiner Jugend zurückkehrte. Die politiſche Revolution hat ihn nur auf Momente gefeſſelt. Mehr mit banger Sorge als mit froher Begeiſterung verfolgte er den Verlauf der revolutionären Bewegung. Zu derſelben Zeit, als die franzöſiſche Nationalverſammlung 1792 für den Dichter der „Räuber“ das Bürgerdiplom ausfertigte — à monsieur Gille, publiciste allemand —, wandte er ſich ſchon mit Unwillen von dem republicaniſchen Treiben in Frankreich ab. Kaum konnte er der Verſuchung widerſtehen, mit beredtem Wort die Sache Ludwigs XVI. zu führen. Nach deſſen Hinrichtung mochte er keine franzöſiſche Zeitung leſen; ſo ekelten die „elenden Schinderknechte“ ihn an. Doch blieb der Gang der großen, welterſchütternden Ereigniſſe nicht ohne Gewinn für den dramatiſchen Dichter.

Mit dem Frühling 1793 bezog er eine freundliche Gartenwohnung, wo er, mit dichterischen Arbeiten beschäftigt, schöne Frühlingstage genoß und seine Gesundheit stärkte. Manches vereinigte sich, ihn gerade jetzt zu dem Entschluß einer Reise in die Heimath zu bewegen, zu der ihn eine lebhafte Sehnsucht hinzog. Ein Besuch seiner Mutter und seiner jüngsten Schwester in Jena während des verflossenen Herbstes fachte dieses Verlangen nur noch mächtiger an. Im Anfang des August 1793 machte er sich mit seiner Gattin auf den Weg; am 8. langte er in Heilbronn an. Von hier aus richtete er ein Schreiben an den Herzog Karl, das seine Ehrerbietung und Dankbarkeit aussprach. Wie dieser bereits im voraus geäußert hatte, „ignorierte" er die Anwesenheit Schillers und gab keine Antwort. Aber der Vater erhielt Freiheit und Urlaub, um mit seinem Sohn zusammensein zu können. Es war ein freudenreiches Wiedersehen. „Die Meinigen", schrieb Schiller an Körner, „fand ich wohlauf und, wie du denken kannst, sehr vergnügt über unsere Wiedervereinigung. Mein Vater ist in seinem siebenzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters. . . . . Er ist in ewiger Thätigkeit, und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält. Meine Mutter ist auch von ihren Zufällen frei geblieben und wird wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngste Schwester [Nanette] ist ein hübsches Mädchen geworden und zeigt viel Talent; die zweite Schwester [Luise] versieht die Wirthschaft sehr gut und führt jetzt in Heilbronn meine Oekonomie." Im September zog er nach Ludwigsburg, wo er den Winter über blieb und die Seinen in der Nähe hatte. Hier ward ihm die erste Vaterfreude geschenkt, indem ihm am 14. September sein ältester Sohn Karl geboren wurde. In Stuttgart verweilte er nur selten. Er traf hier mehrere Freunde seiner Jugend. Dannecker modellierte damals die vortreffliche Büste des Dichters. Einer seiner Jugendfreunde, der Arzt von Hoven, gibt uns mit wenig Zügen ein

treffendes Bild seiner damaligen Erscheinung: „Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks bei mir und allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs sehr oft durch seine Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz er war ein vollendeter Mann geworden." In Tübingen besuchte er seinen Lehrer Abel und machte die Bekanntschaft des unternehmenden Buchhändlers Cotta, welche für die Zukunft bedeutende Folgen hatte. Cotta wünschte ihn für die Redaction der von ihm projectierten „allgemeinen Zeitung" zu gewinnen. Schiller war Anfangs sehr geneigt, auf das Anerbieten einzugehen, lehnte es aber später ab, weil ein derartiges Unternehmen eine ununterbrochene Thätigkeit verlangte, auf die er bei seinem schwankenden Gesundheitszustande nicht rechnen konnte, und weil er damals eben im Begriffe stand, von der Geschichte und Philosophie sich den Rückweg zur Poesie zu bahnen. Dagegen gefiel ihm der Plan, die „neue Thalia" eingehen zu lassen und eine Monatsschrift nach einem größern Maßstabe in Cottas Verlage herauszugeben; es war die erste Idee der „Horen".

Als Schiller im Mai 1794 nach Jena zurückgekehrt war, gieng er mit Lebhaftigkeit an die Ausführung seines literarischen Unternehmens, auf das er jetzt seine Existenz gründen wollte. Er hoffte auf die Unterstützung der ausgezeichnetsten schriftstellerischen Talente Deutschlands. „Sie wird sich" — so charakteri-

ſiert er den Plan ſeiner neuen Monatsſchrift in einem unter dem 13. Juni an die bedeutendſten Schriftſteller gerichteten Schreiben — „über alles verbreiten, was mit Geſchmack und philoſophiſchem Geiſte behandelt werden kann, und alſo ſowohl philoſophiſchen Unterſuchungen als hiſtoriſchen und poetiſchen Darſtellungen offen ſtehen. Alles, was entweder blos den gelehrten Leſer intereſſieren oder was blos den nicht gelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeſchloſſen ſein; vorzüglich aber und unbedingt wird ſie ſich alles verbieten, was ſich auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung bezieht.“ Mit dieſer Ankündigung ergieng zu gleicher Zeit ein Brief an Goethe, worin dieſer erſucht ward, das Unternehmen durch ſeine Theilnahme und ſeinen Rath zu unterſtützen. Goethe ſagte ſeine Mitwirkung bereitwillig zu, indem er zugleich äußerte, daß eine nähere Verbindung mit ſo wackern Männern manches, das bei ihm in's Stocken gerathen ſei, wieder in einen lebhaften Gang bringen werde; es werde ſchon eine intereſſante Unterhaltung ſein, ſich über die Grundſätze zu vereinigen, nach welchen man die eingeſendeten Schriften zu prüfen habe.

Wenige Wochen darauf traf Schiller mit Goethe in einer Sitzung der jenaiſchen naturforſchenden Geſellſchaft zuſammen. Beim Herausgehen entſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen ihnen. Schiller bemerkte, wie eine ſo zerſtückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne. Dies veranlaßte Goethe zu der Aeußerung, daß es noch eine andere Weiſe geben könne, „die Natur nicht geſondert und vereinzelt vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend, darzuſtellen“. Er gieng darauf weiter in eine Erörterung ſeiner Naturphiloſophie und ſeiner Pflanzentheorie ein; das Geſpräch wurde noch auf Schillers Zimmer fortgeſetzt. Ein freundliches Geſtirn hatte dieſer Stunde geleuchtet; das Band, das die großen Geiſter vereinigte, war unauflöslich geſchlungen. Bei wiederholtem Zuſammenſein offenbarte

sich mehr und mehr eine unerwartete Uebereinstimmung in allen Hauptideen. Schiller gestand, daß diese Unterhaltungen seine ganze Ideenmasse in Bewegung gesetzt hätten. In dem ausführlichen Briefe vom 23. August, den Goethe als das angenehmste Geschenk zu seinem Geburtstag betrachtete, versuchte er „mit freundschaftlicher Hand die Summe der goethischen Existenz zu ziehen"; indem er so seine Ansicht von der geistigen Entwicklung des ihm so sehr entgegengesetzten Dichters anschaulich darzulegen sich bemühte, kam er dem lange mißverstandenen Genossen immer näher. Ende Augusts konnte er schon die vorahnenden Worte aussprechen, die sich auf's schönste erfüllen sollten: „Unsre späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältnis zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerm Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben."

Neben Goethe war ihm um diese Zeit in Wilhelm von Humboldt, der schon früher mit Schiller bekannt war und, durch ihn angezogen, seit dem Februar 1794 sich über ein Jahr lang in Jena aufhielt, ein geistesverwandter Freund beschieden, durch dessen kunstphilosophische Ansichten, die auf eine vielseitige wissenschaftliche Bildung und einen feinen Tact für alles Edle und Schöne sich gründeten, sein Ideenkreis angeregt und erweitert ward. In dessen Gesellschaft verlebte er im September zwei Wochen

in Weimar als Goethes Gast, eine Zeit täglicher, inhaltsreicher Unterhaltungen. Einigen Einfluß auf seine philosophische Richtung gewann auch der Umgang mit Fichte, der 1794 seine Lehrthätigkeit an der Jenaer Universität begann; von Reinhold, der zur gleichen Zeit einen Ruf nach Kiel annahm, hatte Schiller sich zurückgezogen.

Auf dem jetzt erreichten Höhepunkt seiner ästhetischen Speculation entstanden die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, die er dankbar an den Herzog von Augustenburg richtete, die philosophische Introduction der „Horen", deren erstes Heft im Januar 1795 ausgegeben wurde. Auch in dieser reiften unter seinen philosophischen Arbeiten gieng Schiller von der gleichen, jetzt bedeutend vertieften Grundidee aus, welche in seiner gesammten ästhetischen Forschung waltet: der sinnlich gefangene Mensch gelangt durch die Schönheit zur geistigen Freiheit. Daran schlossen sich in gewissem Sinne als Fortsetzung und Ergänzung der ästhetischen Briefe die Aufsätze „von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten", „über die Gefahr ästhetischer Sitten" und „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten". Den Schlußstein des ästhetischen Gebäudes bildete die umfassende Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung", worin Schiller den in seiner eignen und Goethes dichterischer Individualität hervortretenden Dualismus theoretisch mit treffenden Hinblicken auf die Geschichte der Poesie erörterte. Zu der philosophischen Reife des Inhalts, wie sie schon die ästhetischen Briefe aufgewiesen hatten, trat hier die höchste Vollendung der künstlerischen Form, wodurch diese Schrift einzig unter Schillers speculativen Arbeiten dasteht. Selbst die ästhetischen Briefe sind im Stil noch etwas ungleichartig, und oft wird in ihnen der letzte Gedanke des Verfassers erst bei wiederholtem, aufmerksamstem Lesen klar.

Stoff und Form der Abhandlung über naive und sentimen-

talische Dichtung mußten Schiller von der ästhetischen Speculation zur Poesie wieder zurückführen. Das sorgfältige Studium des unter seinen Augen entstehenden „Wilhelm Meister“ und die begeisterte, tief eingehende Beurtheilung der realistischen Schilderung des Dichters vervollständigte und vollendete die innere Umwandlung, in der der Genius der Poesie die philosophischen Bande durchbrach und bald in seiner vollen Schö erkraft zur Erscheinung kam. Den endgültigen Bruch mit der Speculation bezeichnet das schlagende Geständnis an Goethe im Brief vom 7. Januar 1795: „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Product dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier alles so strenge, so rigid und abstract, und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugnis geben, in meinen Speculationen der Natur so treu geblieben zu sein, als sich mit dem Begriff der Analysis verträgt; ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unsre Kantianer für erlaubt und für möglich hielten. Aber dennoch fühle ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abstand zwischen dem Leben und dem Raisonnement — und kann mich nicht enthalten, in einem solchen melancholischen Augenblick für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde blos für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehen muß. So viel ist indeß gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn.“ Er bezeichnete es mit als das schönste Glück seines Daseins, daß die Vollendung des goethe'schen Romans noch in die Periode seiner strebenden Kräfte falle und er noch aus dieser reinen Quelle schöpfen könne.

Den Gegensatz von Wissenschaft und Kunst, von Philosophie und Poesie, den Schiller in jener Briefstelle an den Weimarer

Freund hervorhob, entwickelte er poetisch in der tief empfundenen Elegie „Natur und Schule“, der er 1800 bei der Sammlung seiner Gedichte den Titel „der Genius“ gab. Sie gehörte zu den ersten Versuchen, womit er 1795, ein Verwandelter, das Gebiet der Poesie wieder betrat. In rascher Folge schlossen sich andere lyrische Gedichte an, die meistens noch an die Grundgedanken seiner Philosophie anknüpften, unter ihnen vor andern hervorragend „die Ideale“, von Goethe besonders geliebt, eine künstlerisch idealisierte Autobiographie Schillers in lyrisch-elegischer Gestalt, und „das Reich der Schatten“, später „das Reich der Formen“, zuletzt „Ideal und Leben“ betitelt, eine poetisch vergeistigte Darstellung der ästhetischen Grundanschauung Schillers von der Versöhnung des Gegensatzes zwischen Ideal und Wirklichkeit. Die „Elegie“, nachmals „der Spaziergang“ überschrieben, ein welthistorisches Bild der zur höchsten Culturentwicklung emporstrebenden Menschheit, zeigte den verjüngten Dichter schon in klassischer Vollendung. Zugleich ward die Herausgabe eines Musenalmanachs (zuerst für das Jahr 1796) eine äußere Anregung, dem lyrischen Triebe zu folgen. „Die Macht des Gesanges“ eröffnete, bezeichnend für die Wiederkehr des Dichters zur Poesie, mit erhabenen Klängen den Almanach, den die lyrische Muse des Herausgebers reich ausgestattet hatte. Entschlossen, daß Poesie künftig sein „Geschäft“ sein solle, sann er über manchfache Entwürfe zu größern Dichtungen. Den Plan zum „Wallenstein“ hatte er schon einige Jahre mit sich herumgetragen; allein wie zögernd und voll Mißtrauen in seine Dichterkraft er noch 1794 an dies Werk gieng, beweist sein bescheidenes Urtheil über sich selbst in einem Briefe an Körner: „Vor dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange; denn ich glaube mit jedem Tag mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophieren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich

wage an dieſe Unternehmung ſieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Urſache habe ſehr zu Rath zu halten, und ſetze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatiſchen zur Welt gebracht, iſt nicht ſehr geſchickt, mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie der ‚Don Carlos‘ ekelte mich nunmehr an, wie ſehr gern ich es auch jener Epoche meines Geiſtes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichſten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigſtens unverſuchte Bahn; denn im Poetiſchen habe ich ſeit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menſchen angezogen.“ Seit der Zeit waren die dichteriſchen Schwingen gewachſen und der Muth neu belebt. Neben dem „Wallenſtein“ zog ihn ein neues dramatiſches Sujet an, „die Malteſer“, deſſen Gedanke ihm ſchon vor einigen Jahren aufgeſtiegen war; mit ſeiner Grundidee von dem unbedingten Gebote der Pflicht, das ſich hier zum tragiſchen Schickſal geſtaltet, mußte dieſer Stoff recht eigentlich ſeiner dichteriſchen Eigenthümlichkeit entſprechen, und er beſchäftigte Schillers Geiſt auch noch nach der Vollendung des „Wallenſtein“; doch gelangte die Tragödie, in der er von dem Gebrauch des Chors eine beſondere Wirkung hoffte, niemals zur Ausführung.

Vorläufig konnte ſich ihm aber noch die Frage aufdrängen, ob er nicht mehr zum epiſchen Dichter geboren ſei; ſtatt der hiſtoriſchen Stoffe ſchien ſich ihm ein romantiſcher, der bereits gefunden war, dazu zu eignen. Humboldt, dem er die Frage vorlegte, entſchied für das Drama. „Verglichen mit der dramatiſchen,“ ſchrieb dieſer, „halte ich die epiſche Poeſie nicht ſo fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. Ueberhaupt ſcheint mir die dramatiſche die höchſte Frucht des Dichtergenies, und ich halte Sie einmal für dieſe völlig geboren, in ſo fern Sie Sich nur auf eine gewiſſe Gattung beſchränken. An ſich braucht auch das eigentlich Epiſche überhaupt, nicht aber die große Epopöe, eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantaſie, als Ihnen in Ver-

gleichung mit der Tiefe der Ihrigen eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten; aber Sie würden eine Ihnen selbst nachtheilige Wahl treffen." Endlich entschied sich Schiller für den „Wallenstein"; doch rückte Anfangs auch jetzt noch die Arbeit langsam vor, weil ihm die Bewältigung des rohen Stoffes viele Mühe kostete, zumal er sich eine objective, realistische Behandlung zur Aufgabe machte: Goethe sollte mit ihm zufrieden sein.

Außer häufig wiederkehrenden Krankheitsanfällen brachte ihm das Jahr 1796 manches Traurige, wenn gleich auch wieder eine Vaterfreude: am 11. Juli wurde ihm sein Sohn Ernst geboren. Nanette, die blühende jüngste Schwester, erlag im März einem epidemischen Fieber. Man fürchtete auch für die zweite Schwester, die indeß glücklich genas. Bald darauf erkrankte auch der Vater, zu dessen Pflege auf Schillers Wunsch die älteste Schwester hinüberreiste. Er erbot sich, alle Kosten zu tragen, damit nicht die Eltern aus ängstlicher Sparsamkeit eine heilsame Maßregel zu ihrer Gesundheit versäumten. Der Vater starb nach einem langwierigen Krankenlager am 7. September. Schiller widmete ihm rührende Worte kindlicher Pietät. Der Mutter schrieb er — froh, daß es ihm noch vergönnt sei, den Seinigen „etwas sein zu können" —: „Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach so viel schweren Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schoß ihrer Kinder und Enkel manchen frohen Tag genießen." Sie starb im Jahre 1802.

Zu all diesem kam noch eine Menge von Verdrießlichkeiten, welche dem Herausgeber der „Horen" und des Musenalmanachs bereitet wurden. Die Manuscriptvorräthe erschöpften sich mit dem ersten Jahrgange, und schon in diesem verdanken wir die

meisterhafte Schilderung der Belagerung von Antwerpen nur einer plötzlichen Verlegenheit des Redacteurs. Eine solche wiederholte sich noch mehrmals, da die Mitarbeiter ihre Zusagen nur zum Theil erfüllten. Den tiefsten Unwillen aber erregte das neidische Anbellen der ganzen Meute alter literarischer Coterien, welche sich durch den glänzenden Erfolg, den die Zeitschrift Anfangs beim Publicum fand, in ihrer behaglichen Existenz gestört und bedroht sahen oder, unfähig dem hohen Fluge der verbündeten Geister Schillers und Goethes zu folgen, ihrer Enttäuschung in lauten Worten des Aergers Luft machten. Das schal gewordene Leipziger Literatenthum wie der nicolai'sche Rationalismus, frömmelnde Orthodoxie wie schulmäßiger Kantianismus, alles zerrte an dem Philosophen und Dichter zugleich, während das Mittelmäßige fortwährend mit lautem Schall sich gepriesen sah. Da gerieth Goethe auf die Idee der „Xenien" und sandte dem Freunde als Probe einige satirische Epigramme auf deutsche Zeitschriften. Schiller ergriff die Sache sogleich mit Ernst und Gründlichkeit, indem er das gesammte dermalige literarische Treiben vor das Gericht der unerbittlichen Kritik zog. Goethe spielte mehr humoristisch mit seinem Unmuth über die schwachmüthige Menge und die Misère der Literaturzustände. Schiller stand in frischem Kraftgefühl auf dem eben erst errungenen höheren Standpunkte, von dem herab er eine ganz neue Bahn vor sich sah und daher selbst seine eignen früheren Leistungen so streng beurtheilte, daß er den „Don Carlos" ein Machwerk nennen konnte. Seines Rechts und seiner Freiheit sich bewußt, warf er stürmisch und rücksichtslos alles vor sich nieder, was sich den höheren Bestrebungen seines Geistes in den Weg stellte. Dadurch wurde der Xenienkampf eine große That, welche für den Einzug der Geweihten die Stufen des Tempels reinigte. Mit der dichterischen Abfertigung verbanden sich die „unschuldigen" Distichen, der epigrammatische Ausdruck der von den richtenden Freunden

errungenen Ansichten von Leben und Kunst, gereifte Urtheile über die höchsten Aufgaben des Denkens und Dichtens, die durch anmuthige, und zugleich kernhafte Form um so schlagender und tiefer wirkten. Das Eigenthum beider wurde durch einander gemischt, jedoch stellte man die satirischen Epigramme unter der speciellen Aufschrift „Xenien" als eine abgesonderte Gruppe an den Schluß des Almanachs. Der unvermuthete Angriff rief eine leidenschaftliche Gegenwehr der Getroffenen hervor. Wenn man in Goethe, obschon man ihn für den Anstifter hielt, den adeligen Geheimrath etwas schonender behandeln zu müssen glaubte, so entlud sich um so rücksichtsloser die gemeinste Schmähung über Schillers Haupt. Eine gewaltige Fluth von „Gegengeschenken" schwoll gegen die „Xenien" an; aber sie verlief sich nach dem ersten Sturm in immer schwächeren Wellen. Der Gegenkampf war ein verächtliches Schauspiel der Ohnmacht. Die beiden Meister blieben Beherrscher des Stroms, gerüstet zu freudiger Fahrt und des Beifalls der Besten gewiß. Schon war der Zeitpunkt gekommen, wo das jüngere Geschlecht, wo die Tieck und Schlegel sich ihnen anschlossen und die Kritik der „Xenien" fortsetzten, indeß die Meister mit neuen dichterischen Schöpfungen die Nation mehr und mehr zu sich heranbildeten. Das Band zwischen beiden war durch den Kampf nur um so enger geschlungen. Oft kam Goethe auf mehrere Wochen nach Jena herüber, wo auch Wilhelm von Humboldt den Winter über wieder verweilte, eine einflußreiche Wiedervereinigung.

Zugleich gewann mit dem neuen Frühling Schillers häusliche Existenz an Annehmlichkeit. Er kaufte eine Gartenwohnung, in welche er am 2. Mai 1797 einzog. Am Ende des Gartens erbaute er sich ein kleines Gartenhaus, um dort recht ungestört arbeiten zu können, die Werkstatt seines rastlosen, oft nächtlichen Schaffens, die Wiege seiner größten Dichtung, des „Wallenstein", der ihn jetzt als die vorzüglichste Lebensaufgabe beschäftigte. Mit

ästhetischen Theorien hatte er sich nur allzu lange abgemüht. Er entsagte nunmehr der philosophischen Prosaarbeit und ließ die „Horen", für die er das Interesse verloren hatte, wie denn auch die Theilnahme des Publicums an dieser Monatsschrift immer geringer wurde, mit dem dritten Jahrgange eingehen. Statt philosophischer Lehrgebäude wurden Sophokles, Homer und Shakespeare seine Lieblingslectüre, und „ein Kunstgriff des Handwerks" galt ihm jetzt mehr als abstracte Erörterungen.

Da Goethe sich der Richtung zum Epos hingegeben hatte, so blieb die Rückwirkung auf Schiller nicht aus. Nicht nur dehnte sich der Entwurf des „Wallenstein" in epischer Breite aus: manchmal zog ihm noch eine epische Neigung durch den Sinn, und dieser verdanken die poetischen Erzählungen, welche als Balladen und Romanzen bezeichnet sind, ihr Entstehen. „Der Taucher", „der Handschuh", „der Ring des Polykrates", „Ritter Toggenburg", „die Kraniche des Ibycus", ganz unter Goethes Einfluß entstanden, „der Gang nach dem Eisenhammer" gehören dem „Balladenjahr" 1797 an; „der Kampf mit dem Drachen", „die Bürgschaft" wurden schnell nach einander im August des folgenden Jahres verfaßt. In diesen populärsten Gedichten Schillers fesselt die Kunst malerischer Schilderung, die mitunter an rhetorischer Ueberfülle leidet, im Bunde mit dramatischer Lebendigkeit, während die hohe sittliche Idee, von der ein jedes getragen wird, das Gemüth erwärmt und erhebt.

Als im Herbste 1797 der neue Jahrgang des Musenalmanachs, den er dies Mal mit der eignen Gabe so reich ausgestattet hatte, erschienen war, konnte er sich mit ungetheilter Anstrengung, die nur durch oft wiederkehrende Anfälle seiner Krankheit unterbrochen ward, zum „Wallenstein" wenden. Den Gang des Stücks hatte er bereits in detailliertem Entwurfe verzeichnet; einige Theile waren ausgearbeitet, doch trotz der beim „Don Carlos" gemachten Erfahrung auf Humboldts Rath und, weil

das Werk „im strengen Sinne für die theatralische Vorstellung“ bestimmt war, in Prosa. Indeß zeigte ihm die innere Dichterstimme bald den richtigen Weg. Im Spätherbst 1797 entschloß er sich rasch, dem Stücke eine metrische Form zu geben und das Vorhandene demgemäß umzuschmelzen. Entschieden sprach sich auch Goethe dahin aus, daß ein dramatisches Werk als selbständige Dichtung nothwendig rhythmisch sein müsse. Schiller fühlte es gar bald, wie ganz anders sich seine Dichtung im metrischen Gewande gestaltete. Jetzt erst wagte er es, sein Drama eine Tragödie zu nennen. An Goethe schrieb er: „Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen: sie waren blos gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint; aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden.“ Damals hoffte er noch, den Stoff in fünf Acte zusammendrängen zu können; allein das Drama schwoll ihm unter den Händen in die Breite. Goethe, der des Freundes Arbeit mit ermuthigender Theilnahme und mit stets bereitem Rath begleitete und alle Theile des Stücks in längeren Conferenzen mit ihm besprach, gab ihm schon im December 1797 den Rath, einen Cyclus von Stücken daraus zu machen, wozu sich der Dichter denn auch zuletzt entschließen mußte. Das Vorspiel „die Wallensteiner“ oder, wie der Titel endgültig festgesetzt wurde, „Wallensteins Lager“ war, als ein selbständiges dramatisches Gemälde schon eher abgesondert, im Frühsommer 1797 entworfen worden und wurde gegen den Herbst 1798 abgeschlossen. Die Capuzinerpredigt wurde zuletzt eingeschoben. Schiller hatte auf Goethes dichterischen Beistand gerechnet; dieser aber vermochte sich in den Ton, den er als Jüngling so oft und

ſo glücklich angeſchlagen hatte, nicht mehr zu finden. Um den Freund in die rechte Stimmung zu bringen, ſandte er ihm einen dicken Band Predigten des Abraham a Santa Clara; ſie dienten dem Dichter zum Vorbild, an das er bisweilen Wort für Wort ſich anſchloß. Die erſte Aufführung des „Lagers“ fand zur Einweihung des erweiterten, neu ausgebauten Weimarer Theaters am 12. October ſtatt. Ein meiſterhafter Prolog leitete die Dichtung ein und bezeichnete die neue Aera des Dramas, die, „an des Jahrhunderts ernſtem Ende“ beginnend,

„Wo ſelbſt die Wirklichkeit zur Dichtung wird,“

auch den Dichter kühn mache, die alte Bahn zu verlaſſen und die Zuſchauer

„aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu verſetzen,
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in der wir ſtrebend uns bewegen.“

Die Generalprobe wurde im Theatercoſtüm gehalten. „Wir waren“ — erzählt Schillers Schwägerin Caroline, welche, damals bereits mit Wilhelm von Wolzogen vermählt, in Weimar lebte — „mit Goethe und Schiller bei der letzten Probe allein gegenwärtig und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, dieſe ſo ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu ſehen. Der Wallone erſchien uns wie eine beinah homeriſche Geſtalt, die das Edle des neuern Kriegslebens plaſtiſch darſtellte. Die Ahnung des großen Ganzen, das dieſem Lebensgemälde folgen würde, gab dem Vorſpiel einen geheimnisvollen Reiz. Es war ein ſchöner Abend. Schiller war ſehr gerührt über unſre Freude, und Goethes herzlicher Antheil äußerte ſich höchſt liebenswürdig.“ Die Vorſtellung übertraf alle Erwartungen, und das Publicum war voll Begeiſterung. Nur ein ſo einſeitiger Idealiſt wie Jean Paul und der damals ſchon mißmuthig an der deutſchen Poeſie verzweifelnde Herder konnten über das Stück

sich ärgern. So begreifen wir denn Schillers Worte in einem liebevollen Briefe an Goethe: „Ihnen das fertige Werk vorzulesen und Ihrer Zufriedenheit gewiß zu sein, war im Grund meine beste Freude; denn bei dem Publicum wird einem das wenige Vergnügen durch so viele Mißtöne verkümmert."

Rastlos arbeitete er während des Winters an den fast schon vollendeten übrigen Theilen des „Wallenstein". Gegen Ende des Jahres 1798 waren „die Piccolomini" fertig. Er hatte nicht blos weiter auszuführen, sondern auch und zwar vornehmlich bei dem dritten Stücke, „Wallensteins Tod", zu verkürzen; denn er sah ein, daß ihm das Drama zu ausführlich gerathen war. Anfangs gehörten die ersten beiden Acte von „Wallensteins Tod" bis zum letzten Zwiegespräch zwischen Octavio und Max noch zu den „Piccolomini". Die ursprünglichen fünf Acte des letzten Theiles mußten daher sehr zusammengedrängt werden; freilich mußte manche schöne Einzelheit geopfert werden, doch hat der Reichthum und die Lebendigkeit der Handlung nur dabei gewonnen. Ueber die Behandlung des Astrologischen ward sich der Dichter erst jetzt klar. Goethes tiefsinnige Deutung der zu geheimnisvollen Ahnungen sich neigenden menschlichen Natur gab ihm den rechten Fingerzeig, so daß es Schiller zu dem Ausrufe drängte: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund."

Mit Anfang des Jahres 1799 zog er mit seiner ganzen Familie auf fünf Wochen nach Weimar, wo er durch Goethes Fürsorge eine „niedliche und bequeme" Wohnung im Schlosse erhielt. Unter seiner persönlichen Mitwirkung ward die Darstellung der „Piccolomini" vorbereitet, welche am 30. Januar zum Geburtstage der regierenden Herzogin stattfand. Im März konnte er den „Wallenstein" für abgeschlossen erklären. „Wallensteins Tod" wurde am 20. April in Weimar zum ersten Mal aufgeführt und erwarb sich in noch höherem Grade als „die

Piccolomini" den enthusiastischen Beifall der Zuschauer, der bald in ganz Deutschland widerhallte. Schiller hatte sich eine Stelle unter den größten dramatischen Dichtern aller Zeiten errungen. „Schillers ‚Wallenstein' ist so groß", äußerte Goethe mehr als ein Vierteljahrhundert später zu Eckermann, „daß in seiner Art zum zweiten Mal nicht etwas Aehnliches vorhanden ist."

Mit der Vollendung des „Wallenstein" warf der Dichter eine Last von sich, die ihn wahrhaft niedergedrückt hatte, zumal unter körperlichen Leiden, wo er einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Druckes und des Leidens büßen mußte. Noch kurz vor der Beendigung schrieb er an Goethe, wenn er erst der wallensteinischen Masse los sei, werde er sich als einen ganz neuen Menschen fühlen. Mit dem „Wallenstein" hatte Schiller die ältere Epoche seiner Dichtungen definitiv überwunden und den Sieg des Dichters über den Philosophen errungen. Jetzt war der Zwiespalt vollständig gelöst. Selbst wo den Dichter noch der abstracte Idealismus fortzureißen scheint, wo wir uns in die Sphäre des Carlos und Posa versetzt glauben, wie bei Max Piccolomini, der dorthin besser zu passen scheint als auf die Kriegsbühne, die uns das wallensteinische Lager vor die Augen bringt, selbst da leiten den Dichter höhere künstlerische Rücksichten, die den realistischen Sinn des wahren Dramatikers stets bekunden. Thekla und Max, die, in dem reinen Aether ihrer Liebe schwebend, an der eigentlichen Handlung gar keinen Antheil nehmen, stehen zwischen den feindselig gegen einander wirkenden Parteien, indem sie durch ihren Zusammenhang mit ihnen die politischen Absichten und Actionen derselben unserm menschlichen Interesse näher bringen. In Max spiegelt sich die lichte Seite von Wallensteins Charakter wieder; weil es Max' Vater ist, ergreift uns Octavios Verrath des Freundes um so schmerzlicher; weil der Liebenden tragisches Schicksal dadurch entschieden ist, rührt uns Wallensteins Abfall

vom Kaiser um so tiefer. Von nun an — und das ist es, was Schiller mit ganzer Willenskraft, mit Anstrengung vollbracht hat — zwang er sich zu concreter, realistischer Darstellung; ja er hatte recht eigentlich den Stoff des „Wallenstein“ statt der „Malteser“ gewählt, weil jener eine solche vorwiegend realistische Behandlung forderte und ihn zwang, seinen idealistischen Hang zu bekämpfen. Gerade in dem Hauptcharakter zeigte sich, durch Wallensteins Hang zu astrologischem Glauben bedeutsam hervorgehoben, das Schwanken zwischen Realem und Idealem noch am auffälligsten. Diesen innern Zwiespalt hat der Dichter noch durch die Schicksalsidee verstärkt, welche er erst nachträglich hineinarbeitete, um die tragische Wirkung zu vertiefen. Aber von der Schicksalsmacht der antiken Tragödie war Schiller weit entfernt: Wallenstein beschwört aus freiem Entschluß das Schicksal selbst über sich herauf, das ihn schließlich umstrickt, wie er aus den Sternen nur liest, was er in ihnen suchen und finden will. Ja selbst wo wir ein Uebermaß des Idealismus erkennen, ergreift uns der Dichter durch die Poesie seines Innern, seine edle Gesinnung, sein zartes und hohes Gefühl, seine inhaltsvollen Gedanken und Betrachtungen. Ein erhabener Geist webt in dem Ganzen:

„Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Gleich nach der Aufführung des „Wallenstein“ unternahm Schiller eine neue dramatische Arbeit, „Maria Stuart“, einst schon für den Jüngling neben dem „Don Carlos“ ein anziehendes Sujet. Rasch ward schon in den Sommermonaten 1799 das Drama gefördert. Während er sich im September einige Ruhe gönnte, wandte er sich zur lyrischen Poesie, um den Musenalmanach mit einigen kleinen Beiträgen auszustatten, und vollendete das schon vor mehreren Jahren entworfene Lied von der Glocke, in welchem der dramatische Dichter dem lyrisch-

didaktischen die Hand reichte. Bald nachdem ihm im October seine älteste Tochter (Caroline) geboren wurde, setzte ihn eine langwierige Krankheit seiner Frau, der er die treueste, unermüdlichste Pflege widmete, längere Zeit außer geistiger Thätigkeit. Er war jetzt fest entschlossen, den gesunderen Aufenthalt in Weimar zu wählen, wohin ihn längst angenehme Freundschaftsverhältnisse sowie das Bedürfnis, sein dramatisches Talent durch beständiges Anschauen von Bühnenvorstellungen zu beleben, hinzogen. Der Universität Jena hatte er, obwohl er im März 1798 zum ordentlichen Professor ernannt worden war, doch während der letzten Jahre nur dem Namen nach angehört. Aus Rücksichten auf den Weimarer Hof und die Rudolstädter Freunde hatte er 1795 einen zweimaligen Ruf an die Universität Tübingen ausgeschlagen; von dem Herzog hatte er damals das Versprechen erhalten, er werde im Fall der Noth sein bisheriges Gehalt verdoppeln. Jetzt erinnerte Schiller ihn an sein Wort, und Karl August gewährte dem Dichter nicht nur die Entlassung von der Universität, sondern bewilligte ihm auch noch eine Gehaltszulage von zweihundert Thalern; nach einer sonst nicht verbürgten Angabe Goethes soll er sich sogar bereit erklärt haben, diese Summe zu verdoppeln, falls Schiller durch Krankheit verhindert sein sollte zu arbeiten. Am 3. December 1799 zog Schiller mit seiner Familie nach Weimar hinüber.

Es erwarteten ihn dort die angenehmsten Lebensverhältnisse, welche ihn an die neue Heimath so sehr fesselten, daß trotz der bedeutenden Kosten des Aufenthaltes nichts ihn von Weimar wieder hinwegzulocken vermochte. Seine Gesundheit befestigte sich; sein Einkommen war groß genug, daß er keinen Wunsch häuslicher Behaglichkeit sich zu versagen brauchte. Er fand dort auch Wilhelm von Wolzogen und seine geliebte Schwägerin Caroline. Das Freundschaftsverhältnis zu Goethe dauerte trotz manchen neidischen Cabalen ungetrübt fort. Die beiden Dichterheroen

verband sowohl die fortgesetzte poetische Production wie das Bemühen, die Kunstleistungen des Weimarer Theaters zu fördern. Beim Einstudieren der Rollen wirkte Schiller vornehmlich für das innere Verständnis, während Goethe sein Augenmerk am meisten auf die äußere Darstellung richtete. Nur in Folge eines so hochherzigen Strebens konnte sich eine Pflanzschule von dramatischen Künstlern bilden, die sich weit über das handwerksmäßige Treiben der Schauspielergesellschaften erhoben. „Man muß es selbst gesehen und gehört haben," sagt der Kanzler Friedrich von Müller, „wie die Veteranen aus jener Zeit des heitersten Zusammenwirkens von Goethe und Schiller noch jetzt mit heiliger Treue jede Erinnerung an diese ihre Heroen bewahren, mit Entzücken einzelne Züge ihres Waltens wiedergeben und schon bei Nennung ihrer Namen sich leuchtenden Blicks gleichsam verjüngen, wenn man ein vollständiges Bild der liebevollen Anhänglichkeit und des Enthusiasmus gewinnen will, die jene großartigen Naturen einzuflößen wußten." Mehrere Redactionen deutscher Dramen und Nachdichtungen ausländischer Stücke wurden durch das Bedürfnis des Theaterrepertoriums veranlaßt. So hatte Schiller schon 1796 Goethes „Egmont" für das Theater eingerichtet; 1801 folgte Lessings „Nathan", 1802 „Iphigenie auf Tauris", 1805 unter Voſſens Beihilfe „Othello". Gleichzeitig mit „Maria Stuart" bearbeitete Schiller den „Macbeth" Shakespeares auf Grund der Uebersetzung Eschenburgs für die Bühne. Seine eigne neue Tragödie ward im Juni 1800 vollendet und sogleich mit bestem Erfolg in Weimar aufgeführt.

Der Dichter hatte in „Maria Stuart" den großartigen historischen Standpunkt verlassen, auf den er sich im „Wallenstein" gestellt hatte. „Neigung und Bedürfnis", schrieb er vor dem Beginn der Arbeit an Goethe, „ziehen mich zu einem frei phantasierten, nicht historischen und zu einem blos leidenschaft-

lichen und menſchlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrſcher habe ich vor jetzt herzlich ſatt." Er faßte daher die Geſchichte der Maria mehr vom ſentimentalen als vom hiſtoriſchen Geſichtspunkte auf. Das Ringen der beiden Mächte jenes Zeitalters, des Proteſtantismus und des Katholicismus, jene großen Momente, von denen die neuere Geſchichte getragen wird, hat uns der Dichter nicht veranſchaulicht; es ließ ſich eine hiſtoriſche Tragödie daraus geſtalten, die an Größe der Idee und der Handlung dem „Wallenſtein" nicht nachſtand. Freilich hätte Schiller dann weiter zurückgreifen müſſen, ſtatt mit Marias Verurtheilung anzufangen. Aber der kirchliche Gegenſatz diente ihm nur als Hebel, nicht als Zweck der Handlung. Nach euripideiſcher Manier hatte er es auf vollſtändige Darſtellung menſchlicher Zuſtände abgeſehen. Es fehlt dem Stück an einem mehr oder weniger idealiſierten Helden; immer wieder mahnt der Dichter an die verbrecheriſche Vorgeſchichte Marias, deren ganzes Sein und Thun in dem Drama unter dem Einfluß ihres Schuldbewußtſeins ſteht, und nie vergißt er, in Eliſabeth die „königliche Heuchlerin" zu ſchildern, obwohl er die Motive, nach denen ſie handelt, (wie auch meiſt bei ihrer Gegnerin) als zwingende Nothwendigkeit erſcheinen läßt. Die Meiſterſchaft des dramatiſchen Dichters iſt bei dieſer Tragödie, die im Grund nur aus einem breit ausgeführten fünften Acte beſteht, auf die äußerſte Höhe getrieben. Die menſchliche Theilnahme des Dichters neigt ſich gegen ſeine hiſtoriſche Ueberzeugung auf die Seite Marias und ihrer Parteigenoſſen; unſer volles Intereſſe feſſeln jedoch nur Nebenperſonen, ein Talbot und ſelbſt ein Mortimer, weil er, obgleich ein fanatiſierter Zögling der Jeſuiten, im ungezähmten Drang des Herzens handelt.

Langſamer als die „Maria" wurde ſeit dem Sommer 1800 „die Jungfrau von Orléans" ausgearbeitet; ſie führte den Dichter in's neue Jahrhundert hinüber, deſſen erſte Stunde er

in ernsten Gesprächen mit Goethe begrüßte. In dieser „romantischen" Tragödie verließ Schiller in noch höherem Grade den Boden geschichtlicher und realer Wahrheit, dem bei diesem Stoffe allerdings kein wahrer Poet treu bleiben konnte, um den Versuch zu machen, ein modernes Drama durch die Romantik zu beleben und für die Zauberwelt des religiösen Wunderglaubens einen Platz auf der Bühne zu gewinnen. Sein neues Drama glänzt mit blendenden Farben, die Sprache erklingt in lyrischen Tönen aus dem Munde der Heldin; es sind effectvolle Schilderungen nicht gespart, und selbst der äußere Glanz, mit welchem das Stück auf der Bühne erscheint, trägt zur Glorie desselben bei. Wie der Geschichte gegenüber, so bedient sich Schiller auch, was den Wechsel von Ort und Zeit betrifft, im Gegensatz zu der eng geschlossenen Composition der „Maria Stuart" und selbst des „Wallenstein" aller Freiheiten der shakespearischen Bühne. Durch die wunderbar eigenartige Begründung der Schuld in dem Charakter der Jungfrau kommt künstlerische Einheit in den äußerlich zerfallenden Stoff, wie dadurch die menschlichen Triebkräfte allem übernatürlichen Beiwerk zum Hohn zu den entscheidenden Motoren der Handlung erhoben sind. Keine weichlich-sentimentale Schwärmerei entstellt das Drama, dessen Held ein Weib ist; ein männlich-kräftiger Kriegston schallt mit ehernem Pathos aus allen Scenen wieder. Die Gestalt Johannas, die der skeptische Geist des achtzehnten Jahrhunderts in ihrer makellosen Reinheit nicht zu erfassen vermochte, ward von Schiller zum ersten Mal wieder in all ihrer himmlischen Glorie hergestellt als Symbol des mit der Gottheit vereinigten echt Menschlichen. So sprechen uns denn auch vor allem die Scenen mächtig an, in denen der Dichter die Begeisterung eines unterdrückten Volkes für die Wiedererkämpfung der verlorenen Ehre ausspricht, wo er die Macht des religiösen Glaubens in seiner Verbindung mit der Liebe zum Vaterlande verherrlicht, gleichsam prophetisch die

Zeit der Unterdrückung und Befreiung seines deutschen Vaterlandes vorahnend, die er nicht mehr erleben sollte.

Der ersten Aufführung in Weimar wurden Hindernisse bereitet, die in persönlichen Verhältnissen des Herzogs von Weimar ihren Grund hatten. Nachdem Schiller im August und September 1801 bei seinem Körner einige genußreiche Wochen in Dresden und Loschwitz, den Orten schöner Jugenderinnerungen, zugebracht hatte, wohnte er in Leipzig, das dieses Mal mit der Aufführung der weimarischen Bühne zuvorkam, am 17. September der ersten Vorstellung seiner „Johanna“ bei, enthusiastisch begrüßt von der allgemeinen Verehrung. Tags darauf nahm er wehmüthigen Abschied von seinem Freunde, der ihn mit seiner Familie nach Leipzig begleitet hatte.

Den Winter über war seine dichterische Thätigkeit mannichfach getheilt. Zunächst wandte er sich zu der Bearbeitung von Gozzis „Turandot“, mit deren Aufführung man den Geburtstag der Herzogin Luise zu feiern beabsichtigte. Eine prosaische Uebersetzung des Originals von Werthes bildete die Grundlage, auf der Schiller seine vielfach erweiternde und vertiefende Umdichtung aufbaute. Daneben beschäftigte ihn längere Zeit der Plan des „Warbeck“. Kleinere lyrische Productionen wurden durch das goethische „Mittwochskränzchen“ hervorgerufen, das sich schon sehr bald in Folge der von Kotzebue veranstalteten und gescheiterten Demonstrationen zu Schillers Verherrlichung auflöste. Gegen das Frühjahr beschäftigte ihn die Einrichtung seiner neuen Wohnung, welche er vor kurzem gekauft hatte. Um diese Zeit wurde die Aufführung von Goethes „Iphigenie“ vorbereitet und vielfach zwischen den beiden Freunden erörtert. Sicherlich trug Schillers anhaltende Beschäftigung mit dem goethischen Drama dazu bei, die Wahl für die „Braut von Messina“ zu entscheiden, welche seit dem August 1802 ihn in angespannter dichterischer Thätigkeit erhielt. Am Sylvesterabend las er das

fertige Werk im Kreiſe der Seinen vor und verſprach, heiter in die Zukunft blickend, jeden Jahresſchluß mit einer neuen Tragödie zu feiern. Im Laufe des folgenden Monats legte er noch die letzte Hand an das Drama, das im März auf der Weimarer Bühne erſchien.

Schiller fürchtete, daß er in ſeinen letzten Tragödien die Poeſie allzu ſehr der Bühnenwirkung untergeordnet habe; er machte es ſich ſpäterhin zum Vorwurf, daß er ſich in der Berührung mit dem Publicum nicht immer rein erhalten habe. Daher ſtellte er ſich dies Mal die Aufgabe, auf die einfachſte Handlung ſich zu beſchränken und im engen Raum, aber durch conſequente Durchführung der tragiſchen Idee die höchſte Wirkung zu erreichen. Ein erneutes Studium der griechiſchen Tragiker gieng der „Braut von Meſſina“ voraus und hat in derſelben viele Spuren zurückgelaſſen. „Der Sinnende, der alles durchgeprobt,“ wie ihn Goethe in dem großen Maſkenzug zum 18. December 1818 nannte, wollte Form wie Idee der griechiſchen Tragödie mit einem romantiſchen Stoff harmoniſch verſchmelzen; daher wagte er auch den bisher noch mißglückten Verſuch auf's neue, den Chor der Griechen auf die Bühne zu bringen und dieſe dadurch zu erweitern. Allerdings hatte der Chor oder vielmehr die Chöre der „Braut“ — denn es ſind zwei feindliche Parteien, die thätig in die Handlung eingreifen — mit dem Chor der alten Tragödie wenig gemein, und indem Schiller für die Aufführung die Reden des Chores auf die einzelnen Glieder desſelben vertheilte, gab er ſelbſt die Abſichten auf, die er urſprünglich mit dem Chor verfolgt hatte. Die Schickſalsidee tritt in der „Braut“ ſchroffer hervor als in den übrigen Tragödien Schillers; aber der Dichter hat das blind waltende Fatum in eine rächende Nemeſis verwandelt. Ueberhaupt aber kam es Schiller bei all dem vorzüglich auf die Form der Tragödie an, die er hier in ihrer ganzen Reinheit als ein

glücklicher Nebenbuhler der antiken Tragiker erneut zu haben glaubte. Die Urtheile der Zeitgenossen waren getheilt. Während die nähern Freunde wie Goethe, Humboldt, Körner, Iffland von der Schönheit des Werkes entzückt waren, nannte Tieck „die Braut von Messina“ die größte Verirrung Schillers und meinte, sie sei es vorzüglich gewesen, die unsere Bühne aus allen Fugen gerückt habe. Ohne Zweifel überragt „die Braut“ alle andern Dramen unsers Dichters durch ihre hohe Schönheit der einzelnen Theile, durch ihren Reichthum der erhabensten Poesie, die in die klangvollste, selten zum falschen Pathos greifende Sprache gekleidet ist.

Schiller stand jetzt auf der Höhe des Ruhms. Die Stimmen des Neides waren völlig verhallt; Zeichen der liebevollsten Verehrung wurden ihm von der ganzen Nation dargebracht. Die Verleihung des Reichsadels, welche der Herzog im September 1802 erwirkt hatte, konnte daneben kaum in Anschlag kommen; doch war sie dem Dichter wegen der Zukunft seiner Familie lieb, sowie auch durch die Hinwegräumung einiger Etiquetteschranken seine Beziehungen zu den Kreisen des Hofes seitdem enger wurden. Den größten Lebensgenuß bereitete ihm seine geistige Thätigkeit, die in den letzten Jahren durch körperliche Beschwerden seltener unterbrochen wurde. Vorstudien zu einem neuen dramatischen Werke, dem „Wilhelm Tell“ — denn „die Malteser“ wurden auf's neue bei Seite gelegt —, beschäftigten ihn schon neben der „Braut von Messina“. In der Pause nach der Beendigung seiner Tragödie bearbeitete er, um einem Wunsche des Herzogs nachzukommen, frei in Prosa die französischen Lustspiele des Picard, „der Parasit“ und „der Neffe als Onkel“. Nebenarbeiten von originalerem Charakter waren die meisterhaften Dichtungen „der Graf von Habsburg“, der die Reihe der inzwischen durch „Hero und Leander“ (1801) und „Kassandra“ (1802) vermehrten Balladen abschloß, und „das Siegesfest“, ursprünglich zu einem geselligen Liede edleren Stiles be-

ſtimmt, beide durch dramatiſche Lebendigkeit wie durch erhabene Lyrik ausgezeichnet. Eine Sammlung ſeiner kleinen Gedichte hatte er bereits in den letzten Jahren redigiert und durch die Form, in der er ſeine Jugendverſuche, „die wilden Producte eines jugendlichen Dilettantism“, jetzt erſcheinen ließ, einen Beweis von der Strenge gegeben, mit der er ſeine erſte dichteriſche Periode beurtheilte. Als er auch an die älteren dramatiſchen Werke die beſſernde Hand legen wollte, erkannte er bald die Unmöglichkeit, ſie ſeinen jetzigen Geſchmacksanforderungen anzunähern. Er ließ ſie daher in der Sammlung ſeiner dramatiſchen Werke, deren Beginn er noch erlebte, in ihrer erſten naturwüchſigen Geſtalt erſcheinen, und nur „Don Carlos“ wurde in der neuen Redaction hin und wieder überarbeitet und verkürzt.

Zu dem Stoff des „Wilhelm Tell“ war Schiller durch Goethe geführt worden, der ihn epiſch hatte behandeln wollen. Goethe, der auf die Geſtaltung dieſes Dramas einen bedeutendern Einfluß als auf die kurz vorangegangenen ausgeübt hat, belebte ſeine Phantaſie durch die anſchaulichen Schilderungen der Scenerie und der Volksſitte des Alpenlandes, welches Schiller nie mit eignen Augen geſchaut hatte. Tſchudis Schweizer Chronik, mit deren Erzählung ſich auch Goethe früher ſehr vertraut gemacht hatte, daneben Johannes von Müllers ſchweizeriſche Geſchichte und andere ältere Schweizer Chroniken waren die Werke, aus denen Schiller alles Hiſtoriſche in ſeinem Drama ſchöpfte; in den vortrefflichſten Theilen des Dialogs war deren treuherzige Sprache ſein Vorbild, das er nur in einigen rhetoriſch ausgeſchmückten Scenen nicht immer zum Vortheil ſeiner Dichtung verlaſſen hat. Wenn man der Quelle einzelner eingewebter Züge und charakteriſtiſcher Zeichnungen landſchaftlicher Eigenthümlichkeit nachgeht, ſo bewundert man die Sorgfalt, mit der Schiller ſich zu dieſem dramatiſchen Werke ausrüſtete. Wo der Dichter an der realen Baſis feſtgehalten hat, ſteht er in ſeiner ganzen Meiſterſchaft vor

uns; die ersten beiden Acte gehören zu dem Vollendetsten, das Schiller überhaupt geschaffen hat. Jene Freiheitsidee, welche sich in den „Räubern“ tumultuarisch Luft macht und sich im „Don Carlos“ zu idealer Schwärmerei veredelt, erscheint hier in der Würde gereifter Männlichkeit als treue Beschützerin des häuslichen Herdes, als Bewahrerin des Rechts und der reinen Sitte. So ward Schillers „Tell“ in der That „ein rechtes Stück für das ganze Publicum“, dem deutschen Volke für die Jahre harter Prüfung ein heiliges Vermächtnis. In der Zeit, da das deutsche Volk der tiefsten Schmach entgegengieng, stellte der Dichter das heldenmäßige Ringen eines edlen Volkes mit seinen Unterdrückern dar. Nicht Tell als einziger Held, sondern das ganze zur Freiheit sich durchkämpfende Volk sollte verherrlicht werden. Erst gegen die Mitte des Dramas drängen sich die manchfachen Verletzungen des Volkes in Tells Sache zusammen. Die Schwierigkeit des Stoffes, die in der Nothwendigkeit lag, diese beiden Handlungen sebständig neben einander zu führen, hat Schiller für sich noch bedenklich erhöht, indem er mit dem Liebespaare Rudenz und Bertha eine dritte Handlung beifügte: durch die Einheit des Interesses wird die dramatische Geschlossenheit der außerordentlich kühnen Composition gewahrt.

Im December 1803 brachte ihm die Anwesenheit der Frau von Staël, welche in Weimar den größten Theil der Materialien zu einer Schilderung der deutschen Literaturzustände zu sammeln beabsichtigte, manche unerwünschte Störung. Nicht ohne Bitterkeit beklagte er den nothwendigen Verkehr mit dem „beweglichsten, streitfertigsten und redseligsten“, freilich auch „gebildetsten und geistreichsten weiblichen Wesen“, bei dem man sich „ganz in ein Gehörorgan verwandeln“ müsse. Die geistvolle Französin konnte ihm nichts geben; sie bestärkte ihn nur in seiner Deutschheit. „Tell“ wurde unter diesen Zerstreuungen im Februar 1804 zu Ende gebracht. Bei der ersten Aufführung am 17. März waren

die Frau von Staël und Johannes von Müller zugegen. Dem berühmten Schweizer Historiker ward im letzten Act durch den Mund der Eidgenossen eine freundliche Begrüßung ausgesprochen. Der begeisterte Beifall, mit dem das neue Werk aufgenommen wurde, fand in den Herzen aller Deutschen einen Widerhall, vor allem auch in Berlin, wo Schillers dramatische Arbeiten vom „Wallenstein" an sich der wärmsten Aufnahme erfreuten, während sie unter Ifflands Leitung in glänzenden Darstellungen vorgeführt wurden.

Um so bereitwilliger folgte Schiller einer Einladung Ifflands, um im Frühjahr einige Wochen in der preußischen Hauptstadt zu verweilen. Mehrere seiner Dramen wurden auf dessen Veranstaltung jetzt möglichst vollkommen aufgeführt; der Dichter fühlte sich von den Leistungen der Schauspieler in hohem Grade befriedigt. Allgemeine Verehrung empfieng ihn. Auch der Hof, vorzüglich die hochgebildete Luise, gab ihm Beweise der huldvollsten Anerkennung. Man wünschte ihn für Berlin zu gewinnen und ließ ihm eine Stelle in der Akademie mit einem Jahrgehalt von dreitausend Thalern nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage antragen. Als jedoch Schiller nach Weimar heimgekehrt war, fühlte er sich zu eng an die gewohnten Verhältnisse gefesselt, um das allerdings lockende Anerbieten zu ergreifen, zumal es ihm zweifelhaft schien, ob selbst ein so ansehnliches Einkommen für das Leben in der großen Residenz ausreichend sei. Dankbarkeit und Liebe hielten ihn in Weimar zurück; der Herzog vermehrte ihm sein Gehalt um vierhundert Thaler. Wenn er früh dahinscheiden sollte, wie er sich nicht verhehlen konnte, so wußte er, daß seine Familie nicht verlassen sein würde.

Im Juli 1804 zog Schiller auf einige Zeit nach Jena wegen der bevorstehenden Niederkunft seiner Frau, die ihn bald darauf mit seiner jüngsten Tochter Emilie, der um die Schillerforschung hoch verdienten nachmaligen Freifrau von Gleichen-Ruß-

wurm, beschenkte. Bei einer Spazierfahrt durch das Dornburger Thal zog er sich eine heftige Erkältung und eine Fieberkrankheit zu, welche seinen Gesundheitszustand auf bedenkliche Art veränderte. Krankheitsanfälle wiederholten sich seitdem häufig und ließen eine gewisse Schwäche zurück, die zugleich seiner geistigen Productivität Stillstand gebot. Gegen den Herbst erst genas er einigermaßen wieder. Nach langem Schwanken zwischen mehreren dramatischen Plänen wandte er sich jetzt entschieden zu einem schon früher entworfenen Trauerspiel, dessen Stoff er der russischen Geschichte entlehnte, dem „Demetrius", in welchem sich die Idee des zurückgelegten „Warbeck" wiederholte. Nach den sorgfältigsten Vorbereitungen und Studien aus einer kaum übersehbaren Masse von Quellschriften rückte die Dichtung selber langsam weiter. Schwer war es vor allem, den ungeheuren Stoff zum Kunstwerke zu ballen. Endlich entschloß sich Schiller, das Vorspiel, dessen Ausführung er bereits begonnen, fallen zu lassen und den Zuschauer mitten in die Handlung hineinzuführen.

Andere Arbeiten lenkten ihn von diesem Hauptwerke wieder ab. Auf Goethes Andringen verfaßte er zum Empfange der Großfürstin Maria Paulowna, welche mit ihrem jungen Gemahl, dem Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar, am 9. November 1804 ihren festlichen Einzug in Weimar hielt, Anfang Novembers in wenig Tagen das Festspiel „die Huldigung der Künste", worin er in ernstem Sinne die erhabenen Ideen des Schönen mit dem festlichen Anlaß verband. Die kleine, gehaltvolle Dichtung gewann ihm das Herz der liebenswürdigen Fürstin, der sie Thränen der Rührung und Freude entlockt hatte. Von ihrer huldvollen Anhänglichkeit wurden dem Dichter noch in den letzten Tagen seines Lebens manche glückliche Augenblicke bereitet.

Da ihm zu anhaltender Geistesanstrengung Kraft und Muth fehlte, so griff er wie zu einer Nebenbeschäftigung zu der keineswegs leichten Uebersetzung von Racines „Phädra", mit deren

Aufführung die Bühne den 30. Januar festlich begieng. Unter den Krankheitsanfällen der rauheren Jahreszeit schwand der letzte Rest seiner physischen Kräfte dahin. In einigen lichtern Augenblicken arbeitete er am „Demetrius“, dessen letzte Fragmente kurz vor seinem Ende geschrieben sind. Sehnsuchtsvoll blickte er dem Frühling entgegen, von dem er Genesung hoffte, und entwarf Reisepläne für die schönere Jahreszeit; bald zog es ihn nach dem Norden, um über das Meer, das er noch nie gesehen hatte, seine Blicke schweifen zu lassen, bald nach der Schweiz, um die herrliche Natur, die seine Phantasie im „Tell“ gemalt hatte, in der Wirklichkeit zu genießen. Auch Goethe litt während des Winters an einer langwierigen Krankheit, so daß sie, beide an ihr Zimmer gefesselt, ihre gewohnten Unterhaltungen entbehren mußten. Der jüngere Voß erzählt, wie er nie ohne Rührung an jenes wehmüthige Wiedersehen zurückdenken könne, als nach einer längeren Krankheitsperiode Schiller, der sich zuerst wieder erholt hatte, in Goethes Zimmer trat. Sie fielen sich um den Hals und drückten ohne Worte die Freude der Wiedervereinigung in einem langen Kusse aus. Am 29. April sahen sie sich zum letzten Mal. Schiller stand im Begriff, in's Theater zu gehen. Goethe ward durch sein Unwohlsein, das ihn noch die nächsten Wochen an das Haus fesselte, abgehalten, ihn dahin zu begleiten. Vor Schillers Hausthüre nahmen sie Abschied, nicht ahnend, daß es der letzte sei. Am Schlusse des Stückes befiel ihn ein heftiges Fieber; doch äußerte es sich nicht beunruhigender als frühere Krankheitsanfälle.

In den ersten Tagen blieb sein Kopf noch frei; er empfieng den Besuch von Freunden auf seinem Zimmer; doch bat man ihn, sich ruhig zu verhalten, da das Sprechen ihn anstrengte und seinen Husten verschlimmerte. Am 6. und 7. Mai traten heftige Beklemmungen und Krämpfe hinzu; er fieng an, abgebrochen zu sprechen, und hin und wieder stellten sich Fieberphantasien ein. Mit seinem „Demetrius“ waren seine Gedanken

häufig beschäftigt. Am 8. nahmen die Kräfte zusehends ab; er war still und schlummerte viel. Seine jüngste Tochter ließ er noch vor sein Krankenlager bringen und betrachtete sie mit Freude. Als seine Schwägerin Caroline gegen Abend zu ihm vor's Bette trat und ihn fragte, wie es gehe, drückte er ihr die Hand mit den Worten: „Immer besser, immer heitrer." Er wünschte, daß man den Vorhang öffne, weil ihn verlangte die schöne Frühlingsabendsonne zu sehen. Es war zum letzten Scheidegruß. Kaum hatte er ein Gefühl seines nahen Endes; doch bat er Gott, ihn vor einem langsamen Dahinsterben zu bewahren. Seine Bitte ward erfüllt. Am 9. Mai schwand die Besinnung; er sprach nur unzusammenhängende Worte, häufig Latein. Geduldig ließ er alles mit sich geschehen; die Seinen schien er nicht mehr zu erkennen; er sah sie mit irrem Blick an. Seine Gattin kniete am Bett; er drückte ihr noch die Hand. Plötzlich — Abends sechs Uhr — fuhr es wie ein elektrischer Schlag über sein Gesicht, dann sank sein Haupt zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte seine Züge, wie eines sanft Schlummernden. Schiller war nicht mehr.

Die Trauer war allgemein, so weit der Klang deutscher Dichtung vernommen ward. Ein Leben war dahingeschieden, das noch vor kurzem durch die Fülle seines Schaffens die Bewunderung der ganzen Nation gewesen war. Und doch mochte man es auch ein beneidenswerthes Loos nennen, auf der Höhe des Ruhms, in der vollen Frische männlicher Kraft, gleichsam am erreichten Ziele zu sterben; denn was Schiller auch noch zu leisten vermocht hätte, daß er über die Stufe, auf der seine letzten Dichtungen stehen, hinausgehen könne, vermochte man sich nicht vorzustellen.

Um die Mitternachtsstunde vom 11. zum 12. Mai fand das Leichenbegängnis statt. Es war von der Familie dem Range des Verstorbenen gemäß angeordnet. Noch kurz vorher erboten

ſich einige Freunde und Verehrer, ſtatt der gedungenen Träger die Leiche zu ihrer Ruheſtätte zu tragen, in die ſie ohne Rede und Geſang, doch unter volltönenden Nachtigallenliedern eingeſenkt ward. Der Himmel war Anfangs umwölkt; doch als der Sarg vor der Gruft niedergeſenkt ward, zerriß der Wind die Wolkenhülle, und der Mond beleuchtete den Sarg, der mit Schillers Namen bezeichnet war. Nach mehr als zwanzig Jahren ſammelte man die längſt zerfallenen Gebeine, die aus der Maſſe der mit ihnen in dem nämlichen Gewölbe modernden Ueberreſte kaum noch erkennbar waren, und ſetzte ſie in einem nach Goethes Zeichnung angefertigten Sarge, einer Anordnung des Herzogs zufolge, in der weimariſchen Fürſtengruft bei, wo der Staub unſerer beiden größten Dichter, wie das Leben ſie in neidloſer Freundſchaft vereint hatte, jetzt neben einander ruht.

„Ich bin ein Menſch geweſen, und das heißt ein Kämpfer ſein“ — dieſe Worte des goethiſchen „Divan“ finden auf Schillers Leben ihre vollſte Anwendung. Leben und Welt kamen ihm von vorn herein nicht freundlich und fördernd entgegen. Nicht ausgeſtattet mit den Gaben des Glücks, nicht mit äußern Vorzügen, welche leicht die Wege öffnen und die Herzen gewinnen, mußte er durch die Kraft des geiſtigen Strebens ſich Bahn brechen, mußte Hinderniſſe überwinden, die bald in den Verhältniſſen, bald in der eignen Perſönlichkeit lagen, und erſt durch die Kraft des Wollens dahin gelangen, „den Widerſtand der ſtumpfen Welt zu beſiegen“, der er nicht nachgiebig, ſondern mit dem Bewußtſein ſeiner moraliſchen Würde und ſeiner menſchlichen Berechtigung entgegentrat. Faſt noch mehr will es bedeuten, daß er in eben dem Maße den Kampf mit ſich ſelbſt beſtand, der Leidenſchaft in der eignen Bruſt den Sieg abgewann und ſein ſittliches Daſein, das in ſeiner Jugend von manchen Gefahren bedroht war, zu einer immer reineren Harmonie läuterte.

Der Menſch und der Dichter giengen bei ihm wie bei allen

Heroen der Poesie auf's innigste Hand in Hand; beide werden daher auch nur dem ganz verständlich, der Schillers Lebensereignisse und geistige Schöpfungen als die Manifestationen eines fortschreitenden Entwicklungsganges von der leidenschaftlichen Zerfahrenheit zur besonnenen Selbstbeherrschung, von der Verworrenheit zur Klarheit auffaßt. Aus der Indignation über die Schwäche und Verderbnis der ihn umgebenden Welt, aus dem ungestümen Gegendruck wider die einengenden Schranken des Daseins, aus dem trüben Gewirr der Leidenschaften und aus düsterer Resignation erhebt ihn mehr und mehr das Ideal der sittlichen Freiheit und der echten Menschlichkeit, die Begeisterung für menschliche Würde und Größe. Was er in der Gegenwart nicht findet, sucht er im Buche der Geschichte. Er wird Geschichtschreiber, um durch das Bild einer edlen Menschheit, durch große Charaktere die Herzen zu erheben. Er wird Philosoph, um den reinen Grundprincipien des menschlichen Denkens und Wollens nachzuforschen und sich selbst über die tiefsten Fragen des menschlichen Seins klar zu werden. Als endlich in beiden Richtungen sein Geist sich erweitert und gesammelt hat, erkennt er auf der letzten Stufe in der Dichtkunst die Vereinigung der sittlichen Größe und der Wahrheit mit dem Schönen; deutlich wird ihm sein höchstes Ziel, wie es seine Worte bezeichnen, Cultur und politische Freiheit auf dem Wege der Kunst und Poesie zu vermitteln und mit der Natur selbst in Einklang zu bringen.

Von der subjectiven Idealität geht daher überall sein geistiges Wirken aus; aber das Ideal wandelt sich mit den Fortschritten seiner sittlichen und geistigen Bildung. Die feindliche Stellung gegen die Welt, deren Gemeinheit und Lasterhaftigkeit in seinen Jugenddichtungen zu Caricaturen verzerrt wird, weicht der Hoffnung auf eine höhere Vollkommenheit der zukünftigen Geschlechter, als deren Mitbürger er sich fühlt, und was ihm Anfangs nur als ein träumerisches Ideal einer vollendeten Mensch-

heit vorschwebt, vermählt sich mehr und mehr mit der Wahrheit, mit der Wirklichkeit. Diese Harmonie zu erringen, dazu trieb ihn der Gang seiner Studien, dahin leitete ihn die Verbindung mit Goethe von dem Augenblicke an, wo ihn „Wilhelm Meister" in Entzücken versetzte, endlich der Gang der Weltereignisse, welche gewaltsam jedes Gemüth in die großen Bewegungen auf der realen Bühne der Menschheit hineinzogen; sie erst haben den Boden für Schillers dramatische Werke vom „Wallenstein" an geschaffen.

Schiller hat die beiden streitenden Welten nicht völlig zu versöhnen vermocht. Der Widerspruch geht durch alle seine Dichtungen und ist selbst in seinen vollendetsten Dramen nicht ganz gelöst. Der Mangel an Einheit würde mehr in's Auge fallen, wenn er nicht durch die Meisterschaft der Form, durch die vollkommene Sicherheit der Technik und durch den blendenden Glanz der Diction verhüllt wäre, wodurch die meisten Leser von einer kritischen Prüfung des Gedankeninhaltes und der Charakteristik der handelnden Personen abgehalten werden. In dem Sinne, wie Schiller die Forderung an den Dichter stellte, daß er seine Individualität zur reinsten und vollkommensten Menschheit hinaufzuläutern habe, glaubte er auch an das Recht, diese Individualität in der Dichtung geltend zu machen. Bei ihm liegt stets das Uebergewicht auf der Seite des reinen Ideals der Menschheit, wie es in seiner Seele Gestalt gewonnen hat; es drängt ihn stets zu der Darstellung des Sieges der moralischen Kraft über die Schranken der endlichen Verhältnisse, der sittlichen Freiheit über die Naturnothwendigkeit, deren tragische Bedeutung er gern im fatalistischen Sinne auffaßt, doch so, daß der Mensch im unbewußten Zusammenwirken mit den äußern Umständen sich selbst sein Schicksal bildet. So entspringt der tragische Conflict in letzter Instanz doch immer aus echt menschlichen Motiven. Das Höchste, was Schiller leistete, rang er seiner Natur ab.

Daher macht seine Poesie nur selten den Eindruck genialer Unbewußtheit und Unbefangenheit; es zieht ihn stets zur Reflexion, die wohl nie bei einem großen Dichter in solchem Maße mit seinem ganzen künstlerischen Schaffen unzertrennbar verbunden war. So sehr die Kritik geglaubt hat, dies als einen Mangel in der Poesie Schillers bezeichnen zu müssen, so hat gleichwohl diese Mischung der reflectierenden Betrachtung mit dem poetischen Ausdrucke des hervorströmenden Gefühls ihn um so mehr zum nationalen Dichter gemacht, als sie mit dem Wesen des deutschen Charakters zusammentrifft.

Der Streit, welcher größer sei, Goethe oder Schiller, hat sich gelegt, seit man angefangen hat, einen jeden in seiner Eigenthümlichkeit zu begreifen und unparteiisch zu würdigen, statt sie mit banalen Phrasen zu kritisieren oder um gewisser Parteizwecke willen den einen oder den andern auf den Schild zu erheben. Während Goethe, über die Schranken der Nationalität hinausragend, als Begründer am Eingang eines neuen Weltreichs der Poesie steht, so verehren wir in Schiller den Dichter, in dessen Persönlichkeit und Werken das, wonach der deutsche Geist seit Jahrhunderten gestrebt hatte, seine höchste und reinste Vollendung fand. Beide gelangten auf verschiedenen Wegen zum Ideal des Schönen und dienten sich gegenseitig zur Ergänzung. Wenn Goethe aus der Fülle des Besonderen zur allgemeinen Idee emporstieg, so gieng Schiller den umgekehrten Weg. Er suchte zu dem geistigen Ideal die körperliche Gestalt, um die Idee in die Wirklichkeit hinüberzuführen, vom Ideal in's Leben hinabzusteigen. Der Stoff mußte ihm auf halbem Wege entgegenkommen, und auch dann bildete er ihn noch gewaltsam um, bis er für seine Idee brauchbar ward. Wo beides eins ward, wo sich die volle Wärme seines für alles Große und Schöne glühenden Herzens in den vollen Tönen seiner klangvollen Dichtersprache ergießen konnte, in den lyrischen Gedichten, welche die ideale Seite des

menſchlichen Daſeins über das Wandelbare und Vergängliche hervorheben, in den großartigen Männercharakteren ſeiner Dramen, welche die Reinheit des Willens mit der moraliſchen Kraft vereinigen, da iſt der volle Glanz, das rein und hell emporleuchtende Feuer ſeiner Poeſie, an dem ſich noch ſpäte Geſchlechter entzücken und erwärmen werden.

2-19